

Biblioteka Śląska

578

II

Pracownia Śląska



Einzelchriften zur Schlesiſchen Geſchichte

Herausgegeben
von der
Hiſtoriſchen Kommiſſion für Schleſien

Z w e i t e r B a n d

Hans Heſſel: Geſchichte der deutſchen Literatur in Schleſien
Erſter Band

1929

Oſtdeutſche Verlagsanſtalt Breslau

Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien

Erster Band:

Von den Anfängen bis zum Ausgange des Barock

von

Hans Heckel

Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte

Herausgegeben von der

Historischen Kommission für Schlesien

Zweiter Band



1929

Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau

548

II



50,000,-

X-646
548 II

Alle Rechte vorbehalten

Copyright-1929 by Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. Breslau
Printed in Germany

Meiner Mutter
und
dem Andenken meines Vaters

Zur Einführung

Es sind nun bald hundert Jahre verflossen, seit August Kahlert in seiner Schrift „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie“ die erste Geschichte des schlesischen Schrifttums gegeben hat. Er wollte mit dem schmalen Bändchen nur einen Grundriß liefern für den künftigen Geschichtsschreiber schlesischer Dichtung. Allein der Erwartete kam nicht. Die beiden kürzeren Gesamtdarstellungen von Max Koch und Hermann Janßen waren zu besonderem Anlaß geschrieben und in ihrem Umfange aufs äußerste beschränkt. Inzwischen veraltete das für seine Zeit mustergültige Büchlein Kahlerts naturgemäß an allen Ecken und Enden, und zahllose Ergebnisse der Einzelforschung harreten der Verarbeitung. So ist es zu verstehen, daß der Ruf nach einer Schlesienschen Literaturgeschichte sich immer häufiger und dringender erhob. Gerade Schlesien, das einstmals vor allen andern als das eigentliche Dichterland Deutschlands galt, mußte diesen Mangel besonders schwer empfinden.

Doch auch über die Ansprüche einer bestimmten Landschaft hinaus hofft meine Arbeit der Wissenschaft gelegen zu kommen. Seit August Sauer in seiner bekannten Rektoratsrede dem Gedanken Ausdruck gegeben hat, daß der allgemeinen eine Stammesliteraturgeschichte zur Seite treten müsse — Josef Nadlers kürzlich vollendetes Monumentalwerk „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ hat seinen Wunsch im Sinne einer großzügigen Zusammenfassung inzwischen verwirklicht —, ist die Erforschung der landschaftlichen Sonderentwicklungen eine unserer wichtigsten Aufgaben geworden. Wie die Dichtung eines Volkes nicht nur einfach ein lediglich durch die Gemeinsamkeit des Sprachgewandes zu einer Einheit zusammengeschlossener Teil der großen Weltliteratur ist, sondern zugleich, ja vor allem als Ausdruck einer durchaus eigentümlichen und von andern verschiedenen, sich aus dem Gefüge einer geschichtlich gewordenen Gemeinschaft ergebenden Geisteskultur gewertet werden muß, so gilt das gleiche für die Glieder eines Volkes, die Stämme, im kleinen; und es gilt für die Stämme des deutschen Volkes, dem das Betonen der Stammesart gegenüber der Volksgemeinschaft von jeher eigen war, ganz besonders. Für den deutschen Osten kommt ein weiterer wichtiger Umstand hinzu. Die Geschichte des schlesischen Geisteslebens ist zugleich die Geschichte der Bildung eines neuen Volksstammes, der aus deutschen Einwanderern und slawischen Eingeborenen zusammenwuchs. So liegt hier eine ganz bestimmte Eigenaufgabe vor: die Darstellung der allmählichen geistigen Eindeutschung

Schlesiens unter steter Beziehung auf die Zusammenhänge mit dem allgemeinen deutschen Geistesleben und unter Herausarbeitung der durch die Grenzlage des Landes bedingten besonderen Verhältnisse. Die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Faktoren sind gebührend berücksichtigt worden; zugleich wurde erstrebt, ein Bild der geistesgeschichtlichen und stilleschichtlichen Entwicklung zu geben.

Mein Lehrer Max Koch hat mich zuerst auf die hier vorliegende Aufgabe hingewiesen. Ihm gebührt auch der erste Dank. Doch auch mancher Förderung im einzelnen wäre zu gedenken; ich nenne besonders Professor Paul Klemen, der für verschiedene Teilgebiete der schlesischen Landschaft wichtige Vorarbeiten geliefert hat und mich durch Überlassung von Material unterstützte, und Oberstudienrat und Privatdozent Josef Klapper, der so manchen deutschen und lateinischen Fund aus früherer Zeit zutage gefördert hat. Die stets hilfsbereite Unterstützung durch die Beamten der beiden großen Breslauer Bibliotheken darf nicht vergessen werden. Für Beschaffung von Bildern oder Erlaubnis zu ihrer Veröffentlichung habe ich zu danken der Universitätsbibliothek Heidelberg, dem Rat der Sechsstadt Kamenz in Sachsen, dem hochwürdigsten Herrn Prior des Klosters der Barmherzigen Brüder in Breslau, den Herren Geheimrat Theodor Siebs, Geheimrat Richard Jecht in Görlitz und Professor Franz Landsberger. Eine große Anzahl meiner Bildbeigaben entstammt der Breslauer Stadtbibliothek, deren Leiter, Professor Max Hippe, mir bei der Auswahl in liebenswürdiger Weise zur Hand ging. Der Verlag Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau stellte verschiedene Druckstöcke freundlichst zur Verfügung. Für Anfertigung der beiden Register habe ich Herrn stud. phil. Erich Kunze zu danken.

Endlich sei noch in Dankbarkeit der Stellen gedacht, die durch geldliche Unterstützung die Drucklegung dieses Bandes ermöglichen halfen: der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, des Herrn Oberpräsidenten von Niederschlesien und des niederschlesischen Provinzialausschusses.

Die Anmerkungen sind versehen mit der Überschrift „Quellenverzeichnis“ versehen worden; es handelt sich selbstverständlich um Literaturnachweise.

Inhaltsverzeichnis

Erstes Buch.	
Die Anfänge.	Seite
I. Die Vorzeit. Die deutsche Besiedlung	1
II. Das geistige Leben in den Klöstern	14
III. Hofsche und Spielmannsbichtung	34
Zweites Buch.	
Humanismus und Reformation.	
I. Karl IV. und der böhmische Humanismus	49
II. Die schlesische Hochrenaissance und die Anfänge der Reformation	76
III. Die Dichtung im Reformationsjahrhundert	109
IV. Die Mystik von Schwendfeld bis Böhme	152
Drittes Buch.	
Spätrenaissance und Barock.	
I. Übergreifen der Renaissance auf die Dichtung in deutscher Sprache:	
Martin Opitz	179
II. Der engere Opitzkreis. Scherffer und Logau	208
III. Anbruch des Barock: Andreas Gryphius	227
IV. Die Mystik von Brandenberg bis Kuhlmann	263
V. Die Gesellschaftskunst des Hochbarock	302
a) Lyrik: Hofmanswaldbau und Abschaß	302
b) Drama: Jesuitenkomödie; Lohenstein und Hallmann	321
c) Roman: Lohenstein	343
VI. Ausgang und Übergang: Neulirch und Günther	350
Literaturnachweise	380
Personenverzeichnis	404
Geographisches Verzeichnis	414

Verzeichnis der Abbildungen

	Nach Seite
Die heilige Hedwig (zu S. 27)	28
Bau des Klosters von Trebnitz (zu S. 27)	28
Herzog Heinrich von Pressela (Heinrich IV. der Minnesänger; zu S. 37) . .	36
Breslauer Marienklage II und Osterpiel (zu S. 70)	36
Johannes Heermann (zu S. 123)	160
Jakob Böhme (zu S. 165)	160
Martin Opitz (zu S. 188)	192
Titelblatt des Buches von der deutschen Poeterey, (zu S. 193)	192
Andreas Gryphius (zu S. 236)	240
Titelkupfer zu Gryphius, Sonn- und Feiertags-Sonette (1639) und Freuden- und Trauerspiele und Sonette (1663) (zu S. 240)	240
Angelus Silesius in seinen letzten Lebensjahren (zu S. 279)	288
Quirinus Kußmann (zu S. 298)	288
Christian Hofman von Hofmanswaldau (zu S. 305)	320
Daniel Casper von Lohenstein (zu S. 327)	320
Eine Seite des Entwurfs von Lohensteins Ibrahim Sultan (zu S. 331) . . .	368
Eine Seite aus Christian Günthers Schweidnitzer Taschenbuch (zu S. 370) . .	368

Erstes Buch
Die Anfänge

Die Vorzeit. Die deutsche Besiedlung.

Geistliche und leibliche Besonderheiten eines Volkes schafft nicht das Blut allein. Nicht minder bedeutungsvoll ist das Land, in dem es sich entwickelt, seine Witterungsverhältnisse, seine Lebensbedingungen. Der Italiener dankt seine Leidenschaft und Beweglichkeit dem glühenden Himmel seiner Heimat. Die eiserne Zähigkeit und Willensmacht des Nordländers erwuchs in dem harten Ringen um gesicherte Verhältnisse in einem rauhen und unwirthlichen Lande. So darf es nicht überflüssig erscheinen, zuvor einen Blick zu werfen auf die Vorgeschichte der schlesischen Landschaft, auf die frühesten Bildungen menschlicher Lebensgemeinschaften auf diesem Boden, ehe die Völkerschaften sich hier niederließen, aus deren Vereinigung der schlesische Volksstamm hervorging, von dessen Schrifttum dieses Buch handelt.

Geschichte im strengen Sinne beginnt mit dem Einsetzen schriftlicher Überlieferung. Erst durch diese formt sich für die Nachwelt ein Volk zur geschlossenen Einheit, tritt die Persönlichkeit als maßgebende Größe in den Verlauf des Geschehens ein. Aber auch die Funde aus vorgeschichtlicher Zeit sind für uns längst nicht mehr stumm. Uralte Gräberanlagen, Waffen und Geräte erzählen von langsamer doch stetiger Aufwärtsentwicklung. Gar ungleich und zu sehr verschiedenen Zeiten hat sich der Eintritt der verschiedenen Menschheitsgruppen in die Geschichte vollzogen. Während Aegypten und Südbabylonien schon vor dem Ende des vierten vordrisslichen Jahrtausends in hellem Lichte stehen, nach längerem Zwischenraume gefolgt von Ostasien, treten die Kulturländer am Rande des Mittelmeeres erst längere Zeit nach Beginn des ersten Jahrtausends aus dem vorgeschichtlichen Dunkel heraus, und für Mittel- und Nordeuropa beginnt überhaupt erst kurz vor Christi Geburt, ja teilweise noch viel später ein Hinaufklimmen über die urzeitliche Stufe. Schlesien ist dadurch, daß seine germanischen Bewohner in andere Gebiete abzogen und den kulturell tieferstehenden Slaven das Land überließen, bis tief ins Mittelalter, annähernd bis zum Jahre 1000 nach Christus, im Zustande der Geschichtslosigkeit verblieben. So sind für diesen ganzen Zeitraum, in dem der deutsche Westen und Süden längst zu selbständiger

geistiger Entwicklung gelangt war und das Erbe der Mittelmeerländer anzutreten begonnen hatte, die Kulturverhältnisse der Bewohner Schlesiens nur aus vorgeschichtlichen Ausgrabungen zu erschließen.

Das Gebiet zu beiden Seiten der oberen Oder bis kurz vor der Bobermündung ist in der Hauptsache, wie fast ganz Norddeutschland, vom Meere angeschwemmtes Land. Nur im Südwesten ragt, als natürliche Grenzscheide gegen Böhmen, der mächtige Urgesteinswall der Sudeten auf; seine Hauptteile sind das Isergebirge, das Riesengebirge mit der Schneekoppe, das Gläser Bergland und das Altvatergebirge. Die Ebene ist, abgesehen von der niederschlesischen Kiefernheide und dem östlichen Oberschlesien, fruchtbares Gebiet; im nördlichsten Zipfel des Landes, in der Gegend von Grünberg, gestattet milderer Himmel sogar den Weinbau. Inmitten der Ebene erhebt sich, die ganze Landschaft beherrschend, die weithin sichtbare Porphyrruppe des Zobten. Das oberschlesische Becken ist reich an Steinkohle und Erzen und hat eine blühende Industrie aufzuweisen.

Nicht immer bot Schlesien so günstige Lebensbedingungen wie heute. Während der langdauernden Vereisung Europas ist menschliche Besiedlung kaum anzunehmen. Der Mensch sah sich in der letzten der vier gewöhnlich angenommenen Eiszeiten eingepreßt auf das Gebiet eines schmalen Saumes zwischen dem Gletschergebiete der Alpen und den vorbringenden Eismästen des Nordens. Schlesien, das von starken Winden überwehte Trockenland am Rande der nördlichen Eiszone, scheint er gemieden zu haben. Erst als sich die eiszeitliche Tundra in ein mit zahlreichen Lichtungen durchsetztes Waldgebiet wandelte, als die Tierwelt jenes Zeitalters, für die vor allem das Renntier kennzeichnend ist, nach nördlicheren Ländern zu entweichen begann, treffen wir in nächster Nachbarschaft Schlesiens auf Spuren menschlicher Anwesenheit: Werkzeuge aus Knochen und Hirschgeweihen, rohe Steinkeile und -messer. Bereits ist das Feuer dem Menschen bekannt. Doch noch schweift er als Jäger unstet umher in beständigem Kampfe mit den Tieren. Höhlen gewähren ihm notdürftige Zuflucht vor den Unbilden der Witterung.

Die sogenannte jüngere Steinzeit, die unvermittelt mit ausgebreiteter Besiedlung einsetzt, bezeichnet die früheste Stufe der Zivilisation. Der Mensch ist zum sesshaften Ackerbauer geworden; die ersten Haustiere teilen sein Dasein und er kennt die Kunst des Spinnens und Webens. Seine Steinwerkzeuge unterscheiden sich durch kunstvolle Arbeit und Politur von den früheren rohen Formen; er verfertigt Tongefäße und stattet sie mit zierlichen Mustern aus. Vor allem aber deutet die sorgfältige Bestattung der Toten auf tieferes Seelenleben, ja, sie läßt ganz bestimmte religiöse Vorstellungen ahnen: in eigentümlicher Hockerstellung ruhen ihre Gebeine in großen viereckigen Steinkammern, sogenannten Dolmen, und Tongefäße, Waffen, Schmucksachen gibt man ihnen zur letzten Ruhe mit.

Die Menschen der jüngeren Steinzeit kamen vom Südosten, von den Donauländern her nach Mitteleuropa, das sich jetzt einer warmen, trockenen Witterung erfreute und gastlich zum Bleiben einlud. Zu ihnen gesellen

sich etwa um die Mitte des dritten vorchristlichen Jahrtausends neue Einwanderer aus dem Norden, die anscheinend reibungslos sich mit ihnen verschmolzen. Sie bringen die Kunst der Tiefschichtkeramik und von der Meeresküste den Bernsteinhandel mit. Neben den Steingeräten finden sich mit der Zeit solche aus Kupfer. Aber erst als man — in Schlessen etwa um 2000 — gelernt hatte, das Kupfer durch Zusatz von Zinn, Antimon oder Arsen zur Bronze umzuwandeln, eine Kunst, die vom Orient her nach den nördlichen Ländern kam, verdrängt es den Stein. Das Zeitalter der Bronzezeit beginnt und bringt einen mächtigen Aufschwung für Mitteleuropa. Schlessen ist mit Dörfern und kleinen Weilern übersät; nie war das Land bis zur zweiten germanischen Besiedlung so dicht bevölkert wie um das Jahr 1000 vor Christus. Handel und Gewerbe blühen auf; fremde Gefäß- und Werkzeugtypen bezeugen regen Tauschverkehr mit dem Norden wie mit dem Südosten. Umfangreiche, wohl von Händlern angelegte Bronzelager sind erhalten. Die Bronzeindustrie verfeinert sich immer mehr und bringt selbst reizvolle plastische Kunstwerke hervor. Langsam, fast unmerklich, tritt dann, etwa vom 7. Jahrhundert ab, das Eisen neben die Bronze; erst für Gebrauchsgegenstände, dann aber auch für Luxusgeräte. Nun erscheint Schlessen als Teilgebiet des sogenannten Hallstätter Kulturkreises, der seinen Mittelpunkt in den östlichen Alpenländern (Salzkammergut) hatte und starke Einflüsse von Italien her erfuhr. Eigentümlich sind ihm die Urnenfriedhöfe, ausgedehnte, zu jahrhundertlangem Gebrauch angelegte Gräberfelder in der Nähe der Niederlassungen, die eine tiefgreifende Umgestaltung der religiösen Anschauungen verraten. Durch die Leichenverbrennung anstatt der bisherigen Erdbestattung sollte wohl der Seele der Weg ins Jenseits freigemacht werden; dementsprechend kommen jetzt die reichen Grabbeigaben in Fortfall: für eine selbständig, unabhängig vom Körper weiterlebende Seele hatten sie keinen Sinn mehr. Für die Jahrhunderte der Urnenfriedhofszeit in Ostdeutschland ist die Bezeichnung der Lausitzer Kulturperiode üblich geworden. Sie umfaßt auch noch Böhmen, Mähren und die weiter südlich gelegenen Länder, und ihre Träger waren sehr wahrscheinlich illyrischer Abkunft.

Um die Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends hören die Urnenfriedhöfe plötzlich auf: das kunstreiche Volk, das in friedlicher Kulturentwicklung fast zwei Jahrtausende lang sich immer reicher in Schlessen ausgebreitet hatte, hat andere Wohnsitze aufgesucht. Man mag die Ursache in der Witterung Mitteleuropas suchen, die in den letzten Jahrhunderten immer unfreundlicher und rauher geworden war und dem an angenehme Lebensbedingungen gewöhnten und vielleicht auch ein wenig verweichlichten Stamme nicht mehr zusagen mochte; aber auch kriegerische Bedrückungen von außen her mögen den friedliebenden Leuten den Aufenthalt verleidet haben. Zum ersten Male treffen wir auf Namen wohlbekannter Völkergruppen: Kelten und Germanen, beides streitbare Völkerschaften auf verhältnismäßig hoher Stufe. Die gallischen Kelten hatten eine reiche Kultur ausgebildet, die sogenannte La Tène-Kultur, die im letzten halben Jahrtausend vor Christi Geburt durchaus achtung-

gebietend dasteht und erst vor dem Ansturm der Legionen Julius Caesars zusammenbrach. Gallische Stämme, Bojer, waren bis nach Böhmen gedrungen, und von hier aus greift die La Tène-Kultur, wenn auch nur vorübergehend, auch nach Schlesien hinüber.

Doch weit folgenreicher wurde das Eindringen der Germanen von Norden her. Ihre Ansiedlung scheint ziemlich langsam vor sich gegangen zu sein. Der Wald, von den Bewohnern der Bronzezeit schon tatkräftig zurückgedrängt, greift wieder mächtig um sich und bedeckt bald einen großen Teil des Landes. Der Rückgang der Bevölkerungszahl ist ganz auffallend: wir sehen deutlich die Wirkung der ungünstigen Witterungsverhältnisse, die zwar die unerschrockenen, wetterharten Gesellen nicht von der Niederlassung abschrecken konnten, aber fruchtbarer Vermehrung im Wege standen. Das heutige Oberschlesien wie auch das Verbindungsgebiet zur Lausitz hin veröden vollständig, wobei freilich auch die Neigung der Germanen in Rechnung zu stellen ist, um ihre Grenzen zum Schutze Odland zu schaffen. Unter dem Einflusse des geistig überlegenen Keltentums, dessen Vordringen die Germanen indes mit den Waffen in der Hand halt zu gebieten vermochten, herrscht zunächst die La Tène-Kultur, bis die Siege der Römer ihr ein Ziel setzen und deren Kultur nun auf dem Wege lebhaften Handelsverkehrs den germanischen Gebieten ihren Stempel aufdrückt, auch wo es nicht zu unmittelbarer Verührung kommt. Um den Beginn des ersten vorchristlichen Jahrhunderts ergreift das kriegerische ostgermanische Volk der Vandalen von Schlesien Besitz.

Und nun fällt auch einmal für kurze Zeit in das entlegene Schlesien von den griechisch-römischen Schriftstellern her ein Lichtstrahl: verschiedene von ihnen, wie Tacitus in seiner *Germania*, der Ägypter Claudius Ptolemäus in seinem großen erdkundlichen Werke, geben uns die erste geschichtliche Kunde von dem Lande und seinen Bewohnern. Bei ihnen finden wir die Namen germanischer Völkerschaften, die zu Beginn der christlichen Zeitrechnung in Schlesien saßen. Die schlesische Ebene bis zur Weichsel war von den ostgermanischen Hygiern bewohnt, der Nordwesten, die Gegend des Riesengebirges und der Zobtengau, von den Silingern, einem Zweige der Vandalen, an den noch heute der Name des Landes erinnert. Denn die alte Bezeichnung des Zobten, *Elezi*, nach dem dann die ganze Landschaft genannt wurde, ist nur eine slavische Umbildung jenes alten germanischen Völkernamens.

Den Weg nach Südosten, den die schlesischen Vorgänger der Germanen eingeschlagen hatten, gehen mit der Zeit auch die Vandalen. So knüpfen sich rege Handelsbeziehungen nach Dacien, dem südöstlichen Ungarn, und von da zum Schwarzen Meere. Aus der allmählichen Verdrängung der römischen Wareneinfuhr durch die Erzeugnisse der Schwarzen Meergebiete ersieht man den steigenden Einfluß dieser blühenden Kultur, deren Hauptträger das Gotenreich war. Wieder zeigt sich in den Geräten die Freude an Luxus und Kostbarkeit, die ersten Glasgefäße treten auf, und die aus dem Ende des dritten oder Anfang des vierten Jahrhunderts stammenden Fürstengräber, die man bei Sacrau aufgedeckt hat und deren

Funde nun das Kunstgewerbemuseum in Breslau als kostbaren Schatz verwahrt, zeigen verschwenderischen Prunk.

Die große Völkerbewegung, zu welcher der Einbruch der Hunnen ins Göttenreich (375) den Anstoß gab, läßt auch Schlesien nicht unberührt. Am Anfange des fünften Jahrhunderts geben die schlesischen Vandalen ebenso wie ihre ungarischen Stammesgenossen ihre bisherigen Wohnsitze auf und ziehen über den Rhein nach Gallien. Ihre weiteren Schicksale erzählt die Geschichte: wir wissen, daß sie von Spanien aus nach Nordafrika hinüberdrangen und dort an der Stelle, wo einst Karthago stand, 429 ein neues Reich gründeten. Nur wenig über ein Jahrhundert hat es sich gehalten: im warmen Süden verweichlicht, von den allzufrüh übernommenen Errungenschaften der römischen Kultur entnervt, erlagen die Vandalen dem Angriffe des oströmischen Kaiserreiches. Ein Zeugnis dafür, daß der von der Nachwelt höchst ungerecht als Typus rohen Barbarentums angesehene vandalische Volksstamm des künstlerischen Sinnes nicht ermangelte, bietet die über den letzten Vandalenkönig Gelimer überlieferte Nachricht: von den Feinden eingeschlossen, fast ohne Hoffnung auf Rettung, erbittet er von dem gegnerischen Unterhändler außer dem Notwendigsten eine Leier, um ein Lied zu singen, das er auf sein Unglück gebichtet hat. Nur schwache Reste der Vandalen waren in Schlesien geblieben; sie gingen in der Folge spurlos in den slavischen Stämmen unter, die langsam aus dem Innern Rußlands in die entvölkerten westlichen Gebiete nachrückten. Von neuem versinkt Schlesien auf lange ins Dunkel der Geschichtslosigkeit.

Selbst die Altertumskunde beginnt uns jetzt im Stiche zu lassen: wir haben aus den ersten slavischen Jahrhunderten keine zeitlich festlegbaren Funde; wir suchen vergebens nach den eigenartigen Formen des Westens und Nordens, deren Vorkommen von Handelsverbindungen mit den höherstehenden Kulturnationen Zeugnis ablegen würde. Im Gegenteil: Karl der Große z. B. hat den Verkehr mit den Slaven bewußt unterbunden. Auch zu Ungarn fehlen alle Beziehungen. Nur das eine wissen wir: die Bevölkerungsziffer ist selbst gegen die germanische Zeit noch erheblich zurückgegangen. Kaum ein Drittel des gesamten Bodens war in den slavischen Jahrhunderten dem Landbau erschlossen; der Wald erobert die ihm in jahrtausendelanger mühseliger Arbeit entriessene Fläche fast völlig wieder zurück. Als später die Deutschen ins Land gerufen wurden, um die westliche Bodenkultur nach Schlesien zu verpflanzen, mußten sie wieder von vorn beginnen.

Politisch bildeten die slavischen Stämme keine Einheit. Nur vorübergehend hat kriegerische Not rasch vergehende staatliche Bildungen hervorgerufen. Erst im Beginn des 10. Jahrhunderts richteten in Böhmen die Přemysliden ein festgefügtes Reich auf, und wenig später einten sich die Polen zwischen Weichsel und Oder unter dem Hause der Piasten zu staatlichem Verbande.

So ist das Ansehen Schlesiens am Ausgange des ersten Jahrtausends nach Christi Geburt durchaus nach Osten gerichtet. Land und Volk sind

aufgegangen in der gestaltlosen slavischen Masse, völlig abgeschlossen von der kulturellen Entwicklung, die sich im benachbarten Deutschland vollzog. Aber schon der unmittelbar anschließende Zeitraum bringt die entscheidende Wende. Zunächst treten die Herrscher Schlesiens in staatsrechtliche Beziehungen zu dem deutschen Königtum, und bald folgt die rasch fortschreitende Durchsetzung der slavischen Bevölkerung mit deutschen Zuwanderern. Anders als fast im gesamten übrigen Ostelbien geht die Ausbreitung des Deutschtums hier ohne blutige Kämpfe vor sich. In Schlesien vollzieht sich die Entwicklung still und friedlich.

Die politischen Verhältnisse geben den ersten Anstoß zur Verührung mit Deutschland. Die beiden Clavenstaaten, denen Schlesien jetzt wechselweise untertan ist und bei deren Ringen um die Vormacht es immer wieder den Kriegsschauplatz abgeben mußte, Böhmen und Polen, fanden es geraten, durch freundschaftliche Beziehungen zu dem starken deutschen Nachbarn sich den Rücken gegen etwaige Angriffe von dieser Seite zu decken, und auf diese Weise kam auch Schlesien früh in eine staatsrechtliche Verbindung mit Deutschland. Zunächst tritt Böhmen, von Otto dem Großen gezwungen, in ein Abhängigkeitsverhältnis vom Reiche, und bei der Lechfeldschlacht 955 stehen Truppen des Böhmenherzogs auf deutscher Seite im Kampfe gegen die Ungarn. Auch Polen wurde den deutschen Königen tributpflichtig, und Boleslaw Chabri (922–1025), unter dem Polen seine größte Macht und Ausdehnung erreichte, wußte geschickt seine Beziehungen zu Otto III. zum Ausbau der polnischen Kirchenorganisation zu benutzen.

Beide Länder hatten kurz vorher das Christentum angenommen. Die Bekehrung Schlesiens vollzog sich wohl von Böhmen aus, das den neuen Glauben wahrscheinlich aus den Händen der Deutschen — jedenfalls nicht durch den Clavenapostel Methodius — empfangen hatte. Dem mit auf Anregung Ottos des Großen gegründeten neuen Bistum Prag, das seinerseits dem Erzbischof von Mainz unterstand, wurden auch die schlesischen Gaue eingegliedert. Als dann Schlesien an Polen fiel, wurde Breslau eigener Bischofsitz, und Thietmar von Merseburg überliefert uns auch den Namen des ersten Breslauer Bischofs, Johannes. Als im Jahre 1000 Otto III. eine Wallfahrt nach Gnesen unternahm, wo die Gebeine des auf einer Missionsreise von den heidnischen Preußen erschlagenen Bischofs Adalbert von Prag bestattet lagen, empfing ihn Boleslaw mit hohen Ehren und wußte die Zustimmung des Kaisers zur Errichtung des Erzbistums Gnesen zu erlangen, das so der kirchliche Mittelpunkt Polens wurde. Damit kam natürlich auch das Breslauer Bistum in Abhängigkeit von Gnesen.

Mit Boleslaw Chabri, der seiner gesteigerten Machtstellung durch Annahme des Königtums auch äußeren Ausdruck gegeben hatte, sank Polens Größe ins Grab. Ja noch mehr: das unterdrückte Heidentum erhob wieder mächtig sein Haupt, Boleslaws Witwe und sein unmündiger Sohn wurden vertrieben, und blutige Christenverfolgungen setzten ein, in denen das junge Breslauer Bistum zugrunde ging. Aus dem Zusammen-

bruche holte sich der ehrgeizige Bretislaw von Böhmen einen großen Teil des polnischen Gebietes, darunter auch Schlessien, als leichte Beute. Zwar griff Kaiser Heinrich III. ein und rettete den Piasten den polnischen Thron, doch blieb Schlessien böhmisch bis zum Vertrage von Queblinburg (1054), und Polen mußte ein halbes Jahrhundert lang dem Böhmenherzog für die zurückerstatteten Gebiete Tribut zahlen.

Voleslaw III. († 1139), unter dem Polen noch einmal größere Macht erlangte und seine Herrschaft bis nach Pommern ausdehnte, hat durch seine letzte Verfügung, ohne es zu wollen, den ersten Anstoß zu der Entwicklung gegeben, die allmählich Schlessien zum Anschluß an die deutsche Kultur führte. Er teilte das Land unter seine vier Söhne. Um jedoch einer Machtzer splitterung vorzubeugen, sollte der älteste, Wladislaw, dem Krakau und Schlessien zufallen, als Großherzog die Oberherrschaft über seine Brüder ausüben. Die Folgen waren naturgemäß ständige Streitigkeiten und Zerwürfnisse; sie endeten mit Wladislaws Vertreibung. Als Schwager des deutschen Königs Konrad III., dessen Halbschwester Agnes er zur Gemahlin genommen hatte, war es für Wladislaw das Gegebene, bei diesem Zuflucht zu suchen. Seinen Thron erlangte er jedoch nicht zurück. Ein Heereszug Konrads verlief ergebnislos; sein Nachfolger Friedrich Barbarossa war zwar glücklicher und zwang Voleslaw IV., der in Polen die Herrschaft an sich gerissen hatte, zur Unterwerfung, aber die Wiedereinsetzung Wladislaws hat er doch nicht erreicht. Der vertriebene Fürst sah seine Heimat nicht wieder. 1159 starb er. Aber die Furcht, Friedrich möchte in einem neuen Waffengange die Erfüllung seines Wunsches erzwingen, führte nach der Rückkehr des Kaisers von seinem Italienzuge doch dazu, daß der Polenfürst nachgab.

Das Jahr 1163 wurde der entscheidende Wendepunkt der schlessischen Geschichte. Es bedeutet nicht weniger als die tatsächliche Loslösung Schlessiens aus dem Verbande des polnischen Reiches. Der Rückkehr der Söhne Wladislaws, für die sich ihr Vetter, der Kaiser, mit allem Nachdruck einsetzte, legte Voleslaw kein Hindernis mehr in den Weg. Schlessien, etwa im Umfange des 1051 wiederhergestellten Breslauer Bistums, wurde ihnen als Erbteil zugewiesen. Und zwar teilten sie das Land so unter sich, daß der älteste, Voleslaw der Lange, das heutige Niederschlessien einschließlich des Gebietes von Neisse, der jüngere, Misko, die Gebiete von Oppeln, Ratibor und Teschen, zu denen dann noch Beuthen, Aufschwitz und Zator hinzukamen, als Herzogtum Oppeln erhielt. Diese Zweiteilung wurde für die spätere Entwicklung wichtig; auch in kultureller Hinsicht. Denn die beiden Herzogtümer wurden auch in der Folge als getrennte selbständige Gebiete behandelt; nur innerhalb eines jeden wurden die zahlreichen späteren Erbteilungen vorgenommen, und erst im 15. Jahrhundert wurde aus diesen beiden Ländern, Oppeln und Schlessien, eine Einheit.

Zwar bestand dem Namen nach die Abhängigkeit von Polen zunächst noch fort, indem Voleslaw IV., zufolge der erwähnten Senioratsbestimmung seines Vaters, als Oberhaupt der Familie anerkannt wurde. Aber praktisch blieb das ohne Bedeutung, und es kam lediglich darauf an, in

welchem Sinne die schlesischen Piasten ihre Aufgabe auffaßten. Diese aber konnten längst nicht mehr ohne weiteres als Polen gelten. Söhne einer deutschen Mutter, hatten sie siebenzehn Jahre in Deutschland zugebracht, hatten deutsche Bildung in sich aufgenommen, zwischen deutschen und polnischen Zuständen zu vergleichen gelernt. Die Oppelner Linie ist zwar sehr bald wieder völlig polnisch geworden, und so erklärt es sich, daß im eigentlichen Oberschlesien das Deutschtum erst spät und nur in beschränktem Umfange Boden gewann. Mit dem Geschlechte Voleslavs des Langen aber stand es anders. Er selbst hatte, wie sein Vater, eine deutsche Prinzessin geheiratet und durch seine Teilnahme an Barbarossas Römerzügen gezeigt, daß er in dem Kaiser seinen Oberherrn sah; sein Sohn und Nachfolger Heinrich I. war in Deutschland, in deutscher Erziehung herangewachsen und führte schließlich gleichfalls eine deutsche Fürstentochter heim. Kurzum, auf dem Throne des slavischen Breslauer Herzogtums saß jetzt ein Geschlecht, in dem deutsches Blut überwog.

So erschloß sich das Land Voleslavs des Langen zuerst deutschem Einflusse. Nicht, daß er bewußter Germanisator gewesen wäre. Aber er wollte sein Land nach deutschem Muster wirtschaftlich umschaffen, den Reichtum des Bodens mehr als bisher ausnützen. Und darum brachte er Mönche des Thüringer Zisterzienserklosters Pforta aus Deutschland mit und gab ihnen das bisher den Benediktinern gehörige Leubus als Heimstätte. Sie sollten den Landesbewohnern Vorbild und Lehrmeister sein. Der Ackerbau war ja eine der ersten Ordenspflichten der Zisterzienser, und ihre Leistungen standen weit und breit in Ansehen. Mit den deutschen Mönchen kamen wohl auch einzelne Siedler aus ihrer Heimat, die dem Kloster als Zinsbauern unterstellt blieben; aber allzu weitgehende Forderungen wird man daraus nicht ziehen dürfen. Selbst wenn man, im Anschluß an die jüngste Forschung, den vielumstrittenen Stiftungsbrief des Klosters Leubus von 1175 als echt anerkennt, ist damit noch keine Handhabe gewonnen, eine Kolonisationstätigkeit großen Stiles unter Voleslaw anzunehmen. Er wollte offenbar die wirtschaftliche Hebung des Landes mit dessen eigenen Mitteln durchführen.

Der erhoffte Erfolg blieb aus, und das erklärt sich unschwer aus den inneren Verhältnissen der slavischen Bevölkerung. Die soziale Schichtung war ein Hindernis jedes gesunden Fortschritts. Dem zahlenmäßig schwachen, aber dafür um so mächtigeren Geburts- und Kriegsadel, aus dem auch die Geistlichkeit hervorging, stand gegenüber die große Masse der hörigen Bauern, denen gegen drückende Abgaben Land zur Nuknieszung vom Herzog überwiesen wurde, und der völlig unfreien Leibeigenen, die eine lebendige Ware in der Hand der Adligen waren. Städte mit aufstrebender gewerbstätiger und handeltreibender Bevölkerung, einen freien Bauernstand gab es nicht. Woher sollte unter diesen Verhältnissen der Antrieb zu gesteigerter Arbeitsleistung kommen? Der Ertrag aller Tätigkeit kam ja nur dem Herrn zugute, nicht der Verbesserung der eigenen Lage. So blieb alles beim alten. Das fruchtbare Land warf bloß einen sehr geringen Ertrag ab, denn mit dem von nur zwei Ochsen gezogenen

hölzernen Hackenpfluge konnte man wohl leichten Sandboden beackern, aber gerade das beste Ackerland mußte gemieden werden. Bequemer war es, sich von Vieh- und Weidewirtschaft, durch Jagd und Fiskerei zu ernähren. Sollte das anders werden, so mußte ein Siedlerstamm geschaffen werden, der, in rationeller Bodenbewirtschaftung erfahren, einen Anreiz fand zu angespanntester Tätigkeit. Das hieß, wie die Dinge einmal lagen: man mußte Deutsche ins Land rufen, man mußte ihnen Lebensbedingungen schaffen, die den Aufenthalt in dem slavischen Schlesien verlockend erscheinen ließen.

Diesen Weg ging zuerst mit voller Entschiedenheit Boleslaw des Langen Sohn, Heinrich I., der Bärtige genannt (1201–1238). Ihm zur Seite stand seine deutsche Gattin Hedwig, die Tochter des Herzogs von Meran und Markgrafen von Baden in Kärnthen, aus dem alten bayerischen Grafengeschlecht von Andechs. Persönliche Neigung und wirtschaftliche Einsicht wirkten zusammen, um den deutschen Siedlern jene Vorteile zu gewähren, die auf sie eine Anziehungskraft ausüben konnten. Das Bedürfnis nach weiterer Ausbreitung war in Deutschland zweifellos vorhanden. Die wachsende Zahl des kinderreichen Volkes ließ das alte Land zu eng erscheinen; seine weitere Erschließung durch Rodarbeit war aber nicht allzu verlockend, solange keine wirtschaftliche Besserstellung winkte. Die aber versprach der schlesische Herzog. Von vornherein wurde den deutschen Einwanderern eine Ausnahmestellung gewährleistet. Sie sollten frei sein von der drückenden Hörigkeit, unter der die slavischen Landleute litten: nicht den Zehnten wie diese, sondern einen geringen Jahreszins, in Naturalien oder Geld, hatten sie zu entrichten; die ersten Jahre blieben sie überhaupt abgabefrei. Ihre Hufe blieb ihnen als erblicher Besitz; die Gemeindeordnung und Rechtspflege der Heimat durften sie nach den neuen Wohnsitzen verpflanzen. Ihre Abhängigkeit vom Landesherrn erschöpfte sich im übrigen in der selbstverständlichen Pflicht der Heeresfolge, wenn die Verteidigung des Landes das nötig machte.

Die Gründung der einzelnen Siedelungen besorgte im Auftrage des Herzogs ein Unternehmer, der sogenannte Lokator. Der Lokator, gewöhnlich aus ritterlichem Stande oder ein angesehenen Bürger, warb die Siedler an, führte sie ins Land, leitete die Anlage der Ortschaften und verteilte die Feldmark an die einzelnen Familien. Dafür erhielt er einen ansehnlichen Teil des für die Siedelung bestimmten Landes als abgabefreien Besitz erblich zu eigen; er wurde erblicher Schulze des Dorfes und hatte als herzoglicher Beamter im Verein mit den von den Bewohnern zu wählenden Schöffen die niedere Gerichtsbarkeit auszuüben. Durch diese Verbeibehaltung des deutschen Rechtes blieb den deutschen Gemeinden weitgehende Selbständigkeit gewahrt. Gegen Eingriffe des polnischen Landadels fanden sie am Landesherrn stets bereitwillige Unterstützung.

In drei Entwicklungsstufen vollzieht sich die deutsche Besiedlung. Man beginnt mit den nordwestlichen Grenzgebieten. Hier war die meiste Arbeit zu leisten. Den größten Teil der Fläche hatte in der slavischen Zeit der Wald wieder überzogen; nur spärliche Siedelungen lagen inmitten.

Auch lag diese Gegend am günstigsten für die Verbindung mit der alten Heimat. So entstehen denn jetzt die charakteristischen Reihendörfer in großer Zahl, und die Anlage von Städten folgt ihnen bald nach. Hier setzt der Bauer seine Erzeugnisse in Geld um und wird wieder seinerseits der Abnehmer für die Waren der Kaufleute und Handwerker. Die erste schlesische Stadt mit deutscher Einrichtung und deutscher Bevölkerung scheint Goldberg gewesen zu sein, das sich schon 1211 ein Weistum — das ist ein Urteil oder Gutachten rechtskundiger Sachverständiger — über städtische Strafrechtspflege in Magdeburg holte. Weiter gehören Löwenberg und Neumarkt zu den ältesten deutschen Städten, während Breslau erst um 1250 unter ihnen bezeugt ist. Welche Vorteile dem Lande aus den deutschen Siedelungen erwuchsen, sahen kluge Köpfe bald ein: einmal die Gewinnung neuen Ackerlandes, die reichere Bodenausnutzung durch den tiefgehenden Eisenpflug und die Dreifelderwirtschaft und damit eine ergiebige Einnahmequelle für den Landesherren; sodann aber erfuhr die Wehrmacht einen nicht zu unterschätzenden Zuwachs. So sehen wir denn bald den Bischof Thomas I. dem Beispiele des Herzogs folgen. Er beruft deutsche Siedler nach seiner Kastellanei Ottmachau, und schon von 1223 haben wir inmitten blühender Dörfer die deutsche Stadt Neiße; ja selbst die nach Oberschlesien hinüberreichenden Gebiete des Bistums werden mit Genehmigung des Oppelner Herzogs kolonisiert (Ujest).

Ein schwerer Schlag für das aufblühende Deutschtum wie für Schlesien überhaupt wurde der Tatareneinbruch von 1241. Zum ersten Male bewährte sich das Grenzland als der starke Wall des Deutschtums gegen Osten. Zwar blieb Herzog Heinrich II., der Sohn Heinrichs des Bärtigen und der heiligen Hedwig, mit Unzähligen seiner Getreuen auf dem Schlachtfelde von Wahlstatt bei Liegnitz, aber an dem tapferen Widerstande seiner deutschen und polnischen Truppen brach sich die mongolische Welle. Wurde das Ergebnis langer und mühevoller Arbeit zum größten Teile vernichtet, so bedeutete das doch für das Werk der deutschen Kolonisation nur eine vorübergehende Hemmung. Gerade die folgenden drei Jahrzehnte bringen den Höhepunkt der Einwanderung. Der letzte Abschnitt der Besiedlung, dessen Ausläufer bis ins 14. Jahrhundert hineinreichen, bezeichnet die Abrundung und Ausfüllung der Lücken; eine deutsche Stadt wenigstens wollte jedes der vielen kleinen Teilsfürstentümer, die im Laufe der Zeit entstanden, in seinem Bereiche haben. In kaum hundert Jahren an 1500 Dörfer und 63 Städte — es ist die erdrückende Überzahl der heute bestehenden —: wahrhaftig ein glänzender Erfolg deutscher Kulturarbeit! Mit dem Ausgange des 13. Jahrhunderts ist Schlesien kein slavisches Land mehr, wenn auch noch Jahrhunderte vergingen, bis aus Deutschen und Polen eine geschlossene Einheit, ein neuer Volksstamm geworden war; noch länger, bis dieser in seiner Gesamtheit sich in die allgemeine deutsche Kulturentwicklung eingegliedert hatte.

Diese Verschmelzung wurde dadurch erleichtert, daß die äußeren rechtlichen und sozialen Unterschiede zwischen Deutschen und Slaven sich mit der Zeit verwischten. Hatten die den Deutschen gewährten Freiheiten dem

Landes so reiche Frucht getragen, so lag es nahe, den polnischen Untertanen ähnliche Vorteile zukommen zu lassen. So wurden immer mehr slavische Ortschaften mit deutschem Rechte begabt, um den Einwohnern größere Freiheit und einen wirksamen Ansporn zu geben; ja man gründete in manchen Fällen sogar mit slavischen Unternehmern und Bauern eigene Siedlungen nach dem Muster der deutschen.

Von höchster Bedeutung wurde schließlich das deutsche Element für die geistige Hebung des Landes. Bisher hatte selbst die Ausbildung des Klerus, entsprechend dem Zustande der unwissenden und trägen Bevölkerung, in der er zu wirken hatte, nur den allerbescheidensten Anforderungen genügt. Demgegenüber wurden jetzt die deutschen Mönchsklöster bald Stätten eifrigster geistiger Tätigkeit, und der hier herrschende Geist blieb nicht ohne Einfluß auf die Gesamtheit der Bevölkerung. Neben ihnen wurde dann in etwas späterer Zeit das Bürgertum der Städte, das für die Bedürfnisse seiner Verwaltung, für einen großzügigen Betrieb von Handel und Gewerbe höherer Bildung nicht entraten konnte, die breite Grundlage, auf der das schlesische Geistesleben sich entfaltete.

Aus den verschiedensten Gegenden des alten Landes kamen die deutschen Siedler. Noch heute leben in schlesischen Familiennamen mancherlei westdeutsche Stammesbezeichnungen fort. Die Hauptmasse bildeten Thüringer und Obersachsen, die nächsten Nachbarn. Auch bayrische Einwanderer, die Landesleute der heiligen Hedwig, waren zahlreich vertreten; ihnen verdankt der schlesische Konsonantismus seine oberdeutsche Färbung. Schwächer ist das ostfränkische und alemannische Element. Die älteste Schicht scheint rheinfränkischen Ursprungs gewesen zu sein, und die schwachen Reste rheinischen Sprachgutes bestätigen die alte These Karl Weinholds, daß sich von den ripuarischen Siedlern, die der Ungarnkönig Geisa II. um 1150 nach Siebenbürgen rief, größere Trupps abgelöst und auf dem schlesischen und nordböhmischen Gebirgsrande niedergelassen hätten. Auch Hessen aus den Tälern um Vogelsberg und Rhön haben an jenem Zuge teilgenommen. Doch das war noch vor der systematischen Kolonisationstätigkeit der schlesischen Pfasten. Es war ein buntes Gemisch. Aber es währte nicht lange, bis die erdrückende mitteldeutsche Mehrheit die ober- und niederdeutschen Elemente aufgesogen hatte.

Was wir heute als *schlesische Mundart* bezeichnen, umfaßt eine ganze Gruppe von Untermundarten einzelner Gegenden, die unter sich recht beträchtliche Verschiedenheiten aufweisen. Doch sind diesem ganzen ausgedehnten Sprachbereich verschiedene bezeichnende Eigentümlichkeiten gemeinsam, die sonst nirgends in derselben untrennbaren Verbundenheit auftreten. Es sind nach Wolf von Unwerth folgende:

1. der durchgängige Zusammenfall gewisser Vokalgruppen: mhd. *ê* *oe* und gedehntes *i* *ü* (*tsîne* Zehn, *bîse* böse, *wîse* Wiese, *mîle* Mühle), mhd. *â* und gedehntes *o* (*schôf* Schaf, *bôdn* Boden), mhd. *ô* und gedehntes *u* (*grûs* groß, *pûsch* Busch) treten überall zu denselben Gruppen zusammen.

2. Die Dehnungstendenzen: mhd. kurzer Vokal ist sowohl in offener als auch in geschlossener Silbe vor ehemaliger auslautender Doppelkonsonanz (sok Saß, nûs Nuß) gedehnt worden.

3. mhd. uo üe ie sind vor inlautenden stimmlosen Geräuschlauten gekürzt (hute Hute, bichr Bücher, schlisa schließen).

4. germ. p ist verschoben im Anlaut, dagegen erhalten nach m und in der Gemination (stompa stampfen, kôp Kopf); westgerm. d ist zu t verschoben.

Diese Besonderheiten des gesamten schlesischen Sprachgebietes sind nun nicht von Anfang an in dem neubesiedelten Gebiete durchgängig aufgetreten, sondern in allmählicher gegenseitiger Angleichung der aus dem Mutterlande von den Siedlern mitgebrachten Mundarten entstanden. Und zwar muß dieser Vorgang in eine Zeit gefallen sein, wo das ganze heutige schlesische Sprachgebiet eine durch politische und kulturelle Gemeinschaft eng zusammengeschlossene Einheit bildete. Nun gehören ins Bereich der heutigen schlesischen Mundart die märkischen Landschaften Züllichau und Kroffen, die an der deutschen Besiedelung Schlesiens im 13. Jahrhundert teilgenommen haben und erst 1482 an Brandenburg kamen; ebenso Schwiebus, das noch weit länger, bis 1686, in Brandenburg eingeprengtes schlesisches Gebiet blieb. Dagegen hat das westlich und nordwestlich angrenzende Land Lebus, das von 1225 bis 1250 den Pösten unterstand, keine schlesische Mundart entwickelt und gehört dem niederdeutschen märkischen Sprachgebiete an; ein Beweis, daß die Ausbildung der gemeinsamen schlesischen Spracheigentümlichkeiten in eine spätere Zeit fällt. Im Westen stieß das schlesische Sprachgebiet im Mittelalter an mitteldeutsche Mundarten: an das engverwandte Obersächsishe bis zur Südwestecke der Oberlausitz, längs der böhmischen Landesgrenze und östlich und nördlich des schlesischen Sprachbereichs im östlichen Erzgebirge, und endlich das Westerzgebirgische längs seiner Grenze gegen das (schlesische) Osterzgebirgische auf sächsischem und böhmischem Boden. Das Gebiet des Obersächsischen wurde unterbrochen durch das Wendische. Das Land östlich der Oder ist fast durchweg erst später in das schlesisch-deutsche Sprachgebiet hineinbezogen worden, denn noch nach 1500 gilt von der Mündung der Gläzer Neiße abwärts die Oder als deutsch-polnische Sprachscheide. Erst infolge der nach dem Mongoleneinfall in Angriff genommenen systematischen Besiedelung treten die bis dahin durch slavische Strecken getrennten einzelnen Teile des so umschriebenen Gebietes in engen kulturellen Zusammenhang, zumal seit die Luxemburger die ganze Landmasse unter ihrer Herrschaft vereinigten. Diese Zeit also, das 14. Jahrhundert bis zum Hervortreten der nationaltschechischen Bestrebungen und zu den Hussitenkriegen, die Zeit, wo die Germanisation die größte Ausdehnung gewann — denn auch Böhmen und Mähren erlebten unter den letzten Přemysliden einen Höhepunkt der deutschen Kolonisation —, wo das gesamte schlesische Sprachgebiet in Staats- und Kulturgemeinschaft stand: diese Zeit dürfte für die Ausbildung der gemeinsamen mundartlichen Eigenheiten in Frage kommen. Noch später hat dann der

nördlichste Teil Schlesiens um Grünberg eine nur ihm eigentümliche Diphthongierungsmundart entwickelt.

Jene Einheit und Geschlossenheit des Landes, die für seine gedeihliche Fortentwicklung eine der wichtigsten Voraussetzungen war, drohte nach dem Tode Heinrichs II. in der Mongolenschlacht völlig verloren zu gehen. Die Söhne des rühmlich Gefallenen führten wieder den verhängnisvollen slavischen Grundsatz der Erbteilung durch, und so zersplitterte Schlesien immer mehr in kleine Teilsürstentümer, die mit der Zeit, da auch die Oppelner Linie denselben Weg einschlug, die stattliche Anzahl von achtzehn erreichte. Im nördlichen Schlesien haben neben Breslau vor allem Liegnitz, Glogau, Schweidnitz, Jauer und Münsterberg eine Rolle gespielt. Noch einmal erstand in Heinrich IV. von Breslau (1270–1290) ein kraftvoller Herrscher, der nicht nur über die kleineren Teilsürstentümer eine Art Obergewalt ausübte, sondern auch, von den Deutschen Krakaus gerufen, diesen wichtigsten Teil Polens unter seine Herrschaft brachte. Schlesien kettete er eng ans Reich: nach der Marchfeldschlacht nahm er sein Gebiet von Rudolf von Habsburg zu Lehen. Einen Augenblick eröffnete sich die Möglichkeit, daß auch der weitere slavische Osten noch einmal dem Deutschtum erschlossen werden könne. Doch durch sein Testament, das auf dem Sterbelager seinem schon halbunmachten Geiste durch unverantwortliche Nachenschaften abgeliefert wurde, zerstörte Heinrich IV. sein Lebenswerk selbst wieder. Die Aussicht auf die Herrschaft der Breslauer Piasten über Polen ging endgültig verloren, und die einzelnen schlesischen Herzogtümer blieben zu politischer Ohnmacht verurteilt. Einen Gewinn zog aus dieser Zersplitterung nur der Breslauer Bischof, der seine Kastellanei Ottmachau von den Erbteilungen unabhängig zu machen wußte und als selbständiger Fürst den schlesischen Herzogen zur Seite trat.

Unter solchen Verhältnissen war es fast ein Segen zu nennen, daß die Machtlosigkeit der kleinen Fürsten sie einen nach dem andern zum Anschlusse an eine fremde Macht führte, nämlich an Böhmen, das ja damals, nach der Gesinnung seiner Fürsten wie nach der Volkszugehörigkeit seiner führenden Schicht, fast ein deutsches Land heißen konnte. Schon zu Wenzel II. waren die oberschlesischen Herzöge von Oppeln, Beuthen und Teschen in ein Lebensverhältnis getreten. Johann von Luxemburg, der nach dem Aussterben der Přemysliden 1306 den böhmischen Thron bestieg, brachte dann 1327 die übrigen oberschlesischen Fürsten unter seine Vormäßigkeit. Im nächsten Jahrzehnt folgten Steinau, Liegnitz, Brieg, Ols, Sagan und Münsterberg. Glogau und ebenso nach dem Tode Heinrichs IV., 1335, Breslau kamen sogar unmittelbar unter böhmische Herrschaft. Seine Unabhängigkeit wahrte einzig Bolko II. von Schweidnitz-Jauer, doch wurde nach seinem Tode Karl IV. als Gatte von Volkos Richte und Erbin Anna auch Herr dieser Gebiete. Zweimal, 1348 und 1355, hat er feierlich die unmittelbare Verbindung der schlesischen Teilsürstentümer mit der böhmischen Krone ausgesprochen. Polen dagegen entäußerte sich 1335 im Vertrage von Zentschin endgültig aller Ansprüche auf die schlesischen Lande.

Damit war der staatliche Anschluß Schlesiens an Deutschland vollzogen. Das deutsche Herrscherhaus Böhmens saß damals auf dem Kaiserthron, und der Schwerpunkt des Reiches war nach Prag gerückt. Von hier aus nahm die junge humanistische Bewegung ihren Ausgang, die dem deutschen Geistesleben auf Jahrhunderte hinaus seine Richtung gab, und Schlesien genoß infolge seiner Lage und staatlichen Zugehörigkeit den Vorteil, sofort in diese neue Entwicklung hineingezogen zu werden.

II

Das geistige Leben in den Klöstern.

Die Anfänge deutschen Schrifttums in Schlesien zeigen das übliche Bild geistiger Entwicklung in einem neugewonnenen Koloniallande: ein Nebeneinander reifer, aus dem Mutterlande eingeführter Kunst und eines dumpfen, unbehilflichen Neuen, der ersten Lebensregungen der sich bildenden Stammesgemeinschaft. Man darf durchaus nicht ohne weiteres die literarischen Verhältnisse des Mutterlandes auf ein frisch in Besitz genommenes Siedlungsgebiet übertragen. Die grundlegenden Voraussetzungen sind in beiden Fällen ganz verschieden. Die frühesten Schriftdenkmäler eines zu höherer Kultur aufstrebenden geschlossenen Volksganzen sind ein getreues Spiegelbild seiner fortschreitenden Reise: von alten Heldengesängen, an denen der naive Hörer nur den stofflichen Reiz empfindet, die ihm in ihrer sagenhaften Verklärung geschichtlicher Vorgänge zugleich als Ersatz für die noch fehlende Geschichtsschreibung dienen, von geistlichen Dichtungen, die auf kultischem Untergrunde erwachsen und zunächst noch halb gottesdienstlich empfunden werden, führt der Weg zu bewusster künstlerischer Arbeit, zum Erfassen aller Lebens- und Gefühlsgebiete. Es ist der einfachste Vorgang organischen Werdens, der sich denken läßt. Selbst wo diese Entwicklung durch frühe Einwirkung einer älteren hochstehenden Kultur in besondere Bahnen gelenkt und fremder Art tributpflichtig wird, wie es in Rom durch das Einströmen hellenischen Geistes, im Deutschland der Karolinger- und Ottonenzeit durch Aufnahme der Antike geschah, bleibt es doch eine eindeutige, klare Linie.

Viel verwickelter aber liegen die Verhältnisse in einem Siedellande mit gemischter Bevölkerung wie Schlesien. Hier lagert sich über eine auf tiefer Stufe stehende Urbevölkerung, die überhaupt noch kein eigenes Schrifttum besitzt — die Slaven —, eine fremdstämmige Schicht germanischer Einwanderer. Sie bringen ihre reicher entwickelte Kultur mit: nicht nur ihr fortgeschrittenes wirtschaftliches Können, um dessentwillen man sie ins Land rief, sondern auch ihre Sprache, ihr Schrifttum, ihre Dichtung. Was wird werden? Zwei Möglichkeiten sind denkbar: ent-

weder das Gastvolt verbleibt in strenger Abgeschlossenheit gegenüber den eingewanderten Bewohnern der neuen Heimat oder aber es verschmilzt mit ihnen zu einer neuen Einheit. Den ersten Fall haben wir in den baltischen Ländern, den zweiten in Schlesien, wie im ostelbischen Deutschland überhaupt. Dort kamen die Deutschen als kriegerische Eroberer: sie verblieben den Unterworfenen gegenüber in der stolzen Unnahbarkeit des Herrenvolkes, es entstand kein neuer Volksstamm und folgerichtig auch keine eigene Stammesliteratur. Das baltische Schrifttum fügt sich harmonisch in den Gang der allgemeinen großen Literaturentwicklung des deutschen Volkes ein, wenn auch natürlich die Verhältnisse des Landes dem einzelnen Erzeugnis oft ihren besonderen Stempel aufprägen. Die deutschen Einwanderer Schlesiens dagegen waren friedliche Gäste, von den Fürsten des Landes selbst herbeigerufen zur Hebung der heimischen Wirtschaft. So entfiel von vornherein die scharfe Absonderung gegen die polnischen Landesinsassen. Zwar kam es naturgemäß auch bisweilen zu Reibungen mit den heimischen Großen, vor allem mit der polnischen Geistlichkeit, ohne daß jedoch hierdurch der Vorgang der gegenseitigen friedlichen Durchdringung wesentlich aufgehalten worden wäre.

Es erhebt sich die Frage, auf welchem Wege deutsche Dichtung dem neu sich bildenden Volksstamme zufließen und wie sie unter den Verhältnissen der deutsch-slavischen Gemeinschaft sich weiterentwickeln konnte. Adel, Klerus, Bürger und Bauern sind die Schichten, aus denen die Eingewanderten sich zusammensetzten. Was war von ihnen für die Verpflanzung deutscher Geisteskultur nach Schlesien zu erwarten?

Die Hauptmasse der Ansiedler, die Bauern, scheiden als Vermittler geistiger Werte von vornherein aus, wenn sie auch für die „Volkskunde“ natürlich ins Auge gefaßt werden müssen. Sie hatten dringenderes zu tun, als schöne Künste zu treiben. Da waren die dichten Wälder zu roden, das Land urbar zu machen; es galt, auf dem neuen Boden mit Hacke und Pflug das tägliche Brot zu schaffen. Auch die Bürger der Städte waren in den ersten Jahrhunderten, ehe sich ein gewisser behaglicher Wohlstand entwickelt hatte, von den Anforderungen des täglichen Lebens vollauf in Anspruch genommen. Wohl forderten ihre Berufspflichten und die Aufgaben der städtischen Verwaltung eine gewisse Bildungshöhe. Aber darüber hinaus bestand noch kein Bedürfnis nach Höherem. Nirgends spürt man in der Frühzeit einen bestimmenden Einfluß des Bürgertums auf geistigem Gebiete. Das Rittertum freilich war zur Zeit der deutschen Besiedlung Schlesiens der eigentliche Träger der literarischen Bildung, und in der Tat entstammen die künstlerisch wertvollen deutschen Dichtungen der schlesischen Frühzeit ausnahmslos der höfischen Sphäre. Aber sie sind in keiner Weise als Äußerungen der neu sich bildenden Volksgemeinschaft zu werten; sie sind vielmehr Ausdruck der geistigen Bedürfnisse einer zahlenmäßig geringen, wenn auch gesellschaftlich führenden und geistig hochstehenden Schicht, welche die ihr lieb und vertraut gewordene Kunstübung aus dem Mutterlande nach dem Osten verpflanzt. So ist denn auch die höfische Dichtung in Schlesien nie recht

bodenständig geworden. Sie erfuhr eine kurze schimmernde Blüte dank der Kunstliebe einiger Fürsten und Herren, aber sie war bloß der schöne Spätglanz einer untergehenden Welt; und es ist bezeichnend, daß sie in Schlessien nicht vom Bürgertum aufgenommen und weitergebildet wurde, sondern daß dieses den Meistergesang, diesen wunderlichen Sprossen der ritterlichen Kunstpflege, erst viel, viel später von außen her sich neu gewinnen mußte.

Was wir dagegen an ersten schüchternen Regungen des eigentlich schlessischen Volksgeistes zu verzeichnen haben, hat seinen Ausgang von den Klöstern genommen. Die deutschen Mönchsorden, vorab die führenden Zisterzienser, waren zwar durch ihre Satzungen in erster Linie auf den Landbau hingewiesen. Immerhin, gelehrte Bildung war bei ihnen zu Hause, Abschriften theologischer und anderer Werke kamen durch sie ins Land, sie zeichneten die Schicksale des Klosters auf und schufen so die Grundlagen schlessischer Geschichtsforschung, und durch ihre seelsorgerischen Pflichten wurden sie ganz von selbst die maßgebenden Führer in dem Bereiche des geistigen Lebens, das dem einfachen Manne nottat. Nach Schöpfungen hoher religiöser Kunst wird man allerdings vergeblich Umschau halten. Ihre große Zeit war vorbei. Unter Karolingern und Ottonen hatte sie das deutsche Schrifttum fast völlig beherrscht; jetzt hatte sich die Poesie der Kirche entfremdet und trieb auf weltlichem Boden üppige Blüten.

Als die deutschen Mönche in Schlessien ihren Einzug hielten, stand das kirchliche Leben unter dem Zeichen der Weltflucht und Abtötung. Dieser Geist, durch den die Kirche mächtig erstarkte, weil er das Diesseits entwertete und den Schwerpunkt des Daseins nach dem jenseitigen Leben verschoß, wodurch auch das Papsttum in kürzester Zeit seine entscheidende Machtstellung erlangte, hat seine letzten Wurzeln in der klösterlichen Reformbewegung, die im 10. Jahrhundert von Clugny in Frankreich ausging. Das Ziel der Kluniazenser war zunächst gewesen, die im Laufe der Zeit allzu locker und nachsichtig gehandhabte Regel des heiligen Benedikt wieder in ihrer ganzen Strenge zur Geltung zu bringen. Der mit behaglicher Lebensführung verbundenen Pflege der Gelehrsamkeit, durch die sich der ältere Benediktinerorden so unvergängliche Verdienste erworben hat, stellten sie ein Ideal strengster Askese und Weltflucht entgegen. Trotz alles Widerstandes griff die neue Bewegung mächtig um sich, büßte aber auch sehr bald ihre Entschiedenheit und Stoßkraft ein. Die Aufgabe, den Grundsatz der Entweltlichung der ganzen Lebensführung in all seiner Strenge praktisch zur vollen Entfaltung zu bringen, stellten sich nun die neuen Mönchsorden, die um die Wende des 11. zum 12. Jahrhundert, und zwar ebenfalls von Frankreich aus, ins Leben gerufen wurden. Am weitesten gingen die Karthäuser, die in völliger Einsamkeit, stets den Gedanken an den Tod vor Augen, ein beschauliches Büsserleben führten. Aber gerade weil sie sich so völlig von aller Berührung mit der Welt abschlossen, gewannen sie keine umfassende Bedeutung. Dagegen verbreiteten sich die etwas jüngeren Zisterzienser — genannt nach dem 1098 von

Robert von Molesme gestifteten Kloster Cîteaux — überaus rasch, weil sie es verstanden, ihr asketisches Ideal mit praktischer, dem Allgemeinwohl dienender Thätigkeit zu verbinden. Sie errangen sehr bald eine führende Stellung innerhalb der Kirche und wurden von den Päpsten mit Vorliebe zu verantwortungsvollen Aufgaben herangezogen. Neben ihnen gewann der Orden der Prämonstratenser, eine Stiftung Norberts von Xanten, der diese mönchischen Grundsätze auf die Stiftsgeistlichkeit übertrug, größeren Einfluß; er hat namentlich bei der Erschließung der wendischen Gebiete eine wichtige Rolle gespielt.

Aufgabe der Zisterzienser war zunächst nicht seelsorgerisches Wirken; auch die Pflege der Wissenschaft wurde anfänglich von ihnen abgelehnt. Fern den Siedlungen der Menschen sollten sie in einsamer Gegend ein gottgefälliges Leben führen, aber nicht in stiller Beschauung, sondern in strenger körperlicher Arbeit. Als Ackerbauer, als Obst- und Weinzüchter hatten sie sich selbst ihren Lebensunterhalt zu schaffen. Gerade dadurch aber wurden diese allen weltlichen Bestrebungen abgewandten Mönche zu Pionieren praktischer Kulturarbeit. Das Gebot, abseits größerer Ortschaften ihren Ordenspflichten nachzukommen, brachte es ganz von selbst mit sich, daß sie sich mit Vorliebe in unbewohnten Gegenden niederließen, die erst durch Rodungen dem Anbau erschlossen werden mußten. Bei der raschen Zunahme der Zisterzienserklöster bot Deutschland bald keine geeigneten Stätten mehr. Da winkten nun die Landschaften östlich der Elbe, wo noch so viel unbewohntes Gebiet der Erschließung harrete. Hier sind die Zisterzienser Mittelpunkte ausgedehnter Siedelarbeit und vor allem auch Träger des Deutschtums geworden. Die besonderen Verhältnisse in diesen neuen Ländern führten gewisse Einschränkungen der ursprünglichen Ordensregeln herbei. So mußten die Zisterzienser hier auch die seelsorgerische Thätigkeit vielfach mit übernehmen, da die Ordnung des kirchlichen Lebens in diesen erst seit kurzem bekehrten Gebieten im allgemeinen noch wenig ausgebaut war. Weiterhin führte die Unmöglichkeit, die wirtschaftlichen Aufgaben und die gottesdienstlichen Pflichten zu vereinigen, mit der Zeit zur Heranziehung von Laienbrüdern, die die Wirtschaftshöfe zu leiten hatten; auch Dienstleute (*mercenarii*, *familiares*, Klosterverwandte), die mit dem Kloster aufs engste verbunden blieben, aber verehelicht sein durften, wurden angenommen. Die Gefahr, daß eine Klostergründung dem Ordensideale untreu werden könne, bestand dennoch nicht so wie bei den auf sich allein angewiesenen Benediktinerklöstern. Denn die Zisterzienser erfreuten sich einer ungemein straffen Organisation, die einheitlich von einem Mittelpunkte aus geleitet wurde. Alljährlich hatten die Äbte die Tochterklöster zu besuchen und über die Wahrung der Klosterzucht zu wachen. Dann aber waren sämtliche Ordensäbte verpflichtet, zu dem jährlichen Generalkapitel im Stammkloster Cîteaux zu erscheinen, und von diesen Versammlungen ging der belebende Hauch aus, der das religiöse Leben der Zisterzienser so lange Zeit auf achtungsgebietender Höhe zu halten vermochte. Für die besondere Form der zisterziensischen Frömmigkeit ist besonders bezeichnend der starke

mystische Einschlag und die schwärmerisch-innige Marienverehrung, die dann Gemeingut des ganzen späteren Mittelalters wurde. Hier ist denn auch der machtvollsten Persönlichkeit des Ordens zu gedenken, Bernhards von Clairvaux, des gewaltigen Predigers, in dem die glutvolle Frömmigkeit einer nach dem ewigen Heile verlangenden Zeit ihren hinreißendsten Ausdruck fand.

Die erste Gründung der Zisterzienser in Deutschland war Altenkampen im unteren Rheingebiet, ausgegangen von Morimund, einem Tochterkloster von Cîteaux. Von hier aus kam der Orden nach Sachsen, und wie er nun den Prämonstratensern bei der Kolonisation des Wendelands zur Seite trat, so wurde das thüringische Coeli porta der Ausgangspunkt für die zahlreichen Niederlassungen in Schlessien. Ihre Bedeutung für das schlesische Germanisationswerk ist auch dann noch sehr hoch zu werten, wenn man sich darüber klar wird, daß ihnen — im Gegensatz zu der früher herrschenden, durch die Angaben der Leubuser Stiftungsurkunde bedingten Anschauung — an der Anlage der ersten deutschen Gründungen kein nennenswerter Anteil zukommt. Aber als Hauptträger des für die Gesamtkultur des Mittelalters so ungeheuer wichtigen religiösen Lebens, als mustergültige Vorbilder im Landbau, als Hüter und Verbreiter wissenschaftlicher Bildung gaben die Mönche dem schlesischen Deutschtum die entscheidende Ausprägung und wurden die wirksamsten Kräfte für seine Behauptung und weitere Ausbreitung.

Ordensniederlassungen finden sich in Schlessien schon in slavischer Zeit. Weitaus die größte Bedeutung gewannen von diesen die Augustiner-Chorherren. Sie waren nicht eigentlich Mönche, sondern Kanoniker, die nach der sogenannten Augustinerregel unter Leitung eines Probstes sich zu einem klösterlichen Leben vereinigt hatten. Die schlesischen Augustiner waren Angehörige der flandrischen Chorherren-Kongregation von Arrouaise (Arrounair) in der Grafschaft Artois, die um 1090 errichtet wurde und als besonders vorbildlich galt. Peter Wlast, der mächtige sagenumwobene Feldherr Boleslaws III., siedelte sie 1109 auf seinen väterlichen Erbbesitze am Zobten im heutigen Gorkau an und stattete sie mit reichen Gütern aus. Um die Mitte des Jahrhunderts erhielten sie in Breslau das Sandstift und siedelten bald ganz dahin über, da ihnen das rauhere Klima am Zobten nicht behagte. In Gorkau ließen sie nur eine Propstei zurück. Weiter erbaute ihnen Peters Bruder Boleslaw in Breslau noch die Adalbertkirche und fügte ebenfalls entsprechenden Landbesitz bei. Die flandrischen Chorherren haben auch Ansiedler in größerer Zahl aus ihrer Heimat nach sich gezogen; auf diese gehen die sogenannten wallonischen Kolonien in den Gegenden von Breslau, Ohlau, Wohlau und Namslau zurück. Die rechtliche Lage der Wallonendörfer war anfangs nicht so günstig wie die der deutschen; sie verlangten daher und erhielten im Laufe des 13. Jahrhunderts deutsches Recht. Das stattliche Kloster, das Vinzenz von Pogarell den Augustinern am Fuße des Burgberges zu Camenz erbaute, ist später in die Hände der Zisterzienser übergegangen. Eine geblühliche Entwicklung nahm dagegen die 1247 von Heinrich I. als

Kolonie der Breslauer Chorherren gegründete Propstei zu Naumburg am Vober; ihr wurden das Breslauer Hospital zum Heiligen Geist und das Ausfägigenhospital zu Naumburg anvertraut. Diese Propstei, die übrigens von Anfang an ein „richtiges“ Kloster mit unterstellten zinspflichtigen Bauern war, wurde später nach Sagan verlegt und zwischen 1257 und 1261 zur Abtei erhoben. Weiter hören wir aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts von der Gründung zweier Benediktinerklöster, zu St. Vincenz auf dem Elbing und zu Leubus; aber bei der lockeren Verfassung dieses Ordens hatten sie keinen starken Rückhalt an ihrem Mutterhause und gingen bald wieder ein. Später sind Prämonstratenser und Zisterzienser in diese Klöster eingezogen.

Mit dem Auftreten dieser beiden Ordensgenossenschaften nimmt das kirchliche Leben Schlesiens mächtigen Aufschwung. Ihre Niederlassungen erblühten in rascher Folge erst seit dem Beginn der deutschen Einwanderung. In der vorangegangenen Zeit waren nur einmal durch den Bischof Walter von Breslau (1149–1169) Prämonstratenser berufen worden und hatten das Martinskirchlein auf der Dominsel zugewiesen erhalten. Walter, der dem Westen, der Diözese Lüttich entstammte, stand selbst der Reformbewegung nahe. Die erste schlesische Zisterziensergründung war das bereits genannte Leubus, ein Tochterkloster der thüringischen Abtei Coeli porta am Austritt der Saale aus dem Thüringer Walde. Das blühende Leubus wurde der Ausgangspunkt für eine ganze Reihe neuer Zisterzienserklöster. Leubus erhielt von Heinrich I. weitgehende Freiheiten: der Marktflecken sollte von allen Abgaben frei sein, keiner der Klosterbrüder durfte ohne Erlaubnis des Abtes vor ein weltliches Gericht gezogen werden, im Kriegsfall sollten die Bewohner des Weichbildes von Leubus auch weiterhin den Arbeiten für das Kloster obliegen dürfen. Zum Kirchspiel Leubus gehörten nicht weniger als 15 Dörfer zu beiden Seiten der Oder. 1249 wurde Leubus von Boleslaw III. mit deutschem Rechte begabt, und in der Folge haben sich die Leubuser Mönche als eifrige Förderer der deutschen Kolonisation erwiesen, nicht nur für die nächste Nachbarschaft, sondern für die ganze Umgegend von Liegnitz und Goldberg. Die fast ausschließlich deutschen Ortsnamen beweisen, welche Arbeit hier geleistet worden ist. Dazu kam dann noch die Ausbeutung der Berge! 1268 sind bereits die Gold-, Silber- und Erzgruben um Goldberg im Gange. Auch die deutschen Orte auf dem Hügellande zwischen dem Striegauer und Schweidnitzer Wasser wurden frühzeitig Leubus unterstellt. Bis zur Mitte des Jahrhunderts breitet sich der Besitz des Klosters immer weiter aus.

Das Nonnenkloster Trebnitz ist keine Gründung von Leubus, stand aber mit diesem in enger Verbindung und wurde von ihm mannigfach gefördert. Es verdankt seine Entstehung der frommen Herzogin Hedwig, die einen Schwesternkonvent aus Franken kommen ließ und in die völlig polnische Gegend auf dem rechten Oderufer verpflanzte. Von 1203 bis 1219 währte der Bau; 1218 wurde das Kloster in den Zisterzienserorden aufgenommen. Hedwigs Tochter Gertrud wurde 1210 Nonne und später

Äbtissin; und bis zur Reformation sind dann sämtliche Äbtissinnen des Klosters aus dem regierenden Hause hervorgegangen. Trebnitz war von Anfang an reich begütert und wurde es später noch mehr; so vermachte ihm die Herzogin Hedwig bei ihrem Tode ihr gesamtes Witwengut. Zum Kolonisationsgebiet von Trebnitz gehören Ortschaften in der Gegend von Löwenberg und Frankenstein und im Kreise Schwiebus.

In der Nähe von Münsterberg, auf dem linken Ohleufer, überwies 1222 der Breslauer Domherr Nikolaus, der Notar Heinrichs I., das ihm zur Nutznießung überlassene herzogliche Land mit Heinrichs Zustimmung dem Zisterzienserorden. Die neue Stiftung erhielt den Namen Heinrichau und wurde 1226/27 von Leubus aus besetzt. In dem rauen waldbedeckten Lande harrte der Mönche mühevoller Arbeit, und mit Sehnsucht blickten sie nach dem blühenden Mutterkloster zurück. Beim Tatareneinfall ging das hölzerne Kloster in Flammen auf; der Neubau wurde auf das rechte Ohleufer verlegt. Merkwürdigerweise hat Heinrichau für seine Besitzungen weder deutsches Recht noch Befreiung von landesherrlichen Abgaben erhalten; erst 1263 gewährte der Breslauer Bischof die Zehntfreiheit, und 1279 kam die Befreiung vom polnischen Recht. Heinrichau genoss die besondere Förderung der Herzöge des benachbarten Münsterberg, die zum Teil hier ihre gelehrte Ausbildung erhalten haben.

Das Kloster Camenz war ursprünglich eine Gründung der Augustiner-Chorherren, vom Breslauer Sandstift aus (1210). Nach anfänglicher Blüte ging die Zahl der Chorherren und der religiöse Eifer zurück, und nach dem Tatareneinfall besetzte Bischof Thomas von Breslau das Stift mit Zisterziensern aus Leubus. Das führte zu langwierigen Streitigkeiten mit dem Sandstifte, und erst 1248 wurde durch Entscheidung des päpstlichen Legaten das Kloster endgültig den Zisterziensern zugesprochen. Auch hier war erst noch grundlegende Arbeit zu leisten. Nicht vor der Jahrhundertwende konnte das Kloster daran denken, seinen Besitz zu erweitern, und am Ende des 14. Jahrhunderts hatte es die ganze Talandschaft zwischen Frankenstein, Wartha und Camenz in seinen Besitz gebracht. Auch Bergwerke wurden an den Ostabhängen des Reichensteiner Gebirges angelegt; ihre Goldausbeute war so ergiebig, daß Camenz schon 1294 von Wenzel von Böhmen die Stadt Mittelwalde mit allen Gerechtsamen und zugehörigen Dörfern käuflich erwerben konnte.

Das letzte der Zisterzienserklöster im nördlichen Schlesien ist Grüssau, im Kesseltale des Bober zwischen der Überschar und dem Waldenburger Gebirge. Hier bestand vor 1240 die Einsiedelei Grissobor; sie wurde von Heinrich II. mit dem Benediktinerkloster Opatowitz bei Königgrätz verbunden. 1249 erhielt der Orden das Recht zur Errichtung eines Klosters beim Marktflecken Landshut. Es kam aber gar nicht zum Ausbau eines vollen Klosters; vielmehr verkauften die Opatowitzer Benediktiner den Besitz 1289 an Herzog Volko von Schweidnitz-Münsterberg mit der Bedingung, daß er ihn wieder zu einer frommen Stiftung verwende. Es verstand sich von selbst, daß für Volko nur die Übergabe an seine Hein-

richauer Zisterzienser in Frage kam, die ganz anders als die Benediktiner die deutschen Siedelungen zur Blüte zu bringen verstanden. Das geschah denn 1290, und schon zwei Jahre später konnte das neue Tochterkloster Heinrichaus, „Gratia St. Maria“, geweiht werden; Volkto bestimmte es im Stiftungsbriefe zu seiner Grabstätte. 1318 war der Bau des Klosters vollendet. Grüssau erweiterte seinen Besitz zunächst stromabwärts, dann den Bober hinauf bis zu seinem sumpfigen Quellgebiet.

Endlich drangen die Zisterzienser auch in die Wälder Oberschlesiens vor. Nach Rauden an der Kuda, die unterhalb von Ratibor in die Oder mündet, ließ Herzog Wladislaw von Oppeln 1252 Mönche aus Andreow kommen. Dieses Kloster war zwar in Polen gelegen, wo die Zisterzienser seit etwa einem Jahrhundert Fuß gefaßt hatten; doch waren die Raudener Mönche zweifellos deutscher Abstammung. Ihre lateinischen Handschriften enthalten von den ersten Zeiten an zahlreiche deutsche Glossen, dagegen keine einzige polnische; erst seit 1500 zeigen einzelne polnische Wörter, daß auch Slaven dem Orden beitraten. In die dem Kloster gehörigen Dörfer zog sehr bald deutsches Leben ein; doch ist in den meisten das Deutsche als herrschende Sprache später verloren gegangen. Nur das größte von ihnen, Schönwald bei Gleiwitz, dessen Bewohner aus der Gegend von Meissen gekommen waren, hat sich in völlig polnischer Umgebung seine deutsche Sprache bis heute zu erhalten gewußt.

Einen geschlossenen Überblick über das religiöse Schrifttum in Schlesiens Frühzeit zu geben ist zur Zeit noch unmöglich. Nirgends, selbst beim Humanismus nicht, empfindet man so schmerzlich den Mangel ausreichender Vorarbeiten. Ehe nicht die in großer Zahl vorhandenen Handschriften in allen ihren Beziehungen durchforscht sind und aus ihnen ein Bild des geistigen Lebens in den Klöstern gewonnen ist (eine Arbeit noch für Jahrzehnte), ehe nicht vor allem die so dringend notwendige Geschichte der deutschen Predigt in Schlesien geschrieben ist, muß jeder Versuch, diese Seite des schlesischen Schrifttums in jener Zeit zu beleuchten, Stückwerk bleiben. Wir sind, wie die Dinge liegen, genötigt, uns auf das Wenige zu beschränken, das ans Tageslicht gezogen wurde, und können nur wünschen, daß die noch ausstehenden Ergebnisse der Einzelforschung nicht zu lange auf sich warten lassen möchten.

Je mehr bei den Zisterziensern die wirtschaftlichen Aufgaben auf die Laienbrüder und die Klosterverwandten abgewälzt wurden, desto leichter fand sich für die geistlichen Brüder Sinn und Zeit für die Beschäftigung mit theologischen und wissenschaftlichen Fragen in stiller Klosterzelle. Auch waren sie darauf bedacht, durch die schriftliche Aufzeichnung ihrer seelsorgerischen Tätigkeit eine Grundlage zu geben. So haben wir denn neben den Schriften, die der Erbauung und religiösen Vertiefung der Mönche selbst dienen, auch wie im übrigen Deutschland eine umfangreiche geistliche Prosaliteratur mit volkstümlicher Einstellung: deutsche Gebete und Predigten, Übersetzungen aus der Heiligen Schrift, aus den Kirchenvätern, aus den Lebensbeschreibungen der Heiligen.

Eine bedeutsame Stellung nehmen hier zwei Psalmenübertragungen

ein, beides durchaus selbständige Arbeiten und völlig unabhängig von den andern bisher bekannten Verdeutschungen. Das erste ist das Psalterium per hepdom. cum versione germana, gewöhnlich nach dem Fundorte die Trebnitzer Psalmen genannt. Es gilt als das älteste größere deutsche Sprachdenkmal Schlesiens. Die Handschrift gehört zwar erst in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, ist aber nur Abschrift einer älteren Vorlage. Die Übersetzung ist angefertigt in der Form einer sogenannten Interlinearversion, d. h. die deutsche Übertragung ist wörtlich unter den lateinischen Wortlaut gesetzt. Die folgende Übertragung des 41. Psalms diene zugleich als Beispiel für die Beschaffenheit der ältesten schlesischen Sprache.

„Reichte also in der begerde ist der hirs czu den burnen der wasser, also begert die sele min czu dir, got. Durstik waz di sele min czu gote, dem lebinde burne: wenne sal ich komen vnde irschinen vor dem antlicze gotis? Di czere min woren mir daz brot tagis vnde nachtis, als man spricht mir steticlich: wo ist der got din? Diser gedenke gedachte ich vnd irgoz in mir die sele min, wen ich sal durchworn in di stat des palastis runderlich bis czu deme huse gotis. Mit der stimme der vreuden vnde der bichte ist der lut des essendis. Worumme bistu vmoro, sele min, vnd worumme betrubis du mich? Hoffe czu gote, wen noch sal bichtin im: di gruze des antliczis min vnde got min. Czu mir selbir di sele min ist betrubit, dorumme sal ich gedenkin din von dem lande dez Jordanis vnd Hermon von dem cleynen berge. Ein abisse dy andir abysse aneruset in der vinsteren stimme din. Alle di hoc din vnde di plut din obir mich gingen. Des tagis inpot vnse herre di barmherczikeit sin vnd des nachtis den sanc sin. Vor mir ist das gebet gote des lebins min; ich sal sagin gote: inphinger min bistu. Worumme hostu vorgessin min vnde worumme ge ich truerlichen, also mich pineget der vint? Also czubrochin werdin dy beyn min, so vorwizzen mir di do mich pinegen, di vinde min. Also si sprechin mir alle tage: wo ist der got din? Worumme bistu truric, sele min, vnd worumme betrubis du mich? Hoffe an got, wen noch sal ich bichtin im: ein grusze des antliczes min vnde got min.“

Auch die zweite Psalterübersetzung ist anscheinend weit älter als die uns erhaltene Handschrift, die im Jahre 1340 von einem gewissen Peter von Patſſkau (oder für ihn?) gefertigt wurde. Sie weist gleichfalls die Form einer Interlinearversion auf.

In den meisten Klöstern scheint man schon bald nach dem Einzuge der Mönche an die Anfertigung schriftlicher Aufzeichnungen gegangen zu sein. Deutlich läßt sich die Entwicklung zum Beispiel in Klauen verfolgen. Hier ist die älteste erhaltene Handschrift, ein Bibeltoder, der die Bücher von der Genesis bis zum Buch der Paralipomena enthält, im Jahre 1275 abgefaßt worden. Weiter stammen aus der ältesten Zeit des Klosters ein Lektionar mit den Homilien von der Adventszeit bis Pfingsten und der

kulturgeschichtlich wichtige Band mit den Werken eines Frater Rudolfus. Er enthält von diesem einen Traktat über die Würde des Priestertums, Evangelienperikopen und einen Predigtzyklus „de septem sigillis“, anknüpfend an das Leben Christi. Bruder Rudolf war zweifellos Zisterzienser; es erhellt das besonders daraus, daß er unzählige Male Bernharb von Clairvaux heranzieht, andere Heilige dagegen fast gar nicht. Die Abfassung der Schriften fällt in die Zeit von 1236 bis 1250. Im Traktat zeigt sich Rudolf als grimmigen Gegner des Kaisers Friedrich II.: er nennt ihn einen Heuchler, ruhmbegierig, der Fleischelust ergeben und steht in seiner Person die Hauptursache für den allgemeinen Sittenverfall. Dann eifert er gegen die Verweltlichung der höheren Geistlichen, die mehr durch ihre Kleider als durch ihre Sitten gefallen wollen, mehr um den Schmuck ihrer Pferde als ihrer Kirchen besorgt sind, die in wohlgelesenen Worten zu Mädchen reden, aber in der Kirche, anstatt die Gläubigen zu erbauen, stumm bleiben. Hier zeigt sich der strenge Zisterziensergeist. Und auch gegen die Frauen wendet er sich, die sich in ihrer modischen Haartracht an die Altäre drängen, um die Priester zu verführen; gegen die Ehrgeizigen, die über ihren Stand hinauswollen: die Unfreien möchten den Ritters, die Ritter den Fürsten, diese den Königen und die Könige den Göttern oder richtiger den Teufeln gleich sein. Eine ganz eigenartige Bedeutung aber erhält dieser Traktat dadurch, daß er die älteste Quelle für unsere Kenntnis deutschen Volksglaubens in Schlessien ist. Im achten bis zehnten Kapitel behandelt er den Aberglauben des Volkes, und zwar stützt sich Rudolfus hier nicht auf die theologische Überlieferung, die unterschiedslos die Reste romanischen Götterglaubens mit den bodenständigen deutschen Anschauungen vermengt, sondern ganz offensichtlich auf Mitteilungen aus dem Volke selbst, die ihm vielleicht in der Beichte zugekommen waren. Mag die Schrift Rudolfs nun bereits in Klauen selbst oder in der früheren Heimat der deutschen Mönche entstanden sein: sicher ist, daß sie uns von dem Volksglauben der mitteldeutschen Siedler Zeugnis ablegt, die mit den Mönchen gekommen waren. Denn das Dorf Schönwald, das von Meißen aus besiedelt ist, zeigt noch heute in seinen volkstümlichen Überlieferungen, wie dürftig sie auch sind, mannigfache Übereinstimmung mit den Angaben des Rudolfustraktats über den Volksaberglauben. Und da finden wir nun neben zauberkräftigen Bräuchen, durch die Mädchen und Frauen sich die Liebe des Mannes zu erwerben oder zu erhalten suchen, durch die junge Mütter ihrem Neugeborenen eine glückliche Lebensbahn verschaffen wollen, auch die Gestalt der Frau Holda, für die in der Nacht der Geburt Christi der Tisch gedeckt wird, damit sie sich im kommenden Jahre hilfreich zeigt; wir finden den Brauch, in neuen Häusern, besonders hinter dem Herde, Töpfe in die Erde zu graben als Weihgabe für die Hausgötter, „die das Volk *stetervaldiu* nennt“. Diese Reste heidnischer Überlieferungen müssen also damals noch in Mitteldeutschland lebendig gewesen sein. Sie wurden von den Auswanderern in die neue Heimat mitgebracht, und ihre Ausrottung erschien den Zisterziensern als eine ihrer wichtigsten seelsorgerischen Aufgaben. An

den großen geistigen Bewegungen der Zeit nahm man in Rauden eifrig teil. Wir haben Abschriften von den angesehenen Kirchenlehrern des Mittelalters; und auch der jungen scholastischen Wissenschaft, die von den neugegründeten Bettelorden getragen wurde, verschloß man sich nicht. Später ist Rauden die erste Heimstätte des Prager Humanismus in Schlessien geworden.

Auch die Geschichtsschreibung ist in den Klöstern eifrig gepflegt worden. Es lag nahe, die Ereignisse bei der Gründung und die späteren Schicksale des Klosters den kommenden Geschlechtern zu überliefern, und oft genug steckte man den Rahmen weiter. Die Landsgeschichte findet hier ihre zuverlässigsten und ergiebigsten Quellen. Auf diesem Gebiete hatte allerdings schon die slavische Zeit einiges geleistet. Um 1113, als Schlessien noch polnisch war, schrieb Martinus Gallus, der Hofkaplan Boleslaws III., eine von deutschfeindlicher Gesinnung getragene Chronik und überreichte sie den polnischen Bischöfen. Der Dominikaner Martin von Troppau — gewöhnlich Martinus Strepus oder, da er zur polnischen Ordensprovinz gehörte, auch Martinus Polonus genannt, obwohl er Böhme war; er starb 1278 als Erzbischof von Gnesen — verfasste im Auftrage des Papstes Klemenz IV. eine Päpste- und Kaiserchronik, die bis 1277 reicht; sie ist urteilslos und voller Fabeln (unter anderm bringt sie zum ersten Male die Geschichte von der Päpstin Johanna), aber sie war weitverbreitet und wurde oft fortgesetzt und in ihrer Anlage nachgeahmt.

Die aufschlußreichste und zuverlässigste Quelle der älteren schlessischen Geschichte ist das Liber Foundationis claustris S. M. V. in Heinrichow, zum größten Teil noch im 13. Jahrhundert von mehreren Mitgliedern des Klosters verfaßt. Stärker als sonst in den Chroniken jener Zeit kommt das Menschliche in dem Heinrichauer Gründungsbuche zu seinem Rechte. Entstehung und Geschichte bäuerlicher und kleinadeliger Siedlungen im Klosterbereiche werden in lebendiger und anschaulicher Darstellung berichtet. „Wir hören von Glambo, der von Herzog Boleslaw I. angesiedelt wurde, und seinem Enkel Quetik, der als Krüppel das Gnadenbrot der Zisterzienser aß; von Bogval, dem Böhmen, der mit seinem Weibe abwechselnd die Handmühle drehte, und von seinen nichtsnutzigen Enkeln Bogussa und Paul; von den Hörigen Krepis und Such, die sich im Streite gegenseitig erschlugen; von dem Hörigen Kolas, der in einer Burg hauste und über weite Wälder gebot, und dessen heruntergekommene Nachkommenschaft der herzogliche Notar Nikolaus auskaufte. Daneben wird uns von Kleinadligen berichtet, von Janus und Dobrogost und dem Ritter Heinrich, dem Ahnen der Zesselmike; von den vier Brüdern in Bobolik, die wegen Straßenraubes im Gottesgericht um ihren Hals kämpfen mußten; von Stephan von Kobelau, dem „Kater“, der gern nachts auf fremdem Gebiet jagte. Daneben von dem eingewanderten deutschen Ritter Albert dem Bärtigen, der bei einem Turnier durch listige Rede dem Herzog Boleslaw II. das Gut Jarowitz für das Kloster abgewann.“ So gewährt das Werk reiche kulturkundliche Ausbeute; und

zutreffend hat man von „Bauernnovellen in Ansätzen“ gesprochen und den Heinrichauer Abt Peter I., den Verfasser des ersten Teiles, als den ältesten Bauernschriftsteller der deutschen Literatur bezeichnet. Auch die *Chronica Polonorum*, die hernach die Grundlage aller übrigen schlesischen Geschichtswerke wurde, ist in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Heinrichau entstanden; sie reicht bis 1278, zum Tode Boleslavs II. des Kahlen von Liegnitz. Niedergeschrieben hat sie ein Bruder Konrad, der um 1340 noch lebte; er hat auch ein Buch mit allegorischen Deutungen urkundlicher Namen zusammengestellt. Für das rege geistige Leben in Heinrichau zeugt weiter eine von Baesecke in der Einleitung zum Wiener Oswald angezogene deutsche Handschrift, die neben einer Erzählung der Passion und einer Sammlung von Sprüchen der Ältväter nur Visionsliteratur enthält: eine deutsche Übersetzung des Tundalus, Berichte von einem Ritter, der im Fegefeuer, und von einem Herzog, der 300 Jahre im Paradiese gewesen sei, und von dem Geiste eines Ademanns, der vierzig Jahre nach seinem Tode seinem Urenkel in der Gestalt eines Hundes erscheint und ihm Offenbarungen aus dem Jenseits übermittelt. Zwischen 1382 und 1398 schrieb ein Angehöriger des Kollegiatstiftes zu Brieg eine *Chronica principum Poloniae*, die auf der *Chronica Polonorum* und auf Martinus Gallus fußt.

Auf dem Gebiete der Philosophie werden wir von Schlesien, das noch ganz ohne jede Berührung mit den großen Mittelpunkten des geistigen Lebens war, keine selbständigen Leistungen erwarten dürfen. Erst die Gründung der Prager Hochschule und die gleichzeitig einsetzende humanistische Bewegung am kaiserlichen Hofe schuf einen Dunstkreis wissenschaftlicher Bildung auch für den Osten. Bis dahin bekundet sich die Teilnahme an den philosophischen Kämpfen der Zeit einzig durch Abschriften von den Werken der führenden Geister. Nur einen einzigen geborenen Schlesier haben wir zu nennen, und zwar schon aus den ersten Zeiten der deutschen Besiedlung, der selber tätig in die geistige Bewegung seines Zeitalters eingriff; ihn hatte das Schicksal freilich schon früh aus der Heimat hinausgeführt und mitten in eine Sphäre regster Geistes-tätigkeit hineingestellt.

Es ist Witelo. Sein Name ist für die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie nicht ganz unwichtig, weil er einer der wenigen ist, die man als Vertreter der durch die herrschende Scholastik in den Hintergrund gedrängten neuplatonischen Geistesströmung ansprechen darf. Als Sohn eines aus Thüringen eingewanderten Vaters und einer polnischen Mutter, etwa zwischen 1220 und 1230 geboren, wahrscheinlich in der Gegend von Breslau oder Liegnitz, ist er wohl in einen der heimischen Orden eingetreten. Was ihn dann nach Italien geführt hat, das ebenso wie Frankreich damals vor allem die Stätte europäischer gelehrter Bildung war, wissen wir nicht. Aber er hat hier, und zwar auf der Universität Padua, die seit 1260 in voller Blüte stand, seine höhere Ausbildung empfangen. Er muß in nähere Beziehungen zur päpstlichen Kurie getreten sein: wir wissen aus seinen Schriften, daß er in Viterbo naturwissenschaftliche Beob-

achtungen gemacht hat, wo der päpstliche Hof von 1260 bis 1271 und von 1276 bis 1278 sich aufhielt; von Wilhelm von Moerbeke, der damals Pönitentiar am Apostolischen Stuhle war, wurde er zu seiner Schrift „De perspectiva“ angeregt, und ihm hat er sie auch gewidmet. Ein früher begonnenes Werk „De ordine entium“ hat er um dieser Arbeit willen liegen lassen, und es ist auch nicht mehr zur Vollendung gekommen. Dann entschwindet er unserm Auge; nur vermuten läßt sich, daß er in Vitovia, dem heutigen Witow, südöstlich von Petrikau, unweit der schlesischen Grenze, wo sich ein Prämonstratenserfloster befand, seine Tage beschlossen hat.

Im 13. Jahrhundert hatte die Philosophie wieder eine gewisse Selbständigkeit gegenüber der Theologie gewonnen, wenn sie sich auch als die ancilla theologiae fühlte. Den Antrieb brachte die Bekanntschaft mit Aristoteles, der auf dem Wege über die arabische Philosophie gleichsam neu entdeckt worden war. Durch ihn wurde allmählich Plato, der der früheren Patristik die philosophischen Grundlagen geliefert hatte, immer mehr verdrängt. Inmitten dieser Bewegung steht Witelo. Aber was ihm seine Sonderstellung gibt, das ist, daß weit mehr als die Lehre des Stagiriten neuplatonische Ideengänge sein Denken bestimmen. Woher sie ihm zuströmen, ist leicht erkennbar: jener Wilhelm von Moerbeke, der berühmte Aristotelesüberseher, hatte auch die Neuplatoniker Proklus und Simplicius ins Lateinische übertragen, und auf Proklus beruht ja neben dem großen Plotin die eigentliche Programmschrift des mittelalterlichen Neuplatonismus, der „*liber de causis*“. Ist nun auch Witelo, wie für seine Zeit selbstverständlich, nicht frei von aristotelischen Elementen und ebensowenig von dem durch Augustinus vermittelten Erbe Platos, so ist doch das Entscheidende der neuplatonische Einschlag, der überall hervortritt, wo seine eigene Persönlichkeit zur Geltung kommt.

Das Werk, das Witelos Namen lebendig erhalten hat, ist seine „*Perspectiva*“. Er ist darin freilich in der Hauptsache nur Vermittler arabischer Weisheit, denn sein Wesentliches schöpft dieses Buch aus dem Araber Alhazen (965–1038), der, unter steter Benützung griechischer Quellen, ein für seine Zeit hochbedeutendes Werk über das Licht verfaßt hatte. Es ist indessen ebenso ungerecht, Witelo als „*Affen des Alhazen*“ abzutun, wie ihn übertreibend als „*Begründer der Optik*“ zu feiern. Er hat in vielen Punkten seine Selbständigkeit gewahrt und durch eigene Beobachtungen manches Neue beigebracht; vor allem aber zeigt er, wo er, wie in dem umfangreichen Widmungsbriefe an Wilhelm von Moerbeke, als Eigener auftritt, daß er seine Sonderforschung in den Dienst einer großen Idee stellt. Nicht bloß auf die wissenschaftliche Darstellung der Optik kommt es ihm an: die hier beschriebenen Naturvorgänge fügen sich ihm als organisches Glied ein in die große Gesetzmäßigkeit, die das gesamte Universum durchzieht und zu einheitlicher Harmonie verknüpft. Das körperliche Licht ist ihm der Vermittler der Einflüsse des höheren Seins auf das niedere Abbild des reingeistigen göttlichen Lichts. Vom göttlichen Sein fließt alles Sein, und so bringt durch das Licht eine göttliche Kraft

in die niedere Welt, die ganz im Sinne Plotins der intelligiblen gegenüber gestellt wird.

Und noch mehr zeigt die unvollendete Schrift „De ordine entium“ (wir dürfen sie wohl mit Clemens Baemker in der ohne Verfasseramen überlieferten Abhandlung „De intelligentiis“ erblicken) die neuplatonische Stufenreihe des Seienden schon im Gange der Untersuchung. Er beginnt mit dem Höchsten der Gottheit, der geistigen Substanz, um dann stufenweise zum Niederen herabzusteigen. Alles Leben und Sein empfängt das Niedere nur durch die Teilnahme am göttlichen Sein. Auch hier, wie in der Perspectiva, finden wir die neuplatonische Lichtmetaphysik wieder. Bei alledem aber bleibt stets die kirchliche Rechtgläubigkeit gewahrt: die pantheistischen Motive des Neuplatonismus klingen bei Witelo nicht weiter, und die Auffassung des Universums als substanzielle Entfaltung des göttlichen Lichtwesens weist er ab.

So erscheint Witelo als Glied der neuplatonischen Richtung, die, so wenig sie in ihrer Zeit an führender Stelle steht, doch, namentlich für die Folgezeit, nicht ohne Bedeutung ist. Albertus Magnus, der Lehrer des Thomas von Aquin, steht ihr nahe in einem Teile seiner Schriften, außer in den Übersetzungen Wilhelms von Moerbeke tritt sie dann besonders scharf bei Dietrich von Freiberg hervor, und durch Meister Eckhart wird sie in die deutsche Mystik übergeleitet, so daß wir ihre Spuren schließlich bis auf Jakob Böhme und Johann Scheffler verfolgen können. Für die Weiterbildung des schlesischen Geisteslebens kommt Witelo freilich nicht in Frage. Er gehört dem Bereich der großen europäischen Wissenschaft und Philosophie an, während in seiner Heimat, die er früh verließ und vielleicht, aber nicht sicher, im Alter erst wieder sah, die Grundlagen zu selbstständiger geistiger Betätigung eben erst notdürftig gelegt werden mußten.

Um die Zeit, als Witelo noch in Italien seinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien oblag, im Jahre 1262, brachten Mönche des Klosters Leubus — im besonderen wird der Name des Abtes Engelbert genannt — jenen schlichten lateinischen Bericht über das Leben der heiligen Hedwig zum Abschluß, den man füglich als die erste auf schlesischem Boden entstandene Dichtung bezeichnen darf. Denn innig verschlungen sind hier bereits Wirklichkeit und fromme Sage, trotzdem die gefeierte Herzogin erst wenige Jahre vorher, 1243, ins Grab gesunken war und erst 1266 von Klemens IV. unter die Heiligen der Kirche aufgenommen wurde. Unbeschreiblich muß die persönliche Wirkung gewesen sein, die von dieser wunderbaren Frau ausging. Es liegt nun freilich in der Natur der Sache, daß uns die Legende nicht so sehr die fürstliche Landesmutter zeigt in ihrem segensreichen Wirken für die Wohlfahrt der Untertanen und — denn auch das gehört zu ihrem Bilde — für die Ausbreitung des Christtums, als vielmehr die vorbildliche Christin, die lebendige Verkörperung des asketischen Frömmigkeitsideals, wie es die Zisterzienser vertraten, deren eifrige Schutzherrin sie zeitlebens gewesen ist. So hören wir von Hedwigs Demut und Milde, die sich auch ungehorsamen und boshaften Untergebenen gegenüber zu keinem heftigen Worte hin-

reißen läßt, von ihrer werktätigen Nächstenliebe gegen Arme und Elende, von ihrer Enthaltſamkeit und Keuſchheit. Nachdem ſie ihrem Gemahl ſieben Kinder geboren hat, nimmt ſie ihm das Gelübde ab, ſich aller ehelichen Gemeinſchaft zu enthalten, und vermeidet hinfort allen Umgang mit ihm; nur wo es ſich darum handelt, für die Kirche oder die Armen eine Fürbitte zu thun, ſucht ſie ihn auf, aber nur in Gegenwart anderer und an öffentlichem Ort. In Kleidung, Speiſe und Trank geht ihre Abtötung bis an die äußerſte Grenze, ſo daß der Herzog in Sorge um ihre Geſundheit einſchreiten muß. Und hier weiſt die Legende ein liebliches Wunder zu berichten: Als Heinrich eines Tages unvermuthet bei ihr eindringt, weil ihm hinterbracht worden iſt, daß ſie ſein Gebot miſachtet und Waſſer ſtatt Wein trinkt, da verwandelt Gottes Güte das Waſſer in ihrem Becher in funkelnden Wein. In frommem Gebete wird ſie oft ſeliger Verzücung und Zwiſſprache mit Gott theilhaftig. Daneben her gehen qualvolle Kaſteigungen und Geiſelungen. Nach Heinrichs Tode ſiedelt ſie ganz ins Kloſter Trebniß über und trägt das graue Gewand der Ziſterzienſerinnen. Das Ordensgelübde ſelbſt hat ſie nicht abgelegt, um nicht durch das Kloſterleben in ihrer Mildbätigkeit gegen die Armen behindert zu ſein, die ihre größte Freude war. Es ſoll nicht verſchwiegen werden, daß ihre demüthige Verehrung gegen die frommen Schweſtern bisweilen Formen annahm, die für unſer Gefühl etwas Krankhaftes und Abstoßendes haben: ſie küßte die Eige der Nonnen im Chor, die Ruten, mit denen ſie ſich kaſteiten, die Handtücher, mit denen ſie ſich getrocknet hatten, an den Stellen, die am ſchmutzigſten geworden waren; ſie wuſch ſich Geſicht und Hals mit dem Waſſer, in dem die Kloſterfrauen ihre Füße gewaſchen hatten, und badete wohl auch ihre Enkel darin, um ſie der den Nonnen innemwohnenden Heiligkeit und Gnade theilhaftig werden zu laſſen. Im ſtrengſten Winter ging ſie barfuß und trug ein hartes Büßergewand von Pferdehaaren auf dem bloßen Leibe.

Erzählt die Legende ſchon von einzelnen Wundern zu ihren Lebzeiten, ſo häufen ſich dieſe bei ihrem Tode. Heilige Frauen erſcheinen ihr auf dem Sterbebette und reden lange mit ihr. An ihrem Grabe werden Kranke geheilt, und Tote erſtehen wieder zum Leben, wenn man die Heilige um ihre Fürbitte angeht. Auch eine Tochter des Papſtes aus der Zeit, da er noch ein weltlicher Ritter war, ſoll an Hedwigs Grabe das Augenlicht wieder erhalten haben. Der feierlichen Erhebung ihrer Gebeine, die am 17. Auguſt 1267 mit großer Pracht zu Trebniß begangen wurde, wohnte neben ihren fürſtlichen Enkeln auch der Böhmenkönig Ottokar bei.

Den zwölf Kapiteln der „Vita St. Hedwigis“ wurde ſpäter noch die Kanoniſationsbulle Klemens IV. hinzugefügt. Sie iſt in den folgenden Jahrhunderten viel geleſen worden; das bezeugen die zahlreichen Abſchriften und die Bilder, die 1353 zu der für Herzog Ludwig von Liegnitz und Brieg hergeſtellten Handſchrift im böhmischen Kloſter Schlackenwerth geſchaffen wurden. Das 15. Jahrhundert brachte dann auch ihre Verdeutschung; wir beſitzen eine Handſchrift des Breslauer Patriziers Antonius Hornig, verfertigt von Petrus Freytag aus Brieg, vom Jahre 1451.



Die heilige Hedwig

Zuszeichnung aus der ehemaligen Schlackenwerther Handschrift (1353),
im Besitze des Herrn Rudolf von Gutmann, Wien
(Aus: Die Kunst in Schlesien)



Universitätsbibliothek Breslau

Bau des Klosters von Trebnitz

Beschriftung aus der heutigen Trebnitz von 1451

Diese Übersetzung verließ, mit Holzschnitten verziert, als eines der ersten Bücher im Jahre 1504 die Presse des ersten Breslauer Buchdruckers, Konrad Baumgarten aus Rotenburg. Hedwig ist in Schlesiens noch oft und viel besungen worden; erst in den letzten Jahren wieder wurde ihre Gestalt zweimal, von Waldeemar Müller-Eberhart und von Paul Nieborowski, in den Mittelpunkt volkstümlicher Spiele gestellt.

Auch in lateinischen Versen versuchte man sich im Kloster Leubus. In den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts entstanden die sogenannten *Versus Lubenses*, die im Anschluß an die *Chronica Polonorum* in ziemlich rohen Hexametern von der Gründung des Klosters erzählen. Eine zuverlässige Geschichtsquelle ist dieser Bericht nun freilich nicht: so wird beispielsweise der Name Leubus von Julius Caesar abgeleitet (die Slaven hätten Lubens aus Julius gemacht) und der Einzug der Zisterzienser aus Pforta fälschlich ins Jahr 1131 verlegt. Aber vom Leben der ersten Mönche und der mühevollen Aufgabe, die sie hatten, das öde Land in fruchtbares Gebiet zu verwandeln, wird doch ein recht lebendiges Bild gegeben. Auch erkennt der Verfasser mit sicherem Urteil die Ursachen der wirtschaftlichen Zurückgebliebenheit des Landes vor dem Einzuge der Deutschen.

Die frühesten deutschen Verse, die sich in den alten Handschriften finden, sind gereimte Gebete, zumeist, wie es bei den Zisterziensern nahe liegt, an die Jungfrau Maria gerichtet. Eine im Anfange des 13. Jahrhunderts zu Liegnitz niedergeschriebene Handschrift enthält außer lateinischen Predigten ein deutsches Ave Maria in 25 Strophen, das sich in erweiterter Fassung in einer zu Berlin befindlichen Handschrift des 15. Jahrhunderts wiederfindet. In die obengenannte Raubener Handschrift mit den Werken des Frater Rudolfus wurden um 1350 drei deutsche Versgebete eingetragen: zwei Mariengebete und eines an Christi Leib und Blut im Altarsakrament. Ich gebe eines davon in neuhochdeutscher Übertragung:

„Ich befehle dir, Gottesgebärerin,
Meine Seele, meinen Leib und all meinen Sinn.
Ich bitte dich, Mutter der Barmherzigkeit,
Geruh mich zu hüten vor allem Leid.
Und zu der unbekannten Stunde,
Da meine Seele entfährt meinem Munde,
Da komm mir zu Hilfe, Königin mein,
Erlöse mich vor der Hölle Pein
Und vor deines lieben Sohnes Zorn,
Daß ich nicht ewiglich sei verloren. Amen.“

Aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammt das Osterlied des Konrad von Queinfurt. Konrad war Pfarrer zu Steinkirchen am Queis und soll 1382 zu Löwenberg gestorben sein. *Mimus Dei*, Spielmann Gottes, nannte er sich auf seinem Grabstein. Die schöne Dichtung, deren edle Weise wohl gleichfalls auf ihn zurückgeht, zeigt in ihrer kunstvollen Formung bereits die Stilmerkmale der Spätzeit, die zum

Meistergesang hinüberleitet. Die frische Unmittelbarkeit natürlich volksmäßiger Empfindung eint sich hier aufs glücklichste mit der strengen Gesetzmäßigkeit reifer Kunst. Nach seinem Geburtsorte zu schließen stammte Konrad aus Thüringen und mag also in seiner Jugend leicht Einflüsse der jungen bürgerlichen Kunstübung erfahren haben. Im übrigen findet sich ja in Schlessien noch auf fast zwei Jahrhunderte keine Spur vom Auftreten des Meistergesanges. Die dritte Strophe des Liedes lautet in neuhochdeutscher Fassung:

„Sei, hochgelobter Freudentag, begrüßet,
Gelobet sei der immer mehr,
Der dich mit seiner Auferstehung süßet:
Christ, Opferlamm und Opfer hehr.
Der unsern Tod mit seinem Tode konnte sterben,
Davon kommt, daß wir mögen erben
Mit ihm in seines Vaters Reich.
Wald, Laub, die Saaten, Klee, Gras und die Blumen,
Die wollen sich zu lieben dir,
In Freuden groß sieht man sie heut sich rühmen,
Christ, auf dein Lob steht alle ihr Begier,
So daß wohl, wenn sie könnten sprechen,
An ihnen es nicht würd gebrechen,
Sie lobten dich, o Herre, allzugleich:
Du hast gesieget in dem Streit,
Des Todes Fürst darniederleit,
Sein groß Gewalt muß vor dir geben weich.“

Der erste Versuch einer umfangreicheren geistlichen Dichtung entstand außerhalb des Landes. Der Verfasser, der Mönch J o h a n n e s, stammt aus der Stadt Frankenstein, die den Münsterberger Volkos gehörte; irgendwelche Schlüsse auf eine Beeinflussung durch das literarische Leben seiner Heimat wird man aber daraus schwerlich ziehen dürfen. Denn der Befehl seines geistlichen Obern — er gehört dem Johanniterorden an, der seit etwa 1200 in Schlessien Fuß gefaßt hatte und bereits reich begütert war — führt ihn nach Wien, ins Ordenshaus auf der Kärnthner Straße. Hier vollendet er im Jahre 1300, auf die Bitte seines Ordensbruders Seidel, die metrische Übersetzung eines lateinischen Werkes über Christi Leiden und Tod, den „K r u z i g e r“ (Kreuzträger). Es ist weit mehr ein gelehrter theologischer Traktat als eine Dichtung. Trocken und lehrhaft, ohne jeden Gefühlsüberschwang unterbricht er alle Augenblicke seine Erzählung durch weit ausschweifige Erörterungen, in denen sich scholastische Gründlichkeit und Wortdeutungskunst breitmacht. Die geringste Abweichung der einzelnen Evangelien voneinander wird durch die gesuchtesten Ausdeutungen ins Gleiche gebracht; denn bliebe ein Widerspruch, so könnten die heiligen Schriftsteller ja auch sonst irren, und die Glaubwürdigkeit des ganzen Evangeliums wäre in Frage gestellt. In allen Kirchenvätern ist er zu Hause; ihre verschiedenartigen Auffassungen werden

einander gegenübergestellt, das Für und Wider ermogen. Aber des öftern bricht doch auch durch die Fülle der Gelehrsamkeit eine herzerfrischende Naivität durch. Man betrachte etwa, um einen besonders markanten Fall herauszugreifen, die umfangreichen Erwägungen, zu denen ihm der Verrat des Judas Anlaß gibt. Da fragt er sich zuerst: wie kam Judas dazu, gerade dreißig Silberlinge als Lohn zu fordern? Judas war der Schachmeister der Jünger und gar eifrig auf seinen Vorteil bedacht. Von allem Erlös fiel ihm der Zehnte zu. Nun hatte es ihn gewurmt, daß die reuige Magdalena ihre kostbare Salbe so nutzlos verschwendet hatte, statt daß man sie hätte verkaufen können. Auf dreihundert Silberlinge schätzte er ihren Wert; so war er um dreißig geschädigt worden. Nachher führt Johannes eine Äußerung des Anselmus an: Christus sei um dasselbe Geld verkauft worden, wie einst der ägyptische Joseph durch seine Brüder. Das wird als verkehrt nachgewiesen: die Juden hatten schon recht, wenn sie den Joseph auf zwanzig Silberlinge einschätzten; es ist nicht billig, daß Herr und Knecht für den gleichen Wert verkauft werden. Und endlich zeigt er, daß Judas durch seinen Frevel eine ganze Reihe von Sünden auf sich geladen hat: Geiz, Diebstahl, Kauf, Simonie (weil er das Heiligste verschachtelte), „Verzagnis“ (da er sich erhängte) und Selbstmord. Als er die Verwundung des Malchus durch Petrus berichtet, erhebt sich ihm sofort die Frage, wie Petrus zu seinem Schwerte kam: der Herr hatte ja seine Gefangennahme vorausgesagt, und so hatte sich der Apostel alsbald mit einer Waffe versehen, um ihn verteidigen zu können. Die Einsetzung des Altarsakramentes läßt ihn all die feinen theologischen Fragen aufwerfen, die hier das scholastische Denken beschäftigten: ob Jesus auch selbst seinen Leichnam gegessen habe, ob er dem Judas davon gab, wie beschaffen Jesu Leichnam war, als ihn die Jünger aßen, und wie beschaffen er jetzt im Sakramente genossen wird, ob sein Leiden auf die Beschaffenheit seines Leichnams im Sakramente Einfluß nahm. Wenn er darauf zu sprechen kommt, daß Christus auf dem Ölberge blutige Schweistropfen vergossen habe, so gibt ihm das erwünschten Anlaß, sich über die Beschaffenheit der menschlichen Natur Christi zu verbreiten: Ketzerei sei die Behauptung, Christi Leib sei von höherer Art gewesen, sei den Gesetzen und Schwächen menschlicher Leibesbeschaffenheit nicht unterworfen gewesen, denn dann hätte er ja nicht die ganze Menschheit angenommen. Wie er das nun im einzelnen ausführt, wäre Lästerung, wenn es nicht mit so treuherzigem Ernste vorgebracht würde. Man sieht also: es handelt sich hier nicht um schlichten Bericht der Heilsgeschichte, um einfache Belehrung des christlichen Volkes, sondern um recht verwinkelte Fragen grüblerischer Schulweisheit, die den Dichter weit mehr reizen als der schlichte Hergang der Passion in seiner menschlich so ergreifenden Unmittelbarkeit.

Die Sprach- und Formkunst des Johannes von Frankenstein läßt von den Nachwirkungen der Blütezeit kaum etwas gewahren. Da ist nichts mehr von strenger metrischer Zucht; die Reimnot verführt ihn zu unzähligen nichtsagenden Flickversen; das von der Dichtung der Blüte-

zeit meist gemiedene Enjambement wuchert üppig, und zwar ganz offensichtlich aus einem Erlahmen der gestaltenden und bändigenden Formkraft, nicht aus dem Bedürfnis nach übergreifender und künstlicherer Gliederung. Der Wortschatz entstammt in der Hauptsache der volkstümlichen Redeweise; höfisch-ritterliche Ausdrücke finden sich nicht viele. Durch die sprachlichen Veränderungen, welche die beiden österreichischen Abschreiber mit dem ursprünglichen Wortlaute vorgenommen haben, blickt unverkennbar des Dichters Frankensteiner Heimatart durch. Der Kreuziger ist das älteste deutsche Sprachdenkmal schlesischer Zunge, das nach Entstehungszeit und Herkunft auf das Jahr genau bestimmbar ist.

Endlich gehören noch die nicht sehr zahlreichen Ansätze zu volkstümlich dramatischer Kunst in den Rahmen des von den Klöstern ausgehenden Schrifttums. Freilich liegen ihre Wurzeln nicht hier allein. Zwar die Spielleute und Gaukler, die verachteten histriones und ioculatores, haben für die Ausgestaltung des volkstümlichen Spieles kaum viel zu bedeuten. Zweifellos haben sie wie überall auch bei den Volksbelustigungen der deutschslavischen Mischbevölkerung Schlesiens im 13. und 14. Jahrhundert ihre Rolle gespielt. Das alte kirchliche Verbot, ihnen Nahrung und Unterkunft zu bieten, hatte damals schon längst auch bei der Geistlichkeit die mildere Auslegung gefunden, ihre Kunst sei zu dulden und zu entlohnen, solange sie Zucht und Ehre nicht verleihe und nur dazu diene, das sorgenschwere Gemüt zu erleichtern und zu erheitern; bei Nikolaus von Kofel und andern treffen wir diese Auffassung. Aber entwicklungsgeschichtlich viel bedeutungsvoller als die Künste der Fahrenden sind so manche der aus vorchristlicher Zeit stammenden Volksbräuche geworden: die auf altgermanischen mythischen Vorstellungen beruhenden Weihnachts- und Fastnachtsumzüge, das Umwandeln der Fluren zur Abwehr der Dämonen, die feierlichen Handlungen bei der Feldbestellung und Ernte, die Fruchtbarkeit verbürgen oder den Dank dafür zum Ausdruck bringen sollten.

Bei den Maskenumzügen bediente man sich grotesker Larven, die von der Kirche als Teufelsfräßen gedeutet und verboten wurden. Schon 1207 richtete Innocenz III. an den Gnesener Erzbischof, dem auch die Breslauer Diözese unterstellt war, einen Brief, in dem er rügt, daß in den Kirchen theatrale Darbietungen stattfinden. Dabei kämen unförmige Verlarvungen zur Anwendung, und die Geistlichen selber wirkten bei der Darstellung leichtfertiger, von unanständigen Gesellen begleiteter Spiele mit und erniedrigen so die Würde ihres Standes vor aller Augen. Es ist dabei ausdrücklich die Rede von den drei auf Weihnachten folgenden Festen. Es läge somit nahe, die Worte des Papstes auf Ausartungen des Weihnachts- und Dreikönigsspieles zu beziehen, wenn nicht merkwürdigerweise gerade für Aufführungen von Weihnachtsspielen im schlesischen Mittelalter jedes einwandfreie Zeugnis fehlt. Offenbar auf Gebräuche der deutschen Eingewanderten zielt es, wenn 1326 Erzbischof Johannes von Gnesen die „abergläubischen Spiele“ zur

Weihnachtszeit Geistlichen und Laien verbietet und dabei wieder die Verwendung von Teufelsfräsen tadelt. Sein Verbot wurde wenige Jahre später von dem Breslauer Bischof Nanke wörtlich übernommen.

Ein weiterer von der Kirche bekämpfter Brauch war das „Todaustreiben“ am Sommerfonsntage. Erst ein später Chronist (Johannes Scholz 1568) gibt der heidnischen Sitte einen christlichen Sinn: sie sei eine Erinnerung an die Einführung des Christentums im Gebiete von Gnesen und Schlessien. Damals hätten die Neubekehrten ihre Abgötter zusammengetragen und ins Feuer geworfen. Besondere Bedeutung für die Geschichte des mittelalterlichen Dramas kommt den Umzügen zur Fastnachtszeit zu. Aus ihnen ist das Fastnachtspiel, die deutsche Form des heiteren weltlichen Dramas, hervorgegangen. Indessen scheint in Schlessien das Fastnachtspiel nicht unmittelbar aus den alten Volksbräuchen herausgewachsen zu sein. Vielmehr wurde es als Kunstübung des vorgeschrittenen Bürgertums des Westens und Südens erst spät aus der Fremde eingeführt, ähnlich wie der Meistergesang.

Im Gegensatz zum Weihnachtspiel läßt sich die allmähliche Ausbildung des Osterspiels in Schlessien ziemlich lückenlos verfolgen. In zahlreichen Brevieren und Gottesdienstordnungen erscheint es in seiner ältesten Gestalt, als kirchliche Feier im Rahmen des Gottesdienstes. Stammen die Handschriften auch meist aus späterer Zeit, so geben sie doch die ursprüngliche liturgische Fassung. Ein *Ordo divini officii per totum annum* der Kreuzherren mit dem roten Stern zeigt die früheste Entwicklungsstufe: den lateinischen Wechselgesang am Grabe des Auferstandenen zwischen den Engeln und den drei Marien, dargestellt von jungen Klerikern in Frauenkleidung, die Engel in weißen Gewändern und mit brennenden Kerzen in der Hand. Später tritt zu dieser Szene noch der Lauf der Apostel Petrus und Johannes zum Grabe. Dieser Form begegnen wir in zwölf Texten von der Mitte des 14. bis zum Beginne des 16. Jahrhunderts. Sie ist in Übung beim Breslauer Domkapitel und dementsprechend auch in den Bischofsstädten Neiße und Ottmachau, weiter bei den Augustiner-Chorherren in Sagan und im Kollegiatstifte zu Glogau. Die Klöster der eigentlichen Mönchsorden dagegen machten den Brauch nicht mit. Verschiedene Handschriften bieten bereits eine erweiterte Fassung, indem der Dialog in enger Anlehnung an den Evangelientext reicher ausgestaltet und ausgeschmückt wird. In einem Brevier des Neißer Franziskanerklosters St. Maria in Rossis aus späterer Zeit wird die alte Ostersequenz *Victimae paschali* in Strophen und Gegenstrophen aufgeteilt und zwischen ihre Verse volkmäßige polnische Liedstrophen eingeschoben, so daß eine Art dramatischer Auferstehungsfeier entsteht. Auch bei andern Gelegenheiten, wie am Palmsonntage, waren liturgische Bräuche dramatischen Charakters üblich. Seit der Reformation, die alle derartigen Gepflogenheiten scharf bekämpfte, verschwinden aber solche dramatische Züge auch aus der katholischen Liturgie.

Schon früh treten neben diese kirchlichen Feiern auch volkstümliche,

von der gottesdienstlichen Handlung losgelöste Spieltexte in deutscher Sprache. Indes waren auch hier die Geistlichen zumeist die Verfasser und die Leiter der Aufführungen. Wir haben aus Schlesien nur spärliche Reste geistlicher Spiele, die bloß durch Zufall der Vernichtung entgangen sind, etwa als Bucheinhände von Handschriften späterer Jahrhunderte. Die erhaltenen Bruchstücke wie auch das einzige vollständig überlieferte Stück, das sogenannte Wiener Osterspiel, gehören jedoch durchgehends schon in die Zeit der böhmisch-schlesischen Kulturgemeinschaft.

III

Höfische und Spielmannsdichtung.

Das geistliche Schrifttum der schlesischen Frühzeit entsprang noch keinerlei künstlerischem Ehrgeiz. Die Beschäftigung der Mönche mit den Wissenschaften, der Wunsch, die Umstände der Gründung und die Geschichte der einzelnen Klöster für die Nachwelt festzuhalten, endlich die Bedürfnisse der seelsorgerischen Praxis gaben den unmittelbaren Anlaß zu den handschriftlichen Aufzeichnungen, und auch die wenigen deutschen Verse hängen eng mit dem gottesdienstlichen Leben des Volkes zusammen. So sind diese ersten Klosterhandschriften mehr kulturgeschichtlich als künstlerisch wertvoll; sie lassen uns einen Blick tun in die Verhältnisse der miteinander und dann auch mit den Slaven zu einem einheitlichen Volkstum zusammenwachsenden deutschen Einwanderer, besonders in das kirchliche Leben Schlesiens.

Anders verhält es sich mit den Denkmälern höfischer Kunst, deren aus dem 13. und dem beginnenden 14. Jahrhundert uns eine nicht unbedeutende Anzahl erhalten sind. Mögen sie im Rahmen der höfischen Dichtung Deutschlands überhaupt nicht allzuviel bedeuten: im Lande selbst tritt den besten von ihnen erst nach Jahrhunderten wieder Gleichwertiges zur Seite. Aber sie geben noch keinen Maßstab ab für den erreichten Stand einer einheimischen schlesischen Kunst. Vielmehr handelt es sich hier zunächst um einfache Übertragung einer Kunstübung, die sich im Mutterlande zu reicher Blüte entfaltet hatte, und die nun die ritterlichen Kreise auch in ihrer neuen Heimat nicht entbehren mochten. Ist auch die höfische Poesie des deutschen Mittelalters kein Eigengewächs, sondern von ausländischen, namentlich provenzalischen Vorbildern abhängig, so bleibt sie doch, rein ästhetisch gesehen, ein Gipfel. Ein bewußt künstlerisch formender Wille ist am Werk, Rhythmus und Reim sind nicht mehr bloße Unterscheidung gegenüber der gewöhnlichen Redeweise, sie werden zum sorgfältig durchdachten und abgewogenen Ausdrucksmittel eines ganz eindeutig gerichteten Schönheitsempfindens.

Diese Kunst nun wird in ihrer Blüte fast ausschließlich bei einem ganz bestimmten gesellschaftlichen Stande gepflegt, bei der Ritterschaft.

Zur vollendeten „hoevescheit“ gehörte die Übung des Minnedienstes und seine lyrische oder epische Verklärung genau so gut wie die Standhaftigkeit und Gewandtheit im Turnier und all die andern ritterlichen und geselligen Künste. Diese Dichtung und die ihr zugrunde liegende neue Auffassung der Minne — das sehnüchtig schmachtende, demütige Umwerben der hochgestellten, gewöhnlich verheirateten Frau, die poetische Darstellung eines als persönliches Herzenserlebnis hingestellten Liebesgeschehens — war europäisches Gemeingut. Es mag dahingestellt bleiben, ob, wie Burdach glaubte, der durch die Araber aus dem Orient nach Spanien verpflanzte Minnedienst über die Pyrenäen nach der Provence gedungen ist, oder ob vielmehr, entsprechend der Brinkmannschen Beweisführung, mittellateinische literarische Überlieferung das Vorbild für die ritterliche Auffassung der Minne abgegeben hat. Jedenfalls haben die provençalischen Troubadours zuerst christliche Minne und irdische Liebe miteinander verschmolzen und den Minnedienst als ein ritterliches Ideal aufgestellt. Sie haben Reim, Vers und Strophe weitergebildet und eine kunstvoll verschlungene und um ihrer selbst willen gepflegte Form geschaffen.

Bei aller Weltfreudigkeit war der Minnesang doch weit davon entfernt, aus dem Rahmen der auf Gott und Jenseits als letztes Ziel gerichteten mittelalterlichen Weltanschauung herauszutreten. Gott bleibt der Sinn des Lebens, und die Normen der sittlichen Lebensführung sind nicht dem Belieben des einzelnen überlassen, sondern schlechthin gegebene Gesetze des Seins. Aller Weltgenuss, der Gottes vergift und seinen Geboten zuwiderläuft, bleibt Sünde. Freilich ist dem Ritter eine andere Aufgabe innerhalb des Lebensganzen gestellt als dem Mönche. Dem Mönche ist eine asketische Lebenshaltung angemessen, weil ihn Selbstüberwindung und Weltflucht am sichersten zu Gott führen und ihn vor den durch die Weltverstrickung sich ergebenden Hemmungen bewahren. Der Ritter soll sich den Himmel verdienen im Strome des Lebens. So darf er sich auch der Welt und der Liebe freuen, wenn es in den rechten Grenzen geschieht. Der rechte Ritter ist immer zugleich der Diener Gottes, und die ritterliche Ethik, die im Begriffe der Ehre gipfelt, kennt entsprechend als ihre vornehmste Aufgabe den Kampf gegen die Ungläubigen zur Befreiung des Heiligen Grabes. Und so gehört auch zur echten Minne demütig verehrende Hingebung. Es ist die Übertragung des Marienkultus ins Weltliche. Sinnliches Begehren ist schon Abweg. Nur vereinzelt und namentlich in späterer Zeit gewinnt in der ritterlichen Dichtung, ähnlich wie in der Vagantenpoesie, eine reine Diesseitsstimmung die Oberhand. Im schlesischen Bereiche ist die Vortebichtung ein gutes Beispiel dafür.

Von dem in Fragen des guten Tones führenden Frankreich aus eroberte der Minnesang die höfische Gesellschaft der andern Länder. Seitdem war der Dichter nicht mehr der ioculator, der verachtete Spasmacher, sondern er wandelte auf den Höhen der Gesellschaft. Namentlich die Ministerialen, der niedere Dienstab, waren die Vertreter des neuen Dichterschlags. Aber selbst gekrönte Häupter ver-

schmähten es nicht, sich in dieser Kunst der vornehmen Welt zu versuchen. An den Fürstenhöfen war der fahrende Sänger ein begehrter, gern gesehener Gast, und es gehörte zum Ruhme eines Fürsten, ihn mit reicher Gabe zu lohnen, wofür er denn das Lob des freigebigen Herrn im Liede von Land zu Land trug. Darin machten auch die Fürsten der östlichen Landschaften keine Ausnahme. Am Hofe der thüringischen Landgrafen war ein weit berühmter Musesitz; am böhmischen Königshofe lebte die große Überlieferung weiter. Und da hätten die schlesischen Piasten, die zu dem westlichen Nachbarlande als zu einem Vorbilde gesellschaftlicher Kultur verehrend hinüberschauten wie die deutschen Fürsten des 17. und 18. Jahrhunderts nach Frankreich, zurückbleiben sollen? Wenn sie es nicht wußten, so werden ihnen die eingewanderten deutschen Ritter ihres Gefolges schon beigebracht haben, was zum Inbegriff eines ritterlichen Fürsten gehörte. Und so vernehmen wir denn auch bald aus dem Munde deutscher Sänger, beim Tannhäuser, bei Heinrich von Meissen den Preis der milden Breslauer Herzöge als Schützer und Förderer der edlen Sangeskunst.

Und es fehlt auch sonst nicht an Zeugnissen dafür, daß man in Schlesien den Minnefang kannte und liebte. In einem Wohnturme des Riesengebirgsdorfes Bober-Röhrsdorf, heute den Grafen Schaffgotsch, damals dem Geschlechte von Rabe (von Redern) gehörig, hat man vor wenigen Jahren Wandbilder freigelegt, die Szenen aus dem vielgelesenen Zweinepos des Hartmann von Aue darstellen. Sie sind gegen Ende der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstanden, und der Landesherr war ein Sohn Volkos I. von Schweidnitz-Jauer, der uns als Freund der höfischen Dichtung noch begegnen wird. Wiederholt tauchen in schlesischen Urkunden Namen berühmter Helden der höfischen Epik auf. Vor allem aber gehören die ersten deutschen Kunstdichtungen, die wir seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Schlesien antreffen, zur Gattung der höfischen Poesie. Es ist einfache Übertragung der Kunstübung des Mutterlandes auf schlesischen Boden: wir haben die gleiche gepflegte Sprache wie sie den oberdeutschen Sängern eignete, die gleichen Stoffe und Motivkreise, die gleiche gewandte Beherrschung der Form; in den späteren Erzeugnissen freilich verflüchtigt sich das technische Können. Aber diese Hofluft bleibt auf die engen Kreise beschränkt, für die sie bestimmt ist; mit dem Niedergange der schlesischen Fürstenherrlichkeit und des Rittertums verschwindet sie wieder. Sie bleibt ein äußerliches angeeignetes Fremdgut ohne weitere Folgen für das Schrifttum des Landes. Nichts von schlesischer Eigenart zeigen diese östlichen Nachblüten der großen mittelhochdeutschen Glanzzeit.

Voran stehen zwei Minnegesänge. Der eine ist ein schlichtes dreistrophiges Lied, innig und von Herzen kommend, von durchaus persönlicher Art. Die stille Seligkeit des glücklich Liebenden spricht aus ihm; er preist das reine Weib, deren Leib „aller Seligkeit Schrein“ ist, und schließt mit der schönen Wendung:

„Wenn ich die holde Frau nur sehe,
Ist's, als ob alles Rosen trage.“

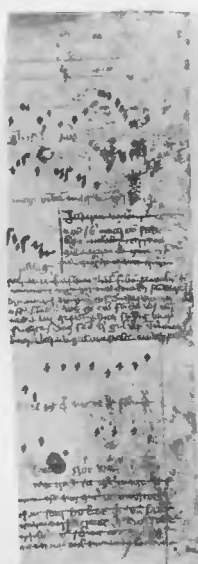




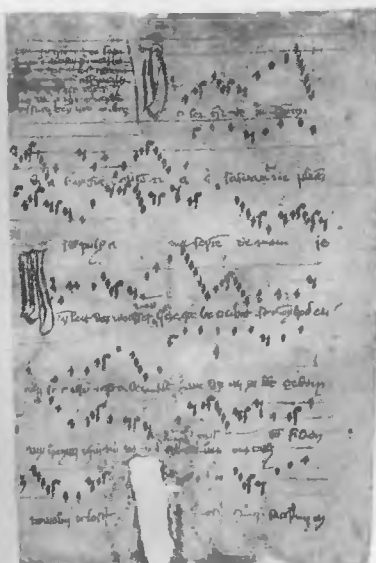
Vl. 1 Vorderseite



Vl. 1 Rückseite



Vl. 3 Vorderseite



Vl. 4 Rückseite

Breslauer Marienklage II und Osterspiel
 Von Einbanddeckeln verschiedener Handschriften abgelöste Blätter
 Universitätsbibliothek Breslau

Der zweite weitet sich zum dramatischen Bilde, zum Zwiegespräch des Dichters mit der Natur. Der Liebende klagt dem Mai, der Sommerwonne, der weiten Heide und dem glänzenden Klee, dem grünen Wald und der Sonne, ja der Frau Venus selbst das „sehnennde Leid“, das ihm die Sprödigkeit der Geliebten bereitet. Und sie alle wollen helfen: der Mai will Rosen und Lilien vor ihr verschließen und die kleinen Vöglein schweigen heißen, die Heide will sie festhalten, wenn sie kommt, um Blumen zu pflücken, der Klee will sie mit leuchtendem Scheine blenden, der Wald will sein Laub abwerfen, die Sonne sie mit sengenden Strahlen peinigen, und Frau Venus will ihr alles Liebesglück versagen, wenn sie ihn nicht erhört. Aber er wehrt ab: lieber will er sterben, ehe ihr ein Leid geschieht.

Echte stimmungsvolle Poesie ist das. Sprache und Form zeigen die vollendete Reife eines künstlerisch hochstehenden Zeitalters. Die beiden Lieder gehören zu den reizvollsten Schöpfungen des ausgehenden Minnegesanges. Aber nach schlesischer Wesensart suchen wir vergebens, und keine mundartliche Wendung verrät die Heimat des Dichters. Ebenfogut könnte er ein Oberdeutscher sein.

Die Große Heidelberger Liederhandschrift, der wir die Überlieferung der beiden schönen Dichtungen verdanken, nennt einen Herzog *H e i n r i c h v o n P r e s s e l a* als Verfasser. Man hat sich nach anfänglichem Schwanken auf Heinrich IV. geeinigt, wie schon Bodmer es vorgeschlagen hatte. Die schlesischen Geschichtsschreiber waren stolz auf ihren fürstlichen Sänger, und der Breslauer Bürgermeister Karl Jänike hat 1900 in dem historischen Roman „Herzog Heinrich IV. von Breslau“ eine farbenprächtige Schilderung des buntbewegten Lebens am Hofe des Kunstliebenden Pfasten gegeben. Auch in Gottfried Kellers Novelle „Hadlaub“ wird der schlesische Minnesänger mit hoher Achtung genannt, und sein Bild in der Heidelberger Handschrift eingehend geschildert, wie er hoch zu Ross inmitten seines Gefolges aus der Hand der Frauen den Kranz empfängt. Neueste Forschung hat freilich den Dichterlorbeer Heinrichs zerpflücken zu müssen geglaubt, und wenn es dem schlesischen Selbstbewußtsein auch wehe tun mag, es muß doch gesagt werden: nicht nur läßt sich kein zwingender Beweis führen, daß die dem Herzog zugeschriebenen Minnelieder ihn auch wirklich zum Verfasser haben, sondern es erhebt sich sogar die Frage, ob wir überhaupt berechtigt sind, sie zum schlesischen Schrifttum zu rechnen.

Mag nun aber Heinrich IV. (oder ein anderer Breslauer Fürst dieses Namens) selbst schöpferisch die Kunst des Minnegesanges ausgeübt haben oder nicht: gewiß ist, daß der Breslauer Fürstenhof eine große Anziehungskraft auf die fahrenden Sänger ausübte und daß so der Pflege höfischer Dichtung in Schlesien die Bahn bereitet wurde. Am Ausgange des Jahrhunderts wird dann ein kunstbegeisterter Fürst Anreger und Mittelpunkt eines deutlich ausgeprägten literarischen Kreises: Volk I. von Schweidnitz-Jauer, dem nach dem Tode seines Veters Heinrichs IV. auch das Gebiet von Münsterberg zufiel (1278–1301). Was wir um

jene Zeit an weltlicher deutscher Dichtung in Schlesiens haben, ist in seinem Herrschaftsbereiche entstanden oder doch anderweitig mit ihm in Beziehung zu bringen; und auch einzelne geistliche Schrift Denkmäler lassen sich, wenn auch weniger bestimmt, diesem Zusammenhange einfügen. Volkso hat selbst im Kloster Heinrichau eine gelehrte Ausbildung genossen. Nicht unwesentlich ist, daß die in Frage kommenden Dichtungen in der Reihenfolge ihrer Entstehung eine Entwicklung von der üblichen oberdeutschen Dichtersprache zur Mundart des Landes zeigen; es handelt sich also, wie das übrigens auch aus den Angaben der Dichter selber hervorgeht, nicht um aus dem alten deutschen Gebiete herangeholte Sänger, sondern die Dichter entstammen bereits dem Lande selbst: das Gebiet Volkso wird ein kleiner Kulturmittelpunkt, und die Sprache, die hier gesprochen wird, wird den hier schreibenden Dichtern zur Schriftsprache. Immer aber handelt es sich (allenfalls die Oswaldlegende ausgenommen) um ausgesprochene Hofkunst: der Landesfürst oder Edelleute seines Gebietes erscheinen als Anreger und Auftraggeber der Dichter.

Das früheste und zugleich künstlerisch höchstwertige Werk dieser Gruppe ist die Versnovelle „Der Vort“ des Dietrich von der Klessie. Man hat diesen Dichter aus der Geschichte des schlesischen Schrifttums streichen wollen; seitdem aber der am Schlusse des Werkes genannte Auftraggeber Wilhelm, der Sohn des Vogtes von Widena (Weidenau in dem heute zur Tschechei gehörigen Teile Schlesiens) in mehreren Urkunden nachgewiesen und auf diesem Wege sogar die Entstehungszeit des Gedichtes in die Zeitspanne von 1266 bis 1296 eingeschränkt werden konnte, besteht über die Herkunft des „Vorten“ kein Zweifel mehr. Freilich von Dietrichs Persönlichkeit wissen wir so wenig wie von seiner engeren Heimat. Mit Glas, wie man früher geglaubt hat, kann die „Glezze“ sich nicht decken; daß wir sie im Klessengrunde, der vom Glaser Schneeberge zur Viele hinabführt, zu suchen haben, ist lediglich Vermutung von einiger Wahrscheinlichkeit.

Ein vielgewandter Stoff liegt dem Vorten zugrunde: er findet sich bei Ovid (die Geschichte von Kephalos und Prokris), bei Hygin, bei dem Spätgriechen Antoninus Liberalis. Das arabische Märchen hat ihn aufgenommen, und noch Ariost verwertet ihn im „Rasenden Roland“ in der Episode von Anselmo und Urgia. Die Quelle Dietrichs war wohl irgendeine spätere Bearbeitung der Sage, die den Hygin und den Antoninus zugrunde gelegt hat. Dietrich hat die Fabel in das Gewand seiner ritterlichen Umwelt gekleidet und ihr den ganzen sinnlichen Glanz der höfischen Kultur gegeben.

Auf seiner Burg lebt in glücklichster Ehe mit seinem schönen jungen Weibe der Ritter Konrad. Aus den Wonnen seines Liebesglücks treibt ihn der Ehrgeiz hinaus: zum Preise seiner Frau will er auf einem Turnier in der Nachbarschaft neuen Ruhm gewinnen. Als die Zurückgebliebene sich in ihrem Garten ergeht, kommt ein fremder Ritter vorbei und bittet um gastliche Aufnahme. Die wird ihm freundlich gewährt; doch nun entzündet sich an der Schönheit der Schloßherrin die Flamme

seiner Leidenschaft. Mit Bitten und Versprechungen stürmt er auf sie ein. Immer mehr bietet er: seinen Habicht, seine beiden flinken Windhunde, sein gutes Roß will er ihr geben für ihre Gunst. Noch bleibt die Schöne standhaft; als er aber noch seinen gold- und edelsteinverzierten zauberkräftigen Gürtel („borte“) hinzufügt, der Sieg im Streite verleiht und gegen den Tod von Feindeshand schützt, da ist ihr Widerstand gebrochen, und sie gibt sich ihm im Garten zu eigen. Die Rosen lachen und die Vöglein singen, als sie der Ritter auf dem Grase umfängt. Doch ein Knecht ist heimlich Zeuge der Untreue gewesen; er reitet seinem Herrn entgegen und verrät ihm alles. Tiefgekränkt in seiner Ehre kehrt der Ritter um und reitet in die Welt hinaus. Nie mehr will er die Ungetreue wiedersehen. Am Hofe von Brabant findet er eine bleibende Stätte. In tiefer Trauer harret die Verlassene zwei Jahre vergebens auf die Rückkehr des Gatten; dann macht sie sich auf, um ihn zu finden. Als Ritter Heinrich durchstreift sie in Männerkleidung die Welt und kommt schließlich auch zur Burg des Brabanter Herzogs. Ihr Zaubergürtel verleiht ihr Sieg um Sieg; sie allein überwindet im Turnier einen gewaltigen britischen Ritter, dem selbst Konrad unterlegen ist. Dieser erkennt sie nicht wieder und schließt sich ihr freundschaftlich an. Bei einem Spazierritt bittet er sie um Roß, Habicht und Hunde. Der vermeintliche Ritter weigert sich erst; endlich willigt er ein, unter der Bedingung, daß der Freund sich ihm in Liebe zu eigen gebe. Um der versprochenen schönen Dinge willen geht Konrad auch wirklich auf die empörende Zumutung ein. Und nun gibt sie sich zu erkennen: sie sei von ihm verlassen worden, weil sie für den Zaubergürtel, der doch nur dem geliebten Manne Ruhm und Sieg verschaffen sollte, sich hingegeben; er aber habe jetzt um weit geringeres Gut zu schändlich-undchristlichem Tun sich bereit erklärt. So muß er denn am Ende sie noch um Verzeihung bitten, und versöhnt kehren sie zurück in die schwäbische Heimat.

In dem lebensvollen Schwank herrscht ganz der Geist des weltfrohen höfischen Rittertums, im Guten wie im Schlimmen. Die künstlerische Form steht nicht mehr völlig auf der Höhe der Hochblüte, aber sie wurzelt doch sichtbarlich in der großen Überlieferung; wirksam ist vor allem das Vorbild des formgewandten Meisters der mittelhochdeutschen Novelle, Konrads von Würzburg. Und wie lacht die Weltlust aus jeder Zeile, wie farbenreich und blühend ist die Minneszene im Garten gemalt, wie unbedenklich, ja wie leichtfertig ist der sittliche Standpunkt dieses Dichters, der für einen Ehebruch, durch den die Sünderin für den betrogenen Gatten Vorteile erlangen kann, kein Wort des Vorwurfs hat! Das Motiv der Männerminne ist natürlich aus der antiken Vorlage herübergenommen. Die Verbindung schmiegamer Wort- und Verkunst mit so weitgehender Lockerung der sittlichen Begriffe, die mit der mittelalterlichen Weltauffassung nicht mehr recht zusammenstimmen will, in dem Werk dieses Epigonen im fernen Osten kennzeichnet den Vorte deutlich als ein Erzeugnis der ritterlichen Spätzeit.

Ganz andere Lust weht in dem umfangreichen Gedichte von der

Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen, das wenig später, im Jahre 1301, zum Abschlusse gelangte. Der Verfasser war Geistlicher und stammte aus dem Troppauer Lande. Als seinen Auftraggeber nennt er ausdrücklich den Herzog Volko I. (denn nur dieser kann in Frage kommen, da sein Nachfolger in Münsterberg, Volko II., zur Zeit der Abfassung des Gedichtes höchstens drei Jahre zählte). Volko stand in engem Verwandtschaftsverhältnisse zu den böhmischen Přemysliden: seine Großmutter Anna, die Gattin Heinrichs II. von Breslau, war eine Tochter Ottokars I. von Böhmen. Er selbst ist 1289 in Prag gewesen und hat bei dieser Gelegenheit von Wenzel II., dem Nachfolger des auf dem Marchfelde gefallenen Ottokar II., die Stadt Schönberg zum Geschenk erhalten. Vielleicht hat er den Dichter der Kreuzfahrt vom Prager Hofe mitgebracht. Denn dessen Beziehungen zum böhmischen Königshause sind zweifellos: er gedenkt Wenzels II. mit rühmenden Worten, er erwähnt seine Krönung zum polnischen König in Gnesen (1300) und das im nächsten Jahre erfolgte Angebot der ungarischen Krone.

Und am Prager Hofe blühte deutsche Dichtkunst, wurde vor allem die Nachfolge Wolframs von Eschenbach gepflegt. Wie die schlesischen Pfaffen sahen die böhmischen Herrscher in den deutschen Nachbarn die Träger höherer Kultur und begünstigten früh ihre Einwanderung. Grillparzer läßt in seinem Trauerspiele den König Ottokar zu dem mit der Bevorzugung der Deutschen unzufriedenen Prager Bürgermeister sagen:

„Den Deutschen will ich setzen euch in Pelz,
Der soll euch kneipen, bis euch Schmerz und Ärger
Aus eurer Dumpfheit wecken und ihr ausschlagt
Wie ein gesporntes Pferd!“

und kennzeichnet mit diesen Worten gut die Gründe für die Haltung der Böhmenkönige. Den Deutschen wurden ihre eigentümlichen Rechte und Gewohnheiten verbrieft; ein Vergehen gegen sie galt einer Majestätsbeleidigung gleich. Auch hier waren die Klöster die mächtigsten Stützen der deutschen Besiedlung. Die größeren Städte, Prag vor allem, trugen bis zur Erhebung des Tschechentums in der hussitischen Bewegung ausgesprochen deutsches Gepräge. Seit Wenzel I. (1230–1253) finden wir namhafte deutsche Sänger am Hofe: Reinmar von Zweter, Meister Sigher, Friedrich von Sonnenburg. Die epische Dichtung folgt Wolframs Bahnen. Ulrich von dem Türlin schreibt hier seinen Willehalm und widmet ihn Ottokar II. Ulrich von Eschenbach, der Deutschböhme von Geburt war, wählt bereits einen slavisch-nationalen Stoff: sein Wilhelm von Wenden schildert die Geschichte eines bekannten Clavenfürsten und seine Bekehrung zum Christentum. Noch mehr: das Gedicht ist zugleich eine Verherrlichung Wenzels II., der hier dem Zeitgeschmack folgend in heidnisch-sarazenischer Verklärung erscheint. Zahlreiche Züge seiner Persönlichkeit und seines Lebens werden auf den Helden der Dichtung übertragen; seine Gemahlin Guta erscheint als Wilhelms Gattin Bene. Unter solchen Umständen boten sich die böhmischen Epigonen

Wolframs dem Kreuzfahrtdichter ganz von selbst als die gegebenen stilistischen Vorbilder an; er bleibt freilich hinter ihnen ebensoweit zurück als sie hinter ihrem Meister.

Den Stoff entnahm der Dichter der Geschichte des thüringischen Landgrafenhauses der Ludolfinger. Auch das lag nahe. Sowohl die Böhmenkönige wie die schlesischen Pfaffen standen den Thüringern verwandtschaftlich nahe. Elisabeth, die Heilige des Ludolfingergeschlechtes, war eine Nichte der schlesischen Hedwig. Der aus Thüringen eingewanderte Abel Böhmens, dessen Vorfahren an jenem Kreuzzuge so reichen Anteil genommen hatten, konnte dem Dichter aus seiner Überlieferung mannigfache Beiträge liefern. Dieser stand in besonders engem Verhältnis zu dem in der Umläuer Gegend ansässigen Ulrich von Neuhaus, dessen christliche Freigebigkeit und Gastlichkeit er preist. Ein anderer seiner Gewährsleute, Ludwig von Meditz, saß in dem oben genannten Weidenau; ein beachtenswerter Anhaltspunkt für die Beziehungen auch der dem Vortebdichter nahestehenden Kreise zu Herzog Volkó.

Zugrunde liegt dem Gedichte eine nicht mehr erhaltene Darstellung des Kreuzzuges von 1189, auf dem Kaiser Friedrich Barbarossa den Tod fand. Volkó hatte den Dichter darauf hingewiesen. Die Belagerung von Akkon, bei der Ludwig III. von Thüringen eine bedeutsame Rolle spielte, steht im Mittelpunkt. Aber auch Erinnerungen an die Kreuzfahrt von 1228, an der Ludwig IV. beteiligt war, spielen hinein. So entsteht keine geschichtliche Darstellung, wie sie der Dichter geben wollte, sondern ein merkwürdiger Zwitter von Sage und Historie, dem auch märchenhafte Legendenzüge nicht fehlen. Die Gabe dichterischer Gestaltung, wie sie etwa Dietrich von der Kiese eignet, fehlt dem Verfasser der Kreuzfahrt vollkommen. Mit trockener Nüchternheit erzählt er die Vorgeschichte des heiligen Landes in der Kreuzzugszeit; lange Aufzählungen von Fürsten und Rittern, die an dem Unternehmen teilgenommen haben, füllen weite Strecken. Zu größerer Wärme erhebt sich die Darstellung nur, wenn der gefeierte Held, der thüringische Ludwig, auf den Plan tritt. Er erscheint als die Seele der ganzen Unternehmung: in ihm sehen die Sarazenen ihren gefährlichsten Gegner, und seinen Entschlüssen ordnet sich selbst der Kaiser unter. Nur wenige andere Kreuzfahrer gewinnen neben ihm deutlicheren Umriß, wie der geschichtlich nicht sicher nachweisbare Templergrußmeister Walthar von Spelten und die Fürsten des heiligen Landes: der edelmütige, aber schwache König Guido von Jerusalem und der etwas zweideutige Markgraf Konrat von Montferrat zu Tyrus, der erst des Verrates an der christlichen Sache angeklagt werden muß, ehe er sich zu tatkräftiger Unterstützung entschließt. Auch in den Schlachtszenen treten bei der Schilderung der Einzelkämpfe mehrere Helden klarer hervor. Natürlich sind die Christen immer siegreich. Aber die heidnische Übermacht ist groß, die blutigen Verluste so beträchtlich, daß man trotz der Abmahnungen des kühnen Ludwig sich entschließt, unverrichteter Sache wieder heimzukehren. Da erscheint zu rechter Zeit

der Kaiser — der aber in Wahrheit das heilige Land gar nicht erreichte, sondern vorher im Kalykadnus ertrank; ein neueres Hedwigsdrama läßt ihn heimlich nach Schlessen kommen und Einsiedler am Zobtenberge werden — mit frischen Hilfskräften; in seinem Gefolge des Thüringers Bruder, der Deutschordensmeister Konrad. Ludwig wird zum Hauptmann erwählt und übernimmt das Reichsbanner. So gewaltig ist sein Ansehen, daß der mächtige Sarazenenfürst Saladin, der Akkon besetzt hält, ihn persönlich sich als Gegner aussucht. Der Himmel selbst greift in den Streit ein: ein geheimnisvoller weißer Ritter mit rotem Kreuz im blanken Schilde und auf der schneeweißen Fahne steht, gefolgt von einem verborgenen Gottesheer, Ludwig zur Seite. Das ganze feindliche Lager wird erbeutet, aber der Gegner hält sich. Schließlich wird Ludwig im Kampf verwundet. Saladin bietet dem Landgrafen, den er als ebenbürtigen Helden achtet, sein Land zum Aufenthalt und seine Ärzte zur Heilung an. Und als Ludwig höflich, aber entschieden ablehnt, weil er als Christ mit Götzendienern keine Gemeinschaft haben könne, da sendet der Sultan Erfrischungen und sucht ihn sogar persönlich auf. Die Wunde wird schlimmer; Ludwig sieht sein Ende herannahen. Nachdem er Konrad seine Gemahlin Elisabeth (sie war in Wirklichkeit die Gattin seines Nachfolgers Ludwigs IV., wie überhaupt in dem Gedicht durch die Verschmelzung dieser beiden Fürstenpersönlichkeiten die Verwandtschaftsverhältnisse des Ludolfingerhauses vollständig durcheinander geraten sind), dem andern Bruder Heinrich die Verwaltung des Landes ans Herz gelegt hat, schifft er sich ein. Aber er erreicht die Heimat nicht mehr. Auf dem Meere ereilt ihn der Tod. Seine Gebeine bringt Konrad ins heilige Land zurück, das Herz wird an Elisabeth gesandt.

Dieses Werk, mehr Sage als Geschichte, hätte ein machtvolles deutsches Gegenstück zu dem Sagenkreise werden können, der sich in Nordfrankreich um die Gestalt des Helden des ersten Kreuzzugs, Gottfrieds von Bouillon, gebildet hatte. Thüringer und die ihnen eng verwandten Ostfranken, also gerade die deutschen Stämme, denen der Hauptanteil der schlesischen Besiedlung zufällt, sind die am meisten hervortretenden Helden. Aber es ist kein ostdeutsches Stammesepos geworden. Der dichterische Wert ist gering. Jede persönliche Note fehlt. Der Dichter hat nur seine schriftliche Quelle überarbeitet, geglättet und nach mündlichen Berichten ergänzt; an eigenen Gedanken ist er arm. Auch das technische Können läßt nach: nur die Hälfte der Verse etwa entspricht noch den strengeren Forderungen der Blütezeit. Auf der andern Seite ist aber nicht zu übersehen, daß er sich ganz freihält von schwülstigen Versteigkeiten und Prunken mit gelehrtem Ballast, wie es die Späteren, auch die böhmischen Epiker, liebten. Dabei besaß er gelehrte Bildung und beherrschte das Lateinische. Von Wolframs Geist getragen ist die Darstellung der Sarazenen. Er sieht sie ohne jeden fanatischen Haß gegen die Ungläubigen und läßt ihrer menschlichen und kriegerischen Tüchtigkeit volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Gestalt des ritterlichen Saladin ist sogar mit unverkennbarer Liebe gezeichnet. Dagegen kommt die alt-

eingewurzelte Abneigung gegen die Welfen, die Franzosen, die Störer der Einmütigkeit im Kreuzheere, öfters recht unverblümt zum Ausdruck. In der Sprache zeigen sich schlesische Besonderheiten nur sehr vereinzelt; der Verfasser schrieb ja auch für den Hof und suchte die oberdeutsche Dichtersprache zu treffen.

Hart an der Grenze zur geistlichen Dichtung steht die schlesische Fassung der Oswalblegende, der sogenannte Wiener Oswald. Dieser Heilige ist eine der beliebtesten Gestalten der volkstümlichen Spielmannsdichtung. Der geschichtliche Oswald war von 635 bis 642 König der angelsächsischen Northumbrier und führte in seinem Lande das Christentum ein. Auch den König von Wessex, mit dessen Tochter er sich vermählte, hat er veranlaßt, das Christentum anzunehmen. Die Überlieferung machte ihn früh zum wunderwirkenden Heiligen; in Deutschland ist die Oswaldberehrung etwa im 12. Jahrhundert nachweisbar. Zur volkstümlichen Heiligenlegende umgestaltet wurde sein Leben 1165 in des englischen Mönches Reginald Vita S. Oswaldi regis et martyris. Die deutsche Spielmannsdichtung griff den Stoff auf und machte aus der Heirat Oswalbs mit der Heidenprinzessin eine abenteuerliche Entführungsgeschichte. Zu den aus Reginald übernommenen wunderbaren Zügen wurden neue hinzugefügt und überhaupt die übliche Fülle unterhaltsamer Einschübel, die der Spielmann, der sich an eine breite vielköpfige Menge wendete, nötig hatte. Um 1170 entstand am Rhein, im Bannkreise von Aachen, die uns nicht mehr erhaltene Urfassung der Spielmannslegende. Wir können ihre Anlage nur aus den beiden poetischen Umgestaltungen erschließen, von denen die eine umfangreichere nach der wichtigsten Handschrift der Münchener Oswald genannt wird; für die andere kommt die Wiener Handschrift der ursprünglichen Fassung am nächsten. Während der Münchener Oswald, von behaglicher Breite wie die Dichtungen dieser Art gewöhnlich, den spielmännischen Charakter voll wahr in der Freude an bunten Abenteuern und possenhaften Szenen, trägt der Wiener Oswald, dessen schlesische Herkunft aus sprachlichen Gründen unzweifelhaft ist, ein weit ernsteres, um nicht zu sagen frömmeres Gepräge. Einschneidende Kürzungen sind vorgenommen, so daß häufig genug der Zusammenhang nur bei Bekanntheit mit der Münchener Handschrift völlig klar wird; namentlich sind alle possenhaften Bestandteile ausgeschieden. Das Ziel der Handlung, die Bekehrung der Heiden, wird ohne Abschweifungen deutlich im Auge behalten; die geistlichen Bestandteile: Ermahnungen zur Annahme des Christentums, Gebete, Visionen, die Heidentaufe sind derartig aufgeschwellt, daß sie den größten Teil des Gedichtes einnehmen. In geradezu auffälliger Weise wird immer und immer wieder betont, daß Oswald mit seiner Braut Spange einen keuschen Ehebund schließen will. Der Spielmannston ist lediglich stilistisches Darstellungsmittel; es kann kaum zweifelhaft sein, daß der Verfasser ein Geistlicher gewesen ist. Die eigenschöpferische Tätigkeit der Spielleute ist ja neuerdings mit guten Gründen überhaupt in Frage gestellt worden. Die sogenannten „Spielmannsepen“ sind wahrscheinlich

für den Vortrag durch die Spielleute, die sich nicht an die ritterliche Gesellschaft wendeten, geschaffen und dementsprechend angelegt worden; in unserem Falle sollten offenbar die Persönlichkeit und die Schicksale des Heiligen weiteren Volkskreisen nahegebracht werden. Da die einzige Stätte der Oswaldverehrung in Schlessien Krummendorf bei Strehlen ist, so liegt es nahe, den Verfasser unter den Zisterziensermönchen des nahegelegenen Klosters Heinrichau zu suchen. Und damit ergeben sich zwanglos die Beziehungen zu den fürstlichen Gönnern des Klosters in Münsterberg, mag da nun Volko I. oder sein Nachfolger Volko II. (1301–1341) in Frage kommen (Baesecke setzt die Entstehungszeit des Gedichtes in das 14. Jahrhundert). Ob dieser wie sein Vater in Heinrichau die Grundlagen seiner Bildung empfangen hat, wissen wir nicht; seinen Sohn und Thronfolger Nikolaus ließ er dort unterrichten. Baesecke geht so weit, die Abfassung des Gedichtes mit der Gründung der Krummendorfer Kirche in Zusammenhang zu bringen und in Volko den Stifter dieses Gotteshauses wie den Auftraggeber des Dichters zu vermuten.

Der Verlauf der Handlung gestaltet sich in der schlesischen Fassung nun folgendermaßen. Der Königssohn Oswald hat frühzeitig seinen Vater verloren und ist der Herrscher eines mächtigen Reiches geworden; seine Heimat wird nicht angegeben. Mit fünfzehn Jahren beschließt er zu heiraten. Der Pilger Tragemund rät ihm, seinen sprechenden Raben — neben dem Helden die Hauptgestalt der Dichtung — als Brautwerber zu der heidnischen Prinzessin Spange zu senden. Reich mit Gold und Silber verziert tritt der Vogel den Flug zum Heidentkönig an. Freundschaft aufgenommen, weiß er sich durch sein meisterhaftes Schachspiel in Ansehen zu setzen und wird schließlich der Prinzessin Spange zum Geschenk überreicht. Mit schönen Worten, die an die Art eines Mariengrusses erinnern, schmeichelt er sich bei der Königstochter ein:

„Gott grüß dich, Jungfrau,
 Gott grüß dich, du Lilie, du Rosentau,
 Gott grüß dich, du lichter Morgenstern,
 Meine Augen schauen dich gern,
 Gott grüß dich, du Maienreis,
 Gott grüß dich, du blühendes Paradeis,
 Gott grüß dich, edle Königin,
 Spange, liebe Jungfrau mein!“

Er beginnt gleich mit Befehrungsversuchen und mit der Werbung für seinen Herrn. Spange gewinnt er zwar, aber sie warnt: ihr Vater haßt die Christen, und sodann hat er die Absicht, sie statt der verstorbenen Mutter zum Weibe zu nehmen, wenn sie sechzehn Jahre alt ist. Als Brautgabe übergibt der Rabe Oswalbs Ring, der mit drei Edelsteinen besetzt ist. Sie schmückt nun den Liebesboten mit Purpur, Seide, Perlen und Geschmeide, gibt ihm an Oswald ebenfalls einen Ring und läßt diesem sagen, er solle mit zweiundsiebzig Schiffen kommen, um sie zu holen. Unterwegs fällt dem Raben der Ring ins Meer, als er sein Ge-

sieber schüttelt; doch in einem Fisch, den ihm der Fischer Ise als Nahrung anbietet, findet er ihn wieder und läßt ihn sich nun an die Flügel binden. Auf dem weiteren Flug wird er von Gott wunderbar durch Nahrung aus dem Paradiese gespeist und gelangt glücklich zu seinem Herrn. Oswald macht sich auf, verliert aber seine sämtlichen Schiffe bis auf eines durch ein Unwetter. Durch Gebet und das Gelübde, drei Tage in der Woche zu fasten, erlangt er Gottes Hilfe. Nun gilt es, den Heidentönig abzulenken. Wieder wirkt Gott auf Oswalbs Bitten ein Wunder: er sendet aus dem Paradiese einen silbernen Hirsch mit goldenem Gemeih, und der König veranstaltet eine Jagd, ihn zu erlegen. Es hilft ihm auch nichts, daß er die Prinzessin in der Burg einschließt; Oswald braucht nur auf die Knie zu fallen und Gott weiterhin treue Dienste und ein keusches Leben zu geloben, und schon tun sich die zweiundsiebzig Schösser der Burg wunderbar auf, und er kann mit Spange in See stehen. Als der Heide bei seiner Rückkehr die Burg leer findet, setzt er den Flüchtigen nach; doch erreichen diese mit Gottes Hilfe wohlbehalten Oswalbs Heimat. Nun sammelt dieser seine Getreuen, und es kommt zur Schlacht. Dreißigtausend sechten auf jeder Seite. Die Christen siegen, der Heidenfürst verliert alle seine Streiter und wird gefangen. Im Kerker hat er eine Vision: ein Engel zeigt ihm Himmel und Hölle und rät ihm, sich taufen zu lassen. Das tut er denn auch, und auf seine Bitten ersleht Oswald von Gott die Wiedererweckung der gefallenen Heiden. Auch diese werden getauft; wer sich weigert, wird ins Meer geworfen.

Von den weiteren Schicksalen Oswalbs, von denen die Münchener Handschrift berichtet, von der Versuchung durch den bettelnden Heiland und von seinem seligen Leben und Sterben weiß der schlesische Bearbeiter nichts. Bemerkenswert ist, daß der Wiener Oswald eine ganze Reihe von Motiven aus den Spielmannsepen von Drendel und von Salman und Morolf entlehnt, die sich in der anderen Fassung nicht finden. Das Gedicht lieft sich zwar kurzweiliger als Ludwigs Kreuzfahrt, doch ist das dem dankbaren Stoffe zuzuschreiben. Der schlesische Bearbeiter hat daran das geringste Verdienst: die Sprache, die übrigens schon starken landschaftlichen Einschlag zeigt, erhebt sich nur selten über das Gewöhnliche, und eine gewisse Trockenheit lagert über langen Strecken.

Der Umkreis der eigentlich mittelhochdeutschen Dichtung in Schlesien ist damit im wesentlichen durchschritten. Die höfische Kunstichtung ist ohne jede Nachwirkung geblieben; der beste Beweis, daß sie in weiteren Kreisen nicht Fuß gefaßt hat. Die Aufnahme der Kunst des sinkenden Ritterstandes durch das Bürgertum und ihre Weiterbildung im Geiste der neuen Gesellschaftsschicht, die im übrigen Deutschland zur Entstehung des Meistergesangs führt, fehlt in Schlesien vollständig; die jungen Städte boten noch keinen Boden dafür. Die wenigen späten Erzeugnisse des Meistergesangs stehen außer allem Zusammenhang mit der schlesischen höfischen Dichtung und haben ihre Anregung von außen her empfangen. Als das schlesische Bürgertum zur Teilnahme am geistigen Leben erwachte, sah es sich von der gelehrten Kultur des Humanismus umfängen.

Zweites Buch
Humanismus und Reformation

I

Karl IV. und der böhmische Humanismus.

Mit der Eingliederung der schlesischen Teilsfürstentümer in das böhmische Staatswesen entscheidet sich die deutsche Zukunft des Landes endgültig. Polen hatte sich durch den Verzicht von 1335 jedes maßgebenden Einflusses begeben, und was aus Böhmen herüberwirkte, war deutscher Art. Denn das geistige Böhmen von damals, das war nicht die in der Mehrzahl slavische Masse, aus der nicht allzuvielen am geistigen Leben der Zeit teilhaben, das war vielmehr die deutsche Führungsschicht, in deutscher Überlieferung aufgewachsen und von der alten Heimat fortbauend aufs neue befruchtet. Und an der Spitze stand das deutsche Königs Haus der Luxemburger, dessen Hof und Kanzlei folgenreich die Entfaltung des böhmischen Deutschtums bestimmten. Aber noch mehr: Schlesien wird böhmisch in dem bedeutungsvollen Zeitpunkt, als, zum ersten Male in der Geschichte, der Schwerpunkt des deutschen Geisteslebens nach dem Osten rückt. Böhmens Hauptstadt Prag wird der Mittelpunkt eines durchaus eigentümlichen böhmisch-schlesisch-thüringischen Kulturkreises, und die von diesem ausgehenden Wirkungen währen auch noch weiter, als das böhmische Deutschtum selbst längst dem Ansturm der nationalen hussitischen Bewegung erlegen ist. Und dies hängt keineswegs allein mit dem mehr äußerlichen Umstande zusammen, daß mit der Wahl Karls IV. zum römischen Kaiser Prag die Hauptstadt des Reiches wurde und damit von selbst in den Brennpunkt der deutschen öffentlichen Angelegenheiten trat. Sondern ganz bewußt suchte Karl dem unberührten und zukunftsträchtigen Osten erhöhtes politisches und kulturelles Gewicht zu geben gegenüber dem alten deutschen Kulturgebiet des Südens und Westens, das immer mehr sich in machtlose Kleinstaaterei zerplitterte und seine besten Kräfte gegen sich selbst kehrte. Seine Hausmacht umfaßte bei seinem Tode neben Böhmen, Mähren und Schlesien noch die beiden Lausitzen, die Mark Brandenburg und Teile von Meissen und dem Vogtlande und reichte bis an die Ostsee. Gegenüber dieser wuchtigen zusammenhängenden ostdeutschen Ländermasse fallen die paar Landstriche, welche die Luxemburger in der Oberpfalz und Franken besaßen, überhaupt nicht ins Gewicht. Wenn auch diese politische Einheit unter Karls Nachfolgern sofort



wieder auseinanderfiel, so ist doch jetzt auf lange hinaus Schlesiens geistiger Werdegang nur aus der Zugehörigkeit zu Böhmen zu verstehen. Als Glied des böhmischen Organismus war es nunmehr zwangsläufig in den Gang der deutschen Geistesentwicklung eingeschaltet.

An dieser Erkenntnis darf das fast vollständige Fehlen bemerkenswerterer deutschsprachiger Literaturdenkmale in Schlesien während der nächsten anderthalb Jahrhunderte nicht irre machen. Es ist bedingt durch die allgemeine geistesgeschichtliche Lage wie durch die besonderen Verhältnisse des Landes selbst. Für dieses Zeitalter mußte mit der Neuentdeckung und Neubelebung des antiken Geistes die lateinische Sprache noch in weit höherem Maße würdiges und bevorzugtes Ausdrucksmittel wissenschaftlicher Darstellung wie poetischer Formung werden als dem Mittelalter. Denn nun kam noch das Streben nach einem an den alten Klassikern geschulten gepflegten Stil wie nach einer entsprechenden künstlerischen Formgebung hinzu. Und die alte Kultursprache, in ihrer logischen Durchbildung und Geschlossenheit, in der Glanzzeit des Römertums aufs feinste abgegriffen und strengem Formgesetze gehorchend, war ein unvergleichlich gefügigeres und modulationsfähigeres Werkzeug geistiger Mitteilung als die eigene Muttersprache, die gerade damals mit dem Zerfall der höfischen Kultur die zur Zeit der ritterlichen Hochblüte schon einmal errungene Geschmeidigkeit und Ausdrucksfähigkeit größtenteils wieder eingebüßt hatte und in steigendem Maße unfähiger zum Ausdruck eines Geistigen wurde, so sehr sie auch dereinst ein Ekkhart und seine Geistesverwandten bereits dazu befähigt hatten. Soweit die Werke der Neulateiner von Deutschen und für Deutsche geschrieben sind, gehören sie auch bei noch so internationalem Charakter dem deutschen Schrifttum an. Bodenständig, stammestümlich war diese Lateinliteratur in Schlesien natürlich in keiner Weise; am allerwenigsten die humanistische, die als von außen her aufgeschöpftes Bildungsgut ein Fremdkörper blieb und in einer späten Entwicklungsphase erst wenigstens stofflich Verbindung mit schlesischem Stammes- und Landschaftsgefühl fand. Aber indem Schlesien an der von Böhmen ausgehenden und bald ganz Deutschland beherrschenden geistigen Bewegung frühzeitig Anteil bekam, wuchs es ganz von selbst in die deutsche Geisteskultur hinein. Und dieser Vorgang war folgenreicher als das kurze Aufblühen versprengter Keime der ritterlichen und Spielmannspoeseie, die mit dem Niedergange höfischer Kultur von selbst verdorrten; denn das Bürgertum besaß hier noch nicht die Kraft, diese Kunst aufzunehmen und weiterzubilden wie im alten Lande. Wäre die instinktive Abwehr des Polentums, wie sie sich etwa auf Synoden gegen die deutschen Mönchsorden gelegentlich hervorwagte, bewußter und planvoller gewesen, hätte sie das polnische Königtum stärker hinter sich gehabt, so war diese schlesische Nachblüte des Minnesangs ein Zwischenspiel und nichts weiter. Seit Karl IV. aber reißt der Zusammenhang nicht mehr ab.

Die Zeit, in der Schlesien dem böhmischen Staatsorganismus angegliedert wird, ist der Beginn einer großen Kulturwende. Entscheidende Wandlungen der politischen und sozialen Verhältnisse gegen Hand in

Hand mit solchen des geistigen Lebens. Der Kulturträger zur Stauferzeit war die Ritterschaft gewesen, die, als Stütze eines starken Kaisertums gesellschaftlich führend, auch der Literatur ihr Gepräge gegeben hatte. Mit dem Niedergange der kaiserlichen Macht verliert auch der Ritteradel seine bevorzugte Stellung. Neue Mächte steigen empor: auf der einen Seite die einzelnen Landesfürsten, auf der andern das Bürgertum der aufblühenden Städte. Handel und Geldverkehr bestimmen das Gesicht der neuen nüchternen, wirtschaftlich gerichteten Zeit. Und dementsprechend wandelt sich auch die Literatur. Die kunstvolle Versdichtung der höfischen Gesellschaft stirbt ab, die sachlichere Prosa wird die dem Zeitalter gemäße Ausdrucksform. An die Stelle des Minnefanges und der phantasiereichen Ritterepen treten die großen Chroniken, die nur berichten wollen, was sich wirklich begeben hat. Die reichen stilistischen und metrischen Kunstformen der höfischen Dichtung versinken ebenso wie die verheißungsvollen Ansätze zu einer gemeindeutschen Dichter- und Bildungssprache.

Wieder, wie einst für die höfische Kultur, geht Frankreich voran und weist den Deutschen den Weg. Freilich muß es seine Führerrolle bald an das zu nationalem Selbstbewußtsein und neuer geistiger Regsamkeit erwachte Italien abtreten. Aber die Anfänge der neuen Geistigkeit in Deutschland stehen durchaus unter französischem Einfluß. Daß das neue Kaiserhaus der Luxemburger schon durch seine Abkunft engste Beziehungen zu Frankreich haben mußte, liegt auf der Hand. König Johann von Böhmen, Karls IV. Vater, war in französischer Bildung aufgewachsen; er ist bei Crécy für Frankreich gefallen. Karl selbst wurde am französischen Hofe der Valois erzogen und studierte in Paris. So ist es nur natürlich, daß dieser erste deutsche Fürst, der in der Sorge für Kunst, Wissenschaft und Unterricht eine Herrscherpflicht sah, bei seinen kulturellen Bemühungen durch die in Frankreich empfangenen Eindrücke bestimmt wurde. Nach dem Vorbilde von Paris und dem italienischen Bologna errichtet er 1348 die Prager Hochschule, die erste auf deutschem Boden; das bedeutet zugleich die Verpflanzung der Pariser Scholastik und ihrer Methoden nach Böhmen. In der bildenden Kunst waren längst die Einwirkungen französischer Vorbilder merkbar gewesen. Französische und italienische Legaten brachten Kunstwerke als Geschenke an die Höfe; die Orden empfingen Anregungen von ihren ausländischen Mutterhäusern. Die frühen Pfastengräber in Breslau, Brieg, Heinrichau, Grüssau, Löwenberg sind Hofkunst nach französischem Vorbild. Karl nun vermittelt der Miniaturmalerei die neue französische Illuminiertechnik und bringt selbst illustrierte Handschriften aus Paris mit. Die neue Bildkunst gibt die herbe Stilisierung der gotischen Miniaturen auf; sie ist weicher und zugleich realistischer. Wie in Frankreich finden sich die „drôleries“ in der Verzierung selbst ernster Texte von jetzt ab auch in böhmischen Handschriften. Die schöne, in der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrte Handschrift der Froissartischen Chronik ist eines der glänzendsten Erzeugnisse dieser französischen Stilrichtung. In Prag bildet sich an Karls Hofe eine eigene Illuminatorenschule aus mit charakteristischer Manier. In der

Bildschnitzkunst betätigt sich Karl eigenhändig; seine Burg Karlstein schmückt er mit Bestühlen, Marienbildern und Kränzen. Er beschäftigt angesehene französische, italienische und deutsche Meister der Malerei, Skulptur und Architektur. An dem damals begonnenen Prager Veitsdomo tritt uns anfänglich noch ein französischer Baumeister entgegen; bald aber wird er abgelöst von deutschen, zunächst von Peter Arler aus Gmünd. Alles dies wirkte um so stärker auf Schlessien herüber, als Karl Breslau als seine zweite Hauptstadt ansah. Die Dorotheenkirche der Augustinereremiten ist seine Stiftung. Nirgends spürt man an der schlesischen Architektur und Plastik der Zeit stammestümliche Sonderzüge, immer aber die Zugehörigkeit zum böhmischen Kulturkreise.

Doch folgenreicher als dies alles war, daß von Karls Erblanden aus die ersten Strahlen der eben aufgehenden Sonne der Renaissance auf Deutschland fielen. Gewiß lag es an einem zufälligen Zusammentreffen äußerer Umstände, daß dies gerade von hier aus geschah. Aber der Osten wurde doch so der Ausgangspunkt einer Kulturbewegung, die unser geistiges Leben auf Jahrhunderte hinaus bestimmte. Den italienischen Sendboten des neuen Geistes lag wohl nichts ferner als die Absicht, den Deutschen ein neues Bildungsideal zu übermitteln. Sie kamen nach Prag, weil hier der Kaiser saß und sie von seiner Hilfe die Verwirklichung ihrer nationalen politischen Träume erhofften.

Die Renaissancebewegung ist in ihren ersten Anfängen ein Aufstand der völkischen Instinkte des romanischen Italiens gegen die jahrhundertelange Überfremdung des Landes, gegen die germanische Herrschaft. Die religiösen, sittlichen, politischen Gesichtspunkte walteten zunächst durchaus vor. Die großen religiösen Erneuerer des 13. Jahrhunderts, Joachim von Fiore und Franz von Assisi, stellten äußerem kirchlichem Machtprunk und scholastischem Wissensstam die Nachahmung des armen Lebens Christi und die „neue Frömmigkeit“ einer verinnerlichten Religiosität gegenüber, die auf Augustin zurückgriff. Das war gegen die Verweltlichung der Kirche gerichtet wie gegen die germanischen Adligen, die Herren des Landes. Aus ihrem italienisch-völkischen Antriebe heraus schafft die Bewegung der Volkssprache in Predigt und Dichtung ihre endgültige Form. Dante ist ihr gewaltigster Vertreter in der Literatur. Man geht aus auf die Erneuerung und Wiedergeburt des Menschentums im geistlichen wie im weltlichen Bereich, in Kirche und Staat. Die entartete Seele soll reformiert, dem göttlichen Ebenbilde wieder ähnlich werden. Je stärker das politische Moment vorherrschend wurde, desto mehr erschien die Wiederherstellung der nationalen Freiheit Voraussetzung für alle religiöse und menschliche Wandlung. Das Bild der großen römischen Vergangenheit leuchtet auf: sie will man erneuern, und Befreiung Italiens von den Barbaren wird die Forderung. Der Angriff des Cola di Rienzo richtet sich gegen den römischen Adel, die Nobili; nicht gegen den Papst, mit dem er erst später zerfiel, nicht gegen den Kaiser, den berufenen Schirmherrn eines freien Rom, eines freien Italiens. Zur Erneuerung der nationalen Vorzeit gehörte aber auch die Erneuerung und Wiederbelebung ihrer

Kultur, ihrer Kunst, ihrer Literatur. Die römischen Klassiker hatte auch das Mittelalter gekannt und gelesen; jetzt aber werden sie zu sinnbildlichen Trägern des neuen, von der Erinnerung einstigen nationalen Glanzes gespeisten Menschentums. Immer stärker kommt nun die ästhetische Seite der Renaissance, ihr klassizistischer Kunstwille zum Durchbruch. Er war das Wesentliche und fast Einzige, was Deutschland von ihr aufnehmen und weiterbilden konnte. Ihre politischen Ziele waren für die Deutschen bedeutungslos: römische Vergangenheit war nicht deutsche Vergangenheit, am wenigsten für die Deutschen des Ostens, denen nicht mehr wie einst den Brüdern im alten Lande spätrömische Kultur geholfen hatte, ihr Wesen zu gestalten. Für das religiöse Leben und die Rechtspflege brachte die frühe Renaissance, die von der ganzen Frische eines neuen Menschheitsmorgens unwittert war, noch ein paar kräftige Antriebe. In der Literatur war der Niederschlag der menschheitserneuernden Bewegung der gelehrte lateinische Humanismus. Als er, nach Jahrhunderten erst, auch die deutschsprachige Dichtung erfasste, war er längst greisenhaft geworden.

1350 kam Rienzo nach Prag, um den Kaiser für seine politischen Pläne zu gewinnen und zur Romfahrt zu überreden. Denn der Kaiser galt ihm durch die Weihe seines Amtes als Römer, wie es Heinrich VII. für Dante gewesen war. Karl gab ihm nur eine Audienz; für seine Wünsche blieb er taub. Der nüchtern rechnende Realpolitiker war sich darüber klar, daß die italienischen Weltmachtspläne der Staufer der Vergangenheit angehörten. Er stützte seine Politik auf das feste Gefüge seiner Hausmacht. Wenn er sich trotzdem in Rom die Kaiserkrone holte, so tat er es, weil sie ihm Macht, Ansehen und Einfluß gab, nicht um der Träume römischer Patrioten willen. Rienzo ließ er damals, da die Kurie ihn als Keker bekämpfte, durch den Erzbischof von Prag auf Burg Raudnitz in Gewahrsam halten und lieferte ihn schließlich nach Avignon aus. Auch Petrarca fand kein geneigtes Ohr, als er 1356 als Gesandter gefeiert und umjubelt in der böhmischen Hauptstadt erschien. Aber als Dichter, Gelehrten und Träger neuer hoher Bildung schätzte ihn Karl schon von seiner Italienfahrt her, auf der er seine persönliche Bekanntschaft gemacht und geistvolle Zwiesprache mit ihm gepflogen hatte. Im Stil der kaiserlichen Briefe wird die Wirkung der humanistischen Richtung Petrarcas zuerst deutlich; es ist die Rückkehr zum reinen, klaren und gepflegten Stil der klassischen Zeit. An die Stelle der geläufigen biblischen Hinweise treten solche aus dem klassischen Altertum. Für alle Fragen geistiger Kultur fand Petrarca bei ihm so viel Verständnis und Teilnahme, daß er, der zuerst davor zurückgeschreckt war, nach dem „arktischen Norden“ zu gehen, noch von Mailand aus dem Prager Erzbischof Ernst von Pardubitz schrieb, er habe nichts gefunden, was weniger barbarisch und feiner gebildet gewesen wäre, als den Kaiser und einige Männer seiner Umgebung, die ihm wie geborene Athener erschienen seien.

Wenn Petrarca hier „summos aliquot viros et insignes, dignos maiori memoria“ am Prager Hofe erwähnt, so hatte er vor allem den kaiserlichen Kanzler J o h a n n v o n N e u m a r k t im Auge, den aus-

gezeichnetsten und verständnisvollsten Mitarbeiter Karls bei seinen bildungeschöpferischen Bemühungen. Wenngleich nicht Schlesier von Geburt, wie man bisher auf Grund seines Beinamens ohne weitere stichhaltige Zeugnisse annahm, ist dieser Mann doch durch seinen langjährigen Aufenthalt in Schlessien und durch persönliche Beziehungen ein Symbol der regen Wechselbeziehungen, die zwischen Böhmen und Schlessien unter den Luxemburgern einsetzten. Nicht das kleine schlesische Landstädtchen, nach dem ihn die Nachwelt nennt, ist seine Heimat, sondern Hohenmauth bei Leitomischl in Böhmen, ein damals ganz deutscher Ort. Um 1310 ist er geboren. 1340 finden wir ihn als Notar des Herzogs Volkó von Münsterberg, der ihn wohl aus Prag geholt hat. 1344 ist er als Pfarrer von Neumarkt erwähnt, noch unter dem Namen Johannes de Alta Muta. 1347 nimmt ihn Karl in seine Kanzlei auf. Er wird Kanonikus von Breslau und Olmütz und 1353 Bischof von Leitomischl. Bald darauf ist er Kanzler; er geht mit dem Kaiser 1354 nach Italien und lernt wohl schon damals Petrarca kennen. 1364 erhält er den Olmützer Bischofsitz und im Jahre darauf durch die Ernennung zum comes regalis capellae Boemiae den Vorrang vor allen Bischöfen des Landes außer dem Prager; doch bleibt er während der Dauer seiner Kanzlerschaft fast ununterbrochen bei Hofe. Auch auf Karls zweiter Italienfahrt 1368/69 ist er sein Begleiter; in Urbino sieht er Petrarca wieder. 1374 tritt er zum letzten Male als Kanzler auf; er scheint der Gegnerschaft der tschechischen Partei erlegen zu sein. Auch Heinrich von Mügeln muß damals den Kaiserhof verlassen. Am 23. Dezember 1380 stirbt er, kurz nachdem ihn das Breslauer Domkapitel zum Bischofe gewählt hatte. In der von ihm gestifteten Augustinerkirche zu Leitomischl liegt er begraben.

Johann von Neumarkt ist kein genialer, schöpferischer Geist, wohl aber nahm er die neue Geistigkeit des Humanismus mit offener Seele auf und wurde zum fruchtbaren Anreger und Organisator im Sinne seines kaiserlichen Herrn. Die Wirkung, die dieser außerordentliche Mann ausübte, beruht zum sehr wesentlichen Teile auf seiner Stellung als Leiter der kaiserlichen Kanzlei. Hier liefen alle geistigen Fäden zusammen; von hier gingen die mannigfachsten Umgestaltungen im klassisch-römischen Sinne auf den verschiedensten Gebieten aus. So wird in Böhmen zuerst das alte nationale Gerichtsverfahren teils durch das römisch-kanonistische Prozeßrecht, teils durch das antirömische Zivilrecht ersetzt; römische Rechtsbegriffe, Grundzüge und Formen bürgern sich ein. Mit gutem Grunde sah Karl darin eine Stärkung seiner kaiserlichen Gewalt: man vergegenwärtige sich, daß jetzt erst der Begriff der Majestätsbeleidigung in die deutsche Rechtspflege Eingang findet. Die Scharen kaiserlicher Beamten, die in der Kanzlei ihre rechtswissenschaftliche Schulung erhielten, wurden die Grundlage des neu sich bildenden gelehrten Richter- und Anwaltsstandes wie überhaupt des neuen weltlichen Beamtentums. Und selbstverständlich versorgte die kaiserliche Kanzlei auch die Nebenländer der böhmischen Krone mit rechtlich geschulten Beamten. So wird Karls langjähriger Notar Dietmar von Meckebach 1351 Kanzler des Herzogtums Breslau

und verfaßt als solcher das berühmte Breslauer Landbuch. Seine Kanzlei wird eine weitere Pflanzstätte für das karolinische Beamtentum. Schlesier finden sich auch sonst in Karls Kanzlei häufig.

Für die Literaturgeschichte liegt die Hauptbedeutung der kaiserlichen Kanzlei auf stilistischem Gebiete. In der mittelhochdeutschen Blütezeit hatte die oberdeutsche Dichtersprache der ritterlichen Gesellschaft eine sprachliche Norm von weitreichender Geltung geschaffen. Mit ihren gesellschaftlichen Voraussetzungen war auch diese reichentwickelte Kunstsprache zusammengebrochen, und seitdem waren die Kanzleien der weltlichen und geistlichen Fürsten, vor allem aber die kaiserliche Kanzlei, die einzigen in sprachlichen Dingen maßgebenden und vorbildlichen Stellen. Vorerst freilich kam der stilbildende Einfluß der Kanzleien hauptsächlich dem Lateinischen zugute. Denn noch immer herrschte dieses im amtlichen Verkehr ganz überwiegend, wenn auch die Muttersprache langsam Boden gewann; schüchtern erst seit Rudolf von Habsburg, dann energischer unter Ludwig dem Bayern. Das naturgemäße Bestreben, für den Schriftverkehr der Behörden feste und einheitliche Grundlagen zu gewinnen, führte zur Anlegung sogenannter Formelbücher oder richtiger Formularbücher. Es sind dies Sammlungen von Urkunden- und Briefentwürfen, dazu bestimmt, dem Nachwuchs der Kanzleibeamten die Beherrschung des amtlichen Schriftgebrauches zu erleichtern. Meist aus dem praktischen Gebrauche heraus entstanden, enthalten sie zum großen Teile Urkunden, die in der betreffenden Kanzlei selbst ausgefertigt worden waren und als politische Dokumente geschichtlichen Quellenwert besitzen; manche Sammlungen dagegen bieten frei erfundene Muster. Nach dem Beispiele der Kanzleien wurden auch von andern Stellen mit ausgebehneterem Schriftverkehr, von Klöstern oder Städten, solche Formularbücher übernommen oder für ihre besonderen Bedürfnisse neue angelegt. Böhmen und Schlesien sind reich an Handschriften dieser Art; die ältesten schlesischen Muster reichen bis in die Zeit Heinrichs IV. von Breslau zurück. Natürlich haben die wenigsten selbständigen Wert; zumeist handelt es sich um Bearbeitungen älterer Vorlagen.

Eine solche Vorlagenammlung nun stellte Johann von Neumarkt für den Gebrauch der Beamten seiner Kanzlei zusammen, die *Summa cancellariae Caroli IV.* Die Mehrzahl der Musterbriefe ist von ihm selbst in seiner amtlichen Tätigkeit verfaßt worden. Für sein Otmüher Bistum hat er eine ähnliche Sammlung hinterlassen, unter dem Titel *Cancellaria officii Olumucensis*, und im Schreidnitzer Ratsarchiv befindet sich eine Handschrift mit der Bezeichnung *Formae Johannis Noviforensis*, die verschiedene Schreiben der *Summa cancellariae* enthält und außerdem mehrere Stücke aus Johanns persönlichem Briefwechsel bringt. In diesen Formularbüchern hält der neue humanistische Stil seinen Einzug in die kaiserliche Kanzlei. Muster der schönen Rede waren für Johann Petrarca und Rienzo, denen gegenüber er sich als demütig verehrenden Jünger fühlte. Mit beiden stand er in freundschaftlicher Verbindung und eifrigem Briefwechsel. Seine ehrliche Bewunder-

ung vergaltten sie ihm mit schmeichelhafter Anerkennung seiner eigenen Fähigkeiten; namentlich Rienzo, der ihn für seine politischen Ziele zu nutzen bestrebt war. So wenig Johann freilich zwischen dem geschraubten, noch echt mittelalterlichen Latein des römischen Tribunen und der edlen Klassizität Petrarcas zu scheiden imstande war, so wenig gelang es ihm auch, selbst dem erstrebten Ideale nahezukommen. Sein Stil wirkt noch mittelalterlich genug: allzu naiv äußert sich sein Streben nach ciceronianischer Wohlredenheit in verwickeltem Periodenbau, in der Häufung von Synonymen, Umschreibungen und Wortverschränkungen. Petrarcas Vorliebe für gelehrte Anspielungen übertreibt er zu betonter Manier. Aber man spürt doch den beginnenden Wandel des Geschmacks; das redliche Bemühen um einen gepflegten Stil ist unverkennbar. Das empfanden auch die Zeitgenossen: die *Summa cancellariae* ist häufig abgeschrieben und nachgeahmt worden. Die Sammlungen schlesischer Herkunft aus dem 14. und beginnenden 15. Jahrhundert — darunter auch die Briefsteller, die sich jetzt in dem oberösterreichischen Prämonstratenserstift Schlägl und dem Gymnasium zu Schneeberg in Sachsen befinden — bekunden deutlich den Einfluß der humanistischen Stilelemente aus Johanns Kanzlei und helfen in ihren deutschen Zeilen die neuhochdeutsche Schriftsprache vorbereiten. Aber die humanistische Strömung geht noch weit über das böhmische Herrschaftsgebiet hinaus: über die Lausitz nach Meissen, Franken und dem deutschen Südwesten.

Johanns eigene literarische Tätigkeit ist vorwiegend lateinisch. Neben den erwähnten Formularbüchern und einer in ihrer Echtheit bestrittenen *Vita Sancti Venceslai* sind vor allem zu nennen sein *Liber viaticus* — ein Reisebrevier, um 1350–55 entstanden; mit seinen prächtigen Initialen und Miniaturen, deren eine den Kanzler selbst vor der Krönung Mariens zeigt, eines der markantesten Zeugnisse der Prager Kultur — und ein *Liber pontificalis*. Dazu kommen noch zahlreiche Urkunden und Briefe, in denen er sich gelegentlich, wenn der Empfänger des Lateinischen unkundig war, auch der deutschen, tschechischen, französischen oder italienischen Sprache bediente. Auch in lateinischen Versen versuchte er sich nicht ohne Glück: erhalten sind ein Lied zu Ehren des hl. Hieronymus und ein weiteres geistliches Lied in der Handschrift der *Cancellaria*, während eine Reihe Marienlieder, die der Prager Erzbischof Johann von Jenzenstein in einem Briefe an den Magister Nikolaus in Prag bei Gelegenheit von Johanns Tode erwähnt, verloren zu sein scheinen. Überhaupt nahm er am literarischen Leben seiner Zeit lebhaften Anteil. Von seiner ersten Italienfahrt brachte er unter anderen Schätzen eine Dantehandschrift mit, die er in seinem Testamente dem Kloster der Augustinereremiten zu Prag vermachte. Es ist die früheste Verührung des deutschen Geistes mit dem großen Florentiner, von der wir Kunde haben.

Vor allem geht uns natürlich hier an, was Johann für das Schrifttum deutscher Sprache bedeutet. Bekanntschaft mit den Meisterwerken der mittelhochdeutschen Blütezeit darf man voraussetzen am böhmischen Königshofe, wo die höfische Überlieferung sorgsame Pflege und

nicht unbeachtliche Weiterbildung erfahren hatte, die noch unter Karl IV. nicht ganz abgerissen war. Auch die Gestalten der Heldensage sind Johann nicht fremd: in einem Schreiben an den Erzbischof von Magdeburg verleiht er die treulose mährische Markgräfin Margaretha Maultasch der Kriemhild und wiederholt das gleiche Bild noch einmal in einem Briefe an einen deutschen Herzog. Und wenn er einem des Deutschen unkundigen böhmischen Bischofe, um ihn mit einem Gedichte Johann (?) Frauenlobs über die Verbannung der Gerechtigkeit bekannt zu machen, die deutschen Verse ins Lateinische überträgt, so läßt das vermuten, daß er sich mit deutscher Dichtung auch sonst näher befaßte und ihr wohl auch poetische Schönheiten abzugewinnen wußte.

Seine deutschen Schriften sind fast sämtlich Übersetzungen. Veranlassung bot das Bedürfnis höfischer Kreise. So übertrug er in seiner Leitemisfchler Zeit im Auftrage Karls IV. die dem hl. Augustinus zugeschriebenen Soliloquia unter dem Titel *puoch der liebchosung*; und vielleicht stammt auch eine Verdeutschung der augustinischen Meditationen als *puech Sand Augustin von der lieb der petrachtung* aus seiner Feder. Durch das *puoch der liebchosung* dürfte er auch auf das national-böhmische Schrifttum eingewirkt haben. Denn sein Vorgang hat offenbar den Anstoß gegeben zu der tschechischen Übertragung der Soliloquia durch den Edelmann Thomas Stitny, der gute geistliche Bücher durch Übertragung in die Landessprache unter dem Volke zu verbreiten suchte. Das deutsche Hauptwerk Johannis ist das Leben des hl. Hieronymus; es ist zwischen 1371 und 1375 entstanden und der Markgräfin Elisabeth von Mähren zugeeignet, der vierten Gemahlin des Markgrafen Johann Heinrichs II. Zwanzig Handschriften sind von dem Werke erhalten, und noch 1484 erlebte es einen Druck in niederdeutscher Mundart sowie eine Übersetzung ins Holländische. Hieronymus ist für den frühen Humanismus eine Art Schutzheiliger. Der Übersetzer der Bibel ins Lateinische erschien wie eine klassische Verkörperung des römisch-christlichen Kulturideals, gleich vorbildlich als Sprachmeister, Theolog und Jurist. Der Bologneser Rechtsgelehrte Johannes Andreae hatte um 1330 durch seinen Hieronymianus, eine Zusammenstellung von Hieronymus-überlieferungen und Schriften des Heiligen, die gesunkene Hieronymusverehrung neu belebt. In zahlreichen Gedichten der Zeit, unter deren Verfassern wir auch Petrarca finden, spiegelt sich das starke Anwachsen des Hieronymuskultes; er griff auch nach Böhmen über und läßt sich in der deutschen bildenden Kunst bis auf Dürer verfolgen. Rege Teilnahme erwachte jetzt für die drei etwa im 13. Jahrhundert entstandenen, fälschlich dem Eusebius, Augustinus und Cyrillus zugeschriebenen lateinischen Briefe über Hieronymus. Der Eusebiusbrief berichtet kurz über das Leben des Heiligen, erzählt von den Belehrungen an seine Mönche vor dem Hinscheiden und der Einsetzung des Eusebius zum Nachfolger und führt die Wunder nach seinem Tode auf. Der Augustinusbrief vergleicht den frommen Bischof mit Johannes dem Täufer und stellt ihn an Würde und Heiligkeit ihm zur Seite. Der Cyrillusbrief endlich, der anziehendste

wohl für die Mehrzahl der Leser, weiß wieder eine lange Reihe von Wundergeschichten zu berichten, die dem Bedürfnis nach Abenteuerlichem und Seltsamem aufs beste genügen. Johann übersehte die fromme Fälschung, die weder stilistisch vorbildlich noch auch dogmatisch immer einwandfrei ist, in ein frisches kerniges Deutsch, stets geleitet von dem Streben nach Klarheit und Deutlichkeit: er beseitigt undeutsche Fügungen durch Auflösung und Umschreibung und hilft dem Verständnis gern nach durch hinweisende und erklärende Einschaltungen. Wo er anschaulich erzählen und schildern kann, ist seine Darstellung fesselnd und lebendig; für die Schilderung des Jenseits dagegen reicht seine Ausdruckskraft nicht aus, und die mehr gedanklichen Abschnitte kann seine noch wenig durchgebildete und abgestufte Sprache nur unzureichend meistern. Das beliebte und verbreitete Werk, das im 15. Jahrhundert noch zwei weitere deutsche Übersetzungen und eine tschechische im Gefolge hatte, ist bedeutungsvoll geworden für die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Johanns Sprache, die sich dem neuhochdeutschen Lautstande bereits weitgehend nähert, ist durchaus die damals in Böhmen übliche; daß sie weit eher bayerische als schlesische Elemente aufweist, entspricht nur den neuesten Forschungsergebnissen über seine Herkunft. Nicht minder bedeutsam wird sie für die neuhochdeutsche Syntax und Stilistik, die ja durch den humanistischen Lateinstil weitgehend beeinflusst sind. Als Sprache der kaiserlichen Kanzlei erscheint sie richtunggebend für die andern ostmitteldeutschen Kanzleien und so auch für die kursächsischen, deren Sprache entscheidend wird für Luthers Bibelübersetzung, diesen wichtigsten Schritt zur deutschen Einheitsprache. In der Breslauer Kanzlei beginnen schon unter Dietmar von Meckebach, wengleich zunächst noch spärlich, die deutschen Urkunden.

Mit dem Hieronymusleben stehen wir mitten drin in den beiden Bewegungen, denen der Prager Kulturkreis den entscheidenden Anstoß gab und durch die er über den Bereich gelehrter humanistischer Bildung hinaus für die Gesamtheit des deutschen Volkstums fruchtbar wurde: dem Streben nach einer freieren, in stärkstem Ausmaße auch von dem Laienelement getragenen Religiosität und den Bemühungen um allgemeine Durchsetzung der deutschen Volkssprache auf Gebieten, die bisher so gut wie ausschließlich dem Lateinischen vorbehalten waren. Beides hängt eng zusammen. Denn gerade weil bei der jetzt überall bemerkbaren Erneuerung und Durchseelung des religiösen Lebens der Laienstand so stark beteiligt war, mußte sich naturgemäß das Bedürfnis einstellen nach einem auch dem Ungelehrten zugänglichen geistlichen Schrifttum. So wirkt sich der neue Geist in sprachlicher Hinsicht in zwei geradezu entgegengesetzten Richtungen aus: in der Poesie führt der Verfall der weltlichen ritterlichen Sangeskunst, die künstlerische Unzulänglichkeit der zeitgenössischen bürgerlichen Nachfolge innerhalb der eigentlichen Bildungsschicht zum Siege des Lateinischen als der gebildeten und geschliffenen Kultursprache, in der allein das Hervorbringen wirklicher Kunstwerke möglich schien; auf dem Gebiete des religiösen Lebens dagegen ruft die gesteigerte Anteilnahme weiterer Volksschichten, die sich nicht mehr mit Vaterunser, Glaubensbekenntnis

und Ave Maria begnügen, sondern sich auch darüber hinaus religiös betätigen wollen, das Verlangen nach weitestgehender Verwendung der Landessprache hervor, und erst von hier aus erfasst diese Strömung auch nach und nach das weltliche Bereich.

Den ersten Anlaß zu umfassender Frömmigkeitsübung in deutscher Sprache hatten schon im Mittelalter die Bedürfnisse der unangeleiteten Nonnen gegeben. Mit den deutschen Tagzeiten, Rosenkranz- und Heiligengebeten sollte ihnen ein Ersatz für das lateinische Brevier geboten werden, und der Seelsorge für die Nonnen verdanken wir ja im Grunde unser reiches mystisches Schrifttum. Nun geben die Kreise des böhmischen Hofes den Anstoß. Die geistlichen Führer der Bewegung sind die den Hofkreisen nahestehenden Orden der Augustinereremiten und Karthäuser. Sie und ihre Geistesverwandten unter der Weltgeistlichkeit, die Augustinerchorherren sind aber auch die Hauptvertreter des Humanismus auf religiösem Gebiete: wie sie um Studium und Pflege des klassischen Schrifttums bemüht sind, so geht auch von ihnen die Erneuerung des Augustinismus aus und sie lösen die Bettelorden, die Träger der scholastischen Schulphilosophie, in der geistigen Führerschaft ab. Der immer reicher aufblühende Marienkult erfährt in ihren Kreisen besondere Pflege; wir gewahren ihn in der bildenden Kunst der karolinischen Epoche so gut wie in den zahlreichen lateinischen Marienliedern, die nun entstehen und in die sich die humanistische Gedankenwelt oft überraschend genug ein-drängt: wenn etwa die neun Muses zum Preise Marias aufgerufen werden oder die Himmelskönigin als Diana oder Minerva besungen wird.

Gerade im deutschen Osten ist der Einfluß dieser Orden groß. Karl IV. ist der eifrige Förderer der böhmischen Kongregation; dem Kaiserhause und diesem nahestehenden Adelsfamilien verdanken sie zahlreiche Klostergründungen. Johann von Neumarkt, obgleich keinem dieser Orden angehörig, steht doch beiden nahe. Die geistige Gemeinschaft zeigt sich ebenso in seinen Augustinusübersetzungen und dem Hieronymusleben wie in seinen zahlreichen verdeutschten oder selbstverfaßten Gebeten, für deren Verbreitung wieder die Orden ihrerseits sorgen. Eine Reihe von Gebeten schreibt er für seine Gönnerin Elisabeth von Mähren. Abschriften davon werden nicht nur für die Hofkreise angefertigt, sie dringen auch in die Frauenklöster und die Laienwelt, ja weit über die Grenzen Böhmens hinaus. Nach dem Vorbilde des Prager Hofes erhält bald auch der befreundete Wiener sein eigenes Gebetbuch. Und nach seinem Vorgange entstehen bald zahlreiche weitere deutsche Gebete im Prager Kreise; ein gutes Drittel der handschriftlichen Gebetbücher des 14. und 15. Jahrhunderts enthält Gebete der Prager Gruppe. Gegenüber dem mystischen Charakter der alten Gebetsliteratur verrät die des Kreises um Johann von Neumarkt deutlich ihre Beziehungen zum Humanismus. Weniger die Innigkeit der Empfindung als die sorgfältige stilistische Feile zeichnet sie aus. Die Abkehr von der Praxis der Bettelorden, das Aufsteigen der Gedankenwelt der Reformation wird in ihnen allenthalben deutlich. Die Kommuniongebete drängen die Beichtgebete zurück. Die eigene Sünd-

haftigkeit wird betont, die Rechtfertigung nicht durch eigenes Verdienst, sondern um der Güte Gottes willen. Ablassgebete fehlen ganz. Hand in Hand mit der deutschen Gebetspflege geht der Aufschwung der deutschen Predigt.

Noch deutlicher zeigt sich der Anbruch einer neuen Zeit in dem Kampf um die deutsche Bibel, der gerade im böhmischen Raume am frühesten und heftigsten entbrannte. Das Streben, die heiligen Schriften durch Übertragung in die einzelnen Landessprachen der Gesamtheit der Gläubigen zu erschließen, entsprach ganz dem Geiste der Renaissance. Wie man in Politik, Kunst und Wissenschaft eine weltlich-kulturelle Wiedergeburt der großen Zeit Roms heraufzuführen trachtete, so ging man auf die Bibel als auf die ursprünglichste und lauterste Quelle des religiösen Lebens zurück und erhoffte von ihrer allgemeinen Verbreitung einen neuen, schöneren Menschheitsmorgen. Wenn die Kirche sich gegen solche Bestrebungen zurückhaltend verhielt und sogar örtliche Verbote des Gebrauchs von Bibelübersetzungen erlassen wurden, so kam das daher, daß vielfach häretische Bestrebungen im engsten Zusammenhange mit ihnen standen. So spielte in der von der Kirche scharf bekämpften waldensischen Bewegung das selbstständige Bibelstudium der Laien eine große Rolle; 1179 suchte Waldes vergeblich bei Papst und Konzil die Approbation seiner provenzalischen Bibel zu erlangen. Den Franzosen erwuchs im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts allmählich ihre nationale Bibel. Für England vollbrachte John Wiclef das bedeutungsvolle Werk; er machte zu seiner Rechtfertigung geltend, daß ja doch Jesus selbst seinen Jüngern und dem Volke in der Volkssprache gepredigt habe. In Deutschland reichen die Versuche um sprachliche Aneignung einzelner Teile der Heiligen Schrift bis ins frühe Mittelalter zurück; Psalmenverdeutschungen sind uns auch in Schlessien wiederholt begegnet. Daneben stehen, mit dem Heliand und Otfrids Krist beginnend, die freien, den Stoff oft mit naiver Unbekümmertheit deutschen Verhältnissen anpassenden poetischen Bearbeitungen. Die erste vollständige und wortgetreue deutsche Bibelübersetzung entstand um die Mitte des 14. Jahrhunderts; der Fundort der ältesten erhaltenen Handschrift, Kloster Tepl, wie auch die Sprache trotz ihres bayerischen Wortschatzes legen es nahe, ihre Entstehung in Böhmen zu vermuten. Dieser Text wurde die Vorlage der ersten deutschen Bibeldrucke; er ist seit 1466 nicht weniger als sechzehn Mal gedruckt worden. Viel umstritten, doch ungeklärt ist die Frage, ob er waldensischen Ursprungs sei. Jedenfalls wird in Böhmen die Bewegung von Laienkreisen, vom deutsch-böhmischen Bürgertum getragen, und daß sektiererische Bestrebungen dabei nicht unbeteiligt waren, zeigt 1369 das Einschreiten Karls IV. gegen die böhmischen Begarden und Beginen und seine Anordnung, die von ihnen verbreiteten Übersetzungen geistlicher Schriften einzuziehen. Bei solchem Vorgehen handelte der Kaiser durchaus im Sinne der Geistlichkeit, die den Verdeutschungen der Bibel mit tiefem Mißtrauen gegenüberstand.

Dem ungeachtet zog die Bewegung immer weitere Kreise. Selbst der dem Kaiserhofe nahestehende Heinrich von Mügeln gab eine deutsche

Psalmenübersetzung heraus und wies in der Vorrede die Einwände und Verdächtigungen der Gegenpartei entschieden zurück. Den schärfsten Ausdruck findet die drohende und feindselige Stimmung des Bürgertums gegen die geistlichen Widersacher religiöser Volksschriften in zwei Traktaten des 14. Jahrhunderts, gerichtet gegen die, „den do wider ist dy deutschen Schrift, di do nüzlich und tüglich ist den menschen czu selikeit irer seln“. Der Verfasser, ein unbekannter Laie, verteidigt sich gegen die Angriffe, die er wegen seiner — nicht erhaltenen — Bibelübersetzung für Laien erfahren hat. Er fühlt sich, da ihm die nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten nun einmal von Gott verliehen wurden, verpflichtet, seine Kräfte der geistlichen Unterweisung der Mitchristen zu weihen. Mit aller Schrofheit bringt er sein Mißtrauen gegen die oft ungenügend ausgebildeten Seelsorger zum Ausdruck. Mander sei auf hohen Schulen gewesen und in der alten Einfalt wiedergekommen; der vermöge weniger als ein Nichtstudierter, der gelehrte Leute gerne höre und mit Fleiß von ihnen lerne. Unlautere Beweggründe schiebt er den Gegnern unter: wenn jeder die Heilige Schrift lesen könne, so wüßten sie nicht mehr, was sie predigen sollten. Aber der ungelehrte Laie könne nur durch die Verdeutschung des Gotteswortes den rechten Trost aus ihm gewinnen. Von Heiligen ist bei ihm nicht die Rede; unmittelbar wendet er sich an Christus und die Dreieinigkeit, andere Gnadenmittel als das Gebet werden nicht erwähnt. Und ganz auffallend ist die schroffe Ablehnung persönlichen Reichtums: nur wer Geld und Gut zur Wehr des Landes benötigt und zum Schutze der Armen, darf danach streben; wer auf Reichtum baut, verfällt der ewigen Verdammnis. Man spürt den Geist Wiclets; es ist kein Zweifel, daß auch im deutsch-böhmischen Bürgertum der Boden für die Aufnahme der religiösen und sozialen Lehren eines Hus bereitet war. Freilich mit der tschechisch-nationalen Bewegung, die Hus entfachte, konnte es keine Gemeinschaft geben.

Die Regierung König Wenzels brachte den religiösen Neuerern die erwünschte Bewegungsfreiheit. Er selbst neigte ihrer freieren Art zu, und für ihn und seine Gemahlin wurde die prachtvolle illustrierte Handschrift des Alten Testaments in deutscher Sprache angefertigt, die als Wenzels-Bibel bekannt ist. In solcher Lust konnte um 1400 das Meisterwerk deutscher Prosa der Frührenaissance entstehen, das „Streit und Trostgespräch des Ackermanns aus Böhmen mit dem Tode“ von Johannes von Saaz. Wenn der Welterschädling Tod von dem Ackermann als dem Stellvertreter der Menschheit vor Gottes Gericht gefordert wird, weil er ihm sein geliebtes Weib in der Blüte des Lebens entrißen hat, so kommt ein ganz neues Weltgefühl zum Durchbruch, das tiefe Frömmigkeit mit stärkster Diesseitsbejahung vereint. Der Mensch hat ein Recht auf irdisches Glück, sonst hätte Gott die Welt nicht so schön geschaffen und ihm nicht die Freuden der Liebe gegeben. Wie fern ist hier die Weltflucht und Weltverachtung des Mittelalters, die in Schönheit und Lust nur Blendwerk des Bösen sah! Daß der Dichter aus der Welt des Humanismus kommt, wird auch offenbar, wenn die streitenden Gegner die Lehrmeinungen

eines Plato, Aristoteles und Seneca ins Treffen führen anstatt der Autorität der Kirchenväter. Das Rätsel des Todes freilich kann er nicht lösen; der Kläger muß sich bescheiden mit dem Urteile des Herrn: „Ihr habt beide wohl gefochten: jenen zwingt sein Leid zur Klage, diesen der Angriff des Klägers, die Wahrheit zu sagen. Darum, Kläger, habe Ehre, du Tod aber habe den Sieg! Jeder Mensch ist dem Tode sein Leben, den Leib der Erde, die Seele uns zu geben verpflichtet.“ Und mit einem großartig-innigen Gebete des Adersmanns für das Seelenheil der Toten klingt die Dichtung aus. Hier zum ersten Male hatte die Sprache der kaiserlichen Kanzlei ein großes Kunstwerk schaffen helfen, ein Meisterstück zwingender Sprachgewalt. Und zugleich zeigt sich dieser Adersmann schon als der typische Mensch der Renaissance, der mit seinem ganzen Fühlen der Erde zugewandt ist, der in klassischer Bildung lebt und nicht mehr in mittelalterlich-scholastischer. Hier tat sich ein Ausblick aus auf die Möglichkeiten, die diese deutsch-böhmische Kulturbewegung in ihrem Schoße barg. Aber es war ihr nicht beschieden, sich zu voller Blüte zu entfalten.

So bereitete sich in Böhmen, an der Grenze des Reiches, die große Wandlung der Geister vor. Nirgends vielleicht sind die seelischen Antriebe des Humanismus wie der Reformation so frühzeitig und stark in die Erscheinung getreten. Und natürlich mußte Schlessien, das böhmische Kronland, in diese jugendfrische Regsamkeit der Geister mit hineingezogen werden. Freilich läßt sich bei der Kargheit der Zeugnisse wenig im einzelnen belegen. Seitdem die Pfaffenhöfe aufgehört hatten, das geistige Leben um sich zu sammeln, fehlten die großen Mittelpunkte, wo die Klingen sich kreuzen konnten. Aber Böhmen und Schlessien bildeten einen einheitlichen Kulturorganismus, in dessen Gliedern das gleiche Blut pulste, wenn auch im literarischen Leben die gegenseitige Wechselwirkung vielleicht nicht so augenscheinlich am Tage liegt wie etwa in der bildenden Kunst. Darum mußten die beherrschenden Geistesströmungen Böhmens dargestellt werden, um zu verstehen, daß Schlessien den Anschluß an die deutsche Kulturgemeinschaft erreicht hatte und ihn auch nicht mehr verlor, als Böhmen aufgehört hatte, ein deutsches Land zu sein. Denn Schlessien führt später die geistige Entwicklung Böhmens in gerader Linie fort. Möglich wurde das aber erst, als das schlesische Bürgertum auch in das literarische Leben einzugreifen begann.

Was sich in Schlessien ziemlich klar in dieser Zeit verfolgen läßt, ist das Steigen der allgemeinen Bildung. Einen guten Einblick gibt da die Entwicklung des Schulwesens. Dieses erwuchs wie überall zunächst aus den Bedürfnissen der Kirche zur Heranbildung ihres Priesternachwuchses. So ist denn sicherlich die älteste Breslauer Bildungsanstalt die Domschule zu St. Johannes gewesen, wenn sie auch erst 1212 urkundlich erwähnt wird. Hier erhielten die angehenden Kleriker ihre Ausbildung. Vorsteher war der aus der Zahl der Prälaten genommene Domscholastikus, sein Vertreter der Rektor. Hier lernte man lateinisch Lesen und Schreiben, die Hauptgebete, Sittensprüche, Grammatik und Logik; auch Übung im Disputieren wurde erworben. Verschiedene Klöster richteten Schulen für

Anfänger ein: so 1204 die Prämonstratenser im Vinzenzstift auf dem Elbing, wenig später die Augustiner auf dem Sande und wohl auch andere. Während die sogenannten „inneren Klosterschulen“ den Nachwuchs der Orden heranbildeten und den Grund zu einem gelehrten Wissen legten — sie mußten ja anfänglich die noch nicht vorhandene Universität ersetzen — standen die äußeren auch der weltlichen Jugend offen. Man lernte da im wesentlichen Lesen, Schreiben und die Hauptgebete; wer sich weiterbilden wollte, war auf die Domschule angewiesen. Aber auch die Stadt war eifrig bemüht, ihren Pfarreien solche Anfängerschulen anzugliedern — nun Rats- oder Stadtschulen, später auch Partikularschulen genannt —, und erreichte auch meist trotz des Widerstandes des Domes die Genehmigung vom päpstlichen Legaten. So entstand 1267 die Schule zu Maria Magdalena, 1293 die Elisabethschule. Heinrich IV. stiftete 1288 mit dem Kollegiatstift zum hl. Kreuz eine Schule, mit dem ersten festbesoldeten Schulmeister. Über Lehrplan und Schulordnung hatte die Kirche zu bestimmen, später auch die Landesfürsten. Das Breslauer Patronatsrecht lag in den Händen des Domscholastikus von St. Johannes, dem auch die Schulen zu Unserer Lieben Frau und zu St. Peter und Paul in Liegnitz unterstellt waren. Eifrig wachte die Kirche über die Wahrung ihrer überkommenen Rechte, und oft mußte die Genehmigung einer eigenen städtischen Schule von den Bürgern erst in hartem Kampfe erungen werden; so noch im 14. Jahrhundert in Glogau und Ratibor. Mit der Zeit ist ein immer stärkeres Vorstoßen des Laientums zu beobachten; aber erst in den Schulkämpfen der Reformationszeit hat das Bürgertum der Geistlichkeit die oberste Gewalt über das Schulwesen endgültig aus den Händen gewunden.

Ähnlich wie in Breslau blühte das Unterrichtswesen in den meisten niederschlesischen Städten. In Oberschlesien lagen die Dinge merkwürdig anders. Man spürt mit aller Deutlichkeit, was es für die geistige Zukunft des Landes bedeutete, ob das Deutschtum oder das Slaventum den Sieg davontrug. In Schlessien, wo die Kolonisation auf dem Wege friedlicher Durchbringung vor sich ging, war für diese Frage die Stellung des Herrscherhauses das Entscheidende. Niederschlesien wurde mit so überraschender Schnelligkeit deutsch, weil seine Fürsten, durch Teilnahme an deutscher Bildung und durch zahlreiche Ehen mit deutschen Prinzessinnen selber zu halben Deutschen geworden, auf wirtschaftlichem wie kulturellem Gebiete deutsche Art in jeder Weise begünstigten. Die oberschlesischen Pfaffen dagegen, vor allem die Herzöge von Oppeln und Ratibor, neigten nach ihrem persönlichen Fühlen wie nach ihren verwandtschaftlichen Beziehungen zu Polen und standen der Heranziehung deutscher Kolonisten wie der Verbreitung der deutschen Sprache wenig freundlich gegenüber. Eine Reihe deutscher Ortsnamen aus alter Zeit sind bleibendes Zeugnis, daß auch hier Mönche und Ansiedler nicht ausblieben; aber ihre Gründungen waren vereinzelt Inseln im slavischen Meere. Das für die Kolonisation der Landschaft so günstige und entscheidungsvolle 13. Jahrhundert ging in Oberschlesien ungenutzt vorüber. Soweit das Land seinen

piastischen Herzögen unterstand, blieb es damals in den Hauptzügen slavisch, und diesen Charakter verlor es weder unter der böhmischen noch später unter der habsburgischen Herrschaft. Obendrein haben dann noch die Hussitenkriege, unter denen Oberschlesien besonders schwer zu leiden hatte, das tschechische Element in den Strichen an der Südwestgrenze gestützt und verstärkt.

Einen ganz andern Verlauf aber nahm die Entwicklung in den ober-schlesischen Gebieten, die nicht den polenfreundlichen Herzögen von Oppeln und Ratibor unterstanden: im Herzogtum Brieg, das mit dem niederschlesischen Liegnitz-Wohlauer Lande durch den gleichen Herrscher verbunden war, im alten Bischofslande Meisse-Grottkau und endlich in den Landesteilen, die längere Zeit unmittelbar zu Mähren gehörten. Mähren, ursprünglich ein selbstständiges Reich, war 1034 ein Teil Böhmens geworden und 1253 endgültig mit diesem vereinigt worden. Der aus Norddeutschland stammende Kanzler Ottokar II., Bruno von Olmütz, hatte zahlreiche Siedler aus seiner Heimat nachgezogen. Und so sind in den Gebieten von Neustadt, Leobschütz, Jägerndorf und Troppau nicht nur die Städte, sondern auch ein großer Teil der ländlichen Ortschaften rein deutsch; und daran änderte es auch nicht viel mehr, daß Neustadt zweimal, von 1382 bis 1397 und von 1428 bis 1432, vorübergehend dem Oppelner Herzog unterstand. Der Unterschied dieser Gebiete gegenüber dem eigentlichen Oberschlesien — der Name Silesia superior tritt erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf — durch die deutsche Art der Bewohner ist auffallend. Umgekehrt ging im Ratiborer Lande, dessen Städte im 14. Jahrhundert noch überwiegend deutsch waren, das Deutschtum rasch zurück. Die Schriftsprache der Urkunden wird böhmisch; der 1497 zu Meisse wegen Mordversuchs hingerichtete Herzog Nikolaus von Oppeln versteht überhaupt kein Wort deutsch.

Die Auswirkung der stammesstümlichen Verschiedenheit zeigt sich denn auch auf dem Gebiete des gesamten Bildungswesens. Während im übrigen Schlesien im 13. Jahrhundert etwa 8 Klosterschulen nachzuweisen sind, fehlt für das eigentliche Oberschlesien jede gesicherte Angabe; doch werden wohl wenigstens die Zisterzienserklöster Rauden (gegründet 1258) und Himmelwitz (gegründet 1280) Schulen besessen haben. Kollegiatstiftsschulen waren außer in Meisse und Ottmachau noch in Oppeln, Oberglogau, Falkenberg und Ratibor eingerichtet. Stadtpfarrschulen begegnen seit dem 14. Jahrhundert in einer ganzen Reihe von Städten; älter ist nur die 1270 gegründete in dem deutschen Leobschütz. Ganz klar zeigt sich das Zurückbleiben des ober-schlesischen Anteils an den wissenschaftlichen Bildungsbestrebungen, wenn man später den Besuch der verschiedenen Hochschulen durch Schlesier einer vergleichenden Prüfung unterzieht: gegenüber den zahlreichen Namen aus Niederschlesien treten die wenigen Oberschlesier vollständig zurück, und selbst diese wenigen entstammen fast ausnahmslos den deutschen Gebieten. Und dies gilt keineswegs allein für die ältere Zeit. Während der dreihundert Jahre, die die Universität Frankfurt bestand, hat Oberschlesien selbst mit Meisse-Grottkau dort nicht

viel mehr Studierende aufzuweisen als die Stadt Breslau allein. So ist es denn kein Wunder, daß Oberschlesien in die Literaturgeschichte so spät erst eintritt. Zwar gilt als der älteste literarisch tätige Oberschlesier der 1713 selig gesprochene Dominikanerprovinzial Ceslaus; wir wissen aber mit Sicherheit von ihm nicht viel mehr als die notdürftigsten äußeren Lebensumstände: daß er 1224 mit andern Ordensbrüdern nach Breslau kam, seit 1226 bei St. Adalbert wirkte und hier 1242 starb.

Der erste deutsche Oberschlesier, der uns in der schlesischen Literatur entgegentritt, ist Nikolaus von Kosele. Eine zu ganz persönlichem Gebrauche bestimmte und wohl nur durch Zufall erhaltene Handschrift, in die er in den Jahren 1416 und 1417 wie in ein Notizbuch Bemerkenswertes aller Art, wie es der Tag mit sich brachte, sich in wahlloser Folge aufzeichnete, gibt ein lebendiges Bild von dem Volkstum und dem religiösen Leben des Landes. Kein großer Gelehrter und tiefer Kopf, aber ein Mann mit offenem Auge, als Prediger im praktischen Leben stehend und heiterem Lebensgenusse durchaus nicht abhold. Bei den Franziskanern zu Oberglogau, unfern seinem oberschlesischen Heimatstädtchen, scheint er seine Erziehung genossen zu haben. 1414 wird er im böhmischen Czaslau in den Orden aufgenommen. Offenbar hat er sich als Seelsorger bewährt, denn Swathonius, der Ordensminister von Böhmen und Polen, gibt ihm als dem predicator Bohemorum die Befugnis, im Kloster mit Nonnen zu sprechen. Sein Aufenthaltsort scheint damals Olmütz gewesen zu sein, doch kam er im Auftrage des Ordens weit herum, auch wieder nach Schlesien; so zum Provinzialkapitel nach Oppeln; damals brannte seine Heimatstadt ab. Mit der Ernennung zum Sakristan in Krnowia (Jägersdorf) 1421 entschwindet er dem Blick.

Seine Aufzeichnungen sind mannigfaltigster Art. Da sind zunächst Abschriften von Predigten und Moralktraktaten — darunter die berühmte Abhandlung des Papstes Innocenz III. über das Elend des menschlichen Daseins —, wie er sie für seine seelsorgerische Tätigkeit brauchen konnte. Einige in deutscher Sprache, die er wohl in den Nonnenklöstern und vor Laien hielt, wie die sehr verbreitete über den Tanz: der Tanz ein Kreis, darin der Teufel sitzt. Andere, für besondere festliche Gelegenheiten, verfasste er selbst. Beachtenswert ist die Predigt, die er zum Feste Mariä Empfängnis auf dem Konstanzer Konzil vor König Wenzel hielt. Er warnt den Fürsten vor jugendlichen Ratgebern und stellt ihm seinen Vater Karl IV. als unerreichbares Vorbild hin. Eine Reihe seelsorgerischer Fragen, die meist besondere heimische Verhältnisse angehen, sind in der Form von Frage und Antwort behandelt. Zwei davon werfen ein bezeichnendes Licht auf die Stellung der Geistlichen zu dem Musik- und Schauspielwesen der Zeit. Er fragt: Darf man fahrenden Musikanten den Leib Christi reichen? Die Antwort lautet: Da ist zu unterscheiden. Manche sind Schauspieler, die nur unanständige Reden führen und ihren Herren die Hand zu Arglist und Verbrechen bieten; diese sind aus der Kirche zu weisen und ihnen ist der Leib des Herrn zu verweigern. Andere aber sind Schauspieler, die auf ihren Musikinstrumenten spielen. Auch

A Brown
Tutcheris
"Sile"

hier gibt es zwei Arten: die einen besuchen die Wirtshäuser und scheuen sich nicht darum, ob sie gut oder böse handeln; auch diesen ist der Leib des Herrn zu versagen. Die andern leben an Königs- oder Fürstenhöfen oder auf den Besitzungen ehrbarer Bürger und dienen ihnen, um ihnen das Leben zu erleichtern, wenn ihnen das Haupt sorgenschwer und ihr Antlitz kummervoll ist; diese dürfen zu den Sakramenten zugelassen werden, auch darf man sie für ihre Arbeit entlohnen. — Dann: Ist es empfehlenswert, daß man am Karfreitage mit einem Vorspiele beginne? Ja, damit das Laienvolk eine echte Anschauung bekommt; doch darf es nicht mit Larven und sonstigem Mummenschanz geschehen; das ist verboten.

Aus dem lateinischen Sprichwörtertschaze des Mittelalters zeichnet er sich brauchbare Lebensregeln in Versen auf; sie reichen oft in allgemeine weltliche Verhältnisse hinüber und sind zum Teil von recht derbem Wit. Bauernregeln in deutscher Sprache stehen neben volksmedizinischen Ratsschlägen. Beschreibungen der Himmelszeichen und naturkundliche Angaben aus einem Tierbuche werden vermerkt. Aus Aufzeichnungen von allgemeinen Kirchengebeten, wie sie heute noch üblich sind, von einer Generalbeichte und Absolutionsformeln erhält man ein treues Bild von dem Gottesdienste des deutschen Ostens. Kommuniongebete, die sich eng an liturgische Vorbilder anschließen, lassen den neuen Geist des Prager Humanismus verspüren. Musikgeschichtlich wichtig sind eine Musiktheorie mit Beispielen sowie Hymnen und Sequenzen mit beigelegtem Notentext. Zugleich geben die lateinischen Kirchengesänge Aufschluß über die besonderen schlesischen Lieblingsheiligen der Zeit.

Besonders wichtig sind hier natürlich die deutschen Lieder. Da steht ein kurzes Weihnachtsliedchen (Der hymmel könig ist geborn von einer mayt) und ein fünfstrophiges Marienlied:

*„Ave morgen sterne,
irleuchte uns mildiclich!
wir dynen dir zo gerne,
irhoere uns genediclich.
unser hercze dich loben begert.
du bist auch allis lobes woert
yn himmel und och of erden.
Wir singen dir viel suezen don
dich loben alle engel schon
in des hymmels tron.“*

Weiter hat er zwei lateinische Liedertexte zu verdeutschten unternommen, den einen, der sich an das lateinische Credo anschließt (Deum verum unum colimus) als „Wir glauben in eynen got, schepper hymmels und der erden“ in ganz freier Weise; der andere Versuch ist die älteste bekannte deutsche Übertragung des Regina coeli. Auch zwei anschließende Mariengebete stellen wohl eigene Übersetzungsversuche dar. Sehr schön ist ein siebenteiliges Reimgebet zum Leiden Christi. Ein lateinisches Gedicht, das gegen 800 Ausdrücke des täglichen Gebrauchs

enthält, überliefert durch die darübergeschriebenen deutschen — in einigen Fällen auch mährischen — Übersetzungen einen beachtenswerten Teil des Wortschatzes der oberschleßischen Siedler. Übrigens hat Nikolaus — obwohl zweifellos Deutscher von Geburt, denn das Deutsche überwiegt weit- aus — für seine seelsorgerischen Bedürfnisse die wichtigsten Gebetsformeln sich auch in tschechischer Sprache vermerkt und sich vier böhmische Lieder aufgezeichnet. Volkstümlich bedeutsam ist schließlich, daß er, wie dies oft geschah, volkstümliche Sagen und Legenden in seinen Predigten als Exempel verwertete; er bringt neben vielem Bekannten auch manche sonst unbekannte Sage und Anekdote und bereichert so unsere Kenntnis der Sagenwelt, die damals im oberschleßischen Volke lebte.

Als die reizvollsten Stücke der Handschrift galten seit je die vier lateinischen Vagantenlieder. Die Poesie der fahrenden Schüler hat in Böhmen und Mähren immerhin eine gewisse Rolle gespielt. Die angehenden Kleriker mußten ins Ausland auf die hohen Schulen und brachten von dort diese beliebte Art der Dichtung mit. In einer Urkunde aus Salzburg werden um 1209 Vaganten aus Mähren genannt; ein Vagantenlied aus dem 13. Jahrhundert erwähnt Böhmen als Mitglieder der Genossenschaft. Neger wurde das Vagantenwesen natürlich seit der Gründung der Prager Hochschule. Bekannte Werke der älteren tschechischen Literatur gehören hierher: so das lange fälschlich dem Smil von Pardubice zugeschriebene Gedicht vom Kampfe des Wassers mit dem Weine (zu dem es außer dem Streitgespräch des Hans Sachs noch vier deutsche Seitenstücke gibt) und das Gedicht vom Stallmeister und dem Schüler, das ins Leben besonders der ärmeren Studenten einen Einblick gewährt; ein beliebter Stoff ist auch der Krieg zwischen Seele und Leib, den die altböhmische Vagantenpoesie dreimal behandelt. Die vier Gedichte unserer Handschrift sind offenbar Abschriften; allenfalls bei dem letzten, das zu den brennenden religiösen Streitfragen der Zeit Stellung nimmt, könnte Nikolaus auch als Verfasser in Frage kommen. Das *Viro clementissimo* beginnende Lied ist ein Bettelgedicht notleidender Studenten aus dem Stefanskloster an Karl IV.; es stellt dem Kaiser für die erbetene Unterstützung die Gemeinschaft mit Christus im Himmel in Aussicht, ist also noch zu Karls Lebzeiten entstanden. Das Gedicht *Audite alphabetica* behandelt in zwanzig nach dem Alphabet geordneten Strophen in köstlicher Weise ein in vielen ähnlichen Erzeugnissen berührtes und bei den Mönchen sehr beliebtes Thema, die Untugenden der Frauen. Als doppelzüngig, boshaft und lasterhaft werden sie hingestellt; und es gehört zum Bilde der Zeit, daß gerade die Epiken der Geistlichkeit als die Opfer ihrer Falschheit angeführt werden. Das dritte Gedicht, *Sermo noster audiat*, schildert das armselige Leben der herumziehenden Schüler und Mönche; es ist in schauerlichem Latein abgefaßt und mit seiner zielbewußten Herausarbeitung sprachlicher Verstöße zweifellos bewußter und gewollter Hohn auf das Kauderwelsch ungebildeter Kleriker. Den ersten Rang behauptet nach Umfang und Gehalt das Gedicht *Omnes attendite*, das um 1412 abgefaßt sein dürfte. Hier spüren wir den Hergschlag der Zeit. Mit ein-

dringlicher Klage gedenkt der geistliche Dichter Kaiser Karls, der das Böse niedergehalten habe und ein Mehrer der heiligen Kirche gewesen sei. Seit seinem Hinscheiden aber gewinnen die verdammenwürdigen Irrlehren eines Wiclef und Hus bei den Laien wie bei zahlreichen Klerikern an Boden; die Geistlichkeit wird unterdrückt, ja man spottet selbst über den Papst. Und die „Bohemi perfidi“ wie die „moderni Teutonici“ fallen den neuen Lehren zu; der König aber schweigt zu allem: er hat selbst daran Gefallen und wirkt mit an der Zerstörung der Kirche und des katholischen Glaubens. Mag Nikolaus die Verse selbst verfaßt oder nur abgeschrieben haben: jedenfalls waren sie nach seinem Herzen. Denn er vermerkt in seinen Aufzeichnungen gewissenhaft die Hus betreffenden Ereignisse, ohne freilich Partei zu ergreifen. Aber der fromme Franziskaner konnte in Hus nichts anderes sehen als den abtrünnigen Keker.

Läßt schon dieser Bettelmönch nicht verkennen, daß er in der Renaissanceluft des böhmischen Staates aufgewachsen war, so sind natürlich auch in Schlesien vor allem die Augustiner-Chorherren die Träger humanistischer Geistes. Die markanteste Erscheinung unter ihnen ist in diesem Zeitraum **L u d o l f**, Abt des Klosters zu Sagan. Von 1394 bis 1422 bekleidete er diese Würde. Er war Sachse von Geburt; es wird berichtet, daß er „in ligwa Sleziana impeditus“ gewesen sei. Er ist der Verfasser des ersten Teiles des *Catalogus abbatum Saganensium*, der Chronik des Klosters. Sein Ansehen als Gelehrter drang weit über das Kloster hinaus; oft wurde es von Fremden aufgesucht, und viele traten ein um des berühmten Mannes willen. Wir erfahren aus der Fortsetzung der Chronik von einem aufsehenerregenden Redekampf Ludolfs 1398 mit einem Keker Stephan, der öffentlich mit wiclefistischer Ansichten hervorgetreten war: es gebe kein Jegeseuer, kein Gebet außer dem Vater unser, keine Heiligen- und Bilderverehrung, keine Exkommunikation und keinen Eid; er berief sich nur auf die Bibel und wollte sich einzig durch diese widerlegen lassen. Übrigens gab er an, in Oxford gewesen zu sein. Er trieb die gelehrten Herren sehr in die Enge, und als man sich gar nicht mehr zu helfen wußte, rief der Bischof den Abt Ludolf aus Sagan herbei; aber auch dessen Redekunst gelang es nicht, den Keker zu überzeugen. Schließlich nahm sich die Inquisition seiner an und brachte ihn auf den Scheiterhaufen. Auch sonst hören wir, daß Ludolf bei besonderen Gelegenheiten herangezogen wurde: so hat er bei der Breslauer Synode von 1415 auf Wunsch des Bischofs eine glänzende Rede gehalten, und ebenso auf andern. Von seinen Schriften — die er diktieren mußte, da seine eigene Handschrift unleserlich war — besitzen wir handschriftlich eine ganze Anzahl: außer zahlreichen Predigten sind es Erläuterungen über das Johannes-Evangelium und verschiedene Psalmen und Evangelientexte, zwei Traktate „de longo scismate“ und „reprobatio XIV articulorum speculi Saxorum“ (die Gregor XI. verworfen hatte). Das wichtigste ist natürlich die Geschichte der Abte, die dann noch von fünf weiteren Schreibern bis zum Jahre 1616 fortgeführt worden ist.

Das aus den dramatisch-liturgischen Feiern der Klöster hervor-

gegangene volkstümliche geistliche Spiel ist in dieser Periode in Schlesien ziemlich verbreitet. Und zwar sind in Anlage und Wortlaut überall die Zusammenhänge mit den im übrigen Deutschland dargestellten Spielen unverkennbar. Das Lateinische ist jetzt von der deutschen Landessprache so gut wie verdrängt; die Bürger oder Bauern sind die Darsteller, wenn auch die Geistlichen wohl als Anreger und auch Leiter der Auführungen anzusehen sind. Dem entspricht die zunehmende Verweltlichung: es finden derbkommische, ja possenhafte Partien Aufnahme, die zu dem ursprünglichen gottesdienstlichen Charakter in schroffem Gegensatz stehen. Es ist kein Zweifel, daß der einstige Bestand in Schlesien weit reicher gewesen ist als die spärlichen uns verbliebenen Reste, deren Texte meist ganz durch Zufall erhalten sind, indem sie als Buchdeckelbellebungen späterer Handschriften oder dergleichen Verwendung fanden.

Ausnahmslos handelt es sich um Spiele des Osterfestkreises. Die ältesten der kargen Trümmer sind zwei Breslauer Marienklagen, aus der Mitte und dem Ende des 14. Jahrhunderts. Die Marienklage, ein Wechselgespräch zwischen Maria, Johannes und dem am Kreuze hängenden Erlöser, von mehr lyrischem als dramatischem Gepräge, tritt sowohl für sich allein auf wie als ein Teil der späteren großen Passionsspiele. Ob sie sich aus dem Rahmen des Passionsspieles losgelöst hat oder zunächst selbständig war und erst später in dieses hineingearbeitet wurde, ist mit Sicherheit nicht auszumachen. Die Breslauer Bruchstücke sind Spielarten einer im 14. Jahrhundert über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreiteten Klage. Wie sie miteinander weitgehend wörtliche Übereinstimmungen zeigen, so weisen sie auch enge Verwandtschaft auf mit der Trierer Marienklage und den entsprechenden Abschnitten des Asfelder und Heidelberger Passionsspiels und des sogenannten Egerer Fronleichnamsspiels. Die Marienklagen haben, durch den Gegenstand bedingt, den hohen Ernst und die feierliche Würde der alten Spiele am reinsten bewahrt. Auch in den Breslauer Stücken enthält der Gesang Marias Stellen von wehevoller Stimmung und ergreifender Schönheit:

*„Owe wer
hot syn sper
her czu dir geneyget,
daz her mich
vnd auch dich
zo iemerlichen scheydet? . . .*

*Hercze brich!
tot nu sprich
vnd loz mich dyr volgen.
der iuden kind
sere sind
gar of ons irbolgen.*

*Hercze kynt
dyne wangen synt
der zo gar vorblichyn.
dyne craft,
dyne macht
dy ist dyr gar insroychyn."*

Unmittelbar an die zweite Breslauer Klage schließt sich das lateinische Spiel vom Gange der drei Marien zum Grabe, reich mit deutschen Versgruppen durchsetzt; endlich folgt der Auftritt, in dem der wiedererstandene Heiland als Gärtner der Maria Magdalena erscheint.

Das einzige vollständig erhaltene Spiel, „Von der besuchunge des grabes und von der uferstendunge gotes“ ist in einer Wiener Handschrift von 1472 überliefert — daher gewöhnlich als Wiener Osterspiel bezeichnet —, aber zweifellos älter. Nicht allein die Sprache, auch der Vers

„Zu Breslau auf dem tume bäckt man gute mofanken,
zu Ottmachau gar gute weiche Käse“

läßt die schlesische Herkunft des Stückes unzweifelhaft erscheinen. Ganze Abschnitte stimmen mit dem Innsbrucker Osterspiel überein, und auch zu dem kleinen Berliner Bruchstück sind Beziehungen vorhanden, so daß man für diese Gruppe eine gemeinsame Vorlage annehmen darf. Den Bearbeiter hat man wohl unter der Meißner Domgeistlichkeit zu suchen. Das Spiel beginnt mit einer Szene zwischen Pilatus und den Juden, die vereinbaren, das Grab bewachen zu lassen. Die wachhabenden Ritter werden von den Engeln zu Boden geschlagen; Christus ersteht aus dem Grabe und begibt sich in die Vorhölle, wo er Adam, Eva und die armen Seelen befreit. Unter dem Wehklagen Luzifers, Beelzebubs und Satans zerbrechen die Engel die Pforten der Hölle. Pilatus, Kaiphas und die Juden erheben Vorwürfe gegen die Grabhüter, daß sie sich Christi Leichnam hätten stehlen lassen; diese sind beleidigt, weil man ihrer Erzählung keinen Glauben schenkt. Nun kommt der Krämer mit seiner Frau und preist seine Ware an; die frommen Frauen kaufen ihm die Salben ab. Nach einem derbkomischen Zwischenspiel, in dem sich der Kaufmann mit seiner Frau herumschlägt, verkündigen Engel den Frauen die frohe Botschaft von Christi Auferstehung. Christus selbst erscheint der Maria Magdalena als Gärtner und überzeugt dann noch den zweifelnden Thomas. Endlich treten noch Petrus und Johannes auf; sie wetten um eine Kuh und ein Pferd, wer schneller laufen kann, und beim Wettlauf zum Grabe stürzt der alte Petrus und verletzt sich das Knie. Nach dem Volksgesange „Christ ist erstanden“ schließt Johannes mit kurzen Worten die Auf-führung ab. Gerade in diesem Spiele ist der Ton oft recht derb und die burlesken und possenhaften Partien — wie die Krämer szenen und der Apostelllauf — sind mit sichtlichem Behagen ausgeführt. Derartige geschmacklose Auswüchse sind aber im späteren Bürgerspiel überhaupt sehr häufig. Andererseits fehlt es nicht an einigen wirklich poetischen Stellen.

Endlich ist noch aus dem Ende des 15. Jahrhunderts die Schlusszene eines offenbar sehr umfangreichen Passionsspiels erhalten. Sie steht auf einem losen einzelnen Blatt, das in eine früher den Saganer Augustinern gehörige Handschrift eingelegt war. Das Bruchstück enthält die Trostworte des Nikodemus an die trauernde Maria, die Aufbahrung von Christi Leichnam und das feierliche Grabgeleit, an dem sich hier unter andern David, Salomon und Pilatus beteiligen.

Ob auch noch andere Spiele in Schlessien heimisch waren, ist mit Sicherheit nicht zu erweisen. Doch ist immerhin mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß wenigstens das *Dorotheenspiel* Eingang gefunden hat. Das Martyrium dieser standhaften Glaubensheldin gehört mit dem der hl. Katharina zu den ältesten Legendenstoffen, deren sich das mittelalterliche Drama bemächtigte. Gerade in Böhmen waren Darstellungen des Dorotheenlebens häufig: in Eger zogen seit 1455 die Schüler am Dorotheentage durch die Stadt und brachten vor Rat und Bürgern ihre Lieder von der Heiligen zum Vortrag, und seit 1500 wurde hier im Abstand von einigen Jahren regelmäßig ein größeres Spiel aufgeführt. Es liegt also nahe, für Schlessien, in dessen Hauptstadt unter Karl IV. der hl. Dorothea eine Kirche geweiht wurde, ähnliches zu vermuten. Zudem weist die einzige erhaltene Handschrift eines Dorotheenspiels — aus der Zeit um 1350 — in seiner Sprache einen starken ostmitteldeutschen Einschlag auf, der Böhmen oder Schlessien als Entstehungsgebiet wahrscheinlich macht.

Den Beginn einer aktiven Geistesstätigkeit in einem weiteren, nicht nur auf die Klostergeistlichkeit beschränkten Rahmen bezeichnet für Schlessien die Gründung der *Prager Hochschule*. Freilich begegnen schon früher einzelne Namen von Gelehrten, die sich ihre akademischen Grade auf einer der alten italienischen oder französischen Universitäten geholt hatten. Daneben gab es die beiden Bildungssphären mittelalterlichen Geistes: die weltlich-künstlerische Hofkultur, von der Schlessien nur die letzten Lebensäußerungen noch erlebte, und die klösterliche Wissenschaftspflege, den gelehrten Betrieb in stiller Zelle, der ausschließlich von dem Ordensklerus geübt wurde. Jetzt aber griff der wissenschaftliche Drang weiter aus. Prag wird die Bildungsquelle der wissensdurstigen schlessischen Jugend. Aus der Zahl der Männer, die hier ihre Ausbildung empfangen haben, nimmt man die Beamten, nimmt man die Leiter der Schulen, vor allem den Domscholastikus. So tritt neben den wissenschaftlich gerichteten Klosterbrüder der gelehrte Kanoniker und Weltgeistliche, und es bildet sich eine in geistigen Bestrebungen aufgehende Oberschicht des Bürgertums. Und diese beschränkt sich bald nicht mehr auf den geistlichen Stand allein. Wie in kleineren Städten das Rektorat häufig mit dem Amte des Stadtschreibers vereinigt wurde, der, falls er nur die niederen Weihen empfangen hatte, auch wohl verheiratet war, so bleibt das Beamtentum den Klerikern nicht allein vorbehalten, und dem geistlichen Gelehrtenstande tritt ein weltlicher zur Seite.

Freilich ist der Geist der Prager Hochschule, der auf solche Weise ins

Land getragen wurde, nicht gleichbedeutend mit dem humanistischen Geiste des Kreises um Johann von Neumarkt. Die Welt des Hofes und der Kanzlei und die Welt der Hochschule sind sehr verschiedene Dinge. Die Hochschule blieb, was sie bei ihrer Gründung gewesen war, eine Hochburg der Scholastik. Dem neuen Geiste verschloß sie sich bewußt: sie blieb bei den alten Methoden und Lehrbüchern und vernachlässigte beispielsweise vollständig das Studium des Griechischen, das für die Humanisten bald einer der wichtigsten Programmpunkte werden sollte. Trotzdem war sie für den Aufschwung des schlesischen Geisteslebens von größter Bedeutung. Wie stark das Land an dem aufblühenden Universitätswesen teilnahm, beweist die im Verhältnis erstaunlich große Zahl von Männern, die als Prager Hochschullehrer zu Würde und Ansehen gelangten. Namen sind hier, wo sich in ihnen fast allein der rege Anteil des Landes an wissenschaftlichen Bemühungen spiegelt, wohl mehr als toter überflüssiger Ballast. So weist beispielsweise die philosophische Fakultät folgende Schlesier als Dozenten auf: Johannes Gallici (belegt 1380), Johannes von Schweidnitz (1380), Hieronymus Zeydenberg aus Breslau (1389), Franziskus Ereiswicz von Brieg (1396), Petrus von Liegnitz (1397), Johannes Medici aus Liegnitz (1397), Martin von Haynau (1405). Dekan war 1399 Werner von Kreuzburg, Rektor 1397/98 Nikolaus Stör von Schweidnitz, der auch wiederholt Ehrenämter der Fakultät bekleidet hat. Erasmus Eliae aus Neisse ist 1401 Dekan und später Rektor. Unter den Theologen ist Matthias Hillebrand von Liegnitz zu nennen, der 1389 Dekan war; er hat in Prag die Fakultätsbücher eingeführt, und so verdanken wir ihm unsere Kenntnis der älteren Prager Universitätsgeschichte. Johannes Hübener hat als erster an der Prager Universität den Kampf gegen Wiclef und später gegen Hus geführt; er fügte den vom Londoner Konzil 1382 verurteilten Wicleffschen Lehrräken noch eine Anzahl weiterer hinzu und gab sie dem Prager Domkapitel an. Hus bezichtigte ihn auf der allgemeinen Universitätsversammlung der Fälschung, drang aber nicht durch. Bei den Juristen, die seit 1372 unter eigenen Rektoren standen, bekleideten wiederholt Schlesier das höchste Amt: 1380 der Breslauer Kanonikus Nikolaus Kosciol, 1392 der Probst an der Kreuzkirche Petrus Cappleri de Sulewicz, 1396 Lukas Hezler von Liegnitz, 1397 Petrus Elewny, Kustos an der Marienkirche zu Glogau. In der philosophischen Fakultät allein haben zwischen 1367 und 1409 mehr als 200 Schlesier akademische Grade erlangt.

Die bedeutendste Erscheinung unter den schlesischen Universitätslehrern Prags ist wohl Nikolaus Magni, eigentlich Groß. Er gehört zu den wenigen Schlesiern der älteren Zeit, die ihr Stern aus der schlesisch-böhmischen Heimat zu fruchtbarem Wirken in die Welt hinausführte. Um 1355 in Jauer geboren, erwarb er 1378 das Baccalaureat in artibus, 1381 das Licentiat. 1395 trat er zur theologischen Fakultät über. 1397 wird er als Professor genannt und zum Rektor erwählt. Aus der Zeit seiner Wirksamkeit als Prediger an der St. Galluskirche, der deutschen Kirche der Prager Altstadt, wo Konrad von Waldbausen 1358/59 seine

aufwühlenden Vusppredigten gehalten hatte, haben wir einige Predigtsammlungen. Er geht nach gewohnter scholastischer Art an die Dinge heran. So behandelt er etwa in der lateinischen Predigt über die Passion die vielerörterte Frage, ob Christus auf dem Ölberge natürlichen Schweiß vergossen habe, oder er bemüht sich um die Beseitigung der Unstimmigkeiten zwischen den einzelnen Evangelien, indem er beispielsweise ein doppeltes Osterlamm annimmt. Neu war das alles nicht. Und ebenso ist der den Nonnen eines Frauenklosters gewidmete Traktat *De tribus substantialibus (essencialibus) votis religiosorum* (1400), der die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams behandelt, nur eine geschickte Zusammenfügung der Lehren geistlicher Autoritäten.

Nikolaus Magni blieb nicht lange in Prag. Bereits begann die national-tschechische Bewegung den Deutschen den Aufenthalt in der böhmischen Hauptstadt zu verleiden. So folgte er gern einem Rufe nach Heidelberg. Hier hatte Kurfürst Ruprecht I. 1386 nach dem Prager und Wiener Muster eine eigene Landesuniversität errichtet, der er durch Heranziehung von Gelehrten der angesehenen Prager Hochschule geistige Ebenbürtigkeit zu sichern suchte. Bereits waren von dort Konrad von Soltow, Peter von Brieg und Matthäus von Kraßau seinem Rufe gefolgt. Nikolaus ging 1403 nach Heidelberg. 1406 wurde er Rektor, 1407 bis 1421 war er Vizekanzler bei den feierlichen Promotionen; schließlich auch Senior und Dekan der Fakultät. Eine Reihe der Quaestionen, durch die er seine Schüler zu scholastischem Denken heranbildete, sind handschriftlich erhalten. Eine von diesen befaßt sich mit der Behandlung der Ketzer, besonders der Waldenser und der antihierarchischen Wiclefiten, und zeigt Nikolaus als einen Mann rücksichtslosen Durchgreifens. Er war selbst vom Bischof zum Mitgliede einer Kommission ernannt worden, welche die Lehren eines in Prag geweihten Priesters der Meißner Diözese, Johannes Drändorff, untersuchen sollte, der in Süddeutschland wiclefitische Gedankengänge predigte. Unter anderm lehrte er: die weltliche Macht der Geistlichen sei häretisch, die Annahme der konstantinischen Schenkung sei Sünde gewesen usw. Die Kommission erkannte 1425 auf Ketzeri, und der Angeschuldigte wurde verbrannt. Die Quaestio richtet sich vor allem gegen die, welche andere verführen. Rückfälligen Sündern gegenüber wird grausame Härte befürwortet: sie dürfen unter keiner Bedingung am Leben bleiben, selbst wenn sie wieder Reue zeigten.

1416 wurde Nikolaus als Vertreter der Universität zum Konstanzer Konzil entsandt. Es ging um die Beseitigung des Schismas und die Inangriffnahme einer gründlichen innerkirchlichen Reform. Die Heidelberger Fakultät hielt einmütig zum römischen Papste und erkannte sogar die Gräbe der auf Seite des französischen stehenden Pariser Hochschule nicht an. Nikolaus hielt auf dem Konzil eine Rede, die die eigentliche Ursache des Schismas in dem allgemeinen Verfall der kirchlichen Zustände erblickte: die innere Erneuerung des Klerus, die gründliche Besserung seiner Sitten sei die erste Vorbedingung aller Reform. Wie in allen geistlichen Reden des Konzils ist die Kritik der kirchlichen Zustände ungemein frei und

rückhaltlos. In einer Wormser Synodalrede hat sich Nikolaus ebenfalls mit den Pflichten des priesterlichen Standes beschäftigt.

Sein Hauptwerk ist die Schrift *De superstitionibus*. Sie ist 1405 verfaßt und wurde wohl veranlaßt durch die beim Bischof von Speyer stattgefundenen Verhandlung gegen Werner von Freiburg, den Lektor des Augustinerklosters Laudenburg, wegen der von diesem vorgenommenen Segnungen. Der Kampf gegen den Aberglauben ist damals in den Kreisen des gebildeten Klerus allgemein und wurde immer wieder das Thema zeitgenössischer Traktate. Natürlich kann Nikolaus aus den Anschauungen seiner Zeit nicht heraus, aber er strebt nach einem möglichst freisinnigen Standpunkte. Er eifert vor allem gegen die Sündhaftigkeit des Bemühens, sich der Hilfe oder des Rates von Dämonen zu bedienen, um irgendeine Absicht zu erreichen. Sie seien mächtiger als der Mensch, also durch Beschwörungen nicht zu zwingen. Die Gottesurteile seien Erfindungen des Teufels, denn durch sie versuche man Gott. Ebenso lehnt er das abergläubische Vertrauen ab auf die Heilswirkungen von Gebeten, die unter bestimmten Formen hergesagt werden müssen, sowie den Glauben an den glück- oder unglückbringenden Einfluß gewisser Zeiten oder zufälliger Handlungen. Sein Material bot ihm die einschlägige Literatur, nicht die Beobachtung der Volksbräuche, und so ist die kulturgeschichtliche Ausbeute gering.

Dürfte man einer Abschrift des 15. Jahrhunderts glauben, so wäre Nikolaus von Jauer auch der Verfasser der ungemein verbreiteten kleinen Erbauungsschrift *Speculum artis bene moriendi*. Aber dieses Sterbübüchlein ist von den Abschreibern den verschiedensten theologischen Berühmtheiten zugesprochen worden. Die gerechtfertigtesten Ansprüche auf die Verfasserschaft hat wohl Matthäus von Krakau; indes ist die Frage noch keineswegs entschieden. Nikolaus starb 1435; er hat durch sein Wirken den Ruf der jungen Heidelberger Hochschule mit begründen helfen. Den Einzug des Humanismus in Heidelberg erlebte er nicht mehr; bis dahin vergingen noch zwei Jahrzehnte, und dann wurde Nikolaus gleich den andern Größen der alten Schule rasch vergessen.

In der Tradition der Scholastik steht denn auch noch der Mann, dessen Name mit dem jähen Ende der frühen Herrlichkeit Prags so eng verknüpft ist: *Johann Otto von Münsterberg*. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts ist er geboren, wurde 1382 Baccalaureus und 1387 Magister; 1389 beginnt seine Kette ehrenvoller Universitätsämter. Neben rein theologischen verfaßte er auch philosophische Schriften: einen Kommentar über die allgemeine Logik, die Lehre von den Prädikabilien und Prädikamenten, und einen über die sogenannte neue Logik, die von der Argumentationskunst im ganzen handelte. Das war alles alte Schule. Aber das Andenken seines Namens ist nicht mit seiner wissenschaftlichen Leistung verknüpft, sondern mit der Führerrolle, die ihm zufiel, als sich das Schicksal der Deutschen an der Hochschule entschied.

Das deutsche Element gab der Prager Hochschule ihr Gepräge. Nicht allein die Überzahl der Studierenden und die geistige Bedeutung der

deutschen Dozentenschaft, auch die Universitätsverfassung verschaffte den Deutschen das Übergewicht. Die Universität war in vier Nationen gegliedert: die sächsische, bayerische, polnische und böhmische. Die Schlesier wurden gleich den Lausitzern und Thüringern der polnischen Nation zugerechnet. Nach Prag aber gingen vorwiegend die Söhne der Deutschen; die Schlesier polnischen Geblütes bevorzugten damals längst die 1363 gegründete polnische Landesuniversität Krakau. So hielt denn die sogenannte polnische Nation naturgemäß zu den beiden andern deutschen, und bei allen wichtigen Entscheidungen wurden die Tschechen überstimmt. Seit aber durch Hus deren Nationalbewußtsein geweckt worden war, arbeiteten sie auf eine vollständige Umgestaltung der Universitätsakungen hin. Sie sahen die Hochschule als eine tschechisch-nationale Anstalt an und verlangten für sich drei Stimmen, während sie den Deutschen nur eine zugestehen wollten. Dabei stellten sie kaum ein Drittel an Lehrern und Schülern.

Fünf Jahre lang wogte der Kampf. Die Entscheidung lag beim Könige, und politische Erwägungen gaben schließlich den Ausschlag. Wenzel brauchte eine Erklärung der Universität gegen die Gegenpäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. Von den kirchentreuen Deutschen war diese nicht zu erwarten, wohl aber von den hussitischen Tschechen. Und so unterzeichnete er am 18. Januar 1409 jenes Dekret, welches sämtliche Wünsche der Tschechen erfüllte. Als die Verordnung am 13. Oktober veröffentlicht wurde, verließen die Deutschen, 60 Magister und 2–3000 Studierende, das ungasliche Prag unter Führung der schlesischen Professoren Johann Otto von Münsterberg und Johann Hofmann von Schweidnitz. Sie wandten sich nach Sachsen, und in Leipzig schufen ihnen die Brüder des Herzogs, die Markgrafen Friedrich der Streitbare und Wilhelm eine neue Heimat. Johann Otto wurde der erste Rektor der neugegründeten Leipziger Hochschule. Mit ihm und seinen Kollegen kam auch die scholastische Tradition nach Leipzig, und für den jungen Humanismus bedeutete die akademische Neugründung fürs erste nur einen Hemmschuh.

Prag selbst aber, von seinen Besten verlassen, fristete sich durch die nächsten Jahrhunderte in bescheidener Bedeutungslosigkeit fort. Mit dem Abzuge der Deutschen von der Hochschule war das Schicksal des böhmischen Deutschtums überhaupt auf lange hinaus besiegelt. Und zugleich war das kulturelle Band zwischen Schlesien und Böhmen damit zerschnitten. In den Machtkämpfen zwischen Böhmen und Ungarn steht die Neigung der Schlesier auf der Seite des Ungarnkönigs. Der nächste große humanistische Anstoß, der die schlesische Hochrenaissance heraufführt, kommt nicht mehr von Prag, sondern von Wien und den Söhnen des Ungarnkönigs und seiner geistlichen Fürsten.

II

Die schlesische Hochrenaissance
und die Anfänge der Reformation.

Der Auszug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag ist nur ein besonders ins Auge fallendes Zeichen der kulturellen Verschiebung, die sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in den östlichen Grenzländern vollzog: der Loslösung Schlesiens aus dem böhmischen Kulturverbände. Die Fäden, die das Land mit dem böhmischen Königreiche verbanden, rissen allmählich einer nach dem andern. Das goldene Zeitalter der Ordnung, des Friedens und des wachsenden Wohlstandes hatte mit dem Tode Karls IV. gründlich sein Ende gefunden. Das von ihm mit Strenge niedergehaltene Raubritter- und Fehdewesen erhob von neuem sein Haupt. König Wenzels Untätigkeit veranlaßte schon in den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts den Zusammenschluß der schlesischen Fürsten zu einem Landfriedensbündnis, dem später auch noch die Städte des Breslauer Fürstentums beitraten. Aber wie gering der praktische Wert des Bundes war, zeigte mit greller Deutlichkeit die Oppelner Fehde: der Herzog von Oppeln beeinträchtigte zwei Jahrzehnte lang den Handel Breslaus durch räuberische Überfälle auf Breslauer Kaufleute aufs schwerste, um eine Schuld Wenzels einzutreiben, für die sich die Breslauer leichtsinnigerweise verbürgt hatten. Die andern Fürsten aber rührten sich nicht und gönnten den Bürgern, deren Bevorzugung unter Karl IV. ihnen ein Dorn im Auge gewesen war, ihre Verluste von Herzen. Immerhin bereitete der Fürstenbund die staatliche Einigung des Landes vor, indem nun auch die oberschlesischen Fürsten sich zu gemeinsamem Wirken bereitanden; erst jetzt nannten sie sich gleich den niederschlesischen Herzöge in Schlesien, nicht nur von Oppeln oder Ratibor.

Mehr noch entfremdete das Land den Böhmen der religiöse und nationale Gegensatz. Unter Karl IV. war Prag ein deutsches Kulturzentrum gewesen, das religiöse wie das weltliche Leben erhielt von hier aus seine Antriebe. Jetzt war es zur Hochburg der hussitischen Lehre und des tschechisch-nationalen Gedankens geworden. Wie wenig die deutschen Schlesier beiden geneigt waren, offenbarte sich erst mit voller Deutlichkeit, als nach Wenzels Tode sein Bruder Sigismund die Herrschaft über Böhmen, das ihm als dem am Tode des Nationalhelden Schuldigen die Anerkennung weigerte, mit Waffengewalt erkämpfen mußte. Schlesien nahm begeistert an den Kriegszügen Sigismunds gegen Böhmen teil, hatte aber dafür auch nach dem Umschwunge von 1425 um so härter unter den räuberischen Einfällen und den grausamen Verheerungen der hussitischen Horden zu leiden. Die Feindschaft gegen die Hussiten schweißte Schlesien zum ersten Male auf kurze Zeit zu einer einheisslichen Gemeinschaft zu-

sammen: Bischof Konrad von Breslau, 1422 vom Kaiser zum obersten Landeshauptmann von ganz Schlesien bestellt, wird der Führer der Bewegung gegen die Keker.

Und auch in den folgenden Jahrzehnten steht die schlesische Geschichte im Zeichen des Kampfes gegen das hussitische Tschechentum. Nicht daß von vornherein die Lösung aus dem böhmischen Staatsverbande angestrebt worden wäre. Wie den luxemburgischen Herrschern, so waren die Schlesiern auch ihren nächsten Nachfolgern, dem Habsburger Albrecht II. und seinem nachgeborenen Sohne Ladislaus, die beschworene Treue. Aber als nach dem frühen Tode des achtzehnjährigen Jünglings der Nationalböhme Georg Podiebrad, dessen Wirken als Landesverweser für den unmündigen Herrscher die Schlesiern schon mit höchstem Mißtrauen verfolgt hatten, nun im Jahre 1458 auf den Thron kommt, da schlagen die Flammen der Leidenschaft hoch empor. Und sie werden noch künstlich geschürt. 1453 kommt, von dem Bischofe Peter von Breslau gerufen, der „Apostolische Kommissar und Generalinquisitor kezerischer Verderbtheit“, der Minorit Johannes a Capistrano, mit dreißig Ordensbrüdern nach der schlesischen Hauptstadt; er gründet für seinen Orden das Bernhardinkloster und stürzt, obwohl er, der Landessprache unfundig, seine Predigten lateinisch halten muß, durch die Macht seiner Persönlichkeit die Breslauer in einen Rausch fanatischen Hasses gegen den Kekerkönig und seine Glaubensgenossen. Die seelische Hochspannung entlädt sich, da geeignete hussitische Opfer nicht zur Stelle sind, in einer grausamen Judenverfolgung. Wohl kaum jemals wieder ist Breslau eine Rolle von so weltpolitischer Tragweite zugefallen. In diesen Jahren, wo von Südwesten her Georg Podiebrad drohte, im Osten der Pole auf dem Sprunge stand, haben die Breslauer allein durch ihren starren, unbeugsamen Widerstand die haltlos schwankenden schlesischen Fürsten mit fortgerissen und das deutsche Grenzland vor der drohenden Verflavung bewahrt. Damals hat Breslau unmittelbar mit Rom verhandelt, um sich Podiebrads zu erwehren, und eine Zeitlang war der päpstliche Legat der tatsächliche Oberherr, dessen Weisungen man willig nachkam. Mit berechtigtem Stolge konnten sich damals die Breslauer in einem Schreiben an den Papst „einen Turm und eine gefürchtete Kriegeschar und einen Schild des christlichen Glaubens in ihrem Lande“ nennen. Helfer in der Bedrängnis ward schließlich der Ungarbkönig Matthias Corvinus, der auf Böhmen Anspruch erhob und gegen Georg zu Felde zog. Begeistert öffneten ihm die Breslauer ihre Tore und huldigten ihm als ihrem Landesherrn.

Nun ist es mit dem böhmischen Einfluß auf den Gebieten des geistigen Lebens in Schlesien endgültig vorbei. Das Land empfängt nicht mehr als ein dienendes Glied von dem Prager Kulturmittelpunkte seine geistigen und künstlerischen Anregungen. Weitaus greifen jetzt die Beziehungen, und es ist das Bürgertum, das sie unterhält. Die Binnenlage des Landes erwies sich bei der damaligen Überlegenheit des Landhandels über den Seeverkehr als in wirtschaftlicher Beziehung entschieden günstig; und nicht minder vorteilhaft war Schlesiens Grenzlage zwischen West- und Osteuropa.

Namentlich Breslau entwickelte sich zu einer reichen und angesehenen Handelsstadt, die an Bedeutung den blühenden Bürgerstädten des deutschen Südens kaum etwas nachgab. Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts war es Mitglied der Hanse. In Venedig, Ofen, Krakau, Thorn, Nürnberg hatten die großen Kaufmannshäuser ihre Niederlagen und ihre Bevollmächtigten. Zahlreiche oberdeutsche Kaufmannsfamilien siedelten, von den wirtschaftlichen Möglichkeiten der schlesischen Hauptstadt gelockt, nach Breslau über, so daß man geradezu von einer zweiten, oberdeutschen Zuwanderungsperiode gesprochen hat. Sie halfen die Macht des deutschen Elementes stärken, erwarben vielfach Grundbesitz und fanden selbst Zugang zum Rat. Auch in der Geschichte des geistigen Lebens ist seitdem die Zahl der Abkömmlinge oberdeutscher Familien nicht gering. Eine sehr gewichtige Rolle spielt dabei Nürnberg, zu dem die Handelsbeziehungen besonders eng waren. Der wirtschaftliche und kulturelle Anschluß der Breslauer Bürger an die mächtige fränkische Reichsstadt, die in der Kultur des deutschen Bürgertums damals eine führende Stellung einnahm, fällt um so mehr ins Gewicht, als in diesem politisch bewegten Jahrhundert auf dem flachen Lande und besonders in Oberschlesien ein Rückgang des Deutschtums unverkennbar ist. Seit Polen durch die Vereinigung mit Litauen 1386 zur Großmacht geworden war, seit die böhmischen Tschechen sich erfolgreich der deutschen Vorherrschaft erwehrten, zeigt das Slaventum überall erhöhtes Selbstbewußtsein und gesteigerten Ausdehnungsdrang. Eine große Gefahr wird für Schlessen das Verhalten des Adels, der seit dem Niedergange des böhmischen Hofes unter Wenzel immer mehr beim polnischen Königtum Anschluß sucht; seit Podiebrad wächst auch der tschechische Einfluß in diesen Kreisen. Seit der Mitte des Jahrhunderts dringt in den Urkunden die tschechische Sprache vor, und um die Jahrhundertwende ist in Oberschlesien eine deutschsprachige Urkunde, die nicht gerade innerstädtische Verhältnisse angeht, eine seltene Ausnahme. So ist die ausgesprochen deutsche Haltung der führenden Breslauer Kreise für die deutsche Zukunft des Landes schlechthin entscheidend geworden.

Man spürt die geistige Umschaltung von Prag auf die Mittelpunkte der süddeutschen bürgerlichen Kultur besonders deutlich in der bildenden Kunst. Denn der erwachende Kunstsinne des reichgewordenen Breslauer Patriziats kam ja fast ausschließlich dieser zugute, während die Dichtung noch auf lange völlig darniederlag. Wie jetzt das aufsteigende wohlhabende Bürgertum dem bildenden Künstler Weg und Ziel wies, das zeigt eindringlich der einzigartig gotische Profanbau des Jahrhunderts, das Breslauer Rathaus, das, schon früher begonnen, unter der segensreichen Friedensherrschaft des Matthias Corvinus in der Hauptsache seine Vollendung fand; das zeigen nicht minder die zahlreichen Grabmäler angesehener Patrizier, mit denen sich gegen das Jahrhundertende die beiden Bürgerkirchen von Maria Magdalena und Elisabeth zu füllen beginnen. Und dieses einflußreiche und deutschbewusste Breslauer Patriziat hatte keinerlei Anlaß, künstlerische Aufträge nach der Hussitenstadt Prag zu vergeben. Die künstlerischen Wechselbeziehungen zwischen Schlessen und Böhmen, die

sich noch in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts so häufig feststellen lassen, hören ganz auf. Altäre und Grabmäler bezieht man jetzt von den Künstlern Nürnbergs. Bischof Johann Roth, Schwabe von Geburt, läßt sich noch bei Lebzeiten von Peter Vischer eine bronzene Grabplatte gießen. Über das polnische Krakau, dessen wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen zu Breslau gleichfalls immer enger werden, wirkt sich der Einfluß eines anderen Nürnberger Meisters aus, des Veit Stof, der vorübergehend dort weilte.

Aus Nürnberg stammt nun auch der Mann, der, selbst ein eifriger Vorkämpfer des deutschen Gedankens, den Breslauern die Geschichte dieser drangvollen Kampfsjahre schrieb: Peter Eschenloer, der einzige namhafte deutsche Prosaschriftsteller Schlesiens in diesem Zeitraum — einen deutschen Dichter hat das Land im 15. Jahrhundert überhaupt nicht aufzuweisen. Etwa um 1420 geboren, siedelte er mit seinen Angehörigen wohl schon in jungen Jahren nach Görlitz über; die Familie wird um die Mitte des Jahrhunderts als dort ansässig erwähnt. 1450 ist er Rektor der dortigen Stadtschule, 1455 erhält er die Breslauer Stadtschreiberstelle. 1481 stirbt er. Handschriftlich erhalten sind von ihm Übersetzungen der Geschichte Böhmens des Enea Silvio Piccolomini und einer Geschichte des ersten Kreuzzuges von einem unbekannten Verfasser. Aber sein Hauptwerk ist die 1463 begonnene *Historia Wratislaviensis*, oder vielmehr ihre deutsche Bearbeitung, die „Geschichten der Stadt Breslau von 1440 bis 1479“. Denn die lateinische Urform ist nur eine trockene Sammlung von Materialien und Urkunden. Das deutsche Werk hingegen ist mit der Anteilnahme des ganzen Menschen geschrieben. Statt der belanglosen örtlichen Ereignisse, womit andere städtische Chroniken in ermüdender Weitschweifigkeit ihre Seiten füllen, bietet er wirkliche Geschichtsdarstellung. Sein Amt, das ihn selbst tätig an den Ereignissen Anteil nehmen ließ, gab ihm den politischen Weitblick. Er wußte, worauf es in dem zähen Ringen ankam, und so ist es verständlich, daß er als deutscher Patriot aus seiner Abneigung gegen Georg Podiebrad kein Hehl macht. Die Berichte über die Verhandlungen des Rats, der Landes- und Fürstentage standen ihm zur Verfügung, und ebenso die mit den benachbarten Königen und Herren gewechselten Denkschriften und Briefe, die er meist wörtlich wiedergibt. So erhält sein Werk einen hohen Quellenwert für die zeitgenössische Geschichte nicht nur Breslaus und Schlesiens, sondern auch der beteiligten Länder Böhmen, Ungarn und Polen.

Georg Podiebrad starb 1469. Sein Nachfolger wurde sein Schwiegersohn, der Jagellone Wladislaw, Prinz von Polen. Es gelang Matthias Corvinus, Schlesien gegen die böhmisch-polnische Kriegsmacht zu halten. Seine Regierung wurde für das schwergeprüfte Land eine Zeit des Friedens, der Ordnung und des Wohlstandes. Das goldene Zeitalter Karls IV. schien wiedergekehrt. Aber der einst so begeistert Begrüßte war den Schlesiern doch alles andere als ein bequemer Herr. Als echter Renaissancefürst arbeitete er mit unbeugsamer Energie auf eine Festigung der landesherrlichen Gewalt gegenüber den ständischen Mächten hin. Wenn

er 1474 einen Oberlandeshauptmann als seinen Statthalter einsetzte, so förderete er damit gewiß das Einheitsbewußtsein des Landes, beschränkte aber zugleich die Selbstherrlichkeit der Fürsten und Städte. Eine Reihe der kleineren Fürstentümer brachte er in seine Gewalt und gab sie seinem unehelichen Sohne Johann, so daß Schlesiens bald nur noch fünf Herzöge aufwies. So ist es verständlich, daß das Land bei seinem Tode erleichtert aufatmete. Der Böhmenkönig Wladislaw, dem Ungarn und damit Schlesiens nunmehr zufiel, war ein schwacher Herrscher, unter dem das von Matthias mit Strenge niedergehaltene Raubritterwesen wieder üppig ins Kraut schoß. Die öffentliche Unsicherheit war in Schlesiens bald größer als anderswo: nicht nur Kaufleute und Bürger hatten unter den Wege-
lagerern zu leiden, man scheute sich nicht, den Bischof selbst zu überfallen und zu brandschlagen. Dafür kamen die Stände nun auf ihre Rechnung: das große Landesprivileg von 1498 sicherte den Fürsten und Städten weitestgehende Unabhängigkeit und ließ dem Landesherrn nur eine bescheidene tatsächliche Macht. Unter Wladislaw und seinem Nachfolger Ludwig II. beginnt nun der erneute Aufschwung des schlesischen Geisteslebens, eine üppige Blüte humanistischer Gelehrsamkeit, die zwar von den geistlichen Kreisen ausgeht, bald aber die jetzt führende Schicht, das Bürgertum, ergreift.

Das Eindringen des humanistischen Geistes der Prager Frühzeit hatte sich nur langsam vollzogen. Abgesehen von den mit der fürstlichen Breslauer Kanzlei und ihrem Leiter Dietmar von Medebach in nähere Berührung kommenden Beamten waren weitere Kreise damals kaum von dem neuen Geiste erfaßt worden. Außerhalb der Kanzlei sind die Schöngeister des Domkapitels wohl die ersten, die die neuen Ideen aufnehmen. Erst spielend, dann bewußter machen sich Anfänge einer verfeinerten Latinität bemerkbar. Und noch geraume Zeit währte es, bis der Humanismus durch die Schulen für das Leben wirksam wurde.

Der deutsche Humanismus wird im 15. Jahrhundert aus einer Angelegenheit der Gemeinschaft — die er überhaupt nur in sehr bedingter Hinsicht gewesen ist — allmählich zu einer Angelegenheit der geistigen Oberschicht. Liegt um seine Anfänge der Zauber eines neuen Weltgefühls, eines freiheitlichen Menschentums, das seine Stellung zu Gott und Welt mit andern Augen sieht, das ungeachtet aller tiefinnerlichen Religiosität sich wieder auf die Schönheit des Diesseits besinnt, so engt sich der humanistische Gesichtskreis bald auf Eroberung und Bewältigung der antiken Bildungswelt ein, die in Deutschland — vor allem im Osten, wo sie der Volkseele im Innersten fremd war — bald zum toten Besitz wird, nicht lebendiger Impuls bleibt, wie etwa in Italien. Die humanistische Frühzeit hatte auch in der religiösen Sphäre noch Bereicherung und Vertiefung gebracht, war darauf bedacht gewesen, durch Verdeutschungen das geistliche Schrifttum dem Volke zugänglich zu machen. Solche Bemühungen werden den humanistischen Kreisen mit der Zeit ganz fremd. Noch an der Schwelle der Reformation stehen namhafte Humanisten wie Hutten und Melanchthon. Aber bald wird deutlich, daß gerade die Führer des Humanis-

mus, wie Erasmus von Rotterdam, sich gegenüber der reformatorischen Bewegung gleichgültig, ja feindlich verhalten. Die Reformation stieg zum Volke herab, und dessen aktive Teilnahme am religiösen Leben war eines ihrer wesentlichsten Ziele. Der Humanismus aber sah gerade in dem stärkeren Hervortreten der „ungebildeten“ Schichten eine ernstliche Gefahr für die Fortentwicklung von Gelehrsamkeit und Bildung, die ihm mehr galt als alle religiöse Not. So verhartete er immer mehr in aristokratischer Abgeschlossenheit. Volksdichtung war weder die geistliche lateinische Poesie des Mittelalters gewesen noch der höfisch-ritterliche Minnefang; beides waren Schöpfungen einzelner Stände und für diese bestimmt. Ihre Grenzen gegeneinander sind zuzeiten flüchtig gewesen wie es die der Stände selbst waren; an das eigentliche Volk dachten die geistlichen und ritterlichen Dichter wenig, mochten manche ihrer Werke und Stoffe immerhin durch berufene Vermittler, wie die Spielleute, mit der Zeit auch dem Volke vertraut werden. Es ist das naturgemäße Ergebnis der mittelalterlichen ständischen Gliederung. Niemals jedoch ist in früherer Zeit so absichtsvoll und betont eine Kunstdichtung geschaffen worden, die sprachlich wie stofflich dem ungelehrten Manne schlechterdings unzugänglich war, wie dies jetzt seitens der humanistischen Poeten geschah. Es setzt jene schroffe Scheidung ein zwischen Gebildeten und Ungebildeten, die unserer Literatur nun für Jahrhunderte zum Verhängnis wurde und fast alle Kunstdichtung zur lebensfremden Bildungspoesie stempelte. Über den Niederungen des gewöhnlichen Lebens erhebt sich jetzt die Welt der humanistisch gebildeten Menschen, die durch ihr Wissen und durch die gemeinsame lateinische Sprache über die Schranken der Nationen hinweg miteinander verbunden sind wie Glieder einer großen Familie. Die Dichtung in der Landessprache, die Gestaltung der umgebenden Alltagswelt sinkt in der Schätzung auf die zweite Stufe herab und bleibt denen überlassen, die an der höheren Bildung keinen Anteil haben. Die humanistische Lateindichtung selbst aber erhält ausgesprochen wissenschaftliches Gepräge: die Meisterschaft der Sprache und des Verses wird zum alleinigen Gradmesser der künstlerischen Leistung, der gegenüber dem Inhalt nur sekundäre Bedeutung zukommt. Die Vollenbung aber ist Nachbildung der von den antiken Meistern überlieferten Muster; poetisches Können bedingt gelehrte Bildung. So verschwimmen die Grenzen zwischen dem schaffenden Dichter und dem Gelehrten, der die Werke der Alten durch neue Ausgaben und Kommentare der gebildeten Öffentlichkeit zugänglich macht. Der Gelehrte ist zugleich Dichter. Und in dem Maße, als man nicht mehr der Allgemeinheit dienen, sondern einem Forum von Kennern sein Können zeigen will, ist man bestrebt, die Persönlichkeit des Verfassers zur Geltung zu bringen. Die bei mittelalterlichen Werken so häufige Anonymität findet sich jetzt nur mehr da, wo man um des Inhalts willen guten Grund hat, mit seinem Namen nicht hervortreten. Der Kultus der Person steigert sich in einzelnen Fällen, wie bei Erasmus von Rotterdam, bis zu abgöttischer Verehrung. Das Privatleben, früher belanglos, wird zur öffentlichen Angelegenheit. Die Briefwechsel zwischen den

geistigen Größen, die ihr persönliches Tun und Treiben so gut behandeln wie ihre wissenschaftlichen Bemühungen, werden als Muster eleganter Latinität häufig gedruckt und geradezu im Hinblick auf spätere Veröffentlichung abgefaßt. Man spart nicht mit gegenseitiger Beweihräucherung: bald erscheint keine Veröffentlichung mehr ohne die Beigabe zahlreicher Lobgedichte von guten Freunden. Die Gelegenheitsdichterei, die gerade in Schlessien jahrhundertlang gewuchert hat, geht auf diese humanistische Gepflogenheit zurück. Der Mittelpunkt dieser überstaatlichen Bildungsgemeinschaft aber bleibt Italien, die Wiege des humanistischen Gedankens. Wer es irgend kann, geht einige Jahre nach einem der humanistischen Zentren dieses Landes, um die Weisheit an der Quelle zu schöpfen. Hier bilden sich jene berühmten gelehrten Genossenschaften, von denen die deutschen Gründungen seit Celses nur ein schwacher Abglanz sind. Man ist bemüht, die heimische Sonderart als Barbarei abzulegen, und es gibt für den deutschen Humanisten keinen höheren Ruhm als den, ganz zum Italiener geworden zu sein, bis dann gerade an dem nicht zu überbrückenden völkischen Gegensatz das Nationalbewußtsein von neuem erstarkt.

Der deutsche Osten hielt bei dem Bemühen um Aneignung des humanistischen Geistes wacker Schritt. Die deutsch-böhmische Kulturwelt zwar war den Tschechen erlegen. Aber längst hatte der humanistische Gedanke in ganz Deutschland Wurzel gefaßt, und das schlesische Grenzland hatte in der böhmischen Zeit ja begriffen, wohin es gehörte. Immer wieder kamen die Italiener. Die Konzilien zu Konstanz und Basel führten Sendboten des Humanismus scharenweise über die Alpen. In deutschen Klöstern stöberten sie nach unentdeckten Handschriften der Alten und machten reiche Beute. Für den Osten ward der große Anreger Enea Silvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II. Während seiner Wirksamkeit als Sekretär der Hofkanzlei Friedrichs III. übte er von Wien aus folgenreichen Einfluß auf das Geistesleben der habsburgischen Erblande und der benachbarten Gebiete. Die zweite Entwicklungsstufe des deutschen Humanismus ist mit seinem Namen so untrennbar verknüpft, wie die Frühzeit mit dem des Johann von Neumarkt. Über der Hochrenaissance des Ostens leuchtet dann freilich wieder der Name eines Deutschen, des Konrad Celses. Enea Silvio wurde für Deutschland der Apostel des Terenz, der für die Anfänge des humanistischen Dramas das maßgebende Vorbild abgab; die neue Schätzung des klassischen Komödiendichters setzt ein mit der Auffindung des verlorengeglaubten Kommentars des Donatus in Mainz 1433 durch Giovanni Aurispa. Mit seiner lateinischen Novelle „Euryalus und Lucrezia“ verpflanzte Enea die elegante erotische Erzählungskunst der italienischen Renaissance auf deutschen Boden. Wie eifrig diese pikante Renaissancenovellistik in Deutschland aufgenommen wurde, dafür sind die Übersetzungen eines Steinhöwel und Albrecht von Eyb, die stoffliche Befruchtung des Hans Sachs durch Boccaccio, die Nachahmungen der italienischen Facetiensammlungen beredte Zeugen. Das erste humanistische Buch, das in Breslau in den achtziger Jahren durch Kaspar Elyan gedruckt wurde, war Poggios liber

facetiarum. Als Enea auf dem päpstlichen Stuhle saß, wandten sich die Breslauer an ihn in den Kämpfen gegen Georg Pobiebrad. Mehrere Freunde des außerordentlichen Mannes begegnen uns in Schlesien. Da ist der aus Wartenberg stammende Nikolaus Kreul oder Krewel, der wohl auf dem Baseler Konzil, an dem er als Verwandter und Begleiter des Breslauer Domherrn Nikolaus Wolff teilnahm, die Bekanntschaft des großen Humanisten gemacht hat. Enea Silvio hat auf seinen Wunsch 1446 eine Abmahnung von der Liebe in Briefform an ihn gerichtet: *Amoris illiciti medela*. Als Enea 1456 nach Italien zurückkehrte und Kardinal wurde, machte er Kreul zu seinem Kaplan und zum Erzieher seines Neffen, des späteren Papstes Pius III. Später ging Kreul wieder nach Breslau und starb hier 1462. Auch Johannes Roth, der Breslauer Bischof Johann IV., war mit Enea befreundet. Durch ihn kam er in den Dienst des Ladislaus Postumus und hat 1456 bei der Verteidigung Belgrads gegen die Türken eine ehrenvolle Rolle gespielt. Nach dem plötzlichen Tode des jungen Königs holte er sich in Padua den Doktorhut und gewann dann als Sekretär Friedrichs III. eine einflussreiche Stellung. Als Kanzler des Kaisers konnte er 1468 in Rom vor Papst und Kardinälen als Redner glänzen. Breslau sah er zum ersten Male 1469, im Gefolge des Matthias Corvinus. Dieser zwang ihn 1482 dem Domkapitel als Bischof auf. Nun war es mit seiner humanistischen Muse vorbei; nur mit der Geschichte seiner Vorgänger auf dem Bischofsstuhle hat er sich beschäftigt und sie weitergeführt. Zu den Pflichten seines Amtes kamen die Unstimmigkeiten mit den ihm wenig freundlich gesinnten Domherren und die fortwährenden Reibungen zwischen Kapitel und Bürgerschaft. Doch betätigte er sich als Förderer junger humanistischer Talente und half so die Epoche der schlesischen Hochrenaissance heraufführen, die unter seinem Nachfolger Johannes Thurzo die Zeit ihres größten Glanzes erlebte.

Wie diese beiden haben noch eine ganze Anzahl der älteren schlesischen Humanistengeneration längere oder kürzere Zeit in Italien gewohnt und sind dort für das neue Bildungsideal gewonnen worden. Sie sind fast ausnahmslos Mitglieder des Breslauer Domkapitels gewesen, das somit als das älteste humanistische Zentrum Schlesiens anzusprechen ist. Zu ihnen gehört etwa der nähere Freundeskreis des Johannes Roth: Gregorius Agricola (eigentlich Lengsfeld), Stanislaus Sauer und Nikolaus Merboth. Merboth, aus Meisse († 1501), hat lange Zeit in Italien gewohnt und sich auch schon einige Kenntnisse im Griechischen erworben. Er war mit Poggio befreundet und hat eine Novelle des Boccaccio ins Lateinische übersetzt. Höchst wahrscheinlich durch ihn ist Elyan zum Drucke der Facetien Poggios angeregt worden, wie er auch dem Peter Eschenloer die böhmische Geschichte des Enea Silvio übermitteln und ihre Übersetzung angeregt haben dürfte. Beim Einzuge des Matthias Corvinus in Breslau wurde er zum offiziellen Redner des geistlichen Standes ausgerufen. Wigand von Salza († 1520), der Bruder des Bischofs Jakob, aus Schreibersdorf in der Lausitz, reicht schon in das Zeitalter der

Hochrenaissance hinüber. Er, nicht Johannes Sauer mann, ist der erste tüchtige Kenner des Griechischen in Schlessen; er übersetzt des Libanius Deklamation *De uxore loquace* — die erste Übersetzung eines griechischen Werkes im ganzen Osten und Norden — und zeigt sich echt humanistisch als Verächter der Ehe, nicht aus mittelalterlich-asketischen Beweggründen, sondern er spottet über das ungebildete Geschwätz der Weiber und die Mühsale, die man als Ehemann auf sich nehmen müsse. Er widmet seine Übersetzung als einem „Verächter des andern Geschlechtes“ dem Johann von Wartenberg aus Böhmen (1480 bis 1508), der durch Familienbeziehungen schon mit zehn Jahren Propst von Leitmeritz geworden war; er ist auch Breslauer Domherr gewesen, hat aber die schlesische Hauptstadt nur selten gesehen. Sein großer Landsmann Bohuslaus Lobkowitz von Hassenstein schrieb ihm ein schmeichelhaftes Epitaph.

Besonders hell strahlt unter den Humanisten italienischer Prägung der Name des Georg Sauer mann, des vorbildlichen Stilisten und politischen Schriftstellers. Er fand in Rom seine zweite Heimat und ist ganz zum Italiener geworden. Unter den schlesischen Humanisten steht er etwas abseits; nur briefliche Beziehungen verbanden ihn noch mit der alten Heimat und die väterliche Fürsorge, die er jungen Landsgeossen angeheißen ließ, wenn sie in Rom weilten. Durch seine Tätigkeit in kaiserlichen und päpstlichen Diensten kam er in ein Netz weltweiter Beziehungen und lernte die Zeitereignisse unter weltpolitischem Gesichtswinkel sehen. Mit ihm macht sich wieder das oberdeutsche, das fränkische Element im schlesischen Geistesleben geltend. Die Sauer manns waren ein begütertes Kaufmannsgeschlecht, das sich in Schlessen bald reichen Landbesitz erwarb, den Grundstock der heute gräflich Saurmaschen Güter. 1466 war Sebolt Sauer mann nach Breslau eingewandert. Sein Sohn Johannes wurde Geistlicher; er studierte in Leipzig, war 1489 bis 1492 in Rom und wurde schließlich Kanonikus bei St. Johann und Pfarrer in Hirschberg. Er galt noch Kahlert als einer der ersten schlesischen Humanisten und bedeutender Kenner des Griechischen. Aber die Leistungen, auf die dieses Urteil sich gründet, sind ihm zu Unrecht zugeschrieben worden: den lateinischen Katechismus in Versen (nach Luther) hat ein anderer Johannes Sauromannus geschrieben, der wahrscheinlich aus Kupferberg stammte, und der Übersetzer des Aeschylus ins Lateinische (1555) ist ein gewisser Johannes Sauravius aus Montpellier. Georg Sauer mann (1492 — 1526) ist der Vetter des Hirschberger Pfarrers, der älteste Sohn von Sebolts Neffen Konrad. Er studierte in Wittenberg und Leipzig und holte sich dann in Bologna die Würde eines Doktors beider Rechte. Und nun hielt ihn Italien fest. In Bologna wurde er 1513 noch als Studierender zum Rektor gewählt — was den Gepflogenheiten der Zeit durchaus entsprach —, und als solcher schlichtete er einen bewaffneten Aufstand der deutschen Studenten gegen die lombardische Nation. Die Seele der deutschen Partei war der junge Ulrich von Hutten. Sauer mann war mit ihm eng befreundet; später machten die konfessionellen Gegen-

säße sie zu heftigen Segnern. Damals, nach dem mißglückten Feldzuge des Kaisers gegen Venedig, hatten die deutschen Scholaren bei den Italienern schlimme Tage; kein Wunder, daß ihr nationales Selbstbewußtsein sich dagegen zur Wehr setzte. Auch Sauer mann vertritt in seiner Erstlingschrift von 1518, *Maximilianus Imperator Augustus ad principes populosque Italiae*, scharf den deutschen, den kaiserlichen Standpunkt. Wahrscheinlich ist er schon hier das Sprachrohr kaiserlicher Wünsche. Papst und Kaiser hatten ein großangelegtes Unternehmen gegen die immer bedrohlicher vordringenden Türken im Sinne, und Sauer manns Schrift fordert in der Form eines kaiserlichen Manifestes die Fürsten und Völker Italiens auf, den Kaiser zu unterstützen. Aber schon im nächsten Jahre starb Kaiser Max, und die weitausgreifenden Pläne zerrannen. Wenige Wochen darauf feierte ihn Sauer mann in einer Rede an seine Enkel Karl und Ferdinand als Hort aller Wissenschaften und Tugenden, der Italien von fremden und einheimischen Tyrannen befreit und wieder ans römische Reich gebracht habe. Die Rede ist zugleich bemerkenswert durch die Ausfälle gegen die Italiener, die er entartet nennt und ihrer großen Vorfahren nicht mehr als würdig befindet. Diese bei deutschen Humanisten nicht seltene Abneigung gegen die Italiener beruhte vor allem darauf, daß diese die Deutschen nicht leicht als ebenbürtig gelten ließen und sie mehr oder weniger als Barbaren ansahen, während gerade das Aufblühen der humanistischen Bildung in Deutschland das deutsche Selbstgefühl mächtig gestärkt hatte.

In der Richtung dieser ersten Veröffentlichungen liegt die gesamte schriftstellerische Tätigkeit des Mannes: politische Wirksamkeit im Dienste des Kaisers wie der Kurie. Jetzt wird Leo X. auf ihn aufmerksam, und damit beginnt sein Aufstieg. In großmütigem Übersehen der kühnen Ausfälle gegen Papst und Kardinäle, die seine erste Veröffentlichung enthalten hatte, empfiehlt ihn Leo dem neuen Kaiser Karl V.; und in dessen Gefolge geht er nach Spanien, den Niederlanden und Deutschland. Den auf Deutschland eifersüchtigen Spaniern sucht er damals in einer Rede zu zeigen, daß der Aufbruch des Kaisers nach Deutschland zum Wohle der gesamten Christenheit und damit auch des spanischen Volkes unerläßlich sei. In Löwen schließt er Freundschaft mit Erasmus, in Nürnberg mit Christoph Scheurl und Willibald Pirckheimer. Nun ernennt ihn der Kaiser zum Procurator oder Internuntius, zum kaiserlichen Geschäftsträger bei der Kurie. Damit ist sein dauerndes Bleiben in Rom entschieden. Als damals Leo X. starb, schrieb Sauer mann zur zweiten Auflage seiner Rede an die Spanier eine Vorrede, die den neuen Papst Hadrian VI. begrüßte, dem er schon in Spanien nahegetreten war. Aber für den eifrigen Humanisten bedeutete das kurze Pontifikat des Niederländers eine Enttäuschung: für die Künstler und Gelehrten hatte der auf Reform des innerkirchlichen Lebens Bedachte wenig übrig. Mit um so größerer Erwartung begrüßten die humanistischen Kreise die Wahl seines Nachfolgers Julius Medici, Clemens VII. Unter ihm tritt Sauer mann in den Streit gegen die Verkünder der neuen Lehre ein. Seine Rede

von 1524, *Ad principes Christianos de religione ac communi concordia*, macht gegen die reformatorischen Bestrebungen energisch Front. Er nennt keine Namen, aber die Beziehungen sind durchsichtig. Luther ist der haeresiarcha, der einstige Freund Hutten der syphilitische Catilina. Er rügt die stillschweigende Duldung und das untätige Zuschauen der deutschen Fürsten. Mit der Beseitigung der Marien- und Heiligenverehrung werde sich die Bewegung schließlich noch einmal gegen ihre eigene Autorität kehren. Den Reformatoren selbst wirft er Neigung zum Umsturz, sittliche Zügellosigkeit, Selbstgerechtigkeit und Anmaßung der Unfehlbarkeit in der Lehre vor. Die Mißbräuche, die sich in der Kirche eingeschlichen haben, gibt er zu; aber das sei gegen den Willen der Päpste geschehen, die dergleichen stets bekämpft hätten. Verfehlungen einzelner Geistlicher, die ja doch schwache Menschen seien, dürfe man nicht verallgemeinern. Die Kirche, deren Lehre durch Gott und Tradition als die einzig wahre bestätigt worden, sei wegen ihrer hierarchischen Gliederung und ihrer beherrschenden Macht der Welt notwendig.

Die römischen Akademiker sahen an Sauermanns Reden vor allem den Glanz des Stils und die schwungvolle Diktion und zollten ihm die höchste Anerkennung, die sie zu vergeben hatten: er habe in Sprache, Sitten und Wesen den Nordländer völlig abgelegt. Clemens VII. verlieh ihm das römische Bürgerrecht, und die Akademie nahm ihn in ihren Kreis auf. So konnte er jungen Landsleuten, wie dem Georg von Logau, während ihres Aufenthaltes in Rom einflußreichste Beziehungen eröffnen. Bei allem religiösen Eifer verleugnet er die weit-herzige Lebensauffassung des Renaissance-menschen nicht. Trotz seines geistlichen Standes — es bleibt freilich fraglich, ob er mehr als die niederen Weihen empfangen hat — tritt er in freie Verbindung mit einer Italienerin. Sie schenkt ihm einen Sohn, den er nach dem Papste Julius Clemens nennt.

So verheißungsvoll dieses Leben begonnen hatte, so traurig endete es. Die zweideutige päpstliche Politik dem Kaiser gegenüber machte ihm sein Amt bald zur Last. Er möchte fort, und Pirckheimer soll ihm helfen. Es spricht für seine diplomatische Befähigung, daß ihm der Kaiser durch Erhebung in den Adelsstand seine Zufriedenheit bezeugte. Aber schließlich wird er doch ein Opfer der päpstlich-kaiserlichen Kämpfe. Als die kaiserlichen Truppen 1527 Rom erstürmen und eine der grausamsten Plünderungen neuerer Zeit veranstalten, den berühmten Sacco di Roma, da büßt auch Sauermann sein Hab und Gut ein. Nur die Dazwischenkunft deutscher Landsknechte bewahrt ihn vor der Füßlierung durch die Spanier. Mit den Plünderern kommt die Pest. Er verliert Weib und Sohn und wird auch selbst von der Seuche ergriffen. Krank und hungernd, notdürftig bekleidet bettelt er sich von Haus zu Haus und bricht schließlich völlig entkräftet auf der Straße zusammen, von keinem beachtet. Erst sein Neffe Valentin setzt ihm in der Kirche der Deutschen zu Rom ein Denkmal, und ebenso später in der Heimatstadt Georg von Logau und Stanislaus Sauer. Karl V. aber übertrug 1530 den Adel auf seinen

Vater und dessen Geschlecht. 1647 erhielten die Saurmas den Freiherrntitel, 1798 und 1840 den Grafenrang.

Diesen in Italien selbst geformten Humanisten gesellten sich bald die Vertreter der Kraukauer Richtung. Die Jagellonenuniversität, die besonders die mathematisch-astronomischen Wissenschaften pflegte, lockte durch ihre räumliche Nähe wie durch die engen Wirtschaftsbeziehungen zu Breslau viele studierende Schlesier in ihre Mauern. Sie fühlten sich in Kraukau kaum in der Fremde. Als die deutschen Siedler nach Schlesien gekommen waren, war die germanische Welle über die Grenzen geflutet, und Kraukau war so stark von ihr erfasst worden, daß schon am Ende des 13. Jahrhunderts die Kaufmannschaft und der größte Teil der Zünfte deutsch waren. Später dämmten die polnischen Könige das weitere Vordringen des Deutschtums ein, aber an der Universität spielten die Deutschen noch immer eine gewichtige Rolle; erst seit dem Beginne der Religions-spaltung begann man ihnen das Leben schwer zu machen. Kraukau war neben Leipzig für die studierenden Schlesier Nachfolgerin Prags geworden, und der Humanismus blühte hier schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts ganz anders als in Leipzig. Der älteste bekannte Schlesier ist der 1490 als Rektor der Universität verstorbene Bernhard von Meisse (Mitsch, eigentlich Krotinphul), der zwischen 1481 und 1488 als Kanonikus von St. Johann Breslau wiederholt aufgesucht hat. Andere Namen sind: Nikolaus Zauchan-Meisse († 1502), der Patschkauer Bartholomäus Mariensüss († 1504), und vor allem Johann Thurzo, der große Breslauer Renaissancebischof.

Und nun kommen wir bereits in den Wirkungsbereich des Konrad Celtes: sein Geist lebt in den namhafteren Humanisten Schlesiens, die um die Jahrhundertwende sich entfalteten. Dieser ruhelos bewegliche, unstete Mann war ja überall, gelehrte Gesellschaften gründend und das Banner des Humanismus entfaltend. In Köln, Heidelberg und Kraukau studierte er, dann wurde Leipzig sein Tätigkeitsfeld, dann Italien; in Nürnberg erhielt er als erster Deutscher 1487 von Friedrich III. den Dichterlorbeer. Und schließlich erzwang er dem Humanismus in Wien Aufnahme. Wien aber wurde, nachdem Schlesien, nach dem Tode Ludwigs von Ungarn bei Mohacs, an Habsburg gefallen war, für das Land von ähnlicher Bedeutung wie einst Prag. Hier saß König Ferdinand, der Stellvertreter seines kaiserlichen Bruders für die deutschen Lande, und sein Hof zog manche geistig bedeutame Persönlichkeit aus den habsburgischen Erbländern an sich. Unter den Größen der Wiener und der verwandten ungarischen Hochrenaissance fehlt es nicht an Schlesiern.

1365 war die Wiener Hochschule von dem Habsburger Herzog Rudolf gegründet worden. Sie galt als Hochschule des Offanismus, der Via moderna, wie sonst in Deutschland nur Erfurt. Enea Silvio Piccolomini brachte als Geheimschreiber Kaiser Friedrichs und Protonotar der Reichskanzlei den Humanismus zuerst nach Wien. In einem Briefe an Niklas von Wyle tadelt er noch die Bevorzugung der Logik im Universitätsbetriebe, die Vernachlässigung der Musik, der Rede- und Dichtkunst. Als

er Deutschland verließ, begann man gerade an der Universität klassische Autoren zu lesen und zu erklären. Immerhin beherrschte die Scholastik noch mehrere Jahrzehnte das Feld, trotzdem einzelne bedeutende Gelehrte wie Bernhard Perger für den neuen Geist zu wirken suchten. Nicht von dem Lehrstuhl des angesehenen festhaften Universitätsprofessors aus fasste der Humanismus in Wien Fuß, sondern durch den unstet schweifenden Wanderhumanisten, den „Poeten“, gegen den die Hochschule zunächst eine mißtrauische Abwehrstellung einnahm. 1492 taucht Celtès erstmalig in Wien auf. Auf einzelne Dozenten verfehlte er seinen Eindruck nicht, und man suchte ihn, wenn auch zunächst erfolglos, durch private Stipendien in Wien zu halten. Damals hatte Perger ja gerade einen Vorstoß gegen die Methoden der Scholastiker, ihre unzureichende philologische Bildung, ihre Vernachlässigung der Texte unternommen. Der Tod Kaiser Friedrichs hemmte weitere Schritte. Doch gerade in der nächsten Umgebung des jungen Kaisers Maximilian befanden sich Schüler und warme Verehrer des Celtès; sie setzten die Berufung des italienischen Humanisten Hieronymus Valbus als Lektor für kaiserliches Recht durch. Dieser Venezianer ist schon ganz der Typus des neuen Humanisten. Sein sittliches Leben und die laszive und obßöne Erotik seiner Gedichte erregten manchen Anstoß, und nach seinem frivolen opusculum epigrammaton 1494, das bei den Scholastikern einen Sturm der Entrüstung entfachte, ließen ihn auch seine Anhänger fallen. 1496 verzichtete er auf sein Lektorat und schlug Celtès zum Nachfolger vor. Und im folgenden Jahre ward der „Erzhumanist“ durch sein schmeichelhaftes kaiserliches Schreiben als erster selbständiger ordentlicher Lektor der Beredsamkeit und Dichtkunst nach Wien berufen.

Celtès nahm mit Freuden an. Der Universität gegenüber, von der er besonderen Wohlwollens sich zu versehen keinen Grund hatte, sicherte er sich seine Unabhängigkeit dadurch, daß er sich nicht in die Matrikel eintragen ließ; freilich verzichtete er damit auch darauf, in Konfliktsfällen an der Fakultät eine Stütze zu haben. Seine Absichten gingen ins Große. Wie er in Heidelberg, nach dem Vorbilde von Ficinus in Florenz und von Pomponius Laetus in Rom, eine Akademie unter dem Prinzipate des Bischofs Johann von Dalberg gegründet hatte, so schwebte ihm für seinen neuen Wirkungskreis eine gelehrte Donaugesellschaft vor, die Sodalitas Danubiana. Schon im Herbst 1497 brachte er sie zustande; ihr Prinzipes wurde Johannes Ditez, der Bischof von Weszprim und Wien. Über ganz Deutschland sollte diese gelehrte Arbeitsgemeinschaft sich ausbreiten und kleinere landschaftlich zusammengeschlossene Untergruppen umfassen. Zu der Danubiana und der Heidelberger Rhenana trat die Leuopolitana mit Wittenberg als Mittelpunkt. Platos Geist sollte die Akademie beherrschen; Kenntnis des Griechischen und Hebräischen wurde gefordert. Daß es auf ernsthaften Wettbewerb mit den italienischen Vorbildern abgesehen war, wurde immer offenkundiger. Wie dort der römisch-nationale Gedanke das Ganze trug, so stellte Celtès bewußt die deutsch-patriotische Idee in den Vordergrund. Er läßt 1501 in Nürnberg die von ihm 1493 im Regensburger Emmerankloster aufgefundenen lateinischen Dramen der

Hrotswith von Gandersheim drucken, als frühestes Zeugnis einer Dichtung deutscher Herkunft aus humanistischem Geiste; er behandelt als erster die *Germania* des Tacitus und gibt sie 1500 heraus; er plant die Herausgabe einer *Germania illustrata*. Aber sein Ehrgeiz ging weiter als bis zur eigenen wissenschaftlichen Leistung: die ganze Universität sollte humanistisches Gepräge erhalten. Zwar gelang es nicht, die Scholastik ganz aus dem Sattel zu heben, trotzdem der unermüdliche Perger helfend zur Seite stand; immerhin setzte er die Gründung eines Poeten- und Mathematikerkollegiums beim Kaiser durch und brachte wenigstens das letzte in eigenem Heime unter. Der große Erfolg seiner eigenen Dichtung, der *Amores*, gab nach außen eine wirkungsvolle Grundlage. Celles hielt als erster auf systematische Pflege des öffentlichen Vortrags; ein Verfahren, das mit seinem Tode wieder einschlief, bis 1523 Melancthon in Wittenberg es erneut aufnahm. Und sodann bemühte er sich um die Pflege des Griechischen, dessen Behandlung für diese jüngere Humanistengeneration bezeichnend wird. Seine eigenen Kenntnisse waren freilich unzulänglich, und ein von ihm verfaßtes kleines Handbuch in Tabellenform wurde nicht einmal des Druckes für würdig befunden. Er hat denn auch die ersten Vorlesungen über Homer im Urtext in Deutschland gehalten; 1503/4 interpretierte er ihn. Neu für Deutschland waren auch seine Aufführungen antiker Komödien des Plautus und Terenz, die er zuerst in größerem Umfange durchführte; auch hierfür bot ihm Pomponius Laetus das Vorbild. Den ersten Versuch in Deutschland unternahm freilich nicht Celles selbst, sondern sein Freund Laurentius Corvinus in Breslau, der allerdings durch ihn angeregt worden sein mag. 1508 starb der Neunundvierzigjährige, ohne dem Humanismus in Wien zum Siege verholfen zu haben. Das Poetenkolleg ging mit ihm ein. Der Ruhm seines Namens verblaste bald vor den glänzenderen Gestirnen eines Erasmus und Reuchlin. Aber sein Geist lebte weiter in seinen Schülern, und an ihnen ist auch Schlessien reich.

Er wirkte vornehmlich von Krakau aus auf die dort mit ihm studierende schlesische Jugend. Zu seinen Krakauer Freunden gehört zunächst Schlesiens erster gekrönter Poet, Vincentius Longinus Eleutherius (Lang), aus dem niederschlesischen Freystadt. Nach Krakau kam er, als Celles dort lehrte. Mit Rhagius Aesticampianus unternahm er 1499/1500 eine italienische Studienreise, über deren Verlauf er dem Celles ausführlich berichtete. Er berührte alle humanistisch bedeutsamen Stätten: Venedig, Padua, Ferrara, Bologna, Florenz, das päpstliche Rom Alexanders VI., wo er den Ausgrabungen antiker Denkmäler lebhaftesten Anteil entgegenbrachte. Überall suchte er die großen italienischen Gelehrten auf. Blenden aber ließ er sich nicht. Vielmehr gibt gerade er in seinen Reisebriefen der neuerwachten Überzeugung von der wissenschaftlichen und sittlichen Überlegenheit der Deutschen unumwunden Ausdruck. Von Rom aus schreibt er 1500 an Celles unter der Maske des C. Plinius Secundus Veronensis: „Ich selbst gestehe offen ein, daß ich zu deinen Deutschen mehr Vertrauen habe als zu meinen Italienern, und daß ich die Freund-

schaft mit euch vorziehe, da ihr nicht bloß die oberste Haut wie meine von den Vorfahren weit entarteten Italiener, und den Prunk der Sentenzen, sondern auch das Blut und das Mark der Worte zu erforschen und genau zu durchschauen vermögt, während jene um schattenhafte Bedeutung von Ausdrücken streiten; was aber die Worte an sich selbst wollen, nicht begreifen, den Sinn vernachlässigen und leeren Schatten nachjagen."

Er landet im kaiserlichen Wien und wirkt dort an seines Mentors Seite. Bei dem Festspiel Ludus Dianae, das Celses am 1. März 1500 vor Kaiser Max und seiner Gattin Bianca Maria aufführte, wirkte Longinus mit; und bei dieser Gelegenheit verschaffte Celses seinem Freunde vom Kaiser den Lorbeer. In dem Poeten- und Mathematikerkollegium des Celses wurde Longinus sein erster Kollege in der poetisch-rhetorischen Abteilung. Als Dank richtete er an den Kaiser im Anhang zu des Celses Amores einen Panegyricus. Er erzählt darin die Flucht der Musen vor den rohen, weinverschmähenden Türken nach Italien, ihre Wanderung über die Alpen nach Deutschland und Österreich und schließt mit dem Lobe des Kaisers für die Errichtung des Poetenkollegs. Lange währte seine Wirksamkeit an dem so hoffnungsfreudig begrüßten Institut nicht; er starb schon 1503. Durch Celses hatte er auch mit Nürnberg Fühlung gewonnen; sein Briefwechsel mit Willibald Pirckheimer trägt einen sehr freundschaftlichen Charakter.

Im Breslau Johann Roths fand sich damals zum ersten Male ein engverbundener Humanistenkreis zusammen, und der Name des großen Anregers Celses war das geheime Band, das ihn umschloß. Da war sein alter Krafauer Freund Sigmund Gossinger (Fusilius) aus Breslau († 1504), der in Krafau über Vergils Georgica und die Tragödien Senecas gelesen hatte, dann der aus Löwenberg gebürtige Stanislaus Sauer († 1535), der im Dunkelmännerstreit sich wie Hesi, Urfinus und Krautwald als eifriger Anhänger Reuchlins betätigte; beides Breslauer Domherren. Aus Erfurt kam Gregorius Lengsfeld (Agricola), der Breslauer Tuchmachersohn († 1528), wie Sauer später überzeugter Verteidiger der katholischen Sache. Von seiner Erfurter Zeit her stand er mit dem großen Humanisten Mutianus Rufus in Gotha in freundschaftlichem Briefwechsel, und 1514 brachte er auch seinen Freund Sauer mit Mutian in Verbindung. Johannes Antonii, der einen astrologischen Kalender mit dunklen Prophezeiungen von 1500 bis 1834 schrieb, läßt freilich trotz seiner Freundschaft mit Celses in seinen von Jagilucus in einem langen Epigramm böse verspotteten Versen wenig von humanistischem Geiste verspüren.

Die Seele des Kreises war der junge S i g i s m u n d B u c h w a l d, der sich J a g i l u c u s nannte. 1483 in Breslau geboren, empfing er seine ersten Anregungen von Gregorius Agricola und holte sich in Leipzig das Baccalaureat. Als die Eröffnung der Wittenberger Hochschule angekündigt wurde, sandte er ein Gedicht nach Breslau und forderte darin Sauer, Lengsfeld und Corvinus als die ersten Breslauer Humanisten auf, dem Rufe des sächsischen Herrschers zu folgen. Schon in Leipzig ver-

öffentliche er Gedichte, aber er erregte Anstoß durch sein überschwengliches Wesen und seine Überhebung als Poet. Konrad Wimpina griff ihn an, und als er nun gar noch durch diesen Streit in die Fehde zwischen Martin Polich, dem ersten Wittenberger Rektor, und Simon Pistoris, dem ersten Rektor der Hochschule zu Frankfurt a. d. O., über die Natur der Syphilis verwickelt wurde, da ward ihm der Boden in Leipzig zu heiß, und er zog es vor, sich 1502 wieder nach Breslau zurückzuziehen. Er scheint hier als Lehrer gewirkt zu haben. Der zweite Band seiner Epigramme war das erste Werk, das die neugegründete Offizin Baumgartens in Breslau verließ. Er ist unter den Schlesiern der erste Vertreter der sonst hier nicht häufigen neuen „Poeten“: scharfsünnig, satirisch und streitlustig, voller Verachtung gegen Sitte und Herkommen. Daß er, noch jung — schon 1510 beklagt Hutten seinen Tod —, der „Poetenkrankheit“ zum Opfer fiel, gehört zu seinem Bilde.

Nun hält der Humanismus auch in den Schulen seinen Einzug. Den ersten humanistischen Rektor an der Domschule hatte Nikolaus Tauchan als Domscholastikus 1489 ernannt: Georg Smed (Fabri) aus Meisse. Auch einer seiner Nachfolger, sein Meisser Landsmann Kaspar Brauner (Fuscinus), galt als nicht unbedeutender Humanist. Die rechte Pflegstätte des schlesischen Humanismus aber wurde die Elisabethschule. Hier erhielt 1497 der Bedeutendste der älteren Humanistengeneration, Lorenz Kabe (Laurentius Corvinus), durch Tauchan das Rektorat; und auch er kommt von Celles her. Er entstammte einer alten Neumarkter Ratsfamilie und ist wohl um die Mitte der sechziger Jahre geboren. Seit 1484 studiert er in Krakau. Seit 1489 liebt er dort als Magister über Vergil und Boethius. Seine erste Veröffentlichung, die zum Gebrauche beim Studium bestimmte Kosmographie zur Einführung in die Tafeln des Ptolemäus, zeigt ihn von der hohen Bedeutung der geographischen Wissenschaft durchdrungen, die auch für den Dichter, Geschichtsschreiber, Theologen und Naturforscher unerlässlich sei. Es ist noch alles mit den Augen der Alten gesehen, trotzdem er auch die südliche gemäßigte Zone als bewohnt ansieht. Aber schon vor dreißig Jahren hatten die Portugiesen den Äquator überschritten und den „wegen der Sonnenglut unbewohnbaren Erbstreich“ durch Plantagenwirtschaft und Handelsunternehmungen auszuheuten begonnen. So fern stand damals die Wissenschaft dem Leben. Vor allem Italien und Griechenland werden behandelt; selbst für Deutschland bleibt die Schilderung der Alten maßgebend. Nur über seine engere Heimat hängt er eine eingehendere Darstellung an. Aber er ist sich des nationalen Gegensatzes zu den polnischen Nachbarn noch kaum bewußt; er sieht nicht die Zweikämmigkeit Schlesiens und behandelt es kurzerhand als Teil der größeren Einheit Polen. Und etwa zur gleichen Zeit schwärmt er in einer Ode auf Krakau von den tapferen Polen und ihren schönen Frauen. Das fällt um so mehr auf angesichts des lebhaften Deutschbewußtseins, das sich bald darauf bei den schlesischen Humanisten überall zeigt; auch Corvinus selbst hat sich später mit Stolz als Deutscher bekannt und die Reformation als Sieg der Wissenschaft auf deutscher Erde gefeiert. Die Latinität der

Kosmographie ist noch keineswegs klassisch; die Erhaltung des Werkes verdanken wir einem seiner Krakauer Schüler, dem hernach so berühmten Heinrich Vebel aus Justingen. Das große Erlebnis für Nabe wurde Celles, der von 1489 bis 1491 zu astronomischen Studien in Krakau und auch als Lehrer wirkte. Bald hatte er eine freie Sodalität um sich geschart: außer Nabe saßen noch Jagilucus und Johannes Rhagius aus Sommerfeld in der Lausitz (Nesticampianus), der spätere Lehrer Huttens, zu seinen Füßen. Der Geist des Celles spricht denn auch aus des Corvinus zweitem Werk, das, in Krakau begonnen, 1496 abgeschlossen und veröffentlicht wurde, nachdem er inzwischen in Schweidnitz Rektor und bald darauf Stadtschreiber geworden war: die *Carminum structura*. Die Jugend soll in der Poesie ihren Ruhm suchen, ohne darüber Logik, Philosophie und Naturwissenschaften zu vernachlässigen, denn auch deren Kenntnis hat ein rechter Dichter nötig. Über der Poesie liegt eine göttliche Weihe: wie sie aus dem Gottesdienst hervorgegangen ist, so ist der Dichter ein Liebling der Götter. Scharf wendet er sich gegen den Vorwurf, daß die Poesie zu sittlicher Schläffheit verführe; das könne nur Unwissenheit behaupten: wenn der Dichter in seiner Absicht schamhaft und keusch bleibe, dürfe die Muse sich ruhig auch einmal lasziv gebärden. Das ist offenbar Cellescher Einfluß. Seine eigenen Liebesgedichte, die damals entstanden, machen von dieser Freiheit allerdings keinen Gebrauch. Vebel übernahm die Regeln der *carminum structura* fast wörtlich in seine *ars versificandi*, und so wurde das Werk noch mehrfach benutzt. So hat Schlesien schon vor Opiz seine humanistische Poetik gehabt.

Als Corvinus dann nach Breslau kam, wurde ihm das eine willkommenene Gelegenheit, die Jugend der Hauptstadt in humanistischem Sinne zu bilden. Den Terenz behandelte er als Muster lateinischer Umgangssprache. Bald kam ein weiterer folgenreicher Schritt: am 1. März 1500 führte er mit seinen Schülern den Eunuchus des Terenz in der oberen Halle des Breslauer Rathauses vor Rat, Domherren und Bürgern auf. Das ist also fast drei Jahre früher als die Aufführungen antiker Komödien durch Celles im Winter 1502/3 in der Aula der Wiener Universität, die lange als die ersten in Deutschland galten. Am 6. Februar 1502 folgte als zweiter Versuch die *Aulularia* des Plautus. Jagilucus hatte aus Leipzig die plautinischen Komödien mitgebracht und als erster darüber gelesen; wahrscheinlich eben bei Elisabeth. 1502 wandte sich Corvinus in seinem *Hortulus elegantiarum* gegen das barbarische Doktrinale des Alexander Gallus und vollzog damit den entscheidenden Bruch mit den Unarten des vorhumanistischen Latein, die man so lange auf den Schulen mitgeschleppt hatte. Gute und schlechte Beispiele wurden einander gegenübergestellt. Das Buch erregte Aufsehen; bis 1520 erlebte es fünfundsiebenzig Auflagen. Im selben Jahre wurde er Breslauer Stadtschreiber, ohne seine humanistischen Bemühungen aufzugeben. Von 1506 bis 1508 wirkte er als Stadtschreiber in Thorn; hier trat er dem Kopernikus nahe und wurde von ihm als einer der ersten mit seiner umwälzenden Theorie des Weltalls bekannt gemacht, fast vierzig Jahre, ehe das berühmte Werk De

revolutionibus orbium celestium der Öffentlichkeit zugänglich wurde. 1508 ist er wieder in seinem Breslauer Amte. Wir werden ihm in den Kämpfen der Reformationsjahre noch begegnen.

So stark war der humanistische Bildungsdrang nun in Schlesien geworden, daß 1505 der Gedanke einer Breslauer Universität greifbare Gestalt gewinnen konnte. Schon beim Auszuge der Deutschen aus Prag war er von fern aufgetaucht, aber damals hatte Leipzig den Sieg davongetragen. Schon 1411 hatten Bischof Wenzel und das Domkapitel verfügt, daß jeder neu aufzunehmende Prälat und Kanonikus volle drei Jahre auf einer hohen Schule studieren müsse; nur bei den bereits Graduierten wurde auf das Triennium verzichtet. Später wurde das Statut dahin geändert, daß man von Ausländern einen akademischen Grad verlangte, was natürlich auch auf die einheimischen Domherren spornend wirkt. Als der Plan der Hochschulgründung von neuem erwogen wurde, besaßen von den residierenden Domherren 28 einen akademischen Grad; 18 sind von 1400 bis 1505 Rektoren an Universitäten diesseits der Alpen gewesen: 12 in Leipzig und 6 in Krakau. So durfte man auch von Bischof und Kapitel Unterstützung des Projektes erwarten. Träger des Gedankens waren der Landeshauptmann Johannes Haunold und der Stadtschreiber Georg Morenberg; der Landesherr Wladislaw von Ungarn und Böhmen förderte den Plan. Nicht zuletzt sollte die Universität dem deutschen Gedanken dienen und den Kampf gegen den tschechischen Hussitismus auf geistigem Gebiete weiterführen; man erhoffte vom Papste die Bestätigung als Dank für die in den Kämpfen gegen die Hussiten gezeigte Treue. Freilich ließ sich einwenden, daß neben Krakau, Leipzig und Erfurt neuerdings auch Wittenberg und das kurbrandenburgische Frankfurt blühten; so wird die Gleichgültigkeit verständlich, mit der weite Kreise des Landes den Plan aufnahmen. Wenn er schließlich scheiterte, so lag das an dem Einspruche des Polenkönigs Alexander und seiner Krakauer Hochschule, die den Wettbewerb der Schlesier fürchteten und schließlich beim Papste die Verweigerung der Genehmigung durchsetzten. Auch nach Haunolds Tode 1506 blieb der Gedanke noch eine Zeitlang lebendig, aber ein ernstlicher Versuch ward nicht mehr unternommen. 1526 hat Herzog Friedrich II. von Liegnitz, der als Protestant vom Papste unabhängig war, die Gründung einer Hochschule in seiner Hauptstadt in Angriff genommen, an der 26 Professoren lehren sollten; die schwentfeldischen Händel hemmten jedoch die Durchführung des Planes.

Hand in Hand mit dem Steigen der Bildung geht eine immer ausgeprägtere Heimatliebe bei den schlesischen Humanisten und zugleich das Bewußtsein der Zugehörigkeit zur deutschen Kulturgemeinschaft. Wir haben diese Dinge schon mehrfach berührt. An der Prager Universität hatte man die Schlesier zur polnischen Nation gerechnet, und noch bei dem von Krakau begeisterten Studenten Corvinus fanden wir das Gefühl von der Zusammengehörigkeit beider Länder. Als Heinrich Bebel 1496 die von ihm herausgegebene Kosmographie des Corvinus seinem Freunde Hartmann von Eptingen, dem Baseler Kanonikus, widmet, nennt er

seinen Lehrer den „gelehrten Sarmaten“, und Hartmann spricht in seinem Dankschreiben seine Verwunderung aus, daß ein Mann „in media barbariae et inter ferocissimos Sarmatas educatus“ es zu solch glänzender Gelehrsamkeit gebracht habe. Und Melancthon hat noch 1521 in einem Briefe, der wahrscheinlich an Corvinus gerichtet ist, den schlesischen Adressaten dazu beglückwünscht, daß die sarmatische Nation mehr gelehrte Männer aufzuweisen habe als irgend ein anderes Volk. Aber wir haben aus dem Anfange des neuen Jahrhunderts einige Schilderungen des Landes, deren humanistische Verfasser die Dinge mit ganz anderen Augen sehen.

Bernhardinus Fehge (Caricinus), der erste humanistische Rektor bei Maria Magdalena, wie Corvinus in Krakau gebildet und gleich ihm Verfasser einer Ode auf diese Stadt, schrieb während seiner Studienjahre 1500 einen Musterbriefsteller. Darin steht eine epistola descriptiva über Breslau und Schlessien, in der Schlessien von Polen deutlich geschieden wird. Er erkennt die Gliederung des Landes in zwei verschiedene Sprachgebiete und den kulturellen Tiefstand des polnischen Teils. Gibt Fehge nur eine trockene und nicht sehr gelungene Schilderung, so ist der Panegyricus Silesiacus des Hirschbergers *Pancrati*us *Vulturinus* von starkem Heimatsgefühl und nationaler Begeisterung getragen. Vulturinus schrieb sein Gedicht 1506 als Paduaner Student. Hübsch schildert er in der Einleitung, wie er dazu veranlaßt wurde: bei abendlichem Spaziergange mit einigen deutschen Studien-genossen kommt die Rede auf die Heimat; jeder rühmt die seine, nur Schlessien erwähnt keiner. Sie alle kennen es nicht, hat ja doch noch kein Dichter das Lob des fernen Landes gesungen. So will er es denn tun, und mit großer Wärme singt er das hohe Lied Schlesiens und seiner Bewohner. Als er liebevoll auch die Gebräuche und Sitten des einfachen Volkes am Johannestage schildert, hält ihm ein Römer vor, daß er, selber ein Barbar, Barbarisches preise; da aber fährt er auf: ein Volk, das so wie das schlesische die Studien pfluge und seine gelehrten Männer ehre, habe keine barbarischen Sitten, es sei den Italienern mindestens gleichwertig. Mit Stolz spricht er von dem mächtigen deutschen Vaterlande und sieht in Schlessien dessen schönsten Teil. Besonders von Breslau und seiner Vaterstadt Hirschberg entwirft er anschauliche Bilder. Gedruckt wurde das Gedicht zunächst nicht; als aber Vulturinus später in den Orden der Augustinereremiten eintrat und Lektor der Heiligen Schrift wurde, drängte sein Konvent, in dem offenbar die gleiche nationale und Heimatbegeisterung lebte, auf Veröffentlichung, und so erschien der Panegyricus 1521 im Druck. Einige Jahre nach der Entstehung von Vulturins Gedicht, 1513, erfuhr Schlessien sogar eine Darstellung aus italienischer Feder. Damals war Georg Sauer mann in Bologna zum Rektor gewählt worden, und aus diesem Anlaß schrieb der Humanist Romulus Amasaeus eine Lobrede in Prosa auf ihn und gedachte darin auch, wohl nach Sauermanns Angaben, der schlesischen Heimat des neuen Rektors.

Um die gleiche Zeit, im Winter 1512/13, entstand im Kloster der Johanner zu Corpus Christi in Breslau die *Descriptio totius Silesiae atque civitatis regiae Wratislaviensis* des Bartholomäus Sthenus (Stein). Stein stammte aus Brieg, hatte in Krakau studiert und war in Wittenberg Professor der Geographie gewesen, ehe er in den Kreuzherrenorden eintrat. Wie Vulturinus veranlaßte ihn zur Abfassung seines Werkes die geringe Kenntnis der Ausländer von Schlesiens; selbst Gebildeten sei oft nicht einmal der Name bekannt. Er sieht in Schlesiens deutsches Land und stellt fest, daß es durch die Ober in zwei von Nationen verschiedener Abkunft bewohnte Teile geschieden werde. Der deutsche Teil sei besser bebaut, die Bewohner gebildeter und erfahren im Handel. Die Polen dagegen nennt er *agrestes, rudēs, nullius industriae, nullius ingenii*. Noch viel schärfer wird er gegen die Böhmen, als er sich der Hussitenkriege erinnert: sie hätten da mehr wie Straßenräuber gehaust denn wie Kriegsführende. Ein besonderer Abschnitt gilt Breslau; er rühmt den Widerstand der Stadt gegen den häretischen Georg Podiebrad und ihr treues Festhalten an dem ungarischen Herrscher. Eine eingehende Beschreibung gibt er von den Plätzen und Straßen der Stadt, deren schnurgerade Anlage er rühmt, von den zahlreichen Kirchen, deren er 35 anführen kann, und von den Krankenhäusern. Steins Werk ist von allen humanistischen Schilderungen des Landes und seiner Hauptstadt die beste und zuverlässigste und zeichnet sich durch große Anschaulichkeit aus.

Das stolze Selbstbewußtsein, mit dem diese Männer von ihrer Heimat sprechen, war vollauf berechtigt. Die Zeit der schlesischen Hochrenaissance war angebrochen, und die Freunde und Jünger des Celses, vorab Jagilucus und Corvinus, hatten sie heraufführen helfen. Für die reiche Entfaltung des geistigen Lebens war es von großer Bedeutung, daß jetzt ein echter Renaissancefürst auf dem Breslauer Bischofsstuhle saß: Johann V. Thurzo, der Nachfolger Johann Roths. Seine Regierungszeit bedeutet den höchsten Glanzpunkt des schlesischen Humanismus, und seine freigebige Förderung von Kunst und Wissenschaft hat daran großen Anteil. Er ist 1466 zu Krakau geboren, entstammt aber einer der reichsten Magnatenfamilien Ungarns, die sich mit den Augsburger Fuggers zur Ausbeutung der ungarischen Mineralschätze zusammengetan hatte. Durch Geburt und Rang in einflußreicher Verbindung mit dem österreichischen wie dem ungarischen Herrscherhause, hat er wie auch seine Brüder in der Unterstützung junger verheißungsvoller Talente eine seiner liebsten Aufgaben gesehen. Durch seine Beziehungen hat er Unterstützungsbedürftigen auch noch weitere Hilfsquellen eröffnet und ihnen Hofämter verschafft, die ihnen etwas einbrachten. Johann Thurzo gehört zu den frühreifen Geistern wie so viele damals. 1478 finden wir den Zwölfjährigen, bereits mit der Würde eines Breslauer Domherrn bekleidet, auf der Krakauer Hochschule; 1487 ist er Magister und liest unter anderm über Ovids Metamorphosen. In Italien treibt er Rechtswissenschaft und sammelt antike Inschriften. 1498 wird er Rektor in Krakau,

dann Koadjutor Johanns IV. und 1506 sein Nachfolger. Seine Neigung für die alte Literatur pflegt er weiter und schreibt selbst Verse. Nichts falscher als diesen echten Renaissancemenschen zum Halblutheraner zu stempeln, weil Luther ihn wegen seiner Duldsamkeit und Bildung „den besten aller Bischöfe dieses Jahrhunderts“ nennt und ihm, wie auch Melanchthon, tröstende Briefe an sein Sterbelager sendet, die ihn nicht mehr erreichen. Diesem gewandten Weltmanne lagen die religiösen Fragen, an denen sich die innerlichen deutschen Gemüter zerrieben, doch wohl so fern als möglich. Er war vor allem Humanist und Liebhaber der schönen Wissenschaften. Er besitzt eine große Bücherei und eine ansehnliche Antiquitätenansammlung. Die bildende Kunst verdankt ihm geradezu die Einführung des Renaissancestils in Schlesien. Er erbaut die bischöfliche Sommerresidenz Johannesberg bei Jauernig. Er beschäftigt bildende Künstler, ja er überzahlt sie nach der Meinung seiner Domherren, wie den Albrecht Dürer, von dem er das nicht mehr vorhandene Marienbild kauft, dessen die Briefe des Meisters an Jakob Heller von 1508 Erwähnung tun. Den werdenden Gelehrten ist er väterlicher Gönner. Durch freigebige Unterstützung gibt er den jungen Leuten die Möglichkeit, in Rom, Bologna oder Padua die klassische Bildung sich anzueignen und mit den angesehenen Italienern in persönliche Fühlung zu treten. So wird etwa die berühmte Sodalitas Coritiana in Rom geradezu zur zweiten Heimat für den jungen schlesischen Nachwuchs. Urfinus, George von Logau, Georg Werner von Patzschau und andere mehr gehören zu seinen Schülern. Die humanistische Lehrerstelle an der Goldbergger Schule wird 1507 durch Zuwendung von drei Altarlehen von ihm fundiert. Gleicht er in diesem Mäcenatentum den italienischen hohen Kirchenfürsten der Zeit, so auch in seiner freigeistigen Weltlichkeit, der Lebensführung, der Neigung zu einem mit seinem Stande schwer zu vereinbarenden Lebensgenusse. Seine Berufspflichten erfüllt er lässig; er ist ein Freund der Frauen, und sein eigenes Domkapitel muß ihn mahnen, sein Leben zu bessern.

Durch Thurzo kamen seine Schülern in Verbindung mit den Großen Österreichs und Ungarns, und so waren es vorzugsweise Schlesiern, denen die Verwaltung und Mehrung des Celteschen Erbes in Wien zufiel. Den angesehensten Namen von ihnen erwarb sich Caspar Urfinus Velius. Er hat alle drei Gebiete angebaut, auf denen die humanistische Meisterschaft der Form vorzüglich zur Geltung kam: Poesie, Kunstrede und zeitgenössische Geschichtsschreibung. Als Poet ist er der hervorragendste der humanistischen Dichter Schlesiens überhaupt und auch der erste und fruchtbarste der Wiener Hochschule seit des Celtes Tod; er ist auch für den österreichischen und ungarischen Osten der glänzendste Vertreter der Hochrenaissance. Sein deutscher Name war nach Vauchs Vermutung Bernhard; den Namen Velius soll er sich zugelegt haben, weil er in Rom in dem Stadtteile wohnte, der im Altertum die Bezeichnung Velia führte. Geboren ist er in Schweidnitz, wahrscheinlich 1493, von bescheidener Herkunft. Wie sein bischöflicher Gönner war er

ein sehr frühreifer Knabe: schon mit zwölf Jahren bezog er die Krakauer Hochschule, wo man bereits Griechisch lehrte; als Fünfzehnjähriger verfertigte er Epigramme und Elegien an Johann Thurzo, dessen ausgesprochener Liebling er war. In Leipzig las er, noch Student, als erster über griechische Sprache. Thurzos Vermittlung verschaffte ihm den Posten eines Sekretärs bei Matthäus Lang, dem Bischof von Gurk. Mit ihm ging er nach Italien, studierte in Bologna und Rom, wo der eben gewählte Leo X. dem Humanismus eine goldene Zeit bereitete, und schloß sich der sodalitas Coritiana an. Neben den üblichen, zum guten Ton gehörigen Epigrammen auf Coritius und dessen Freunde entstanden zwei heroische Gedichte: In Maximiliani Caesaris Augusti et Henrici Anglorum octavi carmen, auf die Sporenschlacht bei Guinegate, wo die verbündeten Herrscher Ludwig XII. von Frankreich schlugen, und In inclytum regem Sigismundum Poloniae ob Moschos debellatos epinicion, auf den Sieg der Polen bei Orsha über die Russen. 1514 kehrt er nach Deutschland zurück. Im Kölner Kekerstreit bewährt er sich als eifrigen Reuchlinisten; die Dunkelmännerbriefe enthalten auch seinen Namen. Eine politische Mission Langs führt auch ihn nach Preßburg; in Lauffen an der Saach schreibt er ein umfangreiches heroisches Gedicht an die Jungfrau Maria, für die wunderbare Rettung einiger Schiffbrüchiger auf dem Inn. In Linz, als Hausgenosse des Johannes Stabius, der damals den „Triumphbogen Maximilians“ vollendete, als gelehrter Berater Dürers und Verfasser der erklärenden Spruchbänder, lernt er den großen Maler kennen und wird von ihm gemalt; doch ist das Bild nicht erhalten. Er bleibt dann zunächst in Wien, wo er sich bei der ungarischen Nation einschreiben läßt, zu der hier die Schlesier jetzt gezählt wurden. In der Sodalitas Collimitana, der Fortsetzung der gelehrten Donaugesellschaft des Celses, pflegt er freundschaftlichen Verkehr und verfaßt viele Gelegenheitsgedichte; zu seinem engeren Kreise gehören Rudolfus Agricola und Badian aus St. Gallen. 1515 erkrankt er an der Seuche der Zeit, der Syphilis, und bekennt es in Briefen an Thurzo ganz offen; man wußte ja damals überhaupt kaum, wie man dazu kam, und erwähnt es ganz naïv selbst in Grabschriften von Geistlichen. Die Amtsgeschäfte beginnen ihn zu drücken, und Thurzos Vermittlung befreit ihn vom Hofdienst.

Während vorübergehender Abwesenheit in Bayern, wohin ihn Lang berufen hatte, gaben Agricola und Logau in Wien ohne sein Wissen seine Gedichte heraus; er war mit der Ausgabe nicht zufrieden, ließ ein Fehlerverzeichnis drucken und zugleich damit ein Gelöbnisgedicht an die Jungfrau Maria, die ihn aus verschiedenen Gefahren errettet und auch von seiner Krankheit befreit habe; er verspricht, ihre Feiertage durch Fasten und Gebet zu heiligen und ihr als Priester am Altare zu danken. Der Kaiser krönt ihn in feierlicher Versammlung zum Dichter. Nach Aufgabe seines Postens geht er wieder nach Breslau und bildet hier mit Sauer, Krautwald und Hess einen begeisterten Jüngerkreis des Erasmus und Reuchlin, dem auch Corvinus nahesteht. Dem Erasmus übersendet er ein Carmen

natalicum; ein weiteres Lobgedicht folgt, und persönliche Freundschaft spinnt sich an. 1520 stirbt Thurzo, nachdem er ihm noch ein Kanonikat verschafft hat, und nun nimmt sich sein Bruder Stanislaus Thurzo von Olmütz seiner an. Im folgenden Jahre macht er in Basel, wohin er vor der Pest flieht, die persönliche Bekanntschaft des von Löwen herübergekommenen Erasmus und nimmt ihn durch sein liebenswürdiges Wesen völlig für sich ein. 1522 kommen seine Gedichte in fünf Büchern heraus: zwei Bücher Sylven, auf die Habsburger und die Brüder Thurzo, Episteln, Elegien und Epigramme, sowie Übersetzungen aus dem Griechischen. Auf der Rückreise nach Wien besucht er in Tübingen den alten Reuchlin; dem Erasmus schickt er ein ergötzliches Gedicht über seine Reiseabenteuer. Von einem zweiten römischen Aufenthalt, der in diese Zeit fällt, wissen wir wenig; unter dem strengen Hadrian VI. wird er nicht viel humanistischen Glanz vorgefunden haben. Aber wir besitzen aus diesen Tagen von ihm eine temperamentvolle, von Herzen kommende Ode gegen die Reformation, deren Fortschritte ihn schon in Wien beunruhigt hatten. Er fürchtet das Schlimmste:

„Numquid ruinae proximus arduae
Labetur orbis? Num pietas cadet?
Legesque maiorum sacratae et
Norma patrum vetus interibit?

Tantum ne nunc conatibus impiis
Et virulenta intemperie valet
Fatalis incestusque doctor,
Misceat ut simul ima summis!“

So freut es ihn denn auch, daß Ferdinand in seinen Erbländen die Keterei niederhält, und ein Brief an Erasmus zeigt gleichfalls seine beständige Abneigung gegen die neue Lehre.

Inzwischen war Ferdinand bemüht, in den stockenden Betrieb der Wiener Hochschule neues Leben zu bringen. Ursinus erhielt den Lehrstuhl für Rhetorik, den einst Celses innegehabt. Viel Freude machte ihm das Lehren nicht; er glaubte dieser Stellung nicht gewachsen zu sein. Eine Budapestener Reise zu Piso führt ihn in den Kreis der dortigen freien Sodalität; die Thurzos bringen ihn in Fühlung mit den Großen, aber trotz lockender Angebote, unter anderem vom Erzbischof von Gran, bindet er sich in Ungarn nicht. Zum Kampfe Ferdinands gegen den einheimischen Prätendenten Zapolya um die ungarische Krone begleitet er seinen König als Hofhistoriograph, und bei der Krönung Ferdinands in der Marienkirche zu Stuhlweissenburg darf er die lateinische Festrede halten. Sie feiert die Vorzüge des Herrschers, die Ruhmestaten des tapferen Ungarnvolkes und das reichgesegnete Land. Gedichtet hat er in dieser Zeit nur spärliche Epitaphien, darunter eines auf den Tod Ludwigs II. bei Mohacs, der von den Zeitgenossen so viel besungen wurde. Nach der Rückkehr nach

Wien veröffentlichte er ein recht geschmackloses Stück Schulmeisterpoesie: die Monosticha, Distichen, von denen jeder Vers einer historischen Persönlichkeit gewidmet ist, von den ersten Herrschern Italiens bis auf Papst Clemens VII. Sie waren wohl als Merkverse gedacht und sind nur auf Wunsch des Königs Ferdinand gedruckt worden. Erasmus schrieb ihm mit scherzhaftem Tadel: „O du Grausamer, der du so viele Könige, so viele Kaiser, so viele Päpste in solch eine Enge zusammengeschmiedet hast!“ Bald darauf ließ er noch ein Werk ganz gleicher Art folgen, Distichen auf die Kaiser von Julius Caesar bis zur Gegenwart.

Er beschließt nun, dem geistlichen Stande zu entsagen und sich zu verheiraten; Ferdinand verschafft ihm vom Breslauer Bischofe die Erlaubnis. Während die Türken vor Wien stehen, feiert er Hochzeit; das junge Paar muß sofort auf einige Zeit nach Wien flüchten. 1531 hält er bei der Krönung Ferdinands zum römischen Könige in Köln in Gegenwart des Kaisers eine weihrauchgeschwängerte Festrede und schreibt ein Werk über den Tod des Königs Ludwig und die Niederlage Ungarns. In einer poetischen Epistel *Querela Austriae* läßt er das durch die Türken zunächst gefährdete Österreich sich an das übrige Deutschland um Hilfe wenden; die Belagerung von Wien wird geschildert, die Türken und ihre unmenschliche Kriegsführung in den schwärzesten Farben gemalt und die Taten der Ottonen und Friedriche als nachahmungswürdiges Beispiel hingestellt. In der Tat erlangte Ferdinand durch den Nürnberger Religionsfrieden 1532 Reichshilfe, und Sultan Soliman wich zurück. Bald darauf wurde Ursinus als Erzieher der königlichen Kinder nach Innsbruck berufen, und so wurde der spätere Kaiser Maximilian II. sein Zögling. Gestorben ist er 1539 in Wien. Dunkle Gerüchte gingen um seinen Tod; es hieß, daß er sich in einem Anfälle von Schwermut in die Donau gestürzt habe. Sein Hauptwerk, gehaltvoller als seine Dichtungen, ist die Geschichte Ferdinands; in ihr nehmen naturgemäß die ungarischen Kämpfe, die er selbst miterlebt hatte, einen besonders breiten Raum ein. Wir haben zehn Bücher, und es scheint noch mancherlei verlorengegangen zu sein.

Neben Ursinus steht, als Persönlichkeit weit kleineren Formates, im österreichisch-ungarischen Kulturkreise sein Landsmann *George von Logau*. Die Logaus sind alter schlesischer Adel; außer dem bekannten Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts hat die Familie noch den gelehrten Breslauer Fürstbischöf Kaspar (1562–1574) hervorgebracht. George von Logau ist um 1500 auf dem väterlichen Gute Schlaupitz im Schweidnitzer Kreise geboren. Er studierte in Krakau; Thurzö, durch Ursinus auf ihn hingewiesen, verschafft ihm 1519 die Möglichkeit eines längeren Aufenthaltes in Bologna. Seine hier entstandenen erotischen Gedichte zeigen ursprüngliche Empfindung; sie gelten einer Italienerin *Lusilla* und seiner Jugendliebe, einem schlesischen Edelfräulein, das er *Ulcinna* nennt. Der Winter weckt die Erinnerung an sie, er sehnt sich, sie als Jägerin wiederzusehen, und glaubt sie tanzend vor sich zu erblicken. Heimgekehrt geht er wie Ursinus nach Thurzös Tode in die Fürsorge des Bruders Stanislaus

über, der ihm die Unterstützung des jungen Ungarnkönigs Ludwigs II. verschafft, so daß er erneut nach Italien kann. In Rom führt ihn Sauermann bei der geistlichen und gelehrten Aristokratie ein, vor allem in den Kreis des Janus Coritius. In Logaus Hendekasyllabis finden sich Gedichte an all die Persönlichkeiten, die er in der Sodalitas Coritiana kennen lernte, an den Historiker Paulus Jovius, an Pietro Bembo, Jacopo Sadolato usw. Aber auch mit andern kirchlichen Würdenträgern, den Colonna, Farnese, Ghiberti brachte Sauermann ihn zusammen, ja selbst mit Clemens VII., der ihm für eine Verslesung eine Gemme mit dem Bilde des Sokrates verehrte. Bei Ausbruch der kriegerischen Wirren, die Sauermann das Leben kosteten, ging er nach Ungarn zurück. Die Schlacht bei Mohacs vernichtete freilich seine Hoffnungen; die Trauergebichte auf den Tod Ludwigs II. galten auch seinen eigenen Zukunftsträumen. An eine Vollendung seiner Studien ist nun nicht mehr zu denken, die Poesie wird ihm Mittel einer edleren Vettelei. Sein un-leugbares formales Talent verflacht bei diesem Mißbrauch sehr rasch, größere Aufgaben stellt er sich nicht mehr, und er verfällt immer mehr der konventionellen Phrase. Nur ein Gedichtzyklus auf die junge Frau seines Veters Georg von Lupau trägt noch den warmen persönlichen Ton der alten Zeit. Bei einem erneuten Besuch Italiens, den ihm Stanislaus Thurzo und sein Vetter ermöglichten, verdarb er es mit den Einflußreichen durch seine Ablehnung des Erasmus, an dem er schon seine Freigeisterei nicht mochte. 1553 ist er gestorben. Obwohl er in seinen letzten Jahren daran dachte, in kirchenpolitischen Schriften auf eine Einigung der Konfessionen hinzuwirken, haben ihn die Protestanten stets als einen ihrer schlimmsten Gegner betrachtet.

Der dritte Schübling Thurzos ist G e o r g W e r n e r aus Patzschkau, geboren vermutlich im letzten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts. In Wittenberg und Krakau studiert er; Valentin Eck ist sein Lehrer in den humanistischen Wissenschaften. Seine erste Veröffentlichung ist eine Elegie auf Thurzos Tod. In dem Sammelbande Pannoniae luctus, den der schlesische Drucker Hieronymus Vietor aus Liebenthal 1544 zu Krakau auf die Katastrophe von Mohacs herausgab, ist er mit einem der besten Beiträge vertreten. Die schönen Verse, die ebenfogat von einem geborenen Ungarn stammen könnten, lauten:

„De campis Mohaciensibus.

Si spatium terrae spectes, ubi castra fuere
Regia, dic, quaeso: pars quota Pannoniae?
Attamen hic vere stetit omnis Pannoniae res,
Et tota his campis semisepulta iacet.
Funestos ne quaere locos Cannasve, Pylasve,
Unus pro cunctis Mohaciensis erit.“

In der bei Bach abgedruckten Übersetzung:

„So eng der Raum, da König Ludwigs Lager stand!
Ein winzig Teilchen nur vom großen Ungarland!

Doch stand ganz Ungarns Mark hier dicht geschart
 Und liegt nun auf dem Feld, verwest, unaufgebahrt.
 Verbläßt ist Cannäs Gram, dir fremd die Thermophyllen:
 Dein Herz, Magyar, kann jetzt nur Mohacs' Weh noch fühlen."

Als eifriger Parteigänger Ferdinands machte er seinen Weg. Auf einer Gesandtschaftsreise geriet er in die Gewalt der Zapolyaner und wurde ein Vierteljahr lang gefangen gehalten. Er wurzelte in Ungarn fest und stieg, immer im Sinne des Habsburgers wirkend, von Stufe zu Stufe: 1534 wurde er königlicher Rat zu Eperies, 1538 Präfekt der Burg Saros und schließlich Verwalter der königlich ungarischen Kammer. Auf dem Augsburger Reichstage 1548 vertrat er die ungarischen Stände. 1552 kam er in die Kommission für die Organisation Siebenbürgens. Sein Hauptwerk ist eine Schilderung Ungarns und im besonderen seiner Heilquellen: *De admirandis Hungariae aquis hypomnematum*, 1551 erschienen. Es sind darin fesselnde Abschnitte über die Dermischorde und die Wäschungen der Türken, über Budapest, die Entstehung der Salzflöze und die Flüsse des Landes. Auch eine Geschichte Ungarns hat er begonnen. Der Breslauer Humanist Faber setzte ihm und Corvinus im Sabothus ein literarisches Denkmal:

„Corvinum Neomerga, humiles genuere Petescae
 Wernerum, utrumque insignem; sed praestitit alter
 Plectro elegioque potens, operam ille in tempore duro
 Hungariae fidam rebus navavit agendis
 Nec minus ingenio, calamo linguaue disertus.“

Alle diese Männer sind ihrer schlesischen Heimat früh entfremdet worden. Im Gefolge des Hauses Habsburg, in der Luft eines streng-katholischen Landes mußten sie ganz von selbst zu Gegnern der reformatorischen Bestrebungen werden. Ganz anders stand es in Schlesien selbst. Die Lehre Luthers eroberte das Land sozusagen im Handumdrehen und fast ohne Kampf. Eigentlich sind es nur die dem bischöflichen Stuhle nahestehenden Kreise, die, und auch nur mit mäßiger Entschiedenheit, die katholische Sache vertreten. Ja die Bischöfe selbst bereiten durch eine nachgiebige und unentschiedene Haltung dem Eindringen der Reformation kaum ernsthafteste Schwierigkeiten. Die Voraussetzungen für eine Umgestaltung des innerkirchlichen Lebens waren hier so gut gegeben wie anderswo. Früher waren die Breslauer durch ihre eigensten politischen Notwendigkeiten eng an die Seite Roms gedrängt worden: in ihrer Abwehrstellung gegen die polonisierenden Bestrebungen des Gnesener Erzbischofs, wie später durch die Hussitenkämpfe. Jetzt hatten sich die freundschaftlichen Bande zu der Kurie bedenklich gelockert, wie schon bei dem vergeblichen Versuche einer Breslauer Universitätsgründung offenbar wurde. Das sittliche Leben lag im 15. Jahrhundert in Schlesien allwärts im argen: der wachsende Wohlstand verführte zu Uppigkeit und Schwelgerei, das Laster der Trunksucht herrschte selbst bei den Bürgerweibern, und mit der ehelichen Treue nahm man es sehr leicht. Die mehr

als kokette Tracht beider Geschlechter und das gemeinsame Baden in den Bädern sind in dieser Hinsicht bemerkenswerte Zeichen der Zeit. Zum Überflusse wurde um 1495 noch die Syphilis aus Rom eingeschleppt. Das Räuber- und Fehdenwesen war wieder schlimmer als je geworden. Am meisten fällt der sittliche Niedergang bei dem strengeren Anforderungen unterstehenden geistlichen Stande in die Augen. Natürlich darf man nicht verallgemeinern, aber wenn immer wieder von Konkubinen, von anstößiger Tracht, von Spiel und Trunkenheit die Rede ist, so ist der fortschreitende Verfall nicht zu verkennen. Die Dominel gerät durch das Treiben in den geistlicher Aufsicht unterstehenden Schenken in Verruf; Stadtpfarrer betreiben Schankwirtschaften. Am ärgsten liegen die Dinge in den Klöstern der Bettelmönche, die wegen ihrer Weltensagung einst die Abgötter des Volkes gewesen waren. 1453 hatten die Bürger dem Capistrano aus freien Stücken ein Franziskanerkloster gestiftet; 1522 heben sie es wieder auf. Man lese die Geschichte der Äbte von Sagan in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts: bald stirbt einer an einer Geschlechtskrankheit, bald an der Trunksucht. Der Abt Martin I. wird gar wegen seiner Ausschweifungen mit Salomo verglichen, und der Chronist beklagt, daß er sich nicht mit einer oder zweien begnügt habe; das wäre nichts Neues weiter gewesen. Der hohe Klerus schwelgt, indes der niedere hungert, und dabei wächst die Zahl der Geistlichen ständig an. Die Klöster, denen durch Krieg und Fehden zahllose Dörfer eingekschert worden waren, befanden sich in schwerer wirtschaftlicher Bedrängnis. Der kirchliche Sinn des Volkes war erschüttert; der religiöse Eifer der Laien erschöpfte sich neben Wallfahrten und Heiligenverehrung in den mechanischen Bruderschaftsandancten, gegen die selbst die Bischöfe einschritten. Der allzu häufig angewandte Bann verlor seine Wirkung, um so mehr, als er immer weniger gegen geistliche Vergehen als gegen Steuerfäuligkeit und ähnliche recht weltliche Verschuldungen gebraucht wurde. Zu alledem kamen die fortwährenden Händel zwischen Welt- und Klostergeistlichkeit und die Reibungen zwischen dem Kapitel und dem Räte der Stadt wegen der Gerichts- und Steuerhoheit und des Patronats über die Schulen. Das Kapitel bemühte sich sehr ernsthaft um die Wiederherstellung der alten Zucht unter den Geistlichen; es ging auch rücksichtslos selbst gegen Domherren vor bei sittlichen Verfehlungen oder Nichterfüllung der religiösen Pflichten. Aber der Erfolg mußte ausbleiben, wenn ein Bischof wie Johann Thurzo in solchen Fällen für gewöhnlich ein Einschreiten ablehnte und selber durch seinen Lebenswandel Anstoß gab. Gerade die humanistischen Kreise des Domkapitels hielten besonders auf Wahrung der Standeswürde. Ernstgesinnte schlesische Humanisten haben sogar die Zulassung der Priesterehe gefordert, weil man in der zwangsweisen Ehelosigkeit der Geistlichen die Wurzel alles Übels sah. So hat schon 1509 Heinrich Ribsch oder Ribisch (Philocalus), der spätere Breslauer Syndikus, als junger Professor an der Leipziger Universität in einer öffentlichen Disputation, die auch im Druck erschien, die Frage gestellt, „an uxor sit ducenda.“ Erst bringt er nach der üblichen Methode die

Gründe gegen die Ehe vor, aber es sind nicht mehr die mittelalterlichen, die aus der Höherfächung des mit dem Leben der Engel verglichenen ehelosen Standes entspringen, sondern die in Humanistenkreisen geläufigen: die drohende Vernachlässigung der Studien, die Beschränkung der persönlichen Freiheit, die lästigen Schwächen des weiblichen Geschlechts. Dann aber, im positiven Teil, singt er mit lyrischem Schwunge das Lob der Ehe: „Was ist süßer, was lieblicher als eine Gattin haben, mit der du über alles reden darfst, wie mit dir selber, die dich erquickt, wenn du von Sorge, Arbeit und Studium erschöpft bist, die dich, wenn du froh bist, noch froher macht durch ihren Anblick?“ Auch der Weise, wie sehr ihn seine Wissenschaft auch beglücken mag, soll sich der holdesten Freuden nicht berauben, die das hinfällige Leben zu gewähren imstande ist. Gottgewollter Trieb der Natur wirkt sich hier aus, um der Zeugung und um der Pflege des Gezeugten willen; die Jungfrauschaft aber ist unfruchtbar und, indem sie diesen Trieb unterdrückt, nicht minder gegen die Natur als Zerstörung und Tod. In diesem Lauschen auf die Stimme der Natur spürt man das neue Lebensgefühl der Renaissance ebenso, wie wenn er das ästhetische Moment der Schönheit der Frau ins Treffen führt. Dabei bleibt er streng auf dem Boden christlicher Moral und lehnt außerehelichen Liebesgenuss als unstatthaft ab. Aktuell wird die Schrift durch den Vorstoß gegen das Zölibat. Da nur wenige wirklich fähig sind, ein reines Leben zu führen, so wäre es besser, die Kirche gestattete den zum heiligsten Amte Ausersehenen die Ehe, damit sie vor der Unreinheit wilder Vereinigung bewahrt bleiben. Ist erst das Leben der Priester makellos, so wird auch die Zucht der Laien sich heben. Das Werkchen gipfelt in dem Satz: „Ein Leben ohne Ehe wird mit Recht ein halbes genannt, da es erst durch die Vereinigung von Mann und Weib fertig und vollkommen wird.“ Nybisch ist denn auch später evangelischer Prediger geworden und hat sich vermählt. Auch Corvinus, der gleichfalls Protestant wurde, hat einige Jahre später, in dem *Dialogus de mentis saluberrima persuasione*, betont, es sei besser, daß ein Geistlicher, der den Eifer der Liebe und den Beruf zur Kindererziehung in sich fühle, sich vereheliche, als daß er die priesterliche Würde vergesse und das Sittengebot verlehe.

Der Umschwung vollzog sich ohne laute Kämpfe. Nach Johann Thurzos Tode blieb der bischöfliche Stuhl fast ein volles Jahr verwaist, und in dieser Zeit fielen Rat und Bürgertum der Lehre Luthers beinahe ausnahmslos zu. Schon vorher hatte sich das Kapitel vergebens bemüht, gegen einen Breslauer Drucker, der Luthers und seiner Freunde Schriften nachdruckte und vertrieb, ein Verbot zu erwirken. Ein Mandat des schwachen Königs Ludwig blieb ohne Wirkung. Jakob von Salza, der neue Bischof, war ein friedliebender Herr, der der Gegenpartei so weit entgegenkam, als es irgend möglich war. So konnte es geschehen, daß die Breslauer der neuen Lehre anhängen und doch den Bischof noch als ihr geistliches Oberhaupt anerkannten; um so mehr als die Wittenberger Führer selbst in kluger Würdigung der besonderen Lage ganz damit einverstanden waren, daß ein scharfer Bruch vermieden wurde. Reibungen

ergaben sich nur aus den Ansprüchen des Rates auf entscheidenden Einfluß bei Besetzung der Pfarrstellen. Als Pfarrer bei Maria Magdalena wurde J o h a n n H e ß gewünscht, wieder ein Nürnberger, geboren 1490. Hess hatte in Leipzig, wo Johannes Rhagius sein Lehrer war, und Wittenberg studiert; in Bologna holte er sich später den theologischen Doktorhut. Auf Empfehlung des Wittenberger Humanisten Christoph Scheurl kam er als bischöflicher Notar in Johann Thurzos Dienste. Jakob von Salza war seiner Ernennung sehr geneigt; das Domkapitel aber wollte von dem Anhänger Luthers nichts wissen und setzte es durch, daß die Bestätigung versagt wurde. Nichtsdestoweniger trat Hess sein Amt an und blieb auch mit dem Bischof in leidlichem Einvernehmen. Er war ein eleganter Stilist und glänzender Redner, und er ist der eigentliche Reformator Breslaus geworden. Die Disputation, die er vom 20. bis zum 23. April 1524 in der Dorotheenkirche abhielt und bei der er keinen ebenbürtigen Gegner fand, bezeichnet den endgültigen Sieg der Reformation in der schlesischen Hauptstadt. Für die Elisabethkirche wurde A m b r o s i u s M o i b a n u s vorgeschlagen, ein Breslauer Kind. 1490 geboren, hatte er in Krakau und Wien studiert und war in Wittenberg für die Reformation gewonnen worden. Diesmal erteilte der Bischof sofort seine Bestätigung gegen das Versprechen, das Wort Gottes ohne Tumult und Aufruhr zu predigen, nichts an den Ceremonien und Bräuchen der Kirche unüberlegt und ohne sein Wissen zu ändern, ihn als Vorgesetzten anzuerkennen und die ihm noch fehlenden Weihen zur bestimmten Zeit nachzuholen.

Der Breslauer Rat benutzte die schwierige Lage des Bischofs, um die geistliche Machtsphäre des Domes immer mehr zu schmälern. Erst setzte man es durch, daß bei der Besetzung der Schulkrektorenstellen ein Vorschlag des Rates gestattet wurde; seit 1526 schaltete man den Domscholastikus ganz aus. Das Domkapitel wagte nur schüchternen Einspruch und fand sich schließlich mit den Verhältnissen ab. Nicht viel anders entwickelten sich die Dinge an den protestantischen Kirchen. Hess hatte immerhin auf die formale Bestätigung der Geistlichen durch den Bischof Wert gelegt; als er 1547 starb, ordinierte Moibanus die evangelischen Geistlichen ganz selbständig wie ein Superintendent und setzte sie in ihre Stellen ein, trotz des Einspruches des Kapitels.

Für die Schulen und die Wissenschaft überhaupt erhob sich zeitweilig eine bedrohliche Gefahr durch die ungelehrten Volksprediger, die Prädikanten, die aller Bildung den Kampf ansagten und vom Studium abrieten. Ihr Einfluß auf weite Volkskreise war größer als man hätte erwarten sollen. So kam für die Breslauer Schulen eine kritische Zeit, die ihren gefährlichsten Punkt in den Jahren 1525/26 erreichte. Damals ging der Schulbesuch auffallend zurück, so daß eine zeitweilige Schließung erfolgen mußte. 1526 ging Troger, der Rektor von Elisabeth, 1527 Nizer, der Nachfolger Moibans an der Magdalenschule. Antonius Nizer (Schwarz), ein Breslauer, war ein alter Erfurter Student, Freund der großen Humanisten Curicius Cordus und Cobanus Hessus; er war

mit Epigrammen beteiligt bei dem Kampfe gegen Eduard Lee, der den Erasmus wegen seiner kritischen Ausgabe des Neuen Testaments angegriffen hatte. Er fand jetzt ein Unterkommen in Wien, wo er sich Antonius Mela nannte; gestorben ist er 1555 in Braunschweig. Melancthon, der auch für Schlessien die Rolle eines väterlichen Beraters spielte, beklagte sich in einem Briefe an Moibanus bitter über diese Fahnenflucht.

Der Ruhm, sich dem Verfall der Schulen mit aller Energie entgegenzustellen und sie vor dem Zusammenbruche gerettet zu haben, gebührt neben Corvinus und Moibanus vor allem dem Dr. Hans M e h l e r, der jetzt im geistlichen und öffentlichen Leben immer mehr hervortritt. Sein Vater stammte aus Vorarlberg, kam durch die Fuggers nach Neusohl in Ungarn und dort in Geschäftsverbindung mit der ihnen verschwägerten Familie Thurzo. Er selbst vermählte sich mit der Schwester des späteren Bischofs. Er erwarb Besitz auch in Breslau, lebte in Schlessien aber meist in Reichenstein als Bankier und Münzer. Sein Sohn Hans, wahrscheinlich noch in Neusohl geboren, wird 1507, im Todesjahre des Vaters, als Bürger von Breslau genannt. Obgleich er in dieser Urkunde als „mercator“ bezeichnet ist, widmete er sich doch den humanistischen Studien, besuchte die Hochschulen in Leipzig und Köln und machte sich einen Namen als Gräzist, so daß 1515/16 mit Wittenberg wegen seiner Berufung verhandelt wurde. In Bologna, wo damals auch Hutten und Hefz weilten, holt er sich die juristische Doktormürde, dann tritt er in persönliche Beziehung zu den Führern der Reformation. In Breslau läßt er sich als Rechtsanwalt nieder. Die Stadt betraute den gewandten Mann gern mit diplomatischen Aufträgen. An der berühmten Disputation seines Freundes Hefz in der Dorotheenkirche beteiligte er sich. Dann kam der Kampf um die humanistischen Studien. Hier setzte er seine ganze Kraft ein. In der schwersten Zeit stellte er sich als freiwillige Lehrkraft zur Verfügung; zu seinen Vorlesungen an der Elisabethschule fanden sich nicht nur die Knaben ein, sondern auch angesehene Bürger. Er las über Plutarchs Buch über die Kindererziehung; seine Übersetzung des Werkes wurde 1527 durch Melancthons Vermittlung gedruckt. Nach dem Weggange des Rektors Troger übernahm er auch die Vorbereitung der Schüler in den Anfängen des Griechischen; weiter erklärte er Ciceros Reden. Seine Scholien über den Cato kamen 1531 heraus. Darin findet sich das Geständnis, daß er vom Dichten nichts verstehe. Als der Rat die Besetzung der Stadtpfarreien und Schulen für sich allein in Anspruch nahm und die Ausschaltung des bischöflichen Einflusses durchsetzte, wurde Mehler mit Moibanus zusammen als Aufsichtsbehörde berufen. Die neue Schulordnung trat 1528 in Kraft; sie war nach dem Muster der Nürnberger angelegt, die Hefz sich zur Information schicken ließ. Bald konnte Melancthon dem schlessischen Schulwesen hohes Lob erteilen. 1534 wurde Mehler Landeshauptmann des Fürstentums Breslau, die höchste Würde, die einem Breslauer Bürger im öffentlichen Leben erreichbar war. Die Säkung der Stadt von 1534 geht auf ihn zurück.

Sein Haus wurde der literarische Mittelpunkt der Stadt; jungen Leuten war er ein hilfsbereiter Förderer, so dem großen Arzte Johannes Crato von Crafftheim. In seinen letzten Lebensjahren plagte ihn die Gicht; 1538 starb er. Luther und Melancthon sandten seinen Hinterbliebenen Trostbriefe.

So war das Breslauer Schulwesen durch das Eingreifen tatkräftiger Männer glücklich vor den Gefahren gerettet, die ihm von pöbelhafter Unbildung drohten. Der Humanismus herrschte jetzt überall; er war durch die Reformation verbürgerlicht worden, und wenn ihm auch der weitausgreifende, lebenserneuende Schwung seiner Frühzeit verlorengegangen war, so vermittelte er doch durch die Schulen weiten Schichten des Bürgertums eine tüchtige und gründliche klassische Bildung. Immer deutlicher werden die Schulen jetzt die Träger des geistigen Lebens. 1539 errichtet Winkler, der Rektor von Elisabeth, mit Zustimmung des Rates eine Buchdruckerei, und der bischöfliche Kanzler Johannes Langer verschafft ihm ein paar Jahre später auch noch ein königliches Privileg. Neugründungen von Schulen treten hinzu. 1538 eröffnet der lutherische Propst Franz Hanisch die Schule zum Heiligen Geist, an der auch Mädchen unterrichtet wurden. Auch bei Corpus Christi bestand zeitweilig eine gemischte Privatschule. Dann gab es noch eine ganze Reihe von Rechenschulen, von deutschen Schreib- und Leseschulen privater Art. Der Meisterfinger Adam Puschmann hat eine Zeitlang als solcher privater Schulhalter sein Leben gefristet. Weiter finden wir polnische Schulhalter — man muß sich erinnern, daß die ländliche Umgebung bis nahe an die Tore Breslaus noch größtenteils polnisch sprach — und französische, für die jungen Leute, die in Frankreich Rechtswissenschaft oder Medizin studieren wollten.

Der letzte Humanistennamen von vollerm Klange ist *Franciscus Faber* (1497–1565). Er hieß eigentlich Röckitz und stammte aus Ottmachau; der Vater war Grobschmied, daher sein lateinischer Name. Sein Lehrer an der Meißner Pfarrschule war Valentin Krautwald, dann in Breslau Corvinus. In Krakau studierte er unter der Leitung des Rudolphus Agricola; in Leipzig beteiligte er sich, von Erfurt her durch Eobanus Hessus angeregt, 1520 mit scharfem Epigrammen am Kampfe der Anhänger des Erasmus gegen Eduard Lee, den rücksichtslosen Kritiker der Ausgabe des Neuen Testaments von 1516. Es war ein sehr unsachlicher Kampf; man sparte nicht mit persönlichen Verunglimpfungen, und Faber nennt Lee in einem Epigramm eine „dumme Bestie“. Freilich ging es im Grunde um etwas mehr als um philologische Fragen. Man sagte Erasmus und meinte Luther. Denn damals galt die Sache Luthers noch als gleichbedeutend mit der Sache des Humanismus und der Bildung, und die Luthergegner wollten in ihm zugleich das aufblühende humanistische Wittenberg treffen. Zwei Jahre später ist denn auch Faber mit dem Streitgedicht *Sylva de incendio Lutheranorum librorum* höchst nachdrücklich für Luther selbst eingetreten, in dem scholastischen Leipzig eine ziemliche Kühnheit. Die Sprache dieser Schrift ist höchst leiden-

schaftlich und mit scharfer Spitze gegen Rom gerichtet; man vernimmt in ihr die religiös-patriotische Tonart Hutten's. Er ruft sein Wehe über die Flammen, die Luthers Werke verzehrt haben, die Wälder, die das Holz zur Verbrennung hergeben mußten. In Leipzig machte er sich dadurch natürlich unmöglich und mußte weg, aber Luther nannte ihn anerkennend ein *heroicum caput*.

Schon damals tritt das starke Deutschgefühl, das wir bereits bei mehreren schlesischen Humanisten feststellen konnten, bei Faber mit aller Entschiedenheit hervor. Noch in Leipzig hatte er 1520 das lateinische Epos *Bohemia* geschrieben, sein erstes größeres Werk, eine Schilderung des erfolgreichen Widerstandes der deutschen Stadt Meisse gegen die räuberischen Einfälle der Hufiten unter Ziska. Die religiösen Motive treten darin weniger stark hervor als die nationalen; immerhin ist es ein wenig überraschend, daß er die Hufiten als verwerfliche Keker ansieht, wo doch Eck Luthern selbst den Vorwurf des Hufitismus gemacht hatte. Faber ist einer der wenigen, die schon damals sich der vollen Tragweite des sonst meist recht gleichgültig aufgenommenen Sieges der Polen über den deutschen Orden bewußt waren; in einem der *Bohemia* beigegebenen Gedichte spricht er die bange Befürchtung aus, der Pole möge bei der Untätigkeit der Deutschen die sarmatischen Adler noch bis zur Elbe und Donau, ja wohl gar bis an den Rhein tragen.

Von 1526 bis 1542 war Faber Stadtschreiber in Schweidnitz, von da an Schreiber und Syndikus in Breslau, wo er auch starb. Im Auftrage des Rates stellte er 1555 einen Auszug aus den wichtigsten Privilegien der Stadt zusammen, zum Schutze der Breslauer Rechte gegen die Übergriffe des kaiserlichen Vicedominus Friedrich von Nöbern; die Schrift wurde dem Kaiser zu Augsburg vorgelegt und später zu einer Breslauer Chronik, *Origines Wratislaviensis*, umgearbeitet. Dieses Werk, wie auch die beiden letzten lateinischen Dichtungen Fabers, bilden eine Episode im Kampfe der schlesischen Stände gegen die siegreich vordringende Macht der Krone. Nöbern war von Ferdinand zur Wahrung der fiskalischen Belange in sein neugeschaffenes Amt berufen worden; er wurde später auch Präsident der als staatliches Organ errichteten und mit weitgehenden Machtbefugnissen ausgestatteten schlesischen Kammer. Er waltete seines Amtes ebenso eifrig wie ohne Rücksicht auf die eifersüchtig geschützten ständischen Vorrechte. Die Erbitterung der Breslauer, als deren Sprachrohr wir Faber betrachten müssen, ist somit recht verständlich; und sie war um so größer, als man in Faber vor allem den Vertreter des verhassten böhmischen Staates sah, als dessen Kronland ja Schlesien an die Habsburger gefallen war. Faber führte den Kampf gegen Nöbern auch noch als Poet weiter. Zunächst in dem umfangreichen lateinischen Gedichte *Sabothus* (d. i. *Zobten*) sive *Silesia*. Es ist ein Lobgesang auf die Heimat, wie wir deren schon mehrere kennengelernt haben, aber diesmal mit ausgesprochener politischer Tendenz. Er begnügt sich nicht mit der Schilderung des Landes, mit der Aufzählung seiner Flüsse und Städte, mit der Verherrlichung seiner Geistesgrößen, sondern er gibt auch noch

einen in nationalem Sinne gefärbten Abriss seiner Geschichte. Seit Urzeiten ist Schlessien deutsches Land gewesen (und hier werden zum ersten Male die alten Lyygier von einem schlessischen Dichter besungen); alles Große ist von den Deutschen geschaffen, und ihnen verdankt Schlessien den hohen Stand seiner Gesittung. Das verhängnisvollste Ereignis der schlessischen Geschichte, die Folge der Zwietracht und Gewinnsucht der heimischen Fürsten, ist der Übergang an Böhmen. Herzog Primko von Glogau, der als einziger der schlessischen Fürsten sich mit Entschiedenheit geweigert hatte, Johann von Böhmen als Oberlehnsheerrn anzuerkennen, wird mit der Gloriele des Freiheitshelden umgeben, und Faber läßt ihn, im Widerspruche zu der geschichtlichen Überlieferung, für sein vaterländisches Verhalten einen gewaltsamen Tod erleiden. Lieber wäre es dem Dichter, wenn Schlessien in heldenmütigem Kampfe den Türken erlegen wäre, als daß es sich jetzt zähneknirschend dem Willen des „frehen Faunus“ Keder, des Vertreters der böhmischen Ansprüche, fügen muß. Mit wirkungsvoller Rhetorik richtet er an die Habsburger die Frage, ob sie als deutsche Fürsten denn diese Vergewaltigung der schlessischen Freiheit durch die Böhmen dulden wollten. Auch die Polen, die er für einen Teil der Scythen hält und als ein rohes, wenn auch tapferes Volk charakterisiert, kommen bei ihm nicht gut weg. Zum Schlusse wünscht er dem Faunus einen baldigen Tod, damit Schlessien wieder aufatmen könne. Als Keder dann 1564 wirklich starb, sandte ihm Faber noch ein zweites, als Anhang zum Sabothus gedachtes Gedicht nach, den Faunus desideratus, also den unter die Sterne versetzten Faun. Silesia begibt sich in Begleitung der Lausik zum Zobten, um ihm die frohe Kunde zu bringen, daß Schlessien nunmehr frei sei von seinem Bedränger, der leider zu den Eingefessenen gehört habe. Drucken ließ Faber vorsichtigerweise diese beiden Werke nicht; der Sabothus ist erst lange nach seinem Tode, 1592, veröffentlicht worden.

Faber ist der letzte Vertreter der schlessischen Hochrenaissance. Wenn auch in der Folgezeit die lateinischen Poeten im Lande noch zahlreich genug sind, so kommt der Humanistendichtung doch jetzt keine maßgebende Bedeutung mehr zu. Der Humanismus hatte seine Sendung erfüllt: eine von dem aus dem Geiste des klassischen Altertums geborenen neuen Kulturwillen erfüllte Bildungsschicht zu schaffen und im Zusammenhange damit den künstlerischen Sinn und die Freude an eigener künstlerischer Hervorbringung zu wecken; dies gilt wenigstens für das seit dem Niedergange der höfischen Dichtung fast völlig unproduktive Schlessien. Humanistische Bildung ist nun nicht mehr ein leuchtendes Ziel, um das mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit und im Kampfe gegen das ewig Gestrige gerungen werden muß, sondern gesicherter Besitz, den man schätzt und pflegt, der aber keine neuen Antriebe mehr gibt. Fruchtbar wird der humanistische Gedanke erst wieder, als er auch die deutschsprachige Dichtung berührt erfasst. Im Vordergrund der Betrachtung zu stehen hat daher von nun an das, was zukunftsträchtig ist, weil es diese große Wendung vorbereiten hilft: die unter dem Einfluß der Reformation in Schlessien

wieder erwachende Dichtung in deutscher Sprache, die schon mannigfach die Berührung mit dem humanistischen Zeitgeist verspüren läßt, mag sie im übrigen auch noch schwerfällig und unbeholfen sein und zumeist des tieferen Lebensgehaltes entbehren.

III

Die Dichtung im Reformationsjahrhundert.

Als König Ludwig II. 1526 im Kampfe gegen Sultan Soliman bei Mohacs gefallen war, ging sein ungarisch-böhmisches Reich, und damit auch Schlesien, an seinen Schwager Ferdinand von Habsburg über, den Bruder Karls V. Länger als zwei Jahrhunderte blieb das Land seitdem dem österreichischen Erzhaufe zu eigen, und die enge Verbindung mit Österreich drückte auch dem geistigen und künstlerischen Leben Schlesiens das Gepräge auf. Voll ausgewirkt hat sich diese Kulturgemeinschaft erst im 17. Jahrhundert, und ihr verdankt die schlesische Barockdichtung ihren eigentümlichen, zwischen norddeutsch-protestantischen und österreichisch-katholischen Wesenszügen vermittelnden Sondercharakter. Die oft bewährte Treue zum rechtmäßigen Herrscherhaufe brachten die Schlesier auch den Habsburgern bereitwillig entgegen, und um so lieber, als sie anderthalb Jahrhunderte lang der gleichen steten Bedrohung durch einen auswärtigen Feind unterlagen wie die Österreicher, durch den Türken. Gerade in den Jahren des Überganges zogen die Türken vor Wien, und Rybisch, der in der habsburgischen Hauptstadt königlicher Rat geworden war, schrieb damals an seinen Breslauer Freund Dr. Heinrich Stromer einen ausführlichen brieflichen Bericht über die Greuelthaten der Türken und die heldenmütige Haltung der kleinen Besatzung, *De Re Turcica ad Viennam Austriae*, den Stromer 1530 als Zeitung drucken ließ. Rybisch tadelt die Deutschen im Reiche, die Österreich im Stiche gelassen hätten, und mahnt, auch in Breslau mit Sicherheitsmaßnahmen nichts zu versäumen. Die Breslauer hatten in der That allen Anlaß zu der Besorgnis, eines Tages den furchtbaren Feind auch vor den eigenen Mauern zu sehen; und ihrer Vorsicht fiel das weit vor den Thoren der Stadt gelegene Vinzenzkloster zum Opfer, das mit seinen starken Mauern leicht ein den Breslauern unerwünschter Stützpunkt für den Türken hätte werden können. Das romanische Portal des Klosters wurde an die Magdalenenkirche versetzt und ist so als einziges hochwertiges Denkmal romanischer Baukunst Schlesiens erhalten geblieben. Vor den Schrecken eines Türkeneinfalles blieb Schlesien bewahrt, aber wiederholt hat das Land durch reichliche freiwillige Auflagen dem Wiener Herrscher die weitere Kriegführung ermöglicht. Schon früh hatten, wie wir gesehen haben, schlesische Humanisten den Gedanken eines allgemeinen Bundes der christlichen Völker zum Kampfe gegen die Osmanen mit großem Eifer verfolgt, und auch jetzt fehlt es in Schlesien nicht an Literaturzeugnissen

dadür, daß die Abwehr dieses Gegners den Schlesiern Herzensangelegenheit war. In Breslau ließ Moiban 1541 eine deutsche Schrift ausgehen: „Vom Türcken. Wer er sey / und wie sich ein fromer Christ beim ewigen verdamnis / seiner seelen für jne hüten sol / Auch wie man mit ernst / zu Gott wider seine Christmorderische Tiranny beten soll“. Er entwirft ein abschreckendes Bild von der „tollen saw dem Mahomet“ und beklagt als Christ wie als Deutscher die gewissenlosen Renegaten, die sich den siegreichen Türken angeschlossen haben. Er mahnt, die Obrigkeit durch Abgaben in ihrem Kampfe gegen die Türken zu unterstützen und sucht überhaupt die Regierungsmassnahmen in jeder Weise zu fördern.

Zweifellos hat die Türkengefahr und die daraus für Ferdinand erwachsende Notwendigkeit, sich der unbedingten Anhänglichkeit seiner Untertanen zu versichern, einen nicht geringen Anteil daran, daß das überwiegend protestantische Land sich unter dem katholischen Herrscher einer weitgehenden Freiheit und Duldsamkeit erfreute. Indes war Ferdinand schon an sich eine friedliebende Natur, und das Verhalten der Schlesier machte ihm den Verzicht auf ein Einschreiten gegen die Anhänger des Protestantismus nicht schwer. Anfänglich war in mehreren auf Zurückdrängung der neuen Lehre abzielenden königlichen Mandaten eine unverkennbare Besorgnis Ferdinands zum Ausdruck gekommen; aber die Schlesier wußten ihn bald zu überzeugen, daß ihnen jeder Widerstand gegen die Obrigkeit fernlag, wie sie denn auch weiterhin den Bischof von Breslau als ihren geistlichen Oberherrn anerkannten und nur verlangten, daß ihnen das reine Wort Christi gepredigt werde und die Schrift den Geistlichen Richtschnur sei. Auch die überlieferten Formen des Gottesdienstes wurden vorsichtig gewahrt. Melancthon, dessen Wort bei den schlesischen Protestanten, deren Führer grotzenteils in Wittenberg zu seinen Füßen gesessen hatten, besondere Geltung hatte, bestärkte sie noch in ihrer maßvollen Haltung. Und auch die Breslauer Bischöfe unterstützten diese versöhnliche Politik, oft gegen den Willen ihres Domkapitels, das auch weiterhin den Mittelpunkt des Widerstandes gegen die neue Lehre bildete. Und so blieb denn auch unter den nächsten Nachfolgern Bischof Jakobs, Balthasar von Promnik, Kaspar von Logau und Martin Erdmann, im wesentlichen alles beim alten: die Mehrzahl der Schlesier hingen dem Protestantismus an, rechneten sich aber nichtsdestoweniger zur Kirche; die strittige Frage der Priesterehe ließ man in der Schwebe und bereitete den verheirateten Geistlichen keine Schwierigkeiten; der Laienkelch wurde häufig auch vom katholischen Geistlichen denen gereicht, die seiner begehrtcn. Es wäre nicht gerecht, in all diesem nur charakterlose Schwäche und Grundsatzlosigkeit sehen zu wollen. Die Lage war noch ungeklärt genug, daß auf beiden Seiten die zur Verständigung geneigten Geister an der Hoffnung festhalten konnten, durch gegenseitige Zugeständnisse könne eine Wiedervereinigung der getrennten Bekenntnisse in die Wege geleitet werden; erst nachdem das Konzil von Trient die Restauration der katholischen Kirche in einem Sinne durchgeführt hatte, die jedes Zugeständnis an die protestantischen Wünsche ausschloß, war eine solche Verständigung

nicht mehr möglich. In Schlesien entsprangen gelegentlich vorkommende Reibungen nicht so sehr dem Gegensatz der Konfessionen an sich als dem Widerstreit von Laien und Geistlichkeit, die ja allerdings durch die neuen Verhältnisse in ihrer Macht wie in ihren Einkünften stark beschnitten war. Die Strenge des Landesherrn traf nur die „Schwärmer“, die Schwendkelder und Wiedertäufer vor allem, mit denen aber auch die orthodoxen Protestanten der confessio Augustana nichts zu tun haben wollten. Wie unter Ferdinand blieben die Verhältnisse auch unter seinem Sohne Maximilian II., dem man ja überhaupt eine heimliche Neigung für die neue Lehre nachsagte. Erst unter der Regierung Rudolfs II. zeigten sich die ersten Vorboten der späteren gewaltsamen Rekatholisierung, und zwar in Troppau, wo der 1599 zur Regierung gelangte im römischen Jesuitenkollegium ausgebildete Kardinal von Olmütz, Franz von Dietrichstein, in der Hauptstadt gewaltsam und unter Zuhilfenahme militärischer Macht die Gegenreformation gründlich durchführte. Die wirksamsten Förderer der Gegenreformation, die Jesuiten, fasten in Schlesien sehr langsam Fuß; zuerst in Meisse; dann wurden 1581 dem Breslauer Dome zwei Jesuitenpatres beigegeben, um zu lehren und zu predigen. Zu der vom Bischofe wie vom päpstlichen Legaten gewünschten Errichtung eines Jesuitenkollegs in Schlesien kam es aber in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege nicht. Sogar erlangten die schlesischen Protestanten 1609 noch einen vollen Erfolg ihrer Bemühungen: der in seiner Stellung sehr bedrohte Kaiser Rudolf II. stellte ihnen einen Majestätsbrief aus, der über den gleichzeitigen böhmischen noch hinausgeht und insofern in jener Zeit einzig dasteht, als er die vollständige Gleichberechtigung beider Bekenntnisse in jeder Hinsicht festlegt.

So duldsam sich Ferdinand in der konfessionellen Frage bewies, so zielbewußt arbeitete er auf die Stärkung der königlichen Gewalt hin gegenüber den ständischen Machtansprüchen. Die durch Matthias Corvinus in die Wege geleitete Zusammenfassung einer lose geeinten Vielheit kleiner Staatsgebilde zu einem einheitlichen, von einer Stelle aus geleiteten Staatswesen wurde durch ihn zu einem vorläufigen Abschluß gebracht. Die Stelle des Oberlandeshauptmanns, der aus den Reihen der schlesischen Fürsten genommen werden sollte und gewissermaßen der Vertrauensmann der Stände war, wurde von nun an fast ausnahmslos mit dem jeweiligen Bischof von Breslau besetzt, der als katholischer Fürst natürlich die Sache der Krone vertrat. Zwei neue rein königliche Behörden halfen die landesherrliche Macht weiter stärken. 1548 wurde durch die Verfügung, daß Berufungen von den schlesischen Gerichten nicht wie bisher nach Magdeburg, sondern an die neuerrichtete Prager Appellationskammer gehen sollten, die königliche Gerichtshoheit, und durch die Einrichtung der Breslauer Rentkammer 1558 die königliche Finanzhoheit im Lande gesichert. Die dadurch bewirkte Abhängigkeit von Böhmen, dem habsburgischen Kronlande, dem Schlesien zunächst unterstellt war, schuf, wie wir schon bei Gelegenheit der politischen Tendenzrichtungen des Breslauer Stadtschreibers Faber gesehen haben, bei den



Ständen begreifliche Verstimmung, ohne daß indes ihre Opposition Erfolg hatte. Die piastischen Herzoge wurden zu Schattenfürsten herabgedrückt. Den einzigen schlesischen Herrscher, dessen Machtbefugnisse wegen seiner angesehenen reichsfürstlichen Stellung nicht so leicht zu beschränken waren, den Herrn von Sagan Kurfürsten Moritz von Sachsen, wußte Ferdinand 1548 gegen anderweitige Entschädigung zur Abtretung seines schlesischen Besizes zu bestimmen.

Bei der friedlichen und gedeihlichen Entwicklung des Landes unter den ersten Habsburgern sollte man erwarten dürfen, daß der überraschende Aufschwung des geistigen Lebens um 1500 im Verlauf des 16. Jahrhunderts noch eine wesentliche Steigerung erfahren hätte. Wenn das tatsächliche Bild solchen hochgespannten Erwartungen nicht so recht entspricht, so mag die Ursache vor allem darin zu suchen sein, daß das wohlhabende Bürgertum, das der Hauptträger aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen geworden war, an seiner wirtschaftlichen Bedeutung merklich einbüßte; zwar hatte es nicht wie im übrigen Deutschland unter den religiösen Wirren zu leiden, die den verheißungsvollen Aufstieg der deutschen bürgerlichen Kultur so verhängnisvoll unterbrachen, um so mehr aber unter der Umgestaltung des Welthandels. Breslaus wirtschaftliche Bedeutung beruhte auf seiner Lage als Durchgangsplatz des Mittelmeerhandels und auch des Ostseehandels nach dem slavischen Osten; dieser aber wurde jetzt ganz in den Hintergrund gedrängt mit dem mächtigen Ausblühen des Überseehandels seit den großen Entdeckungen der Portugiesen und Spanier. Die veränderten Verhältnisse kamen von deutschen Handelsstädten besonders den Nordseehäfen zugute; aber auch die süddeutschen Plätze Nürnberg und Augsburg waren im Vergleich zu Breslau weit besser gestellt durch die günstige Lage zu dem neuen Welthandelszentrum Lissabon. Immerhin vollzog sich dieser Umschwung nicht so rasch, als daß nicht auch jetzt noch dem Bürgertum die Entfaltung eines gewissen Luxus möglich gewesen wäre. Besonders die bildende Kunst der Zeit verdankt dem Kunstsinne des vermögenden Patriziats Erhebliches. In der Baukunst setzt sich der durch Johann Thurzo in Schlesien eingeführte Renaissancestil jetzt allgemein durch. An Stelle der schmalen hochgereckten gotischen Wohnhäuser erstehen nunmehr die breitgelagerten Renaissancewohngebäude. Allerdings gebot der durch die Befestigungen der Städte bedingte Raummangel gewisse Schranken: so ist z. B. in Breslau die Zahl der Renaissancebauten verhältnismäßig gering. Zu den ansehnlichsten zählte das Haus Heinrich Rybische, das er 1526 bis 1531, als er Rentmeister in Breslau war, erbauen ließ; heute ist nur das Portal noch erhalten. In Görlitz dagegen, wo 1525 ein großer Brand Platz geschaffen hatte, ist die Ausbeute viel reicher. Einige Stadtbaumeister, wie Jakob Groß und sein Sohn Friedrich, der Lindauer Hans Schneider heben sich am Ende des Jahrhunderts als Künstlerpersönlichkeiten heraus. Von den Grabdenkmälern sind die wertvollsten, wie das Thurzos und Sangers im Dom oder das von Rybisch in der Elisabethkirche, noch das Werk italienischer Meister; aber auch die Schöpfungen einheimischer

Künstler, wie die Grabmäler Nehdigers und des Crato von Krafftheim, können sich daneben sehen lassen. Brieg verdankt fast alles, was es an wertvollen Renaissancebauten aufweist, einem kunstliebenden Pfaffenherzog, Georg II., dem Sohne des großen Liegnikers Friedrich II. Die Krone von allem ist das prachtvolle Schloß, das erst unter ihm seine eigentliche Gestalt erhielt, eine Schöpfung von Jakob Bahr aus Mailand.

Solche fürstliche Förderung, wie sie hier die bildende Kunst erfuhr, war der Literatur nicht beschieden. Man hat sogar eher den Eindruck, daß Fürsten und Adel für sie wenig übrig hatten. An den Pfaffenhöfen herrschte keineswegs eine Atmosphäre hoher Geistigkeit. Ein Fürst wie Georg von Brieg war jetzt eine Ausnahme geworden. Während er hierin seinem Vater glich, dem Schirmherrn der schlesischen Protestanten und Freunde Schwendfelds, der den Plan einer Liegnitzer Universitätsgründung ernsthaft verfolgt hatte, war sein älterer Bruder Friedrich III., der das Liegnitzer Hauptland erbte, ein unsteter Abenteuerer, eine gewalttätige Natur; er war ständig auf irgendwelchen Kriegszügen im Dienste Ferdinands oder des Kaisers, ehe er (1547) auf den Thron kam. Durch übermäßiges Trinken zerrüttete er seinen Geist, und die Mißwirtschaft des ewig in Geldnot befindlichen Fürsten brachte das blühende Land rasch herunter. Noch weiter bergab ging es unter seinem Sohne Heinrich XI. Dieser wunderliche Phantast besaß einen überspannten Ehrgeiz und dabei nicht den geringsten Sinn für reale Verhältnisse. Als das Aussterben der polnischen Jagellonen in greifbare Nähe gerückt war, gedachte er sich das Erbe des kinderlosen Königs Sigismund August zu sichern; er zog 1569 mit prunkvollem Gefolge zum Lubliner Reichstage und verschwendete für eine übertriebene Repräsentation und kostbare Geschenke an den König die märchenhafte Summe von 24000 Goldgulden, ohne doch sein Ziel zu erreichen. Ständig in Geldnot und dennoch ein buntes, üppiges Leben führend, zog er schmarokend an befreundeten Höfen und bei den Patriziern der reichen Handelsstädte des Reiches umher, machte Schulden über Schulden und vergaß sie zu bezahlen, so daß schließlich, als seine maßlose Verschwendung das Land an den Bettelstab zu bringen drohte, der Kaiser sich mit ihm befassen mußte. 1582 wurde er in der Breslauer kaiserlichen Burg in Haft gesetzt, wie einst aus dem gleichen Anlasse sein Vater, er entkam aber und trieb sich noch ein paar Jahre abenteuernd in Polen umher, bis ihn 1587 in Krakau der Tod ereilte.

Das wilde Leben des Liegnitzer Herzogs mit all seinen Freuden und Nöten hat sein Hofmarschall und unzertrennlicher Gefährte, der Ritter Hans von Schweinichen (1552–1616), in seinem „Memorialbuch“ mit köstlicher Frische und Anschaulichkeit geschildert. Die Schweinichen – ihr Stammschloß ist die Schweinhausbürg bei Vollenhain – werden urkundlich zuerst im Beginne des 12. Jahrhunderts genannt, und die unverbürgte Familienüberlieferung geht sogar bis ins 8. Jahrhundert zurück, wo sie noch Swienka hießen und als Gauherren in Böhmen saßen. Schweinichen hat seine Aufzeichnungen nicht für die Öffentlichkeit

bestimmt; er schrieb sie für seine Nachkommen, damit sie aus seinen Torkheiten lernen sollten. Gerade aber durch diesen privaten Charakter und den Mangel jedes schriftstellerischen Ehrgeizes sind diese Erinnerungen ein Kulturdokument ersten Ranges geworden; und Goethe konnte von ihnen sagen, wie es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland ausgesehen, sei ihm nie so deutlich geworden als bei der Lefung dieses Buches. Konnte doch Schweinichen, da er mit keinen unbefugten Lesern zu rechnen brauchte, das Tun und Treiben seines Herrn und seiner Genossen mit einer Offenherzigkeit und einem ungeschminkten Realismus ohnegleichen schildern. Und auch seine erfrischend urwüchfige, kernig derbe Schreibart hängt damit zusammen.

So sehr man sich indessen an der Anschaulichkeit und Lebensechtheit dieser Aufzeichnungen erfreuen mag: das Bild, das sie von dem schlesischen Adel der Zeit geben, ist alles andere als erfreulich. Eine bärenmäßig täppische Roheit, eine unglaubliche Verwilderung der Sitten herrscht an diesem Liegnitzer Fürstenhofe. Wenn man liest, daß der junge Schweinichen bei der Vermählung einer Liegnitzer Prinzessin mit dem edlen Herrn Siegmund von Kurzbach als wachhabender Page Zeuge davon ist, wie die Herzoginmutter wegen des Lärmes im Hochzeitsgemache an die Tür eilt und den Bräutigam zur Mäßigung mahnt, dieweil er doch keine Viehmagd vor sich habe; daß Herzog Heinz selber sich nicht scheut, seiner Gemahlin vor versammeltem Hofe ins Gesicht zu schlagen: dann begreift man ohne weiteres, daß in solcher Luft Kunst und Wissenschaft nicht gedeihen konnten. Höhere Bedürfnisse fehlen vollständig, kein einziger Name eines geistig hervorragenden Kopfes begegnet auf diesen Seiten. Die Vergnügungen des Hofes bestehen in Völlerei und Saufen ohne Maß und Ziel, und von manchem bis zum äußersten ausgearteten Zechgelage weiß Schweinichen zu berichten. Doch paart sich mit diesem ungeschlachteten Bärenhäutertum eine gewisse Geradheit und Gutmütigkeit, und die Treue und Ergebenheit, mit der Ritter Hans seinem lieberlichen Herrn in guten und schlimmen Zeiten zur Seite steht, hat sogar etwas Rührendes.

Wenn auch an dem Hofe eines Heinrich XI. der Verfall der höfischen Sitte besonders kraß vor Augen treten mag, so stand es doch anderwärts auch nicht besser: der „Düdesche Schlömer“ des streitbaren Pfarrers Johannes Stricker, oder das Speculum mundi des Bartholomäus Ringwaldt, die gleichfalls in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden sind, belehren uns, daß es unter dem Adel Holsteins und Pommerns sehr ähnlich aussah. In Schlessien jedenfalls hat fast ausschließlich das Bürgertum die geistigen Güter gewahrt und gehütet. Die führende Bildungsschicht ist, wie es nicht anders sein konnte, noch immer dem humanistischen Geiste ergeben. Die eigentliche Hochblüte freilich ist nun vorüber. Zwar hatte der Humanismus in Schlessien weniger als anderwärts unter dem Gegensatz der Bekenntnisse gelitten, der ja hier infolge des friedlichen Verhaltens beider Parteien die katholischen und die protestantischen Humanisten einander nicht wesentlich entfremdete. Aber es war doch ein Stocken ein-

getreten. Wirklich führende Geister hatte es auch früher unter den schlesischen Humanisten kaum gegeben; die wenigen, deren Name allgemein Ansehen genoss, waren unter den größeren und freieren Verhältnissen des Auslandes, im Dienste des Papstes oder der Habsburger, emporgekommen. Aber an begeisterten Jüngern war das Land reich wie wenige gewesen. Nun zeigt die Literatur wieder jene provinzielle Enge, aus der sie nur zur Zeit der Hochrenaissance vorübergehend herausgetreten war. Es machte sich eben doch bemerkbar, daß dem Lande ein angesehener Hof, eine Hochschule als Mittelpunkt geistiger Bewegung mangelten. Und auf dem Breslauer Bischofsstuhle saß kein Johann Thurzo mehr. Dagegen ist das Bestreben des Bürgertums unverkennbar, die humanistische Bildung möglichst zum Allgemeingut zu machen. Die bürgerlichen Humanisten, durchweg Protestanten, widmeten sich mit großem Eifer dem Ausbau der Volksbildung in humanistischem und lutherischem Geiste, aber der Ehrgeiz, mitzuarbeiten an den großen Forschungsaufgaben, die durch den Humanismus gestellt waren, ist verschwunden, wie er ja auch im übrigen Deutschland seit der Reformation selten wird.

So erfährt denn das Schulwesen auch weiterhin mustergültige Pflege. Der Humanismus herrscht jetzt auf der ganzen Linie. Das Bestehende wird weiter ausgestaltet. In Breslau baut man 1558 die Magdalenschule um; die Elisabethschule wird 1562 zum Gymnasium erhoben und in einem neuen, größeren Gebäude untergebracht. Die Grünberger berufen 1556 einen der hervorragendsten Schüler Melancthons, den Abraham Buchholzer, zum Schullektor; und ähnlich sucht man die Anstalten der gelehrten Schulen in Schweidnitz und Hirschberg durch neue Berufungen zu heben. In Brieg errichtet Georg II. 1564 ein Gymnasium, das sich bald eines ziemlichen Ansehens erfreut. Der Stolz des Landes aber ist die weit über die schlesischen Grenzen hinaus berühmte Anstalt zu Goldberg. Schon 1349 war hier eine Trivialschule zustandegekommen. Hieronymus Gürtler von Wildenberg (1464–1558), ein Sohn der Stadt, begründete den pädagogischen Ruf Goldbergs. Er hatte in Köln mit Erasmus zusammen studiert und war so schon früh auf die humanistische Bahn gewiesen worden. In Kulm wurde er 1501 Leiter der Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben, und als er drei Jahre später in seine Vaterstadt zurückkehrte, rief er dort eine ähnliche Anstalt ins Leben, mit der die alte Stadtschule vereinigt wurde. Ähnlich wie Corvinus, mit dem er befreundet war, ersetzte er die veralteten Sprachlehrbücher der Scholastiker durch eigene neuerer Richtung; indessen ist er so wenig wie Corvinus schon den klassischen Lateinern zuzuzählen. Seine Verdienste liegen auf anderem Gebiete: er wußte die Schüler zu selbstthätiger Mitwirkung anzuspornen, so daß der Lehrer mehr der richtungsgebende Leiter der wissenschaftlichen Erörterungen wurde. Thurzo schätzte ihn und förderte das Unternehmen durch tatkräftige Unterstützung. Merkwürdigerweise blieb Gürtler dem Berufe des Schulmannes nicht treu; er holte sich in Wittenberg den medizinischen Doktor und ging 1515 als Stadtphysikus nach Thorn, wo er dann mit seinen pädagogischen Erfahrungen für den Kulmer Bischof Johannes Dantiskus

eine wertvolle Hilfe wurde; er hat auch bei der Gründung des Kulmer Gymnasiums 1536/37 — die Schule der Brüder konnte sich nicht mehr halten — tatkräftig mitgewirkt. Auf allen Gebieten des Wissens hat er Lehrbücher für Schulzwecke verfaßt. Was er in Goldberg begonnen hatte, vollendete Valentin Trozendorf (1490–1556), durch den die Schule auf den Gipfel ihres Ruhmes gelangte. Er stammte aus Trozschendorf bei Görlitz, besuchte die Görlitzer Stadtschule und studierte in Leipzig. Nach längerem Schwanken zwischen dem geistlichen und dem Lehrstande — er ist von 1519 bis 1524 Geistlicher am Breslauer Dome gewesen — entschied er sich nach dem Wunsche seiner Mutter für den Lehrberuf. Die Wirkung von Luthers erstem Auftreten führte ihn nach Wittenberg, wo er unter ihm und Melancthon evangelische Theologie studierte. Er hatte es bereits zum Rektor in Görlitz gebracht, als ihn in der Mitte der dreißiger Jahre der Ruf zum Leiter der Goldberger Schule erreichte. Mit glänzendem Gedächtnis ausgerüstet, im Besitze einer umfassenden Bildung, wußte er sich die Achtung seiner Schüler in hohem Maße zu erringen. Seine Anstalt wurde ein Staat im Kleinen, auf die Selbstverantwortlichkeit der Schüler gegründet, ganz im Sinne modernster Schulreform. Er war freilich Persönlichkeit genug, um sich das Heft nicht aus der Hand nehmen zu lassen. Das Menschenbilden war diesem geborenen Erzieher Herzenssache; und es ging ihm so über alles andere, daß der grundgelehrte Mann zu Lebzeiten kein einziges Werk in Druck gegeben hat. Sein Ruf war bald in aller Munde. Die Nürnberger wollten ihn für sich gewinnen, und sein Herzog Friedrich III. dachte daran, aus der berühmten Schule eine Universität zu machen; aber über das Plänemachen kam der unstete Fürst nicht weit hinaus. Bei dem großen Goldberger Brande 1554 ging die Schule mit zugrunde, und während Trozendorf von Liegnitz aus, wohin er mit seinen Schülern übergesiedelt war, den Neubau leitete, machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Mit ihm war auch die Blütezeit seiner Anstalt vorbei. Schon in seinen letzten Lebensjahren hatte sich die Schulzucht sehr bedenklich gelockert; das wurde unter seinen Nachfolgern immer schlimmer, und obendrein trat an die Stelle von Trozendorfs lebendiger Menschnerziehung pedantischer Verstandes- und Gedächtnisdrill. Daß die Schule in den erbitterten Kampf zwischen Luthertum und Calvinismus hineingezogen wurde, beschleunigte noch den Niedergang; auch nationale Unduldsamkeit gegen die polnischen Schüler fehlte nicht. Der letzte Rektor Jonas Melibäus war das Zerrbild eines Jugendbildners; er lag stetig in Streit mit den andern Lehrern, bekrankte sich und trieb Alotria mit seinen Schülern. 1621 war die Schülerzahl auf 59 zurückgegangen; im nächsten Jahre wurde die Anstalt vom Liegnitzer Herzoge aufgehoben. Aber noch lange Jahre nach Trozendorfs Tode hatte der Ruf der Anstalt ihr die Söhne der ersten Familien zugeführt. 1597 bis 1599 war Wallenstein ihr Schüler.

Die lateinische Dichtung wurde eifrig weiter betrieben. Sie war längst zur leeren Form geworden, zum behenden Exerzitium des klassischen Verses und Stils, den man sich einst in hartem Kampfe gegen die mittelalterliche

Latinität, gespornt von dem hohen Ziele, die antike Kultur von neuem lebendig zu machen, mühevoll errungen hatte. Der Geist war gewichen; für die Weiterbildung des geistigen Lebens bedeuteten die Verse der braven Pastoren und Schulmeister kaum mehr etwas. Die Herübernahme feststehender Formeln und Wendungen in größtem Ausmaß aus den klassischen Dichtern Roms war zur Selbstverständlichkeit geworden. Das meiste ist belanglose Gelegenheitspoesie, zur Verherrlichung der zahlreichen freudigen und traurigen Familienereignisse befreundeter Gelehrter und Bürger. Die Gelegenheitsdichtung hat ihre Wurzel in den höfischen Festgedichten der italienischen Renaissance; seit der Bildung einer deutschsprachigen Kunstpoesie greift sie auch auf das deutsche Schrifttum über. Es wäre ein leichtes, an der Hand der Sammelwerke, in denen die Schlesier jetzt bald die Namen, Werke und Lebensumstände ihrer gelehrten Köpfe aufzuzeichnen begannen, ein Duzend und mehr lateinischer Dichter namhaft zu machen, bei denen die Dichterkrönung längst zur Selbstverständlichkeit geworden war; aber es wäre ein unfruchtbares Beginnen. Bemerkenswert ist einzig, daß jetzt Oberschlesien mit seinen deutschen Gebieten an dem literarischen Leben sich reger beteiligt. Den Löwenanteil hat Leobschütz; Sigismund Johnius nennt es in seinem Parnassus Silesiacus „parva quidem, sed tamen clara Silesiae in principatu Carnoviensi seu Jägerndorpsiensi urbs, patria multorum nobilissimorum virorum“. Da ist der Pastor Tobias Neuthner (1534–1633), der später in Friedersdorf bei Görlitz wirkte und dort im großen Kriege durch Kroaten des kaiserlichen Heeres ums Leben kam; er hat drei umfangreiche Epigrammensammlungen herausgegeben lassen. Ferner Johannes Zindler, der Pastor in Weigelsdorf bei Münsterberg wurde; er lieferte Elegien, Lyrisches und Epigramme. In Georg Reinmann und Martin Rinner von Scherffenstein hat Leobschütz auch deutsche Kirchenliederdichter aufzuweisen. Die eigentliche Ruhmeszeit der Stadt brachte aber erst das 17. Jahrhundert mit Wenzel Scherffer.

Nächst Leobschütz ragt Neustadt hervor. Von hier stammte der angesehene Jurist und Historiograph Nikolaus Henel (1582–1656). Er studierte in Jena und kam als Hofmeister junger Kavaliere weit herum. 1637 wurde er Syndikus des Breslauer Rates und brachte es zum kaiserlichen Rat, Pfalz- und Hofgrafen. 1642 erlangte er als Henel von Hennenfeld die Erhebung in den Adelsstand. Seine zahlreichen Werke sind fast durchgehends lateinisch; zu nennen sind etwa die Silesiographia als erster Versuch einer wissenschaftlich begründeten Heimats- und Volkskunde (1612), und aus dem nächsten Jahre die Breslographia und die drei Bücher Epigramme. Ein eigentlicher Dichter ist er nicht. Ungedruckt blieben seine als biographische Quelle wichtigen zwölf Bücher Silesia togata, 600 Lebensbeschreibungen verdienster schlesischer Abtöter und Gelehrten. Durch seine persönlichen Beziehungen zu Opitz, Köler und dem Vater Hofmanswaldbaus reicht er schon in die große Zeit der schlesischen Literatur hinüber. Ein anderer meist lateinisch schreibender Neustädter Poet ist Thomas Schröer (1588–1643), der Schöppensekretär des Bres-

lauer Rates wurde. Seine lateinische „Beschreibung des Einzuges Friedrichs von der Pfalz in Breslau 1620“ erfuhr um des Gegenstandes willen eine deutsche Übersetzung. Daß er eine „gereimte Vormundschaftsordnung“, „Von der Vormünder und Pflegeväter gebührender Administration“, geschrieben hat, zeigt, was in diesem verstorbenen Zeitalter alles möglich war.

Auch das Kreuzburger Gebiet, überwiegend polnisch und protestantisch, hat ein paar Vertreter lateinischer Dichtung aufzuweisen, wie den Pastor Melchior Smolius (1592–1657), der in Rademitz gestorben ist. Aus Grottkau, dem Bischofslande, stammte Melchior Adam, der nach Heidelberg ging, dort Calvinist wurde und 1622 als Professor und Konrektor an der Stadtschule starb; er hat fünf Bände Biographien deutscher Gelehrter veröffentlicht, die Zeit von etwa 1420 bis 1619 umfassend. Noch 1706 erschien eine dritte Auflage.

In Niederschlesien, das ja seine humanistische Tradition hatte, ist die Ernte natürlich noch viel reicher, ohne daß indessen eine Persönlichkeit von besonderem Range auffiele. Eine gewisse Rolle spielte damals Löwenberg, im Liegnitzer Gebiete; neben dem Dichter Hieronymus Arconatus (Vogner; 1553–1599), der nach Wien ging, blühte hier im 16. Jahrhundert die Gelehrtenfamilie der Reusner, die eine ganze Reihe tüchtiger Rechtsgelehrter und Mediziner stellte. Elias (1555–1619) wurde sogar Professor in Jena. Der namhafteste Vertreter der späten Lateinpoesie Niederschlesiens ist der Breslauer Johann Seccerviz (1520–1583). Er begann 1550 mit alttestamentlichen Elegien. Als er nach Greifswald als Professor berufen worden war, brachte er 1581 eine größere Gedichtsammlung heraus: *Daneidum sive carminum de rebus Danicis libri quatuor*, fast durchweg Gelegenheitsdichtungen an den dänischen König Friedrich II. und an dänische Staatsmänner und Gelehrte, wie Tycho de Brahe. Die fünf Bücher *Pomeraneidum* aus dem nächsten Jahre zeigen, wie sich der Dichter in seine neue Heimat eingelebt hat. Sie enthalten Schilderungen einer Reihe pommerischer Städte und erzählen von Begebenheiten der pommerischen Geschichte, dem Rügenischen Erbfolgekrieg, der Wallfahrt Bogislaw's X. nach dem Heiligen Lande usw. Sein Lebenswerk ist mehr das eines pommerischen als eines schlesischen Dichters. Auch der Goldbergner Georg Tilenus (1557–1597) überragt den Durchschnitt; wo er den Empfindungen der Freundschaft und Liebe Worte verleiht, gewinnt seine Dichtung persönliche Züge und fesselt über das formale Können hinaus.

Wenn einer der schlesischen Späthumanisten ein bleibendes Andenken verdient, so ist es Thomas von Rediger (1540–1576), obgleich er weder ein Dichter noch ein großer Gelehrter war. Schon sein freies, edelster Daseinsfreude zugewandtes Leben bringt einen wohlthuend frischen Zug in die dumpfe Schulkostenluft dieser Zeit. Er ist der Typus des vornehmen Liebhabers und Förderers von Kunst und Wissenschaft, mehr Mäzen als Schaffender. Auf dem väterlichen Gute Striesia bei Breslau geboren, erbte er ein großes Vermögen, und so konnte er nach

vollendeter Studienzeit das ungebundene Reiseleben des gebildeten Genießers großen Stiles führen. Er sah in der humanistischen Wissenschaft nicht das Brotstudium, sondern ein Mittel zur Erweiterung seines Gesichtskreises, einen Weg, sein Leben mit freierem Blick und hellerem Bewußtsein zu leben. Er durchzieht Frankreich, die Niederlande und Italien, überall in engem Freundschaftsverkehr mit den ersten Gelehrten der Zeit, oft von den Genüssen des Lebens mehr angezogen als von der Gelehrsamkeit. In Köln findet er endlich eine bleibende Stätte. Er war eine eifrige Sammlernatur. Seine Bücherei war eine Ehrengewürdigkeit ihrer Zeit; sie enthielt gegen 300 Handschriften und 6000 Drucke. Ihre erlesenste Kostbarkeit war die 1468/69 für Anton von Burgund gefertigte Froissart-handschrift mit ihren prachtvollen Miniaturen. Seine Bücherschätze vermachte er seinen Brüdern unter der Bedingung, sie in Breslau zu öffentlichem Gebrauche auszustellen. Später kam sie an den Magistrat und wurde schließlich der Grundstock der heutigen Breslauer Stadtbibliothek. In einer Gestalt wie Rehdiger haben wir noch einmal den in Deutschland so seltenen Typus des echten Renaissancemenschen, der aus dem Geiste des Humanismus die Kraft der Lebenserhöhung und Lebenssteigerung schöpft.

Die Zukunft aber lag bei der deutschen Dichtung. Wohl gehört auch die humanistische Lateindichtung zur deutschen Literatur, aber sie war auf den geweihten Tempelbezirk der Gelehrten beschränkt und dem Nichtstudierten unzugänglich. Die lebendigen Triebkräfte von unten her fehlten, und so verdorrte sie nach kurzer Blüte. Die Dichtung in der Landessprache dagegen zog damals noch ihre beste Kraft daraus, daß sie eine Angelegenheit der Allgemeinheit war. Lange genug hatte sie in Schlessen ganz gefehlt. Die wenigen deutschen geistlichen Lieder und ähnliches, das wir seit dem Erlöschen der höfischen Dichtung verzeichnen konnten, kommen ernstlich nicht in Betracht. Wir haben den nicht ganz gewöhnlichen und überraschenden Fall, daß dieses neue schlessische Volkstum in nicht unbeträchtlichem Maße und durchaus seiner Sonderart bewußt sich an der humanistischen Lateinliteratur beteiligt hat, noch ehe es eine eigenwüchsige Dichtung in der eigenen Landessprache hervorgebracht hatte. Es verhielt sich eben in der That so, wie schon Kahlert richtig erkannte, „daß nicht die Volksbildung in Schlessen schon vor der Reformation eine gleiche Stufe, wie in andern deutschen Landen, erreicht hatte, sondern eigentlich nur ein Gelehrtenstand, den die Verfassung, wie der Reichtum des Landes begünstigte, schon in jener Zeit in Schlessen anerkennenswert hervortrat“. An dem Neuerwachen deutscher Poesie in Schlessen während des 16. Jahrhunderts kommt das Verdienst recht eigentlich der Reformation zu. Das gottesdienstliche Bedürfnis der Protestanten führte zum Entstehen zahlreicher deutscher Kirchenlieder nach Luthers Vorbild; darüber hinaus aber ergab sich nun von selbst der literarische Anschluß des schlessischen gelehrten wie des ungelehrten Bürgertums an das Schaffen des übrigen protestantischen Deutschland, besonders Nürnbergs, mit dem ja schon lange ein reger Wechselverkehr bestand, und des benachbarten Sachsens. So kann man sagen, daß, wie der vorhergehende Zeitabschnitt durch den Humanismus

beherrscht war, die Dichtung des 16. Jahrhunderts seit der Reformation erfüllt ist von evangelisch-lutherischer Geistigkeit, und zwar nicht nur im Kirchenlied, sondern auch in Meistergesang und Drama.

Kirchenlieder in deutscher Sprache sind bereits in der Zeit vor der Reformation nicht selten, doch gehören sie nicht zum unerläßlichen Bestande des Gottesdienstes. Welche Rolle das deutsche Kirchenlied in der katholischen Zeit gespielt hat, darüber läßt sich bestimmtes schlechterdings nicht ausagen. Das überlieferte Material legt freilich die Vermutung nahe, daß ihm immerhin ein bescheidener Anteil gewährt worden ist. Jetzt aber wurde, getreu dem Grundsatz, die Laien so sehr als möglich bei der gottesdienstlichen Feier mitwirken zu lassen und diese vollständig ihrem Verständnis zu erschließen, der deutsche Gemeindegesang neben der Predigt zum Eckstein des Gottesdienstes. So entstehen denn überall in den protestantischen Gegenden eigene Liederfassungen. Vieles konnte dabei aus der katholischen Zeit herübergenommen werden, und das älteste Breslauer Gesangbüchlein von 1525 enthält denn auch neben den Liedern Luthers und seiner Mitstreiter vieles alte katholische Gut, das den neuen Anforderungen entsprechend überarbeitet wurde. Zu diesem Bestande trat bald neues. Schon Morban wird als Kirchenliederdichter genannt; das Lied „Ach, Vater unser, der du bist im Himmelreich“ wird ihm zugeschrieben. Und Johann Hefz dichtete ein altes Volkslied zum Sterbegesange um: „O Welt, ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Strahlen ins ewig Vaterland.“

Der erste Schlesier, der sich auf diesem Gebiete einen Namen gemacht hat, war indes nicht Lutheraner, sondern er gehörte der Gemeinschaft der böhmischen Brüder an, und er vorzüglich hat deren Kirchenlied zur Blüte gebracht: **M i c h a e l W e i ß e**. Die böhmischen Brüder sind eine gemäßigtere Abart der Hussiten, die sich etwa um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu einer Gemeinschaft zusammenschlossen. Sie waren in mancher Hinsicht dem lutherischen Protestantismus verwandt, und Luther hat sich selbst um eine Verschmelzung bemüht. Diese scheiterte zunächst daran, daß die Brüder an der Siebenzahl der Sakramente und an der Ehelosigkeit der Priester festhielten. Erst um 1530 wurde in den meisten Punkten eine Einigung erzielt. Wiederholt verfolgt, sind die böhmischen Brüder schließlich nach Preußen ausgewandert und dort in der Brüdergemeinde der Herrnhuter aufgegangen. Die ersten Brüdergemeinden waren tschechisch. Der Volksgesang beim Gottesdienste, der auch in den katholischen tschechischen Gemeinden schon früh stärker hervorgetreten war, kam bei ihnen zu reicher Entfaltung. Die erste ihrer Kirchenliederfassungen stammt aus dem Jahre 1501. Mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts begannen auch die Deutschen sich mit den Lehren der böhmischen Brüder zu befreunden, und nun entstanden im östlichen Böhmen verschiedene deutsche Brüdergemeinden; ihr Mittelpunkt war Landskron. Bald machte sich der Wunsch nach eigenen, deutschen Kirchenliedern geltend, und ihm entsprach zuerst die 1531 von Weiße herausgegebene Sammlung: „**Ein New Gesangbuchlen**“, zu Jungbunzlau gedruckt.

Weiße war gebürtiger Meißner; aus einem Breslauer Mönchskloster war er zu Beginn der Reformation nach Leitomischl geflüchtet und 1531 Pfarrer und Vorsteher der Landskroner Brüdergemeinde geworden. Er starb 1543. Seine Liedersammlung enthält 157 Gesänge und ist damit die umfangreichste, die in deutscher Sprache bis dahin erschienen war. Die Hauptmasse, 137 Lieder, hat er völlig selbständig geschaffen; der Rest sind Übersetzungen, teils alter lateinischer Kirchengesänge, teils von Liedern aus dem Gesangbuche der tschechischen Brüdergemeinden. Luther hat eine Anzahl von Weißes Gedichten in seine eigenen Kirchenliedersammlungen übernommen, wodurch sie Gemeingut des protestantischen Gottesdienstes wurden. Weißes Art ist fest und kernig, voll unbedingter Glaubenszuversicht, wie sie die so oft harten Verfolgungen ausgesetzten Brüdergemeinden bitter nötig hatten. Die ungesuchte Schlichtheit des Ausdrucks versöhnt mit den mannigfachen Härten und Ungelenkheiten der Sprache. Besonders in den Abendmahlsliedern kommt die besondere Lehrmeinung der böhmischen Brüder zum Ausdruck. Die erste Ausgabe vertritt die alte Anschauung der Brüder, die etwa dem Standpunkte Zwinglis entspricht, daß nämlich Christi Fleisch und Blut beim Abendmahl nur als Erinnerungszeichen zu verstehen sei, nicht aber im strengen Wortsinne. So singt Weiße unmißverständlich:

„Wer Christum nicht im Herzen hat,
Sondern nur sucht in Wein und Brot,
Den betreugt seine Zuversicht,
Denn was er sucht, das findet er nicht.

Wacht ihr Christen und seht euch für,
Daß euch kein falsch Prophet verführe,
Wenn sie kommen und sagen frei,
Daß Christus persönlich da sei!

Die Schrift zeigt uns reichlich an,
Was Christus sei und was er kann,
Auch wie er sei an einem Ort
Und nicht auf einmal hie und dort.

Leiblich ist er vor Gottes Thron,
Für uns ein stet Opfer zu tun,
Aber durch seinen Geist ist er hie,
Daß er uns alle nach sich zieh.“

Unter dem Einflusse Luthers ließ die Brüdergemeinde diese Glaubensüberzeugung fallen und nahm die Lehre an, daß Christus in Brot und Wein wirklich zugegen sei. Weiße ward ob seiner bisherigen Anschauungen „ernstlich gestraft“, ließ sich aber überzeugen und arbeitete auch an der von den Brüdern geforderten Neuauflage mit. Ihre Drucklegung erlebte er nicht mehr; sie besorgte 1544 sein Mitarbeiter Johann

Horn. Die anstößigen Lieder wurden nun teils ausgeschieden, teils umgearbeitet; und die von Weiße zum Ersatz gedichteten entsprechen dem lutherischen Standpunkt, z. B.:

„Hilf, daß wir auch ins Glaubens Kraft
Deinen Segen erlangen,
In recht geistlicher Jungfrauschaft
Dein Fleisch und Blut empfangen.“

Gelegentlich erhebt sich Weiße auch zu höherem Schwunge:

„Wer mag dich, Herre Gott, durchgründen?
Wer kann deins Wesens Ort und End erfinden?
Wer kann entgehen
Oder deiner Gewalt sonst widerstehen?
Was kann ohn dich auf Erden leben?
Was in Lüften schweben und in Wassern weben?
Welch Mensch kann sich
Oder welch Vieh ernähren ohne dich?
Herre Gott,
Allmächtiger Sebaoth!
Du bist, der regieret,
Der die Welt
In ihrer Gestalt erhält,
Fruchtbar machet und zieret,
Den Himmel umwandel, läßt donnern und regnen:
O Herr, ohn dich kann nichts leben, weben noch schweben.“

Wie sehr das Buch einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkam, erhellt allein daraus, daß noch vor der Umarbeitung drei Nachdrucke herausgebracht wurden. 1566 erschien eine neue Auflage, die um zahlreiche Lieder anderer protestantischer Dichter, auch aus dem Reiche, vermehrt war, und daneben viele neue Übersetzungen aus dem Tschechischen enthielt. Das 17. Jahrhundert brachte dann noch zwei weitere Ausgaben im polnischen Lissa.

Die geistlichen Dichter in Schlesien selbst hielten sich natürlich streng an Luthers Lehre und wahrten auch den kernigen objektiven Ton der Lutherzeit, die das persönliche Gefühl des Dichters ausschaltet und die Gemeinde reden läßt. Dem Bunzlauer Christoph Knoll (1563–1621), der als Pastor zu Sprottau starb, verdanken wir eines der schönsten Kirchenlieder, „Herzlich tut mich verlangen nach einem selgen End“. Weniger erfreulich sind die gereimten Predigten, Leichenreden und Bibeltexte, mit denen der Kottwitzer Pastor Melchior Liebig (geb. 1529) als Sechzigjähriger hervortrat. Liebig ist sehr weitschweifig und verflümmelt ganz nach Art der Meistersinger die Worte oft in grausamer Weise, um sie in sein Verschema zu zwingen. Zacharias Richter, ein gebürtiger Namslauer, gab in seinen drei Liederansammlungen von 1583, 1594 und 1610 etwa zwanzig eigene Stücke, darunter mehrere Lieder gegen den Türken. Aus Leobschütz stammten der Königsberger Professor Georg

Reinmann (1570–1615) und Martin Kinner von Scherffenstein (1534 bis 1597). Kinner gehört mit seinen meisten Erzeugnissen der humanistischen Lateindichtung zu; er war ein Freund Melanchthons und hat zwei Bücher *Silvulae musicae* veröffentlicht. Auch in seiner Persönlichkeit zeigt er humanistische Züge: nachdem er Syndikus in Jägerndorf geworden war, zog er sich für den Rest seines Lebens auf seine Güter zurück, um ungestört der Dichtkunst leben zu können. Er starb auf einer Reise von Glas nach Frankenstein. Von ihm sind acht deutsche Kirchenlieder erhalten, die er meist selbst vertont hat. Andere gaben ganze Bände eigener Lieder heraus: so Valentin Triller, Pfarrer zu Pantenau bei Nimptsch, 1555 „Ein Schlessisch singebüchlein aus Göttlicher schrift“, der des Kryptocalvinismus verdächtigte, aus Kropfstadt bei Wittenberg gebürtige Martin Moller (1547–1606; 1575 Pfarrer in Sprottau, 1600 in Görlitz) 1584/91 die *Meditationes sacrae*, der aus Freistadt stammende Professor in niederschlesischen Deuthen Peter Titus (1542 bis 1613) 1603 ein Heft Passionsgefänge. Der Schweidnitzer Kantor Joachim Sartorius ließ 1591 einen „Psalter Gesangsweise“ erscheinen, zu protestantischen Kirchenmelodien; er sticht durch seine kraftvolle, an Luthers Bibelübersetzung geschulte Sprache und seine meist glückliche und gewandte Formgebung sehr vorteilhaft hervor. Der fruchtbarste war wohl der Laubaner Pastor Martin Behemb oder Böhme, der uns noch als Dramatiker begegnen wird. Von ihm sind nicht weniger als drei Centurien geistlicher Lieder gedruckt worden: 1606, 1608 und 1614. Böhmes Gefänge erwuchsen ihm unmittelbar aus den Bedürfnissen seiner seelsorgerischen Tätigkeit und sind daher ganz auf die Gelegenheit gestellt. Da finden wir Lieder wider den Türken, wider die Pest, wider die Feuerung, um Hilfe bei Kriegszeiten, Bitten um Regen und Gewitter, Erntesegen, Gebete auf die einzelnen Monate. Daher ist er auch frischer und abwechslungsreicher als die andern. Die Jachform, die bei Früheren selten begegnet, ist bei Böhme schon ziemlich häufig anzutreffen. Persönliche Sonderart des Dichters ist freilich bei einer so aus dem Grundgefühl der Allgemeinheit erwachsenen Dichtungsgattung schwer festzustellen. Ist auch unter den Genannten kein Meister von Rang, so wäre doch durch ihre Gesamtleistung allein das schlesische Kirchenlied nicht ganz unbeachtlich vertreten.

Die markanteste und jedenfalls persönlich fesselndste Gestalt unter den Kirchenliederdichtern des Landes, Johannes Heermann, steht schon auf der Schwelle einer neuen Zeit. Man hat sich mit gutem Grunde daran gewöhnt, in ihm das Bindeglied zwischen der älteren und der jüngeren Generation zu sehen. Noch ist der alte Lutherglaube unerschüttert, von keiner mystischen Spekulation untergraben. Nichts Weichliches, Süßliches, Zändelndes ist in seinem Werk, wie dann so oft in der geistlichen Dichtung des Barock; keine überschwengliche Gefühlschwelgerei mischt sich ein. Aber der Dichter ist nicht mehr bloßes Sprachrohr der Gemeinde. Sein eigenes Leid steht gleichberechtigt neben der Not der Gläubigen, und durchaus persönlicher Art ist die weltverachtende, gramvolle Grundhaltung, die durch seinen Glauben nicht bedingt ist und Gryn-

phius vorwegnimmt. Unverkennbar ist bei ihm eine deutliche seelische Entwicklung, vom heitern lebensfrohen Jüngling zum ernstern, strengen, ja grämlichen Greise. Naturanlage wie leidvolles Erleben haben gleichermaßen daran teil.

Heermann ist 1585 zu Maudten im Fürstentum Wohlau als Sohn eines Kürschners geboren. In Fraustadt, wo er die Schule besuchte, war er Hausgenosse des asketischen Schriftstellers Valerius Herberger; und der düstere Pessimismus dieses Mannes, der die Welt die arge und falsche nannte, blieb auf ihn nicht ohne Einfluß. Von hier ging er auf das Breslauer Elisabethgymnasium und dann nach Brieg, wo ihn der berühmte Pädagoge David Schickfuß lockte. Auf einer Reise als Hofmeister der jungen Herren von Rothkirch lernte er Leipzig, Jena und Straßburg kennen. 1611 erhielt er die Pfarrstelle zu Köben. Seit 1623 plagte ihn ein Halsleiden, das immer schlimmer wurde und ihm zuletzt das Predigen unmöglich machte, so daß er sich durch Kandidaten vertreten lassen mußte. So gab er 1639 sein Amt auf und baute sich ein Haus in Lissa, wo er 1647 starb. Nicht nur seine leibliche Gebrechlichkeit hat ihm zu schaffen gemacht. Die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges trafen ihn persönlich schwer; wiederholt schwebte er in ernstlicher Gefahr. Um die Seele seines ältesten Sohnes Samuel, den die Jesuiten zu sich herüberziehen wollten, mußte der eifrige Lutheraner mit der ganzen Kraft seiner väterlichen Liebe werben; und zuletzt ward ihm noch der Schmerz, ihn vor sich ins Grab sinken zu sehen.

Ein Prediger, dem es verwehrt ist, zu seiner Gemeinde zu reden, — er ist wie ein Maler ohne Arme. Heermann schuf sich Ersatz, indem er zahlreiche Predigtsammlungen und Einzeldrucke veröffentlichte, die manchem Amtsbruder zustatteten kamen. Auch seine Liederdichtung war ihm zunächst eine Seite seines Berufes. Er wollte erbauen und die leichtfertigen weltlichen Schandlieder verdrängen. Aber zugleich war der künstlerische Sinn stark in ihm: er konnte sich nicht genug tun mit Zeilen und suchte in seinen späteren Jahren die neuen Errungenschaften der Dichtkunst zu verwerten. Er war ja selbst durch die Schule des Humanismus hindurchgegangen und hatte als Dreißigjähriger mit lateinischen Poemen sich den Lorbeer errungen. Die lateinischen Jugendepigramme gab er 1624 in neun Büchern gesammelt heraus. Es war bewußte Kunst und für gelehrte Kenner bestimmt. Der Schwerpunkt liegt in den geistlichen Lieder-sammlungen: 1609 Flores ex odorifero, 1616 Andächtige Kirchenseufzer, 1630 Exercitium pietatis (eine Überarbeitung der Flores), 1636 Sonntags- und Festevangelia. Dazu kommen noch Devoti musica cordis, 1630, und Poetische Erquickstunden, die freiere religiöse Lyrik enthalten. Nur in diesen Werken spürt man den warmen Schlag seines Herzens. Andere als religiöse Stoffe hat er in seinen deutschen Dichtungen überhaupt nicht behandelt.

Heermann ist eine schwerblütige, grüblerische Natur. In den lateinischen Epigrammen war sein Herz noch offen gewesen für die Lockungen des Lebens; das erotische Gedicht fehlt nicht, und in den

Charibellenliedern erklingen fast leichtfertige Töne. Später versinkt das Irdische vor dem jenseitigen Sinn des Lebens. Alle Erdenpracht und Schönheit ist zu nichts nütze; zuletzt fressen uns doch die Würmer. Sein Zentralproblem ist die menschliche Sündhaftigkeit; immer von neuem beschäftigt ihn der Gedanke: wie werde ich vor Gott bestehen? Nicht um den rechten Glauben ringt er, sondern um die rechte Lebensführung. Die Vorstellung des himmlischen Lohnes steht ihm verheißungsvoll und tröstend vor Augen, und sie beschwichtigt auch die bange Zweifelsfrage, wie Gott seinen Getreuen hienieden so schwere Not schicken könne. Rein gefühlsmäßig steht er der erstarrenden mystischen Bewegung oft nicht fern; ja er ist vielleicht der erste Dichter, bei dem die mystische Empfindungswelt zum Durchbruch kommt. Er schöpft aus mittelalterlichen Mystikern, wie Bernhard und Tauler, aus den Werken gleichgerichteter Zeitgenossen, wie dem Paradiesgärtlein des Johann Arndt. Die mittelalterliche Jesusminne lebt bei ihm von neuem auf in der Form der bernhardinischen Brautmystik. Christus ist der Bräutigam der Seele, und ihr Verkehr mit dem Geliebten wird unter dem Bilde des Liebesgenusses gefaßt. Wo er die Vergänglichkeit oder die Sündhaftigkeit zu krassem Ausdrucke bringen will, häuft er die abstoßenden und ekelerregenden Worte und Bilder; Gryphius hat ihn darin freilich noch übertroffen. Am unmittelbarsten spricht er zu uns, wenn er persönlich mit seinem Gotte Zwiesprache hält oder von der Not der Kirche singt; in solchen Liedern ist nichts zu spüren von der sonst bei ihm recht großen Abhängigkeit von fremden Mustern.

Viele seiner Lieder sind Umdichtungen älterer Vorbilder: von Moller, Arndt, Martin Böhme, dem Joachimssthaler Nikolaus Hermann. Von den Liedern der lekerischen böhmischen Brüder dagegen will er nichts wissen. In Form und Sprache wird Opitzens Buch von der deutschen Poeterei für ihn von großer Bedeutung. In den ersten Werken reimt er naïv wie seine Vorgänger und bedient sich ungezwungen mundartlicher Formen. Nach der Bekanntschaft mit Opitz strebt er nach Reinheit der Sprache und des Reimes und beseitigt die von Opitz so scharf getadelten häßlichen Wortverkürzungen. Für den Reim genügt ihm freilich mundartliche Reinheit; das war bei allen Dichtern der Zeit nicht anders, auch bei Opitz nicht. Die traditionellen vierhebigen Reimpaare mit ihren häufigen Verstößen gegen die natürliche Wortbetonung weichen in späterer Zeit einer reichen Fülle der Strophen und Metren. Er hat auch den Alexandriner, den er besonders lieben lernte, in das deutsche Kirchenlied eingeführt:

„O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell guter Gaben,
 Ohn den nichts ist, was ist, von dem wir alles haben:
 Gesunden Leib gib mir, und daß in solchem Leib
 Ein unverlehte Seel und rein Gewissen bleib.“

Die kunstvolle sapphische Strophe — der allerdings die Theoretiker der Renaissance durch durchgehenden jambischen Bau und Einführung des Reimes einen ruhigeren und gleichmäßigeren Fluß gegeben hatten — verschmilzt er zwanglos mit dem schlichten Liedcharakter des Gemeindegesanges:

„Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen,
 Daß man ein solch scharf Urtheil hat gesprochen?
 Was ist die Schuld? In was für Missetaten
 Bist du geraten?

Du wirst gezeißelt und mit Dorn gekrönt,
 Ins Angesicht geschlagen und verhöhnet,
 Du wirst mit Essig und mit Gall getränkt,
 Ans Kreuz gehängt.

Was ist doch wohl die Ursach solcher Plagen?
 Ach, meine Sünden haben dich geschlagen,
 Ach, Herre Jesu, ich hab dies verschuldet,
 Was du erduldet!“

Nur in einem Punkte versagte Heermann Opitz die Gefolgschaft: er mied bewußt „der Worte Zier und Kunst“, die neugebildeten, kunstreich zusammengesetzten Epitheta, deren häufige Anwendung Opitz dem Dichter um des Schmuckes der Rede willen empfohlen hatte. Und ebenso mochte er auf gewisse volkstümliche Wendungen nicht verzichten; er schrieb auch weiterhin: ein Blümlein schön, die Wunden rot usw. In solchen Dingen verrät sich ein feines Gefühl für die Grenzen, die durch die Bestimmung seiner Lieder der bedingungslosen Anwendung des neuen Stiles gezogen waren. Sein Werk bezeichnet eine entscheidende Etappe in der Geschichte des deutschen Kirchenliedes: indem er die durch Opitz genährte Formsreude der nun auf die deutsche Dichtung übergreifenden Renaissance verband mit einer Gefühlsintensität des religiösen Erlebens, die an seinen Vorgängern gemessen unerhört stark wirkt, leitet er bereits zu der seelischen Haltung barocken Menschentums hinüber.

Nachdem durch das Gemeindelied der Sinn des schlesischen Volkes für deutsche Poesie einmal geweckt war, fand endlich auch die alte Bürgerkunst, der Meistergesang, im Lande Eingang. Gleichsam in letzter Stunde holte Schlesien noch nach, was das Bürgertum des alten Landes schon vor Jahrhunderten aus eigener Kraft geleistet hatte. Längst war der Meistergesang nicht mehr der Ausdruck einer jungen, triebkräftigen Kultur; er war in Regeln erstarrt und zukunftslos geworden. Zudem wurde er, wie einst die höfische Dichtung, den Schlesiern von außen her herangebracht, war nicht aus den kulturellen Bedingungen ihres eigenen geistigen Lebens erwachsen. Er bedeutet hier nichts weiter als ein angelerntes, innerlich fremdes Bildungswissen für die bisher kunstferne untere Bürgerschicht.

Für das alte Land war der Meistergesang etwas organisch Gewordenes, der illegitime Sproß der alten höfischen Kunst. Wie bei der großen gesellschaftlichen Umschichtung, die dem Niedergange der Stauferherrlichkeit und damit des Ritterstandes folgte, das empordrängende Bürgertum sich die Sitte und die gesellschaftliche Haltung der bis dahin führenden Schicht anzueignen suchte, wie die Bürgersöhne sich untereinander und auch mit Ritterbürtigen im ritterlichen Kampfspiele maßen, so wurde auch die

ritterliche Sangeskunst in bürgerlichem Geiste umgewandelt. Zweifellos bedeutete das für die aufsteigende Gesellschaftsschicht einen Faktor von hohem kulturellen und erzieherischem Wert: der Bürger, durch wachsenden Wohlstand der ständigen Sorge um das tägliche Brot enthoben, lernte durch die Übernahme der ritterlichen Kunstübung höhere und reinere Freuden kennen, als sie die derben und oft ausschweifenden Volksbelustigungen ihm boten; er fühlte sich mit berechtigtem Stolz als Hüter und Wahrer einer großen und geheiligten Überlieferung, mochte ihm auch die freie und weltmännische Lebenshaltung mangeln, aus der die höfische Dichtung erwachsen und ohne die ihre lebendige Fortbildung nicht möglich war. Aber das Bürgertum konnte nur das aufnehmen, was seinem Wesen gemäß war. Die Form, bei den Minnesängern in stetem Flusse und vom organischen Leben erfüllt, erfährt keine entwicklungsfähige Weiterbildung und wird bald zur leeren Schablone. Die schulmäßige Erstarrung der Tradition ist endgültig vollzogen, als die für die Bewertung der Leistung vorzugsweise maßgebenden strophischen und Reimkünste nach bestimmten Regeln in „Tabulaturen“ zusammengefaßt wurden, so daß dem eigenen schöpferischen Gestaltungstrieb nur ein ganz beschränkter Spielraum übrig blieb: in der verschiedenen Länge und Anordnung der einzelnen Verse, Silben und Reime; obendrein aber ward jedes neue Gebild alsbald als neuer, mit klingendem Namen geschmückter „Ton“ ein für allemal festgelegt. Im Erlernen und Beherrschen der Regeln besteht die hauptsächliche Leistung, der Erweiterung der formalen Möglichkeiten waren engste Grenzen gezogen. Es ist im Grunde die gleiche Gesinnung, die, wie im geweihten Bezirk der klassischen Humanisten, so auch in der bescheideneren Sphäre der handwerklichen Kunstübung dem Poeten das Gesetz seines Schaffens vorschreibt. Und wie den Humanisten schließlich Gelehrsamkeit der eigentliche Nerv ihres Schaffens wurde, so suchten die Meisterfinger sich durch den Schein eines tiefgründigen gelehrten Wissens von dem kunstlosen Volksdichter zu scheiden. Längst ehe es eine eigentliche Bürgerdichtung gab, war gegen den Realismus des späten Minnesangs eine gelehrte Richtung aufgestanden, die, erfährt von dem Geiste scholastischer Wissenschaftlichkeit, auch die Dichtung „wissenschaftlich“ zu betreiben suchte, und die Beherrschung der sieben Künste vom Dichter forderte. Die Gelehrsamkeit gibt geradezu den Maßstab ab; das freie Walten der schöpferischen Phantasie wird beschränkt: man brandmarkt die Erzeugnisse freier Erfindung als „Lügen“ und fordert „gelehrte“ Quellen als stoffliche Grundlage. Zweifellos offenbart sich in solchen Zügen der Einfluß geistlicher Literatur, wie das W. Stammeler überzeugend nachgewiesen hat; aus solcher Wurzel stammt auch die Bevorzugung religiöser und biblischer Stoffe; waren doch in Mainz, der Geburtsstätte des Meistergesangs, die ersten Singschulen aus geistlichen Bruderschaften hervorgegangen, die zu ihrer Aufgabe die Pflege des Gesanges gemacht hatten. Diese Gelehrsamkeit, auf welche die Meisterfinger so stolz waren, war freilich nur ein Wissen aus zweiter Hand, erworben erst von den Geistlichen, später von gelehrten Humanisten und aus volkstümlichen deutschen Sammelwerken;

das wird durch die Entstellung und Trivialisierung des Stoffes in den Meisterliedern überzeugend klar. Insofern steht die Meistertkunst auch wieder in bewußtem Gegensatz zum Minnesang, von dem sie doch ausgegangen war und von dem abzustammen sie sich mit Stolz rühmte. Männer wie Heinrich Frauenlob, der Marner und Regenbogen waren der erste Typus des neuen Sängers gewesen: auch sie zogen noch vielfach an den Fürstenhöfen umher, aber sie wurzelten nun schon im Bürgerstande und kamen zum Teil vom Handwerk her. Diese drei galten der Überlieferung als die eigentlichen Erfinder des Meistergesanges, zusammen mit Walther von der Vogelweide, dessen schon halb zum Mythos gewordener Name als einziger unter denen der alten ritterlichen Sänger den Umschwung überdauert und sich in die neue bürgerliche Kultur hinübergerettet hatte. Die umfassendste und reichste Blüte war dem Meistergesang in Augsburg und Nürnberg beschieden. In Augsburg besteht schon 1449 die erste eingerichtete Singschule. Nicht einmal in Nürnberg — an das der große Name des Hans Sachs ja immer zuerst denken läßt, dessen Zünfte doch immerhin eine geschlossene Welt für sich bildeten, auf die freilich der humanistische Gelehrte mit wohlwollender Überlegenheit herabsah — ist der Meisterfinger, der Mann des Handwerks, so stark der erfolgreiche Vertreter bürgerlichen Kulturwillens gewesen wie in Augsburg: hier achteten sogar humanistische gebildete Akademiker wie der Notar Johann Spreng der ständischen Grenzen nicht; sie schrieben Meisterlieder neben ihren gelehrten Werken und ließen sich in der Singschule hören. Und ähnlich lagen die Verhältnisse in den andern blühenden Städten des Westens und Südens.

Das Verhängnis der Meisterfinger war, daß sie frühzeitig in der Tradition erstarrten und sich hartnäckig den Forderungen einer neuen Zeit verschlossen. In Nürnberg war durch das Aufblühen des Humanismus auch in den Meistergesang noch einmal frisches Leben hinübergeströmt; und Erscheinungen wie Hans Folz und Sachs zeigen verheißungsvolle Ansätze zu einer aus humanistischem Stilwillen entsprungenen künstlerischen Gestaltung und zur Bewältigung der neuen von den Humanisten übernommenen Stofflichkeit. Dabei ist aber beachtenswert, daß die Größe Sachsens beispielsweise in seinen freieren Dichtungen liegt und nicht in den regelrechten Meisterliedern, bei denen man das Gefühl einer durch die Bindung an die strenge traditionelle Norm bedingten Unfreiheit nicht los wird. Was folgte, war Verwilderung und Zersetzung, gegen die sich der Gölziker Puschmann vergebens stemmte. Nicht in der Entwicklung eines neuen Formgesetzes, nicht in der Verkündung eines neuen seelischen Gehalts, nicht in der Erschließung eines neuen Stoffgebietes liegt die Leistung der Meisterfinger; aber sie haben das bescheidene Verdienst, das ihnen zugängliche Bildungswissen der Zeit, nicht zuletzt die zu neuer Bedeutung für die gelehrte Schicht gelangte Stoffwelt des Altertums durch ihre Bearbeitungen popularisiert und weitesten Kreisen erschlossen zu haben. Außerdem sind sie, in Fastnachtschwänken und weltlichen Liedern nicht minder als in ihrer naïv anachronistischen Behandlung antiker und

biblischer Personen, eine reiche und ungefärbte Quelle für das bürgerliche Leben ihrer Zeit und seine treuherzig-derben Sitten.

Nach Schlesien also kam der Meistergesang von außen her und zwar eben von Augsburg und Nürnberg. Es scheint in der Tat, daß erst der lutherische Gemeindegesang die Voraussetzungen auch für andere Dichtung in deutscher Sprache schaffen mußte; denn namentlich zu Nürnberg waren die Beziehungen schon lange sehr rege und haben sich ja auch, wie wir gesehen haben, in der bildenden Kunst ausgewirkt, ohne indes die deutsche Literatur zu erfassen. Von einer Übernahme der höfischen Kunst durch das Bürgertum kann hier, wie im Osten überhaupt, in keiner Weise gesprochen werden. Ritterliche Kultur war nur an den Höfen erblüht, in Böhmen bei den Przemysliden, in Schlesien bei den Piasten. Der deutsche Ritteradel, auf ungesichertem Posten, ward zwar noch von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne mittelhochdeutscher Poesie getroffen; doch war er noch nicht, wie der oberdeutsche, eingebettet in eine umfassende Standeskultur, in die das Bürgertum hätte hineinwachsen können. Als die Teilnahme der Fürsten für die Dichtung erlahmte, als der Adel sank und entartete, war es zunächst einmal auf lange überhaupt vorbei mit deutscher Dichtung. Ein leerer Raum entsteht. Vom Verstummen der letzten höfischen Sänger Schlesiens bis zum Auftreten des Meistergesanges im Lande vergehen zweiundeinhalb Jahrhunderte. Als das Bürgertum genügend in sich gefestigt und wirtschaftlich stark geworden ist, wird nicht die Dichtung, für die jeder Anknüpfungspunkt fehlt, sondern die bildende Kunst, der die Bedürfnisse der Kirche stets ein reiches Betätigungsfeld gesichert hatten, der Ausdruck des jungen bürgerlichen Selbstbewußtseins. Im geistigen Leben aber wächst das Bürgertum, zumal seit der Reformation, in den im Osten souverän waltenden humanistischen Bildungskreis hinein. Inmitten der Vorherrschaft dieses Lateinschrifttums erwacht in Schlesien deutsche Dichtung nicht durch den Meistergesang zu neuem Leben, sondern durch das von der neuen Lehre gepflegte Gemeindelied. Als dann spät genug in Schlesien die ersten Meistersinger auftraten — und das Gleiche gilt für Österreich und Mähren; der Norden des Kolonialgebietes hat außer Danzig den Meistergesang überhaupt kaum gepflegt, wenn auch hie und da einzelne Sänger anzutreffen sind, die auf ihren Wanderfahrten die Würde des Meistersängers erwarben —, da war die Blüte der Gattung in ihren alten Höfischen längst unwiederbringlich vorüber. Die Bewegung zur Schaffung einer neuen Bildungspoesie nach humanistischem Muster war bereits in vollem Gange und nicht mehr aufzuhalten. Selbst konservativste Meistersinger, wie Puschmann, mußten sich mit ihr auseinandersetzen. Die Zeit ist längst über den Meistergesang hinweggeschritten, als sich Schlesien an ihm beteiligt. Sein entschiedenes Eintreten für die Sache der Reformation kommt, da er die Weite humanistischer Bildung nicht in sich aufgenommen hat, über enges und ungeistiges Parteigängertum nicht hinaus. Wie deutschsprachige Dichtung an sich damals noch Dichtung zweiten Ranges ist, so erst recht die der Meistersinger, die sich an überlebte

Formeln binden. So wird der Meisterfang im Osten nicht mehr die Dichtung „des“ Bürgertums, sondern nur die einer für das geistige Leben der Gesamtheit bedeutungslosen kleinbürgerlichen Schicht, des Handwerkerstandes, der längst gesellschaftlich nicht mehr die angesehene Stellung einnahm wie einst. Seine Kunst wird nie für voll genommen und verfällt schon vor dem Siege der Opitschen Richtung allgemeiner Mißachtung.

Der älteste bezeugte schlesische Meisterfinger, Hieronymus Lind, stammte aus Glas und war Kürschner. Eine handschriftliche Angabe: „genglich ein widerteuffer oder schwendtfelder. Von Zwickau.“ legt die Vermutung nahe, daß er um seiner religiösen Überzeugung willen auf den Erlaß Ferdinands I. von 1548 hin die Grafschaft verlassen mußte und in Zwickau eine neue Heimat gefunden hat; vielleicht hat er überhaupt erst dort seine Sangeskunst erlernt. In seinem Türkendrama heißt es:

„Aber der jeho in der Welt
Sein Leben nach Gott richt' und stellt,
Liest gern die Schrift, lebt in Demut,
Denselben man verachten tut,
Ein Wiederteuffer muß er sein,
Niemand mit ihm hält gemein.“

Linds erste datierte Dichtung stammt aus dem Jahre 1557. Seine Meisterlieder sind steif und hölzern, Bibelbearbeitungen der üblichen Art, die einen Evangelientext in unbeholfene Reime bringen, inhaltlich trivialisieren und eine hausbackene Moral anhängen. Da seine Dramen, von denen noch zu reden sein wird, sich ungezwungen in die Sachsische Art und Weise einfügen, muß er wohl durch Angehörige der Nürnberger Schule in den Meistergesang eingeführt worden sein; wo dies geschehen und ob unmittelbare Beziehungen zu Nürnberg vorliegen, läßt sich bei dem völligen Mangel aller Nachrichten nicht ausmachen.

Dreslauer Meisterlieder sind bezeugt seit dem Jahre 1572. Sehr wahrscheinlich haben eingewanderte Oberdeutsche die Pflege ihrer heimischen Kunst eingebürgert und sich allem Anscheine nach auch zu einer Singschule zusammengeschlossen, deren Vorhandensein freilich nur mittelbar aus den Verfügungen des Rates zu erschließen ist. Die frühesten bekannten Lieder stammen von dem Schuhmacher Wolfgang Herolt (aus Augsburg? † 1614), dem Puschmann 1588 seine Liedersammlung widmete. Dieser schlesische Hans Sachs, wie man ihn genannt hat, genoß jedenfalls auch auswärts einigen Ruhm; aus Nürnberg wie aus dem Elsaß haben wir Lieder, die in seinen Tönen — er schuf ihrer sechs — abgefaßt sind. Vier- unddreißig Lieder sind von ihm erhalten, aus den Jahren 1572 bis 1603; sie sind meist geistlichen Inhalts und so wenig von eigenem Gewicht wie die meisten dieser Meisterlieder: man übernahm ziemlich wörtlich einen Abschnitt aus der lutherischen Bibel, goß ihn nach den Gesetzen der Tabulatur in Reime und hängte zum Schlusse eine platte Moral daran. Diese verfiel sehr häufig die Forderungen der „reinen Lehre“, wie es denn auch

bei den schlesischen Meistersingern an Spitzen gegen die Päpstlichen keineswegs fehlt. Die drei oder vier andern Meistersinger, die etwa gleichzeitig oder kurz nach Herolds ersten Liedern auftraten, zum Teil ebenfalls Eingewanderte, bedeuten für uns nicht viel mehr als Namen, trotzdem ein paar Lieder erhalten sind. Einer von ihnen, der Kaufmann Marcus Bunkel, hat 1601 in Liegnitz einen „Psalter gebetweise, für einfältige fromme Christen und die liebste Jugend in einfältigen jedoch verstandlichen deutschen Reimen“ „an Tag geben“.

Neues Leben kommt in den Breslauer Meistersingerkreis durch den Zugang zweier angesehenen auswärtiger Größen: Puschmann und Morgenstern. Vor allem Adam Puschmann (1532—1600) ist nicht nur für seine Zeit erheblich mehr als eine bloße Lokalberühmtheit: als der letzte zielbewusste Bewahrer alter Meistersingertradition, der sich mit aller Kraft, wiewohl vergeblich, dem Verfall seiner Kunst entgegenstemmte, erscheint er wie die fleischgewordene Verkörperung einer versinkenden Zeit. Die Zeitgenossen, zumal die des schlesisch-österreichischen Gebietes, fühlten die Tragweite seiner Bemühungen wohl. Auch die österreichischen Singschulen beugten sich seiner Autorität: er fällte dort seine Urteile mit dem ganzen Nachdruck eines Mannes, der sich seiner Stellung bewusst ist, und die Getadelten mühten sich redlich, die gerügten Fehler abzulegen. Hatte er doch noch selber zu den Füßen des Hans Sachs gesessen und von ihm die Gesetze der Tabulatur erlernt. Dem sinkenden Meistergesange die Ehrfurcht vor den geheiligten Regeln zu erhalten, empfand er als seine Sendung. Uns erscheint er nur noch als der strenge und gewissenhafte Hüter versteinelter Formen, die dann von den Wirren des Dreißigjährigen Krieges und dem frischen Lufthauch der neuen deutschen humanistischen Bildungspoese rasch genug hinweggeblasen wurden.

Er stammt aus der alten lausitzischen Sechstadt Görlitz. Der Vater, ein Bäckermeister, hatte sich früh der Lutherischen Lehre ergeben. Wie Hans Sachs besuchte der junge Puschmann die Lateinschule, wandte sich aber dann dem Schneiderhandwerk zu. Die Wanderschaft führte ihn nach den Hochstätten des Meistergesangs: nach Augsburg, das seinen Erwartungen nicht entsprach, und dann — etwa 1555 bis 1561 — nach Nürnberg, wo er den Unterricht des Hans Sachs genoss. Sein Handwerk gab er hier bald auf, aber in die Nürnberger Sängergunft wurde er als Meister aufgenommen. Dann kehrte er nach Görlitz zurück, wo er seit 1570 für kurze Zeit als Kantor an der Peterskirche und als Gesanglehrer am evangelischen Gymnasium wirkte. In der Folge trieb es ihn wieder hinaus, nach Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt. Den Straßburgern widmete er einen langen Gesang auf ihr Münster in den dreizehn Meistertönen Hans Sachsens. Sein endgültiger Wohnsitz wurde schließlich Breslau, wo er als Leiter einer kleinen Privatschule ziemlich kümmerlich sein Brot erwarb. Auch hier suchte er, wie in Görlitz, den Meistergesang zu Ehren zu bringen; ob und wie weit er an der Gründung der 1598 vom Räte bestätigten Sängergunft beteiligt war, ist nicht mit Sicherheit auszumachen.

Von seinen Schriften steht an erster Stelle der „Gründliche Bericht des deutschen Meistergesangs“, an dem er jahrzehntelang geübt und gebessert hat. 1571 erschien der erste Druck, 1598 der ganz umgearbeitete zweite, und dazwischen liegt noch eine weitere handschriftliche Fassung. Es war der erste Versuch, das gesamte Regelgebäude systematisch darzustellen. Wagenfeils berühmtes Buch von der Meistersinger holdseliger Kunst aus dem Jahre 1697, lange Zeit die Hauptquelle des Meistergesanges, aus der auch Richard Wagner seine Kenntnisse geschöpft hat, fußt ganz auf Puschmann. Den Anlaß gab ihm die zunehmende Mißachtung seiner lieben Kunst bei den Gebildeten und ihre Entartung durch die neumodischen Künsteleien der „Klünglinge, die in gemelter (nämlich der Nürnberger) Tabulatur gewühlet wie die Schwein im Rübenacker“. Gegenüber ihrem Bemühen, immer neue spitzfindige Vergehen auszuklüngeln und Wendungen zu beanstanden, die vielfach dem guten Deutsch der Bibelübersetzung und des Kanzleigebrauchs ganz angemessen sind, will er die alte Einfachheit der Vorfahren aufrecht erhalten wissen. Der erste Traktat handelt von den Reimen, deren er sechs verschiedene Arten zählt, und von der Anzahl der Silben im Vers: er empfiehlt keinen Vers länger als 13 Silben zu machen, da der Atem sonst nicht ausreiche. Der zweite Teil bringt die eigentliche Tabulatur. Sie ist im wesentlichen eine Zusammenfassung der Nürnberger Gepflogenheiten. Der dritte Traktat handelt von den Tönen und Melodeien. Später kam dann noch ein vierter Traktat hinzu; von Art und Eigenschaft der deutschen Versen, Reimen oder Rhythmis, wie man die recht komponieren oder erkennen soll. Dieser Abschnitt ist entwicklungsgeschichtlich bedeutsam, weil hier die lässige Praxis des lediglich für den Gesang bestimmten Meistersingerverses — auch des Hans Sachschen —, wo man die Silben einfach zählte und es auf ein gelegentliches Mißverhältnis von Rhythmus und natürlicher Betonung nicht weiter ankam, schroff zusammenprallt mit der neuen strengeren Forderung, daß Wort- und Versakzent übereinstimmen müssen. Puschmann findet diese neuen „scandirten Verse“, wie er sie nennt, so schwer, daß ihm ein eigener vierzeiliger Versuch den Stoßkeuzer auspreßt: „mögen klappen, wie sie können,“ und erklärt, so einer aus einem biblischen Texte „nach einander hundert deutscher Scandirter Versen machte, als wolte ich jm wünschen, daß er dafür zu lone bekäme 100 Taler“.

In seinen eigenen Gedichten zeigt sich Puschmann seinen strengen theoretischen Forderungen durchaus nicht immer gewachsen. Wie er bei seiner mangelhaften Schulbildung häufig durch „falsches Latein“ sündigt, so begegnen auch sonst mancherlei Verstöße. Sein Schwergewicht liegt durchaus im Formalen: von der Lebensfrische und dem stofflichen Reichtum seines Lehrers Hans Sachs findet sich bei ihm keine Spur. Seine formal-artistischen Neigungen gingen so weit, daß er sich nicht nur die ungeheuerliche Zahl von 250 fremden Weisen aneignete, sondern auch die von ihm erfundenen meist nur ein einziges Mal verwendete. 36 neue Töne hat er zustande gebracht, ein formalistischer Rekord, der ihm bei den Kunstgenossen sicher staunende Bewunderung eintrug; konnte doch Hans

Sachs selbst nur mit dreizehn eigenen Tönen aufwarten. Originell ist seine Namengebung: er hat nämlich, mit Ausnahme der Klingenben Busch- und der Jungfrauenweise, seine Töne ausnahmslos nach Vögeln benannt, von Lerche und Nachtigall bis zu Papagei und Eisvogel; selbst eine Vogelweise aller Vögel gibt es bei ihm.

Inhaltlich fehlt seinen Liedern jede persönliche Note. Die moralisierenden Bibeltexte, die trotz Vers und Reim lebernte Prosa bleiben, das Dugend weltlicher Lieder, wo er die Tabulatur in Reime bringt, Schwänke von Wicram und Pauli nacherzählt, schlesische Anekdoten und Wundergeschichten berichtet: das alles ist, selbst mit besseren meisterfingerlichen Erzeugnissen verglichen, durchaus mittelmäßig. Ein einziges Mal ist bei aller Ungelenkheit des Ausdruckes ein wärmerer Ton zu spüren: in dem 1576 verfaßten Elogium auf den toten Meister Sachs, den Puschmann kurz zuvor noch einmal persönlich aufgesucht hatte; hier hat menschliche Teilnahme am Ende des verehrten Mannes dem sonst so trockenen Schulmeister die Feder geführt und ihn über sich hinausgehoben. Mit diesem Gedicht, in etwas überarbeiteter und erweiterter Gestalt, haben Arnim und Brentano ihre Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ abgeschlossen. Verdienstlicher als sein eigenes Schaffen ist Puschmanns Sammlertätigkeit. Auf seiner Reise in die alten Städte des Westens gewann er Einblick in das Kolmarer Liederbuch, eine Sammlung von Meistergesängen, die bis in die Zeit Frauenlobs zurückgeführt wurde, und fertigte sich daraus einen Auszug an. Dieser wurde die Grundlage für sein um 1588 abgeschlossenes Singebuch, das nicht nur literarhistorisch, sondern auch musikgeschichtlich wichtig ist als relativ beste und vollständigste Quelle für die Melodik der Meisterfinger. Obgleich seine Wiedergabe der Melodien keineswegs einwandfrei ist, und er gelegentlich sie mit „Blumen“ (Koloraturen) verzierte, so ist sie doch zuverlässiger als die der uns erhaltenen Abschrift der Kolmarer Sammlung. Puschmanns Handschrift umfaßt die Entwicklung von Frauenlob bis zu seiner eigenen Zeit; er selbst ist besonders reichlich vertreten. Dabei kam es ihm vor allem auf die Überlieferung der Töne an. Inhaltlich hat er seine Anthologie zu einer Art Erbauungsbuch im Geiste der Reformation ausgestaltet; er gibt nur geistliche Texte, und wo das Original weltliche aufwies, setzt er dafür religiöse eigener Erfindung. Seinen Protestantismus bekundet er zuweilen etwas wunderlich, wenn er in einem Liede, dessen Abgesang ein Marienlob enthält, statt dessen einen Hymnus des Hans Sachs auf die Bürgersfrau einfügt.

Puschmanns Gründlicher Bericht sollte für die Breslauer Singschule noch praktische Bedeutung gewinnen. 1598 nämlich wurde Tabulatur und Schulordnung dem Magistrat überreicht und eine erneute Bestätigung der Meisterfingerschule von diesem in sehr anerkennenden Worten gewährt. Während die Schulordnung, welche die allgemeinen Pflichten eines Meisterfingers behandelte, im großen und ganzen nach dem Muster des Nürnberger Schulzettels von 1540 entworfen ist, stellt die Tabulatur eine fast wörtliche Herübernahme des zweiten Traktats aus dem Gründlichen

Bericht dar. Die Eingabe unterrichtet in wünschenswerter Weise über die Gepflogenheiten der Breslauer Schule. Da gibt es feste Regeln über die zulässige Höchst- und Mindestzahl beim Schulsingen, über die Zahl der gestatteten Geseße, die je nach der Länge des Tages, also nach Sommers- und Winterszeit, verschieden war. Für das Schulsingen waren nur geistliche Stoffe gestattet, während bei den nachfolgenden Zechen auch weltliche zugelassen wurden. Allmonatlich und außerdem zumindest an den drei hohen Festen mußte ein Schulsingen abgehalten werden; drei bis vier Wochen vor jeder solchen Veranstaltung hatte eine Schule stattzufinden, wo die Sänger, die bei dem öffentlichen Singen auftreten wollten, ihr Lied vortragen oder wenigstens den gewählten Text anzeigen sollten. Die Schulordnung regelt mehr das äußere Verhalten. Die Zuhörer sollen fein still sein wie in der Kirche. Die Sänger haben sich dem Urteil der Merker zu fügen und dürfen nicht um Geld und Gaben, sondern nur um einen Kranz singen. Argerliche und unflätige Lieder sind auch bei den Zechen streng verboten. Während der Schule ist der Genuß von Wein und Bier untersagt, ebenso Karten- und Würfelspiel. Zu Beginn der Zechen, wo es dann fröhlicher hergegangen sein mag, hat ein jeder sein Seitengewehr abzulegen; Streitigkeiten dürfen hier nicht ausgetragen werden. Wer das Schulkleinod gewinnt, darf das nächste Mal mit den Merkern an ihrem gesonderten Tische sitzen. Die Kranzgewinner haben an ihrem Ehrentage den Zechleuten das Bier zu kredenzen und beim nächsten Singen an der Tür das Eintrittsgeld einzufassieren.

Zu größerer Bedeutung für das öffentliche Leben ist die Breslauer Singschule schwerlich mehr gelangt. Die Protokolle, die zweifellos geführt wurden, sind leider verloren, und so kennen wir auch nur wenige Meisternamen. Nicht einmal über den Ort der Veranstaltungen sind wir unterrichtet. Daß die Schulen wie in Nürnberg oder Augsburg in Kirchen abgehalten wurden, ist schon darum ausgeschlossen, weil das Trinkverbot als notwendig erachtet wurde. Wahrscheinlich fanden sie in Breslau im Rathaus statt, wie dies auch in Brieg der Fall war; wohl in der oberen oder unteren Halle, wo auch andere bürgerliche Festlichkeiten veranstaltet wurden. Zu den Zechen fand man sich nach Schluß der Schulen in den Wohnungen von Mitgliedern zusammen, und hier ließen die Meister ihre neuen Töne erstmalig hören. Auch mit anderen Singschulen stand die Breslauer in Verbindung. Am regsten dürfte der Verkehr mit Nürnberg gewesen sein, doch auch nach Augsburg, Straßburg, Jglau, Steyer, Wels, Eferding und Danzig spannen sich Fäden. Puschmann hat mehrmals Liedersammlungen an befreundete Kunstgenossen in anderen Städten versandt. Verschiedene fremde Meister haben Breslau vorübergehend aufgesucht, so der angesehene Nürnberger Georg Hager, der bei Herolt Geselle war und noch lange mit ihm in Beziehungen stand.

1597 nahm der weitgereiste Weber *Georg Morgenstern* aus Straßburg in Breslau Wohnsitz. Er hatte auch in Augsburg und Nürnberg gesungen und war mit Hager befreundet. Von den Breslauer Meistern ist er unstreitig einer der frischesten und begabtesten. Seine

27 erhaltenen Lieder, aus den Jahren 1597 bis 1608, sind meist weltlichen Charakters, und sie geben einen guten Begriff von der Art der Vorträge auf den Zechen. Er bevorzugt Stoffe aus den alten Geschichtsschreibern, besonders aus Livius. Nicht geschichtlicher Sinn zog die hiedern Meister zu solchen Quellen, sondern die Freude an eigenartigen, stofflich reizvollen Begebenheiten. Die Gefänge des Kaspar Klipisch aus den Jahren 1609 bis 1622 lassen noch zahlreiche weitere Quellen erkennen: Herodot, Plinius, Iosephus, Plutarch, Justinus Sueton, Homer, Hesiod, verschiedene Kirchenväter. Natürlich darf man aus solchen Namen nicht auf eine gebiegene humanistische Bildung schließen. Von vielen der Genannten gab es schon deutsche Übersetzungen. Vor allem aber wurde ihre Kenntnis vermittelt durch zeitgenössische Sammelwerke, die auf die Quellen verwiesen, wie Andreas Hondorffs *Promptuarium exemplorum* (1571), das von Melancthon und Kaspar Peuter übersetzte *Chronicon Carioris*, Sebastian Münzers „*Cosmographie*, d. i. Beschreibung aller Länder, Herrschaften und fürnehmsten Stätten des ganzen Erdbodens“ (1550) und die 1604 ins Deutsche übertragene *Vita patrum* des Georg Major.

Zu den damals sehr beliebten Städtegedichten lieferte der Schuster Elias Freudenberg einen Beitrag mit seinem Lobspruch auf die Stadt Breslau (1603). Das Gedicht ist eine Bearbeitung von Hans Sachsens bekanntem Lobspruch auf Nürnberg von 1530, wobei die Vorlage auf das Doppelte ihres Umfanges aufgeschwellt wird. Freudenberg arbeitet mit gleichen Allegorien wie Sachs, nur daß er die Gestalten dem Breslauer Wappen entsprechend ändert. Er sieht im Traum einen schönen Garten und darin eine Löwin, die ihre Jungen gegen andere wilde Tiere zu verteidigen hat — bei Sachs ist es, dem Nürnberger Wappen entsprechend, ein Adler —; dabei sind ihr zehn mit allegorischen Attributen versehene Trabanten behilflich. Dann wird der Schläfer von einem Boten geweckt, der ihm den Traum auf das Wappen der Stadt Breslau ausdeutet und ihn nach dieser führt, wobei ein kurzer Abriss der Stadtgeschichte gegeben wird. Dazwischen steht allerhand Schmeichelfhaftes für den hochwohlweisen Rat und ein Lobpreis des wohlgeordneten bürgerlichen Lebens. Der Sänger schließt nach altem Brauch mit seinem Namen:

„Mehr unsern schwachen Glauben stärk,
Wünschet Elias Freudenberg.“

Auch dieser Sänger, der von 1602 bis 1607 in Nürnberg bezeugt ist, dürfte ein Oberdeutscher gewesen sein.

Ungefähr zur selben Zeit schrieb ein gewisser A. Plunkau einen wichtigen Lobgesang auf das Breslauer Bier, Schöps genannt, der auch gedruckt wurde.

Eine Reihe anderer Breslauer Meister sind uns nur dem Namen nach bekannt, im ganzen 23. Nach etwa 1620 geht es dann rasch abwärts. 1633 finden wir die Schule zum letzten Male urkundlich er-

wähnt, in einer Eingabe der Straßburger Meisterfinger an ihren Rat, in der sie auch andere Singschulen anführen. Einer der letzten Veteranen, der Schlosser Hans Hennig, bekundete, wie der Syndikus Hans Uffig 1671 in seiner Schrift „Von Zünften und Zechen“ berichtet: „Seither das spizige Reimen aufkommt, sey der Meisterfinger Reimen ganz in Verachtung gekommen.“ Außer in Breslau hat es auch in anderen Städten des Landes Meisterfinger gegeben, so in Schweidnitz, Brieg und Glatz; im Lausitzschen in Görlitz, Lauban und Sagan.

Als Ergebnis ist festzustellen, daß der Meistergesang nicht nur von auswärts ins Land getragen worden ist — die wenigsten Sänger sind Einheimische, der Einfluß der oberdeutschen Meisterfingerzentren und besonders des Hauptvertreters Hans Sachs liegt überall klar zutage —, sondern daß er auch in Schlessien nicht Wurzel gefaßt und keinerlei stammestümliche Besonderheit entwickelt hat. Der schlessische Meistergesang ist nichts anderes als ein infolge fremder Einwanderung und zufälliger persönlicher Beziehungen erwachsener Ableger der alten oberdeutschen Städtelkultur, an dem schlessisches Wesen keinerlei inneren Anteil hat. So zerging er denn auch wie von selbst, als die besten Kräfte des Landes zu Trägern der neuen Bildungsrichtung wurden.

Auch auf dem Gebiete des *Drama s*, das jetzt im 16. Jahrhundert zum ersten Male in Schlessien eine etwas umfänglichere Pflege findet, sind die Meisterfinger, wenn auch nur in bescheidenem Maße, hervorgetreten. Was wir bisher an dramatischen Versuchen namhaft machen konnten, war nicht viel. Ein Osterspiel und eine Anzahl Bruchstücke, das war alles. In neue Bahnen wird das Drama gelenkt, als die Humanisten die dramatischen Kunstwerke der Alten neu entdeckten und ihnen nachzueifern bestrebt waren; diese neulateinischen Stücke wirken dann auch auf die deutsche volkstümliche Dramatik hinüber und lenken sie in neue Bahnen. Wir haben also im Schlessien des 16. Jahrhunderts wie allwärts im protestantischen Norden drei Richtungen zu unterscheiden: das gelehrte Humanistendrama, das geistliche und weltliche volkstümliche Spiel und die Mischgattung aus beiden, das deutsche Schuldrama. Die Grenzen sind dabei sehr fließend. Die Einwirkung der beiden andern für die Geschichte des Dramas wichtigen Faktoren, der englischen Komödianten und der Jesuitenkomödie, macht sich erst im 17. Jahrhundert geltend.

Die Pflege der geistlichen Spiele hatten die Siedler wohl schon aus ihren alten Wohnsitzen mit herübergebracht. Zu den ältesten Darstellungen dieser Art dürfen wir wohl die sogenannten Advent- oder Christkindspiele rechnen. Das Christkind, das hier als erwachsene weibliche Person gedacht ist, tritt auf mit einem männlichen Begleiter, der verschiedene Namen führt, gewöhnlich ist es der heilige Joseph oder der Knecht Ruprecht. Die Szene geht zurück auf alte heidnische Bräuche zur Sonnenwendzeit: unschwer erkennt man hinter der christlichen Verhüllung die Gestalten der Frau Berchta oder Holle und Wodans, des wilden Jägers. Wie die Verbreitung und die enge Verwandtschaft der Texte zeigt, müssen die Sudetenländer als das eigentliche Kerngebiet des Advent-

spiels gelten. Die erhaltenen schlesischen Texte gehen freilich nicht über das 17. Jahrhundert zurück; das beweist die Bevorzugung des Alexandriners. Neben ihnen lebte aber auch das christliche Christgeburts- oder Dreikönigspiel im Volke; hier war die Kernszene die Verkündigung von Christi Geburt an die Hirten, ihr Gang zur Krippe, und Anbetung; dann das Erscheinen des Sternes und die Überreichung der Gaben durch die Könige aus dem Morgenlande. Damit wurde häufig das ursprünglich selbständige Herodespiel verschmolzen. Die meist mundartlich abgefaßten Hirten szenen boten erwünschte Gelegenheit zu drastischer Komik. Die von der volkstümlichen Forschung erfaßten Texte sind natürlich durchweg spätere Fassungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben. Die ältesten Bestandteile weisen aber zurück bis ins 14. Jahrhundert. Aus der Zeit vor Opitz wissen wir nur von dem Druck eines einzigen Weihnachtsspiels, das sich aber nicht erhalten hat: „Christus natus. Kurzer Summarischer Inhalt von der Menschwerdung und fröhlichen Geburt Jesu Christi Gottes und Mariä Söhnleins, was von seiner Kindheit an bis über sein Sechtes Jahr . . . sich zugetragen hat“, von Johannes Cypf, dem Sohne eines aus Mährisch-Sternberg eingewanderten Brieger Pfarrers, 1616/17 erschienen. Mit dem Weihnachtsspiele verband man wohl auch das Spiel vom Sündenfall und führte so die Erlösung der Menschheit bis zur Geburt des Heilandes zusammenhängend vor. Ein Spiel dieser Art haben wir aus Obergund bei Zuckmantel im heute tschechischen Teile Schlesiens. Es ist wohl im 16. Jahrhundert entstanden und mischt alte volkstümliche Bestandteile schon mit neueren kunstmäßigeren. In der gleichen Tradition dürfte das von Gottsched im „Nötigen Vorrat“ erwähnte Spiel des Briegers Georg Röll gestanden haben: „Comedia vom Jahl Abae und Evaë bis auf den verheißenen Söhnen Christum.“ Es wurde auf dem Schloß im preussischen Königsberg 1573 aufgeführt und zeigt in seiner Einteilung in fünf Akte bereits den Einfluß des Humanistendramas. Daß andererseits das alte volkstümliche Element mit seiner naiven Mischung von Ernst und Komik darin einen breiten Raum einnahm, zeigt die tadelnde Anmerkung Gottscheds: „Wir dächten wohl in einer Komödie, darinnen Gott der Vater und Gott der Sohn wäre, da sollten Hans Wurst und Hans Han billig weg bleiben.“ Das Weihnachtspiel, das in großen Teilen Deutschlands seit dem Einsetzen der gelehrten deutschen Kunstdichtung rasch abstirbt, hat sich in Schlesien ebenso wie im katholischen Süddeutschland und in den Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie bis nach Deutschungarn hinein bis in die neueste Zeit im Volke lebendig erhalten.

Das volkstümliche weltliche Spiel ist wesentlich jüngeren Ursprungs. In seiner ausgebildeten Form als Fastnachtspiel ist es ein ausgesprochenes Erzeugnis des Bürgertums. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß es in Schlesien erst Eingang gefunden habe, als dort auch sonst die Bürgerschaft sich mit deutscher Dichtung zu befassen begann. In der Tat finden wir in Breslau erst im Jahre 1522 die Nachricht, daß Schüler

und andere junge Leute, „welche nachher viel Comödien öffentlich hielten“, zum ersten Male ein solches Spiel aufgeführt hätten. Eine weitere Angabe aus dem Jahre 1590 teilt mit, daß zur Fastnacht mit ausdrücklicher Billigung des Rates „viel schöne spiel und comödien öffentlich in häusern“ zur Darstellung gelangten. Texte sind uns nicht überliefert, und es ist daher auch nicht zu ersehen, ob man in Schlesien selbst Fastnachtsspiele dichtete oder nur von anderwärts beliebte Stücke übernahm. Dagegen ist in einer aus Glogau stammenden Handschrift ein loses Blatt aus der Zeit von etwa 1460 bis 1470 erhalten, das die Rolle des Ausschreiers von einem Fastnachtsspiel enthält. Da diese in niederländischer Mundart abgefaßt ist, darf man fast mit Gewißheit annehmen, daß in Glogau oder einer benachbarten Stadt auch eine Aufführung stattgefunden hat, die dann gewiß nicht die einzige dieser Art geblieben ist. Der ungefähre Gang der Handlung ist deutlich zu ersehen: eine Mutter will ihre Tochter verheiraten, und von den vier Werbern, Bauer, Ritter, Mönch und Schreiber schlägt der letzte, der Vertreter des Bürgertums, seine Nebenbuhler siegreich aus dem Felde. Ergötzlich ist die Schlußbetrachtung, die der Ausschreier anstellt: wenn die Jungfrau dem Bauern zugefallen wäre, würde der feine und gewandte Schreiber ihn mit seiner Frau betrogen haben. Das Motiv der Brautwerbung ist im Fastnachtsspiel häufig; insbesondere steht das schlesische Spiel dem Spiel vom Werben um die Jungfrau aus der Kellerschen Sammlung inhaltlich nahe.

Als Ausläufer der volkstümlichen Überlieferung sind endlich die Meisterfingerstücke zu betrachten, die in Schlesien freilich erst in einem Zeitpunkte einsetzten, wo der Meistergesang bereits von humanistischer Bildung befruchtet war. Die drei redseligen und schwunglosen Dramen des Hieronymus Lind folgen der Manier des Hans Sachs, auch im Aufbau, in der Einteilung in eine beliebige Anzahl von Akten. So hat das Spiel „von einem jungen Ritter, Julianus genannt, wie er sein Vatter und Mutter erstochen hat, darauf vil schöner ler und exempel zu lernen sein, daß man nit soll zu gach sein, sondern ein jeder bedenke das Endt“, nicht weniger als zehn Akte. Es ist 1564 gedruckt worden. Zugrunde liegt eine mittelalterliche, den *Gesta Romanorum* entnommene Abwandlung des Oedipusmotivs. Die beiden anderen Werke sind nur handschriftlich erhalten: eine Komödie aus dem folgenden Jahre, in der Satan, der Erzengel Raphael und andere den bevorstehenden Türkenkrieg erörtern, und ein Salomonstück. Von Aufführungen ist nichts bekannt.

Auch P u s c h m a n n hat sich dramatisch betätigt. Seine „Comedia von den Patriarchen Jakob, Joseph und seinen Brüdern“ ist 1580 geschrieben, 1592 gedruckt worden. Dieser biblische Stoff war in der zeitgenössischen Schulkomödie sehr beliebt. Puschmann wählte ihn, wie er in der sehr ausführlichen Vorrede dartut, weil ihm die vorhandenen Bearbeitungen nicht genügten: sie verstießen gegen die Reingesehe und seien vielfach zu lang. Er nimmt sich den Hans Sachs zum Vorbild, der diesen Stoff nicht habe behandeln können, weil er mehr Personen erfordere, als

ihm zur Verfügung standen. Trotzdem er von seinen Vorgängern nicht viel wissen will, lehnt er sich doch vielfach an ältere Vorbilder an, vor allem an das auf zwei Tage berechnete Stück des Weissenburger Schulmeisters Christian Zyril von 1572 und an den „Joseph“ seines Lausitzer Landsmanns Leschke. Eigene Erfindung geht ihm fast ganz ab. Auch ist ihm das Stück viel zu lang geraten; daher gibt er eingehende Anweisungen für etwa erforderliche Kürzungen. Überhaupt hat er die Aufführung vor Augen: er richtet es so ein, daß für die 44 Personen des Stückes im Notfall 18 Darsteller ausreichen, und gibt gründliche Vorschriften für Spiel und Kostüm: Jakob muß einen großen, schönen, langen, grauen Bart und lange Haare haben, auch einen Jakobstab und Hut; der Engel Gottes muß seinen engelischen Sonnenschein, gelbe, krause Haare und engelischen Habitus haben usw. In manchen Zügen macht sich der Einfluß des Schuldramas bereits bemerkbar; so gliedert er, über Hans Sachs hinausgehend, seine Akte in Szenen. Das Stück ist ungeheuer breit und schleppend, platt und langweilig und ohne jeden dramatischen Zug. Es war hinter der Zeit zurückgeblieben schon beim Entstehen; einem Publikum, das mit den immerhin höherstehenden Erzeugnissen der Schuldramatiker vertraut war, konnte das altmodische Meisterfingerspiel mit seinen holperigen Versen, seiner primitiven Szenenführung und Charakteristik eine tiefere Teilnahme nicht mehr abgewinnen. So erlebte auch Puschmann an seinem Werke nicht allzu viel Freude. Das mit der Zensur betraute Breslauer Pfarramt erklärte in seinem Gutachten an den Rat der Stadt: „Wir befinden vornehmlich, daß der arme Mann hiermit sucht, sich in dieser schweren Zeit desto besser zu erhalten; sonst ist das Gedicht an ihm selber gar schlicht und einfältig, und sind in den öffentlichen Buchläden allhier durch den Druck von dergleichen Historien gar viel schicklichere und besser gestaltete Exemplaria vorhanden. Auch können wir nicht verhalten, daß etliche obscoena verba und gesticulationes darinnen sein, die vor züchtigen Ohren und Augen sich durchaus nicht schicken mögen. Überdies ist es sehr lang in der action, dadurch die spectatores über die billige Zeit würden aufgehalten werden.“ Die Beanstandung der „obscoena verba“ ist schwer zu verstehen; selbst die Szene zwischen Joseph und Potiphar's Gattin ist durchaus zähm und harmlos gehalten. „Mit großer Vorbitt“ hat Puschmann schließlich doch noch erreicht, daß der „Joseph“ 1583 in Breslau mit Musik und Gesang gespielt wurde.

Das humanistische Lateindrama ist in seinen Anfängen Komödie, an Terenz und bald auch an Plautus anknüpfend. Die Terenzrenaissance in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts führte auf der einen Seite dazu, daß man auf Universitäten und Schulen klassische Komödien zur Darstellung brachte. Der Breslauer Rektor Corvinus hatte mit seinen Terenz- und Plautusaufführungen durch die Schüler von St. Elisabeth 1500 und 1502 den Reigen eröffnet. Von weiteren Vorstellungen ist zunächst zwar nichts bekannt, doch ist es wenig wahrscheinlich, daß man in der Blütezeit des schlesischen Humanismus

an den Breslauer Schulen nicht weitere Schritte unternommen haben sollte. Andererseits spornte das Vorbild der Alten zur Nachahmung. So entsteht nach ersten tastenden Versuchen die terenzische oder plautinische Renaissancekomödie mit strengem, in fünf Aufzüge gegliedertem Bau und dramatischer Führung der Handlung. Bald erkannte man seine hervorragende erzieherische Bedeutung und stellte es bewusst in den Dienst der humanistischen Schule. Das lateinische Schuldrama will nicht wie das vollstümliche Spiel durch reichbewegte bunte Handlung der Schaulust der Menge dienen; sein Zweck ist, wie Frischlin es 1581 in der Vorrede zu seiner „Dido“ aussprach, die Beherrschung der lateinischen Sprache zu fördern, durch Auswendiglernen der Rollen das Gedächtnis zu stärken, durch freien und ungezwungenen Vortrag gesellschaftliche Gewandtheit und Sicherheit im öffentlichen Auftreten zu erzielen. Das war für den künftigen Lehrer oder Prediger nicht minder wichtig als für den Juristen und Staatsmann. So wiegt denn im Schuldrama das deklamatorische Element, die Kunst der Rede vor, und die spannende Handlung tritt zurück. Für das ganz von lutherischer Geistigkeit erfüllte 16. Jahrhundert lag es nahe, daß man die von Luther empfohlenen biblischen Stoffe mit Vorliebe zum Gegenstand wählte und so das Schuldrama auch in den Dienst der religiösen und sittlichen Erbauung stellte, die bei den meisten Stücken des Plautus und Terenz begreiflicherweise stark zu kurz kam. In Schlessen scheint das lateinische Schuldrama erst ziemlich spät eingeführt zu haben. 1613 gab M. G. Seidel, Lehrer am Magdaleneum, eine Tragikomödie *Tycherma vel Stammatus* heraus und berichtete in der Vorrede, da im Vorjahre die Aufführung eines ungenannten Stückes Schülern wie Mitbürgern sehr erwünscht gewesen sei, so habe er auf Wunsch und unter Beihilfe des Rectors Kirsten das vorliegende Stück, eine Materie aus dem Galen, verfaßt, in der Hoffnung, die Jugend dadurch von den heimlichen Darstellungen gemeiner und schmutziger Spiele abzuhalten, die nur die Sittenverderbnis förderten. Am Brieger Gymnasium hören wir von Aufführungen griechischer und lateinischer Stücke seit 1605; von 1617 an traten deutsche an ihre Stelle. In Bunzlau, wo wir seit 1606 Berichte über Schulaufführungen haben, wechselten lateinische und deutsche Aufführungen ab.

Leider ist wenig darüber bekannt, wie weit solche Stücke von einheimischen Dichtern stammten. Der einzige Schlessier, der sich auf dem Gebiete des lateinischen Schuldramas einen Namen gemacht hat, wirkte im Auslande. *Georg Calaminus* (eigentlich Röhrich) pflegte die humanistische Tragödie, an die man sich erst weit später als an die Komödie heranwagte, und für die vor allem der Spätlateiner Seneca das maßgebende Vorbild war. Seneca ist dann besonders für die Tragödie des Barock wichtig geworden; denn trotz der an den Griechen geschulten Form ist er durch seine Vorliebe für stoffliche Greuel und die Verfühlung des Stils von der Linie des maßvollen klassischen Schönheitsideals weit entfernt. Calaminus nun nimmt insofern eine besondere Stellung ein, als er sich mindestens ebenso an den griechischen Tragikern wie an Seneca

gebildet hat. Das war damals eine ziemlich Seltenheit und ist darauf zurückzuführen, daß die Griechen an dem Straßburger Schultheater, das für seine Entwicklung maßgebend wurde, besondere Schätzung genossen.

Calaminus ist 1547 zu Silberberg, im Fürstentum Münsterberg, geboren, wo sein Vater das Gewerbe eines Seifensieders betrieb. Seine erste Bildung erwarb er sich in Königgrätz und Breslau, hier unter dem Trozendorffschüler Petrus Vincentius. Durch Privatstunden und Hauslehrertätigkeit fristet sich der Unbemittelte dann an den Universitäten Heidelberg und Straßburg durch; sein Bildungsgang ist halb autodidaktisch, und vielleicht gewinnt er gerade dadurch eine gewisse Besonderheit. Mit Gelegenheitsgedichten in bewährter Schulmanier fängt er an. Altertumsverehrung und inniges religiöses Empfinden einen sich bei ihm zu schönster Harmonie. Die damals besonders hervortretende Richtung der Straßburger Schulbühne auf die Griechen bleibt auf ihn nicht ohne Einfluß. 1578 führte Michael Bosh, der Lehrer der oberen Gymnasialklassen, die Phönissen des Euripides griechisch und lateinisch auf; es kann kaum zweifelhaft sein, daß er sich dabei der 1577 erschienenen lateinischen Versübertragung des Calaminus bediente. Dieser hat wahrscheinlich auch andere euripideische Dramen ins Lateinische übertragen. Da er trotz aller Bemühungen in Straßburg keine Anstellung fand, so nahm er gern an, als er 1578 an die landesständische Adelschule zu Linz berufen wurde. Auch hier fanden, wie in Straßburg, Aufführungen statt, und Calaminus schrieb mehrere kleine Stückchen für das Linzer Schultheater. In Straßburg hatte er nur ein einziges dramatisches Werk verfaßt, das er jetzt wieder hervorholte: den *Carmius sive Messias in praesepi* 1576. Es schildert den Gang der Hirten zur Krippe nach dem Lukasevangelium. In seiner schlichten Haltung, die auf jedes episodische Beiwerk verzichtet, weiß es den poetischen Zauber der biblischen Erzählung wohl zu wahren. In der Form ist es eine den vergilischen Eklogen nachgebildete Wechselrede. Das Hirtenmilieu mochte dazu verleiten, aber auch die Weissagung der kumäischen Sybille in der vierten Ekloge, die schon das frühe Mittelalter auf Christus bezog, legte gerade bei diesem Stoffe die Nachahmung Vergils nahe. Wie bei Vergil eröffnet und schließt der Dichter das Stück und unterbricht es wiederholt durch seinen Bericht. Auch einige weitere für die Linzer Schule bestimmte Stückchen halten an dem vergilischen Eklogenstil fest. 1579 entstand der *Philomusus*, in dem zwei Hirten sich über die Süßigkeit der Liebe unterhalten und auf einen jungvermählten Genossen Heil und Segen herabflehen. Nähert sich dieses Stück schon bedenklich der modischen italienisierenden Schäferei, so wird die bukolische Einfleidung, die sich im *Carmius* ganz zwanglos durch den Stoff ergeben hatte, zur vollendeten Unnatur in dem *Daphnis sive Christus patiens* aus dem nächsten Jahre. Hier berichten am zweiten Morgen nach Christi Kreuzigung zwei Hirten einander von den Leiden des Herrn, die sie mitangesehen; und ein dritter rühmt dann obendrein noch ihre Darstellungen wegen ihrer künstlerischen Vollendung.

Nach einer längeren Pause folgten die beiden großen Dramen. *Helis*

(1591) behandelt die biblische Erzählung von Eli und seinen beiden Söhnen, die auch Hans Sachs dramatisiert hat. Störend ist die aufdringliche pädagogische Tendenz: die Nachteile der Privaterziehung und die Gefahren allzu großer väterlicher Milde sollen den Gymnasiasten vor Augen geführt werden. Doch ist die Einwirkung der Griechen — genauer des Sophokles und Euripides, denn Aeschylus wurde noch wenig gelesen und galt nur als roher Vorläufer — hier deutlich spürbar; in dem einfachen, natürlichen Fluß der Rede wie in der Behandlung des Chors, der — ganz anders als bei Seneca und später im Barockdrama — in den Dialog eingreift und nach einem größeren Gesange die neu auftretenden Personen ankündigt, so daß das Ganze sich in ununterbrochener Folge abrollt. Der Rudolphottocarus (1594), der Stoff von Grillparzers König Ottokar, ist ein historisches Drama zur Verherrlichung des Habsburger Hauses. Das Werk leidet unter der Fülle gelehrten Wissens, das der Verfasser bei jeder Gelegenheit aufstischt. In Anmerkungen hinter jeder Szene werden die benutzten Quellen von Herodot bis auf Aventin gewissenhaft nachgewiesen. Die treibende Kraft ist Ottokars Gemahlin Kunigunde, die ihn in ihrem Ehrgeiz zum Kampfe gegen Rudolf und so in Niederlage und Tod hineintreibt. Wie bei den Griechen wird die Darstellung des Todes auf offener Bühne vermieden; ein Bote berichtet von Ottokars Fall in der Marchfeldschlacht. Calaminus betont im Prolog, er habe sein Werk in der Absicht geschrieben, die Jugend zum Studium historischer Werke anzuregen, da Unkenntnis in der vaterländischen Geschichte eine Schande sei; wahrscheinlich steuerte er damit auf eine Stellung in Wien los, etwa auf das Amt des kaiserlichen Hofhistoriographen. Der Kaiser krönte ihn für den Rudolphottocarus zum Dichter und beschenkte ihn mit seinem Bilde. Als Calaminus zur Dankagung nach Wien reiste, steckte er sich an der Pest an und starb kurz nach der Rückkehr, 1595. So erlebte der eifrige Protestant die Gegenreformation nicht mehr, die mit dem neuen Jahrhundert auch Linz erfasste.

Das deutsche Schuldrama ist eine Art Kompromiß zwischen dem lateinischen Drama und der volkstümlichen Tradition. Die lateinische Sprache war einem großen Teile der Zuschauer unverständlich, daher man sich oft mit deutschen Inhaltsangaben vor den einzelnen Akten behalf oder einen deutschen Prolog voranschickte. So griff man vielerorts wieder zur Muttersprache, ohne indes den strenggegliederten Bau der terenzischen Komödie preiszugeben. Eine feste Norm gibt es freilich nicht; das Drama des 16. Jahrhunderts weist alle Spielarten auf zwischen strengster und lockerster Formgebung. Und außerdem muß man berücksichtigen, daß das Gesagte sich allein auf die äußere Gliederung des Stückes bezieht; in der sprachlichen und metrischen Formung zeigt sich vor Opiß fast überall der gleiche Wildwuchs, bestenfalls ein Streben nach geordneter Gesetzmäßigkeit. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Süden die freiere Gestaltung bevorzugt und auch meistens die alte Simultanbühne des mittelalterlichen Dramas beibehält, während Sachsen, der Hauptsitz der Schulkomödie, sich enger an das terenzische Vorbild anlehnt. Auch Schlessien steht darin dem

sächsischen Nachbarlande nicht fern. Inhaltlich bevorzugt die protestantische Schulkomödie — und das schlesische Schuldrama des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts ist durchweg protestantischen Geistes — biblische Stoffe; doch vermeidet man bald die im Mittelalter so beliebte Darstellung der Passion und bringt Christus überhaupt nicht mehr gern auf die Bühne. Einige Stoffe, auf die Luther hingewiesen hatte, werden mit besonderer Vorliebe behandelt: „denn Judith gibt eine gute, ernste, tapfere Tragödie, so gibt Tobias eine feine, liebliche, gottselige Komödie.“

In Schlessien scheint das deutsche Schuldrama reichlich spät Eingang gefunden zu haben. In Breslau wurde 1562, bei Gelegenheit der Erhebung der Elisabethschule zum Gymnasium, außer einem Stücke des Terenz noch eine deutsche Komödie von Kain und Abel aufgeführt. Ein Stück von Adam und Eva, welches 1576 von Studenten und Handwerkern unter großem Zulauf auf dem Bischofshofe vorgeführt wurde, darf als eines der wenigen Zeugnisse dafür gelten, daß man auch auf katholischer Seite Darbietungen dieser Art pflegte oder ihnen zum wenigsten wohlwollend gegenüberstand. In der Pfarrkirche zu Habelschwerdt spielte man 1573 eine Tragödie vom Jüngsten Gericht und 1587 die Geschichte des alten Tobias. Das erwähnte, in Königsberg aufgeführte Spiel vom Fall Abels und Evae des Briegers Georg Röll dürfte gleichfalls bereits die Formen der Schulkomödie aufgewiesen haben.

Das älteste erhaltene Stück vom fraglosen Typus der Schulkomödie haben wir aus dem oberlausitzischen Görlitz, das ja damals nicht eigentlich zu Schlessien gehörte, aber wie die ganze Lausitz mit Böhmen gleichfalls an die Habsburger gekommen war. Es ist dies das 1586 gedruckte Stück des Görlitzer Schulmeisters und Kaiserlichen Notars Georg Göbel: „Die fart Jacobs des Heiligen Patriarchens Vnd der Vrsprung der Zwölff Geschlecht vnd Stemme Israel, aus dem Buch der Schepfung Comedienweise auff Hochzeiten und sonst zu spielen gestellet.“ Im Jahre vorher hatte er es mit seinen Schülern öffentlich aufgeführt. Es hat fünf Akte, einen vom „Argumentator“ gesprochenen Prolog und Epilog, aber nicht die üblichen argumenta, d. h. gereimten Inhaltsangaben vor den einzelnen Aufzügen. Die Handlung erstreckt sich von der Erschleichung der Erstgeburt bis zu Jakobs Rückkehr von Laban. Mit der Zeit geht der Dichter noch ganz frei um: in der ersten Szene des dritten Aktes verspricht Jakob dem Laban, ihm sieben Jahre um Rachel zu dienen; in der zweiten ist dieser Zeitraum bereits verstrichen. Eine Besonderheit, die gegen Ende des Jahrhunderts im Schuldrama immer häufiger wird, sind die Hirten- und Bauernszenen. Sie sind im Dialekt geschrieben; das erste Beispiel von der Verwendung der schlesischen Mundart im Drama. Derartige Auftritte haben ihren Ursprung im Fastnachtspiel und sind denn auch gewöhnlich mit mehr oder minder komischen Zügen ausgestattet. In das ernste Drama drangen sie ein, als die allzu häufig behandelten biblischen Stoffe ihre Zugkraft einbüßten und man daran denken mußte, die Zuschauer durch neue Reizmittel zu fesseln. Diese Dialektpartien sind durch ihren derben Realismus kulturgeschichtlich wichtig; sie geben ein

lebensechtes Bild von dem Tun und Treiben des Bauernstandes und oft auch von seiner sozialen Not. Freilich wird auch die biblische Handlung immer noch mit naivem Anachronismus auf die Verhältnisse der eigenen Zeit übertragen. Nicht immer sind die Bauernszenen so geschickt motiviert wie bei Göbel, wo die Bauern als Knechte Jakobs oder Labans ganz zwanglos ihre Stelle im Rahmen des Ganzen finden. Recht ergötlich ist es, wenn der Bauer Claus, durch Jakobs Beispiel bewogen, eine zweite Frau nehmen will und ihn sein Nachbar Martin abmahnt: seine eigene mache ihm schon genug zu schaffen, und außerdem werde er die Kosten nicht aufbringen können. Er beharrt aber auf seinem Entschlusse:

„und wenn dann ein Kompt in die Wochen,
so kann d' ander ihr Suppen kochen.“

Im ebenfalls lausitzschen Lauban schrieb der Organist Bartholomäus Leschke 1571 eine „wunderschöne und liebliche Historia von dem lieben Joseph“ und ließ sie auch aufführen. Es ist ein ganz unselbständiges Werk, durchaus von dem Magdeburger Spiele von Georg Major und Joachim Greff aus dem Jahre 1534 abhängig, das Leschke stellenweise wörtlich ausschreibt; auch die Komödie des Schlettstädters Tiebolt Gart (1540), das bedeutendste und selbständigste aller Josephs-Dramen, hat er ausgiebig verwertet. Sein eigenes Werk wurde dann wieder von Puschmann ausgebeutet. Ein ganz anderer Geist weht in den drei biblischen Dramen, die ein anderer Laubaner, der uns bereits als fruchtbarer Kirchenliederdichter bekannte Pastor Martin Böhme (1557 bis 1622), im Jahre 1618 drucken ließ: Holofernes und Judith, Tobias, und Acolastus, eine lustige Comedia vom verlorenen Sohne. Es sind zweifellos die anziehendsten Schulkomödien, welche die Landschaft hervorgebracht hat, voll origineller und selbständiger Züge, ein wahres Labfal in dem Wust der eng am Vibeltexte klebenden, immer wieder tausendmal Dagewesenes wiederholenden Nachwerke. Was will es schließlich besagen, wenn Scherer für die Judith bei Birk, für Tobias bei Ackermann, für den Acolastus bei Gnapheus verwandte Züge entdeckt hat! Auch der antiken Komödie ist er für die Schlemmerszene im Verlorenen Sohn, für manche Namengebung verpflichtet. Sklavische Nachahmung findet sich nirgends. Auch Böhme ist freilich kein großer Dichter, aber wenigstens nicht bloßer Kopist wie damals die meisten. Sein Acolast ist ein begabter Junge, der nur von bösen Genossen verführt wird; als Gegenbild wird ein Musterstudentlein eingeführt. Neu ist, daß er des Nachbarn Sohn zu bereuen weiß, mitzuziehen; nachher, als der Unerfahrene um sein Geld erleichtert wird, macht sich dieser wieder rechtzeitig aus dem Staube. Der ältere Bruder ist ein fleißiger Arbeiter, aber kein großes Geisteslicht und auf die reichen Geistesgaben des Jüngeren neidisch. Der Tobias dient, wie bei den Lutheranern der Zeit gewöhnlich, zur Verherrlichung des heiligen Ehestandes. In der Judith findet sich ein bemerkenswerter Ansat zur psychologischen Vertiefung, wenn das allmähliche Entstehen ihres Entschlusses gezeigt wird. Am vorteilhaftesten

zeigt sich Böhmes Gestaltungskraft in den in keinem der drei Stücke fehlenden Bauernszenen, die mit besonderer Liebe ausgeführt und wieder in unverfälschtem Schlesiſch gehalten ſind. Wieder fehlt es nicht an draſtiſcher Realistik: mehrmals treten betrunkene Bauern auf. Im Verlorenen Sohn ergab ſich die Beziehung zur Haupthandlung ganz von ſelbſt; im Tobias iſt ſie ſehr geſchickt dadurch hergeſtellt, daß die widerſpenſtige Magd im Hauſe von Saras Eltern als Bauernbirne gezeichnet iſt, die in der Stadt dient; ſo werden wir nach ihrer Entlaſſung in die bäuerliche Umwelt hineingeführt und erleben ſogar noch die Vorbereitungen zu einer echten Bauernhochzeit. Am ausgeführteſten iſt die Nebenhandlung in der Judith, wo außer den Bauern noch die Landsknechte des Holofernes dazu dienen, ein verblüffend echtes Zeitbild zu entwerfen mit all den beſonderen Zügen des Soldatenlebens. Man braucht dabei noch gar nicht an den Dreißigjährigen Krieg zu denken, von dem Böhme damals ſchwerlich auch nur die allererſten Anfänge erlebt hatte. Holofernes wird von ſeinen Leuten mit „gnädigſter Herr“ oder „Herr Leutnant“ angeredet. In ſeinem Lager fehlt nichts, was für das Landsknechtweſen der Zeit charakteriſtiſch iſt: der Trommler, das Vermanrufen, die Lagerbirnen und vor allem die prachtvoll herausgearbeitete Geſtalt des Fahnenträgers, der bis zum Tode treu zu ſeiner Fahne ſteht. Die Bauern klagen, daß die aſſyriſchen Landsknechte ſchlimm bei ihnen haufen und ihnen das Lehte wegfrefſen; ihre Frauen erzählen von der Landsknechte Gottloſigkeit und Unkeuſchkeit. Die Soldaten tauſchen ihre ihnen erſt kürzlich angetrauten Frauen gegeneinander aus. Der Bürger Eutimus belehrt einen um ſeine geraubte Habe jammernden Bauern, daß man in Kriegszeiten ſich mit dem Treiben der Landsknechte nun einmal abfinden müſſe; aber ein frommer Soldat ſei hoch zu ehren, da er ſein Leben für das Land und ſeine Bewohner in die Schanze ſchlage. Im Acolast lungern entlaſſene Landsknechte in der Schenke herum; in Kriegszeiten habe man ſie nicht hoch genug ehren können, ſetzt wolte niemand etwas von ihnen wiſſen. Solche unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Bilder haben heute noch ihre Wirkung. In der Form iſt Böhme ziemlich ſtreng; nur rechnet er mit ſeiner dekorationsloſen Bühne oder auch wohl mit der alten Simultanbühne und wechſelt daher den Schauplatz ziemlich oft. Vor den einzelnen Akten ſtehen die erläuternden argumenta. Der Epilog ſpricht die Moral des Stückes aus; ſo geben etwa am Schluſſe des Verlorenen Sohnes ſieben Engel die Belehrung, daß der Menſch von Natur zum Böſen geneigt ſei und nur durch Gottes unendliche Gnade unverdientermaßen Verzeihung erlange. Sprache und Vers ſind glatt und fließend, der Reim verhältnismäßig rein. Freilich gibt es noch genug Stellen, die uns heute wie unfreiwillige Parodie anmuten, wie etwa beſpielsweiſe die folgende aus dem Judithprolog:

„Als Holoferne ihr ſchön Antliß ſicht,
Ein böſe Lieb ſein Herz anſicht;
Besoff ſich, ließ ſie zu ſich führen,

Entschlies und konnt sie nicht berühren.
 Die Judith ihren Mut beweist,
 Mit sein Schwert ihm den Kopf abschmeißt."

Die Bühnenanweisungen sind sehr ausführlich und rechnen sehr auf die Unterstützung des Spielleiters. So heißt es in der Wirtshausszene des Verlorenen Sohnes: „hier könt man eins auffblasen / fein wers wenn Gnatho und Glycerium auff der Laut und Instrument könten schlagen / daß sie zusamen stimmten.“ Oder Acolast als Schweinehirt: „hier greiffst Acolast in Serwtrog nimmt heraus und isset / kan sonst was in der Faust haben.“ Sehr wirkungsvoll wünscht Böhme den Augenblick im Tobias, wo sich der Reisebegleiter Asarias als Erzengel Raphael offenbart: „hie könt man ein racketlein fliegen lassen in die höhe / oder ein wisch Werck anzünden / wenn das in die höhe führ / so verbürge sich der Engel geschwinde / als wenn er verschwinde."

Die von Böhme gewählten Stoffe gehörten zu den Lieblingsthemen der Schulkomödie überhaupt. Daneben sind indessen auch seltener behandelte in Schlesien bearbeitet worden. Von dem Saganer Bürgermeister Heinrich Rätel (1529–1594) wurde 1594 eine geistliche Aktion vom gulden Kalb Aarons und 1603 eine Comödia von Davids ungeratenem Sohne Absalon gedruckt. In Opikens Vaterstadt Bunzlau führte der Magister Christoph Buchwälder 1606 eine Komödie von Heiligung und Entheiligung des Sabbathes auf, der Rektor Valentin Senfleben 1609 einen Verlorenen Sohn, 1610 „eine deutsche Komödie von zwei jungen Fürsten, so von Altenburg in Meissen sind entführt worden“, der vielgenannte „sächsische Fürstenraub“, 1612 ein Stück von einem Großsprecher. Freilich ist in diesen Fällen die schlesische Verfasserschaft nicht sicher; ebensowenig wie bei der Aufführung des Hecastus 1590 durch den Kantor Adam Koppe in der Frankenstein Klosterkirche. Hier ist sogar nicht einmal festzustellen, ob es sich um das berühmte lateinische Stück des Macropedius oder eine der zahlreichen deutschen Übersetzungen handelt. Aus Frankenstein ist weiter noch ein Stück des Stadtkanzlers Zacharias Poleus erhalten, die 1603 gedruckte „Tragedie aus heiliger göttlicher schrift von dem großen schrecklichen und erbärmlichen Hunger und Belägerung der Stadt Samariä“. Der poetische Wert ist nicht groß; immerhin fallen einige bezeichnende Streiflichter auf die Zeitverhältnisse. Ein paar Bauern klagen über die schlimmen Zeiten; sie beschweren sich über die wucherische Ausfaugung durch die Gutsherren, tadeln den beim Landvolke eingerissenen Kleiderluxus und eifern vom Standpunkte des strengen Luthertums gegen das Sektenwesen.

In Breslau übersehte der gekrönte Poet Andreas Calagius (1549–1609) zwei lateinische Dramen Frischlins: 1599 die Nebekka und 1604 die Susanna. Er war Rektor in Olas, kam 1576 als Lehrer ans Magdaleneum und drei Jahre später ans Elisabethgymnasium; 1586 legte er sein Amt nieder. Frischlins Stücke, 1576 und 1578 entstanden,

gehörten zu den beliebtesten Schuldramen der Zeit. Übertrifft er doch die meisten der lateinischen Dramatiker an Frische, Lebenswahrheit und treffender Charakteristik. Oft genug wird auch bei ihm das biblische Geschehen auf zeitgenössische Verhältnisse übertragen. Isaaks Bruder Jsaac in der Rebekka ist die Verkörperung des rohen Junkers und Leuteschinders, der sein Leben mit Jagen und Saufen zubringt. In der Susanna klagt einmal ein Bauer beweglich über die habgierigen und betrügerischen Gastwirthe; bei solchen Zügen mochte der trunkfrohe Frischlin ebenso aus eigener Erfahrung schöpfen wie hernach bei der Zeichnung der geldlüsternen Advokaten. Mit sicherer Hand macht er aus den beiden alten Lustlingen zwei markante Typen: der eine ist ein vertrockneter, einfältiger, furchtsamer Einfaltspinsel, der andere ein gewitzter feister Genießer, von behaglicher Laune und stets bereit, seinen Genossen ein wenig zu hänseln. Der Susanna sucht er einzureden, Gott habe ihm im Traume geoffenbart, sie solle von ihm den Messias empfangen. Calagius verdeutschte ziemlich frei und nicht ohne Geschick. Ähnlich wie Paul Rebhun, der Meister der sächsischen Schulkomödie, ist er in Sprache und Vers sehr sorgfältig und bemüht sich, die antiken Gesechlichkeiten sinngemäß auf die Muttersprache anzuwenden, so daß er den Vorläufern von Opitz zuzurechnen ist. In der Widmung der Susanna an Adam von Ed erklärt er denn auch: „Und ist, die Wahrheit zu sagen, deutsche Reim zu machen nicht ein geringer Arbeit als lateinische: voraus wenn man sie nicht hinschleudert, sondern siehet, daß sie klappen, die Wort und Syllaben wohl einfallen und sich nicht wie ein Faust auf ein Aug reimen, ihre just quantitet oder dimension haben.“

Diesen zahlreichen geistlichen Dramen stehen nur zwei weltliche gegenüber. Sie liegen allerdings ziemlich spät, und man sieht, wie man der allzuoft behandelten biblischen Themen langsam überdrüssig geworden war und der stoffliche Umfang sich wieder zu erweitern begann. Als Schulkomödien im strengen Sinne können beide Stücke nicht gelten. Der Verfasser des ersten, Zacharias Liebholtz (1552–1626), stammte aus Saalburg in Thüringen; er wurde Stadtschreiber in Goldberg und kam 1592 als Stadtschreiber und Schulmeister nach Silberberg, wo er für die Einführung der Reformation wirkte. Sein 1596 gedrucktes Stück gibt den Inhalt schon in dem umständlichen Titel: „Historia von einem frommen, Gottfürchtigen Kauffmann von Padua, welcher zu Mantua in beysein anderer Kauffleut wegen seines lieben, frommen Weibes Ehr und Frömmigkeit sein Hab und Gut verwettet, solches aber ihm ein leichtfertiger Sycophant mit betrug und unrecht abgenommen, dadurch der ehrliebende Kauffmann in gros Armut und sein fromes Weib unschuldig in Noth und Elend kommen. Auch wie hernach Gott, der Allmechtige, diese beyde Chleut wiederumb erfrewet und dagegen den Ehrendieb zu schanden gemacht und gestraffet hat. Dem H. Ehestande und allen Christlichen, ehrliebenden Eheleuten zu ehren und gefallen gestellt“. Zugrunde liegt eine Novelle des Boccaccio, die neunte des zweiten Tages im Dekameron. Shakespeare hat den gleichen

Stoff im „Cymbelin“ behandelt, aber dieser ist später entstanden. Eine Beeinflussung Liebholdts durch englische Schauspieler ist wohl ausgeschlossen, denn diese waren damals noch gar nicht nach dem deutschen Osten gekommen. Vielmehr weist der Stil des Ganzen, die knappe Anlage und die natürliche unsentimentale Sprache deutlich auf Hans Sachs als Vorbild hin. Gegenüber der klassischen Fünfszahl der Akte hat Liebholdt deren sieben, und ganz wie Sachs schließt er das Stück mit seinem Namen:

„Gott fromm eheleut behüten wollt,
Wünscht Zacharias Liebholdt.“

Das Werk steht also dem Meistersingerspiel näher als der Schulkomödie. Mit seinem Stoffe schaltet Liebholdt ziemlich frei. Die italienischen Personennamen ersetzt er durch lateinische, die zugleich der Charakteristik dienen. So heißt der ehrliche Kaufmann Veridicus, die treue Frau Castitas, der verleumderische Geselle Falsarius. Ebenso ist die Örtlichkeit verändert; die Novelle des Voccacio spielt in Genua. Die verstößene Frau flüchtet nicht, wie bei Voccacio, zum Sultan, sondern zum Herzog von Candia. Die Psychologie des Bösewichts macht sich Liebholdt sehr leicht, indem er ihm durch den im Schuldrama sehr beliebten Eteuseufel alles einblasen läßt, und zwar, ganz wie im mittelalterlichen geistlichen Spiel, durch einen Blasebalg. Auch das Ende des Sünders weicht von der Vorlage ab: während er dort auf Befehl des Sultans mit Honig bestrichen und von Fliegen und Hornissen aufgezehrt wird, läßt ihn Liebholdt auf offener Szene steinigen. Das schwache Stück ist merklich hinter seiner Zeit zurück; an einen Vergleich mit Shakespeare darf man gar nicht denken.

Viel höher steht Tobias Kober's „Tragödie“ „*Idea Militis vere Christiani*“. Kober — nicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Görlitzer Vetter, dem Freunde Jakob Böhmes — studierte in Leipzig und wurde dann Feldarzt bei Kaiser Rudolfs Armee in Ungarn. Er besang 1593 die Stadt Breslau in einem lateinischen heroischen Gedicht „*Vratislavia sive Budorgis, celebris Elysiorum metropolis*“. Aus jener Zeit sind auch mehrere lateinische Dramen von ihm erhalten: „*Palinurus*“ und „*Anchises*“, beides Stoffe aus der Aeneis, die Komödie „*Hospitia*“, die, damals ein beliebtes Thema, die gewinnfüchtigen Wirte verspottet, und endlich die Tragödie „*Sol sive Marcus Curtius*“, eine Verherrlichung der tapferen Kämpfer gegen die Türken. Eine Reihe weiterer Stücke, die in ähnlicher Weise die Namen der Planeten im Titel führen, sind verschollen. Eines von diesen, „*Mars sive Zedlicius*“, ist die ursprüngliche Fassung der „*Idea*“. Aber auch diese deutsche Bearbeitung, die er 1607 schrieb, als er Arzt in Löwenberg war, wirkt völlig wie ein Original. Sie ist eine Huldigung an das dem Dichter von seinen Kriegsjahren her befreundete Adelsgeschlecht der Zedlig auf Schloß Siebeneichen am Oder; sie behandelt die Heldentaten eines Ahnherrn, Christoph von Zedlig, der als Fähnrich die Wiener Türkenbelagerung von 1529 mitgemacht hatte. Das Stück spielt teils in

Wien, teils im türkischen Lager, und ist voll Bewegung und Leben. Der junge Jedliß wird bei einem Ausfall von der türkischen Übermacht gefangen genommen und vor Sultan Soliman geschleppt; dieser findet an seiner frischen unerschrockenen Art Gefallen und sucht ihn vergebens zu bewegen, sich ihm anzuschließen und zum Islam überzutreten. Zuletzt kommt er frei, die Türken ziehen ab, und das Drama schließt mit einem feierlichen Dankgebet im Stefansdom. Kober verwendet wieder reichlich die Mundart; doch geschieht dies nicht allein um der Erheiterung des Zuschauers willen — die spannende Handlung hatte solche Würzen kaum nötig —, sondern der Dialekt dient zugleich der Charakteristik. Kober begnügt sich nicht mit einer Mundart, sondern bringt — wohl angeregt durch den Vorgang des Braunschweiger Herzogs Heinrich Julius in mehreren Dramen — gleich vier auf einmal: der General Epteled von Reysbach spricht schwäbisch, der Fahnenjunker Wilhelm von Obernbed niederländisch, der Jude Mauschel ein allerdings wenig bezeichnendes Jiddisch und der Fuhrmann Hans, ein schlesischer Bauer, das heimatliche Idiom. Der niederländische Junker ist als banaler Schwächer gezeichnet; als er mit dem braven Fuhrmann zusammentrifft, versteht keiner des andern Wort. Dieser Hans ist nun ganz der Typus des ehrlichen schlesischen Landmanns: treuherzig und gutmütig, seinem Junker Jedliß treu ergebend, ist er alles andere als ein großes Geisteslicht. Er begreift schlechterdings nicht, warum man den Türken nicht in die Stadt lassen mag, wenn der es durchaus will. Ihm selbst ist er sehr gleichgültig: „a hott nischta zu thua mit mir; ich ha a och meh latige nie gefan.“ Erst als ihn ein Pfeil des Belagerers trifft, wird er ungemütlich und will zum Richter, damit dieser ihn bestrafe. Zum Schutze gegen weitere unliebsame eiserne Grüße stülpt er sich eine Pfanne auf den Kopf. Der Jude Mauschel steht in Verbindung mit seinen Leuten in Ungarn und will Wien dem Türken ausliefern; seine Schliche kommen aber an den Tag und er wird gehenkt. So gibt Kober immerhin ein kleines Kulturbildchen, das nicht ohne Reiz ist und wirkungsvoll die großen politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit schildert.

Kunstwerke sind diese Dramen ja allesamt nicht; die Sonderstellung von Böhme und Kober beruht eigentlich nur darauf, daß sie mehr aus dem Leben schöpfen als aus Büchern und Menschen und Zeitereignisse einigermaßen lebendig darzustellen wissen. Die biblischen Stücke sind außer den Böhmeschen alle über einen Leisten gehauen und halten sich an bewährte Vorbilder. Sprache und metrische Form sind von sorgloser Ungepflegtheit. Überall herrschen die alten vierhebigen Reimpaare. Die Silben zählt man und kümmert sich wenig um eine Übereinstimmung von Wort- und Versen. Nur Calagius und Böhme sind auf sorgfältigere Feile bedacht. Immerhin haben diese Ereignisse den Boden bereitet, auf dem das Barockdrama üppig aufging, als das Vorbild Senecas auf die gelehrten Dichter zu wirken begann und sich mit dem Schaugepränge der österreichischen Jesuitenkomödie traf.

Kirchenlied, Meistergesang und Drama also sind die Gebiete, auf

denen deutsche Dichtung vor Opiß in Schlessien sich entfaltete. Religiöses Zweckbedürfnis, handwerkerlicher Kunstehreiz, Schaulust und pädagogische Gesichtspunkte haben diese Literatur geschaffen. Eine Dichtung um ihrer selbst willen kennt das vorbarocke Schlessien noch nicht, wenigstens nicht außerhalb der gelehrten Lateinkunst. So ist denn auch die Prosaliteratur eingeschränkt auf Erbauung und Belehrung, auf Predigtsammlungen und wissenschaftliche Werke. Und dementsprechend fehlt auch noch der Roman. Man mag das soziologisch erklären: das Publikum der Ritterepen war nicht mehr da, und ein neues, das Kunst um ihrer selbst willen genossen hätte, gab es nur in der gelehrten Sphäre. Was Kahlert von erzählender Prosa anzuführen weiß, verteilt sich unschwer auf die Kategorien erbaulicher oder belehrender Zweckliteratur und volkstümlicher Schauermär. So hat der Trozendorf- und Melandthonschüler Christoph Jrenäus aus Schweidnitz (1520 bis nach 1584), der Hofprediger in Weimar wurde, dann aber als Anhänger des fatalistischen Eifersers Flacius Illyricus fliehen mußte und in Österreich im Wahnsinn verkam, 1568 die Geschichte der Rebekka „allen Jungfrauen zum Schauspiel“ beschrieben. Der Saganer Bürgermeister Nätel übersehte aus dem Lateinischen „des Großfürsten Johann Basilidis wunderbarliche schreckliche Geschichte“ (1582) und schrieb Lebensbeschreibungen von Konstantin, Karl dem Großen und Otto dem Großen. Der Löwenberger Tobias Seiler (1560–1629, gestorben als Hofprediger zu Lichtenburg) bewahrte 1605 den Fall einer zwölfjährigen Löwenbergerin, die man für befeffen hielt, der Nachwelt auf, und der Pastor Bartholomäus Knoblauch in Marklissa (1552–1624) ließ ein „Bild und Spiegel grausamer Raub- und Mordtaten“ erscheinen. Von dieser Art gibt es noch Verschiedenes. Eine Dichtung, die nicht nur belehren und bessern, sondern auch unterhalten und ergötzen will, brachte für Schlessien erst das Barock, und in dieser Zeit blühte auch der Roman empor.

Keine Dichtung ohne erbaulichen, moralischen, lehrhaften Endzweck gibt es in dieser Zeit fast nur in der Schicht, die von dem Bildungsdrange der Zeit am wenigsten berührt worden war. Selbst wenn in manchen Kirchenliedern das religiöse Gefühl einen stärkeren spontanen Durchbruch erlebt, ist das Poetische doch dem praktischen Zwecke unterstellt. So lebt der poetische Sinn am unmittelbarsten und ungebrochensten im Volksliede. Mag immerhin die reiche Fülle der deutschen Volkslieder des 15. und 16. Jahrhunderts als abgesunkenes Kulturgut der höheren Bildungsschicht zu werten sein — lag ja doch das reiche Erbe der mittelhochdeutschen Blütezeit vor; auf den Begriff des Volksliedes ganz allgemein diese heut beliebte Formel anzuwenden, hat freilich doch wohl seine Bedenken —, so ist doch hier der stärkste Ausdruck triebhaften dichterischen Dranges. Auch das schlesische Volk hat gern und viel gesungen; ein Zeichen, wie doch auch die Masse der einfachen Leute in dem größten Teile Niederschlesiens, in der Grafschaft, im Meißner Bischofslande schon damals als ausgesprochen deutsch gelten kann. Die volkstümlichen geistlichen Spiele, vor allem die so beliebten Christgeburt- und Adventspiele

schlugen wohl die Brücke von der älteren poetischen Volkskunst zu der Pflege des Volksliedes. Das alte schlesische Weihnachtslied „O Freda über Freda“ entstammt dieser Sphäre. Das politisch-historische Volkslied kannte Schlessien ebenfalls schon lange. Eschenloer berichtet, daß Spottlieder auf den verhassten Georg Podiebrad in großer Zahl im Schwange gewesen seien, und daß der König vergebens gegen die Bänkelsänger vorgegangen sei, die durch ihre Lieder die Volksmassen gegen ihn aufwiegelten. Eines dieser Lieder, das uns erhalten ist, wirft dem Böhmenkönig sogar vor, daß er seinen Vorgänger Ladislaus Postumus umgebracht habe. Soldatenlieder kamen durch die Landsknechte nach Schlessien, besonders im Dreißigjährigen Kriege, und Schlessier haben selbst manchen Beitrag geliefert. So wird in Hoffmanns Monatschrift ein als fliegendes Blatt gedrucktes „Soldatenlob im Dreißigjährigen Kriege“ mitgeteilt. Und vor allem fehlt natürlich das Liebeslied nicht. Die ergiebigste Quelle ist die Breslauer Liederhandschrift von 1603, die 119 Lieder enthält. Der Sammler ist mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit der aus Namslau stammende Breslauer Stadtschreiber Sebald Gebhard (1542–1604) gewesen. Er war natürlich ein gelehrter Mann, wie sein Amt es erforderte, und so beschränkt sich seine Teilnahme keineswegs auf das Volkslied allein; neben meistersingerlichen Künsteleien stehen gelehrte Renaissancegedichte mit Anspielungen auf die antike Mythologie wie auch zahlreiche Beispiele des damals so beliebten Gesellschaftsliedes, das volkstümliche Bestandteile nicht unglücklich fortbildet. Der Anteil des eigentlichen Volksliedes ist sogar verhältnismäßig gering. Auch ist vieles durchaus nicht schlesisches Eigengut; ein großer Teil der Lieder findet sich in andern Drucken und Handschriften wieder. Immerhin sind manche Stücke nur in Schlessien belegt, und zwei der Lieder haben sich nur in Schlessien und im sudeten-deutschen Kulmländchen bis in die neueste Zeit im Volksmunde erhalten. Zu den mit größter Wahrscheinlichkeit als schlesisch anzusprechenden Gedichten gehört das boshafte Spottlied auf „König Heinrich von Polen“: Heinrich von Valois, den die Polen zum Könige gewählt hatten, war 1574 nach noch nicht viermonatiger Regierungszeit heimlich zur Nachtzeit aus seinem Krakauer Schlosse entwichen und nach Frankreich zurückgekehrt. Auch ein richtiges schlesisches Dialektlied haben wir aus jener Zeit. Es steht in einer 1599 zu Frankfurt a. O. gedruckten Sammlung fünfstimmiger Lieder von Thomas Elsbeth, aus Neustadt in Franken. Wie die Dichtung so trägt auch Elsbeths Weise echte Volksliedprägung. Elsbeth widmet seine Sammlung der Breslauer Kretschmerzunft, hatte also offenbar schon damals Beziehungen zu Schlessien; um 1610 war er in Liegnitz tätig, und von 1616 bis 1624 wirkte er in Jauer. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Text und Melodie dieses „Petersilie-Liedes“ von ihm aus dem schlesischen Volksmunde übernommen sind.

Wie überall so stirbt auch in Schlessien mit dem Siege der gelehrten Richtung in der Literatur durch Opitz die naive Volksdichtung ab. Mit Opitz tritt die schlesische Dichtung in ein neues Stadium. Hatte sie bisher

lernend und nachahmend an der literarischen Entwicklung des Mutterlandes teilgenommen, so wird Schlesien jetzt literarisch führend. Ließ sich vor Opitz kaum ein klar erkennbares organisches Wachstum, eine in sich zusammenhängende Überlieferungskette feststellen, so gibt Schlesien jetzt die Gesetze für die Weiterbildung der literarischen Form. Ehe wir uns jedoch diesem entscheidenden und wegweisenden Eingreifen des Landes in den Gang der deutschen Literatur zuwenden, haben wir uns noch mit dem mystischen Schrifttum Schlesiens in dieser Zeit zu beschäftigen, dessen Gedankenbereich dann für den Geist des barocken Zeitalters eines der wichtigsten Elemente werden sollte. Als eine geistige Welt für sich verlangt es gesonderte Behandlung.

IV

Die Mystik von Schwentkfeld bis Böhme.

Neben dem maßgebenden lutherischen Kirchentum läuft von Anfang an eine starke religiöse Unterströmung. Ihr Wesen ist ganz allgemein das Streben nach Bewahrung und Vertiefung der religiösen Innerlichkeit, Auflehnung gegen die Erstarrung der äußeren kirchlichen Formen, wie sie die Entwicklung der neuen Glaubensgemeinschaft bald mit Notwendigkeit mit sich brachte, der Trieb zur Abkehr von Welt und Gesellschaft und zur Loslösung vom Irdischen. Sie mündet sehr bald ein in die geistesverwandte mystische Überlieferung. Sie erfährt vorwiegend die protestantischen Landesteile Deutschlands und gerät daher in schroffen Gegensatz zu der lutherischen Geistlichkeit. Laien sind ihre Hauptträger, aber auch einige Geistliche unter den Kirchenliederdichtern des 16. Jahrhunderts stehen ihr sehr nahe. Für den deutschen Osten schafft ihr Jakob Böhme das grundlegende zusammenfassende Weltbild. Im 17. Jahrhundert bemächtigt sie sich mit Czepko und Scheffler der neuen Kunstformen der Renaissance und Barockdichtung und stellt der weltlichen Barockpoesie eine geistliche Dichtung von großem Format gegenüber.

Das Wesen mystischer Seelenhaltung ist im Grunde von der dogmatischen Feststellung eines Glaubensinhaltes, von der inneren Gliederung einer kirchlichen Gemeinschaft ganz unabhängig. Mystische Frömmigkeit hat daher auch unter den verschiedensten Religionsformen sich entfalten können und ist keineswegs an eine bestimmte Glaubensüberzeugung gebunden. Auch außerhalb des Christentums, in den indischen Vedas und Upanishaden wie bei den persischen Sufis und den spät-hellenischen Neuplatonikern, bei Laotse wie bei geistesverwandten Modernen begegnet man der gleichen, durch den jeweiligen Glaubensinhalt nur in der äußeren Formulierung unterschiedenen religiösen Haltung. Gegen die Form der Religionsübung, gegen die Gestaltung des äußeren Lebens überhaupt verhält sich die Mystik meist gleichgültig, weil ihr Urerlebnis kosmischer Art ist. Diese Gleichgültigkeit ist ohne praktische Bedeutung, wo das

religiöse Leben entweder überhaupt keine festgeprägten verpflichtenden Formen angenommen hat, oder wo der kirchliche Bau auf so gesichertem unangreifbarem Grunde ruht wie beim Katholizismus des Mittelalters. Bedrohlich aber mußte sie dem jungen Protestantismus werden, den sein Selbsterhaltungstrieb in die feste Form der kirchlichen Gemeinschaft hineingetrieben hatte, der aber den Grundpfeiler preisgegeben hatte, auf dem die katholische Kirche errichtet war, insofern sie eine menschliche Gemeinschaftsbildung darstellte: auf die straff zentralistische Organisation der hierarchischen Gliederung und auf die sakrale Weihe der mit dem Mittleramte zwischen Gott und der Gemeinde der Gläubigen betrauten Persönlichkeiten. Der Katholizismus des Mittelalters konnte die stärksten Spannungen ertragen, ohne seinen Bestand zu gefährden; er griff im wesentlichen nur dort ein, wo die Autorität der Kirche selbst auf dem Spiele stand. Die protestantischen Prediger aber verfügten nicht über eine von höherer Gewalt gestützte Macht über die Geister; sie mußten auf der unbedingten Anerkennung des Buchstabens der Schrift bestehen oder aber verdammen. So bildet der Kampf gegen die „Schwärmer“ eines der umfangreichsten Kapitel in der Geschichte der protestantischen Frühzeit.

Das Gemeinsame aller spekulativen Mythik ist die besondere Art, wie sie ihr Verhältnis zu Gott (oder dem All) auffaßt. Es ist nicht das Verhältnis zu etwas Fremdem außer uns, kein Verhältnis von Person zu Person, nicht einmal das denkbar innigste des Vaters zum Kinde, wie es im Christentum oft so rührenden Ausdruck gefunden hat. Denn Gott ist ihr kein Jenseits, kein außerweltliches Wesen, mit Eigenschaften, Vernunft und Willen begabt — dies alles sind menschliche Maßstäbe, vom Menschen genommen und nach seinem Bilde auf Gott übertragen. Gott steht unendlich viel höher; er kann mit irdischen Maßen nicht gemessen und mit irdischer Erkenntnis nicht erkannt werden. Er ist der unbegreifliche Ugrund alles Seins, an der Materie gemessen das „reine Nichts“, und doch wieder das Ein und Alles, in dem Welt und Menschen beschlossen sind. Die sichtbare Welt ist gewissermaßen Gottes Gestaltwerdung, in der er menschlichem Geiste offenbar und in beschränktem Sinne faßlich wird, aber nicht sein Wesen. Da die Welt aber nur als geformte Materie in Erscheinung treten kann, ist sie zugleich eine Trübung und Verzerrung des ursprünglichen reinen geistigen Prinzips; ihre Aufgabe ist, sich fortschreitend wieder zu läutern und schließlich in ihren Ursprung, das göttliche All-Eine, zurückzukehren. Der Mensch, der nach dem Göttlichen strebt, muß sich daher nach Möglichkeit von den Unvollkommenheiten des Irdischen freizumachen suchen, indem er der Sinnenwelt keine Macht über sich einräumt. Er findet Gott nicht, indem er nach außen blickt, sondern in stiller, weltabgeschlossener Versenkung in das eigene Innere. In solcher beschaulicher Ekstase wollen Viele Augenblicke innigster Einswerdung mit Gott erlebt haben.

Die Mythik des europäischen Abendlandes geht zurück auf den Neuplatoniker Plotinos, der seinerseits zweifellos von indo-ägyptischen Gedankengängen beeinflusst war und diese mit Gedanken Platons verschmolz,

der in der Welt der Ideen, d. h. der reinen Vorstellungen, der typischen Gattungsbegriffe, die ursprüngliche und wahre Wirklichkeit sah gegenüber der Erscheinungswelt. Die Theosophie des Plotin ward in die christliche Vorstellungswelt eingebaut durch die Schriften eines unbekannten Syrrers des 4. oder 5. Jahrhunderts, die sich als Werke des Apostelschülers Dionysius Areopagita, des ersten Bischofs von Athen, ausgaben, um autoritativ zu wirken. Unter Karl dem Kahlen kam das Werk dieses Pseudodionysius nach dem Abendlande, und auf des Königs Geheiß übertrug es Scotus Eriugena ins Lateinische. Dies ist die Geburtsstunde der abendländischen christlichen Mystik, und Eriugena selbst, dessen ganzes Lebenswerk unter dem überwältigenden Eindruck dieser neuen fremden Weisheit steht, darf darum mit Fug der früheste abendländische Mystiker genannt werden. Die pseudodionysische Gedankenwelt ist auf die Theologie und Philosophie des Mittelalters von größtem Einflusse gewesen, und im besonderen lebt jenes umfangreiche Schrifttum deutscher Sprache, das man zusammenfassend als altdeutsche Mystik bezeichnet, recht eigentlich von ihr; es ist zum größten Teile Eindeutschung und Popularisierung neuplatonischer Lehre in christlichem Gewande. Nicht aus weltferner Grübeleien oder aus sehnfüchtiger Seelenschwelgerei ist es erwachsen, soweit es diesen neuplatonisch-spekulativen Charakter trägt, sondern aus praktisch-seelforgerischen Bedürfnissen. Weil die Frauen, vor allem die Insassen der Nonnenklöster und Beginenhöfe, mit bis dahin ungekannter Glut und Nachhaltigkeit am religiösen Leben teilzunehmen begannen, predigte man ihnen in der Landessprache, und zwar nicht die verstandesmäßigen Spitzfindigkeiten der herrschenden scholastischen Philosophie — die mystischen Prediger sind nach ihrer philosophischen Richtung durchaus Scholastiker, und vor allem Eckehart, der glänzendste Vertreter der alten deutschen Mystik, hat neben seinen deutschen Predigten umfangreiche lateinische philosophische Werke geschaffen —, sondern eben jene neuplatonisch-christliche Weisheit von dem rechten Verhalten der Seele zu Gott, die so geeignet war, auf Herz und Gemüt der weiblichen Hörer zu wirken, und denn auch mit glühender Inbrunst ergriffen und nachgelebt wurde.

Waren in einzelnen Spannungen zwischen der christlichen Lehre und dem viel vageren, unbestimmteren, ungreifbareren neuplatonischen Gottesbegriff nicht zu vermeiden, so gab es des Gemeinsamen doch genug. Dazu gehört vor allem die Abkehr des Mystikers von der Welt, die mit der asketischen Weltflucht der strengeren christlichen Richtung so harmonisch zusammenstimmte. Dem Christen ergab sie sich aus der Vorstellung des Jenseits, in dem des Menschen eigentliche Bestimmung lag und für das daher die Verachtung und Überwindung dieser Welt als beste Vorbereitung gelten mußte. Sie war ein Verzicht auf zeitliche Freuden, um der ewigen teilhaftig zu werden. Der Neuplatonismus kam zu ihr von der philosophischen Begründung seines Gottesbegriffes her. Denn die reine Gotteswelt hatte ihr Wesen eben in ihrer Geistigkeit; mit der Stoffwerdung war sie befleckt und gesunken. Die Materie war das Böse und Gemeine an sich; man konnte Gott nur näher kommen, indem man sie

überwand. An sich brauchte das noch nicht Kasteiung zu bedeuten. Die einzelnen Mystiker verhalten sich darin verschieden. Während etwa ein Heinrich Seuse sich jahrzehntelang den qualvollsten Peinigungen unterwarf, um den Trieb zum Irdischen in sich zu ertöten, erkennt der tiefere Denker Eckehart gerade in dieser gewaltsamen Abwehr noch ein Verflochtensein in die Materie und eine Abhängigkeit von ihr; ganz gleichgültig muß sie uns werden, und der, dem die Genüsse der Erde nichts mehr bedeuten, wird auch nicht mehr nötig haben, um seiner Vollkommenheit willen auf sie zu verzichten. Hauptsache ist die Überwindung und Ausschaltung des eigenen Willens, insofern dieser noch auf Vergängliches gerichtet und so ein Besonderes, sich neben den göttlichen Willen Stellendes oder gar ihm Entgegengesetztes ist. Der Mensch muß nichts anderes wollen, als Gottes Willen zu erfüllen; also praktisch: gar nicht wollen, Gott widerstandslos in sich wirken zu lassen. Wer der Anlockungen der Welt ledig geworden, „entworden“ war, der war schon lebendigen Leibes in Gott wieder eingegangen und mit ihm vereinigt, was Sinn und Ziel alles Menschenlebens ist. Mag auch der Mensch als Erscheinungswesen eigene Wege einschlagen, sich von Gott lösen und selbst gegen ihn stellen können, der „Seelengrund“ ist göttlicher Art, gleichsam ein ins All gesplittertes Teilchen der unendlichen Gottesseele, das mit seinem Urgrunde sich wieder zu vereinigen strebt. Der Entwordene ist der ewigen Seligkeit teilhaftig, denn Ewigkeit ist nicht graue Vorzeit und ferne Zukunft, sondern sie ist immerdar; der Himmel ist nicht über den Sternen, sondern in uns, wie auch die Hölle nirgends anderswo als in unserer Brust waltet, wenn unsere Willensrichtung dem göttlichen Willen widerstrebt.

Wie diese Deutung schwer mit der ungleich sinnenfälligeren und greifbareren der Kirche vereinbar ist, so mußten sich auch in der Auffassung Christi selbst Reibungen ergeben. Für den folgerichtigen Neuplatoniker mußten der göttliche und der menschliche Christus, als kaum mehr vereinbare Verschiedenheiten, auseinandertreten. Der ewige Logos, die zweite Person der göttlichen Dreieinigkeit, wird in tiefsinniger Weise ausgedeutet. Er ist dann etwa die Welt, die Gott als seine irdische Erscheinungsform aus sich heraustreten läßt, wie der Heilige Geist die Liebe ist, mit der Gott diesen seinen Sohn umfaßt. Der geschichtliche Jesus aber, in geheimnisvoller Weise als Gottes Sohn in menschliche Gestalt eingegangen, der zu Bethlehem geboren und zu Jerusalem ans Kreuz geschlagen wurde, ist in seiner Eigenschaft als Gottessohn in dem neuplatonischen System schwer unterzubringen. Er ist es nur insofern, als er am vollkommendsten von allen Menschen den eigenen Willen zur Selbstheit in sich überwunden und in Gottes Willen gelöst hat, also als höchste Verwirklichung menschlichen Gottwerdens und damit als absolutes Vorbild; in diesem Sinne sind wir aber alle zu Söhnen Gottes berufen und zur Vergottung befähigt. Der Gedanke seines Opfertodes für unsere Sünden als Stellvertreter des Menschengeschlechtes muß an Bedeutung verlieren in einer Lehre, die im Grunde die von solchem aktiven Eingreifen der göttlichen

Barmherzigkeit unabhängige Selbsterlösung des Menschen durch Einswerden seines Willens mit dem göttlichen verkündet. Indessen waren die älteren Mystiker zu sehr in der christlichen Überlieferung verankert, als daß ihnen die letzten Konsequenzen deutlich zum Bewußtsein hätten kommen können. Nur wo ein philosophischer Kopf wie Ekkhart allzuweitgehende Folgerungen zog, oder wo sich in den Kreisen der Begarden und Gottesfreunde die aus mystischer Lehre leicht sich ergebende Gleichgültigkeit gegen Sakrament und Gottesdienst, die wichtigsten sinnlichen Zeichen der Mittlerschaft Christi und der Kirche, zeigte, sah sich die Kirche zu schärferem Einschreiten veranlaßt. Im ganzen sind nun kirchliche Glaubenslehre und mystische Spekulation so innig miteinander verflochten und verschmolzen, daß man sich der Widersprüche kaum bewußt wurde und es schwer hält, eines von dem andern zu lösen. Und es darf nicht vergessen werden, daß es ja den mystischen Predigern gar nicht so sehr auf einen Ausbau der Lehre ankam als auf die innerekehr, die Wandlung und Wiedergeburt der Seele.

Nun hat aber die christliche Mystik noch eine zweite Seite, die weit weniger die Gefahr eines Widerspruches zum Dogma in sich barg; nämlich, wenn sie den Gedanken der Gottvereinigung nicht philosophisch begründet, sondern in überschwenglicher Gefühlswallung im Wilde und Gleichnisse der irdischen Liebe zu erleben sucht. In der Übertragung auf die christliche Gottesvorstellung nimmt die Einswerdung der Seele mit dem Göttlichen greifbare Gestalt an in der sogenannten Brautmystik. Schon für Plotin war ja die Vergottung etwas gefühlsmäßig Erlebbares gewesen, und es wird berichtet, daß er dieses höchsten Glückes wiederholt teilhaftig geworden sei. Auch das indische Yogitum kennt Ekstasen ähnlicher Art. Der glühenden Liebessehnsucht des christlichen Mystikers war in der heiligen Gestalt des Gottmenschen ein weit sinnfälliger und greiflicherer Gegenstand gegeben als das unvorstellbare abgezogene All-Eine Plotins. Und so begegnen wir denn, zuerst in des Bernhard von Clairvaux Sermones über das Hohe Lied, der Vorstellung, daß Christus, der himmlische Bräutigam, zu der Menschenseele als seiner Braut in heiliger Minne eingeht. Es liegt in der Natur der Sache und bedeutet keineswegs eine Herabwürdigung des Heiligsten, daß dieses Bild vor allem auf die Frauenwelt wirken mußte, auf die Nonnen, die in der Entzückung der himmlischen Minne einen Ersatz für die versagten irdischen Liebesfreunden suchten und fanden. Zahlreiche Berichte ekstatischer Visionärinnen erzählen von dem überirdischen Glück solcher geistlichen Hochzeit; und es ist schwer, den Anteil zu sondern, der bei dem Phantasiegenuss dieses Entrückungsvorganges dem eigentlich religiösen Moment und dem sinnlich-erotischen Liebesverlangen zukommt. Neben die spekulative Gedankenmystik tritt also eine weit realistischere Gefühlsmystik, die denn freilich im Gegensatz zu jener nur bei einer ausgesprochen theistischen Gottesvorstellung möglich ist. Sie darf hier um so weniger unerwähnt bleiben, als sie gerade in Schlesien, in der „Heiligen Seelenlust“ des Angelus Silesius, eine besonders reizvolle dichterische Ausgestaltung erfahren hat.

Die Mystik stand auch an der Wiege der Reformation. Luther geht in seinen Anfängen auf den Wegen seines mystisch gerichteten Ordensprovinzials Staupitz; er gibt die „Theologia deutsch“ eines ungenannten Frankfurter Deutschherrs heraus, eine der lieblichsten Blüten am Baume mystischer Frömmigkeit. Der persönlichen Beziehung des Menschen zu Gott wieder Raum zu schaffen und das kirchliche Mittlertum möglichst auszuschalten lag ihm vor allem andern am Herzen. Aber die harte Notwendigkeit zwang den Protestantismus Geseßeskirche zu werden, wenn er sich behaupten wollte, und nun erhoben dieselben, die Luther einst als Befreier begrüßt hatten, gegen ihn den Vorwurf, daß er sein Werk nicht vollendet habe, mit einem Fuße in der päpstlichen Lehre stecken geblieben sei. Er selbst mußte solche Gegnerschaft als eitel Schwärmerei verdammen. In Sekten und Konventikeln fanden sich jene zusammen, denen die alte Lehre nicht genügte und denen doch Luther nicht weit genug zu gehen schien. Wo aber konnten sie besser finden, wonach ihr Herz verlangte, als in den Schriften der alten deutschen Mystiker?

Nirgends ballte sich die neue mystische Welle so stark zusammen als im mitteldeutschen Osten, in Schlessien und der Oberlausitz, die in diesen Dingen fast eine Einheit bilden. Es lag diesem Volke im Blute. Aus den Landschaften, die einst im 13. und 14. Jahrhundert die Hauptträger der alten Mystik geboren hatten, waren die Ahnen gekommen, die das Land dem Deutschtum gewannen: aus Thüringen, Franken, der Oberpfalz. Den Slaven, mit denen sie zu neuer Stammeseinheit verschmolzen, war eine dumpfe, ahnungsvoll träumende Religiosität als uraltes Erbe zu eigen. Nicht zufällig hatte im benachbarten Böhmen, das eine ähnliche Blutmischung aufwies, der Gedanke des Laienpriestertums, des persönlichen unmittelbaren Verhältnisses zu Gott Wurzel gefaßt und im Hufitentum, in den Gemeinden der böhmischen Brüder zu Bildungen außerhalb der großen Kirchengemeinschaft geführt, sobald der von der eindringenden Renaissance ausgehende Funke einmal das gärende Innenleben dieser Menschen traf und an ihm sich zu heller Flamme entzündete. So wird denn jetzt in Schlessien und der Oberlausitz die religiöse Eigenbewegung derer mächtig, denen Luther nicht zu halten schien, was er versprochen hatte; und sie schwillt trotz aller Bedrückung zu immer stärkerer Gewalt an, wobei es gleichgültig bleibt, ob ihre Wortführer im Rahmen der Landeskirche äußerlich verblieben oder sich von ihr lösten.

Ein schlessischer Edelmann, Kaspar von Schwenckfeld, wird der Wegbereiter. Er ist gar nicht einmal Mystiker im eigentlichen Sinne. Seine Gegensätzlichkeit zu Luther erwuchs zunächst aus Ursachen praktischer Seelsorgbedürfnisse. Sein berühmtes „Heilserlebnis“ hat mit dem typisch mystischen Erlebnis der ekstatischen Gottesvereinigung kaum etwas gemeinsam. Ihm kam es nur darauf an, die ursprüngliche apostolische Lehre und Gemeindeverfassung wiederherzustellen, wozu Luther seiner Meinung nach zwar den Anstoß gegeben hatte, ohne sich indessen ganz befreien zu können von der päpstlichen Verfälschung des Urchristentums. Von mystischer Literatur kannte Schwenckfeld überhaupt nur Zauler, den

er aber erst 1532 las, und die „Deutsche Theologie“. Großen Einfluß auf sich hat er beiden nicht gewährt. Sogar glaubte er vor den Mystikern warnen zu müssen, weil bei ihnen so wenig von Christus die Rede sei. Doch daß er sich der nur auf das äußere Bekenntnis gegründeten, im Glauben an den Buchstaben ihr Genüge findenden Kirche Luthers widersetzte und nur die geistige Gemeinschaft der wahrhaft in Gott Lebenden, vom Geiste Erleuchteten und durch ihn Wiedergeborenen gelten ließ, das macht ihn mystischer Religiosität verwandt und führte ihm mystisch gestimmte Seelen zu. Die Orthodoxie machte zwischen den Schwenckfeldischen und den echt mystischen „Schwärmern“ keinen großen Unterschied.

Geboren ist Schwenckfeld 1489 auf Ossig, dem Stammgute seiner Familie, bei Lüben im Liegnitzischen. Als Edelmann tritt er in den Hofdienst in Ols und Brieg. Da weckt die Nachricht von Luthers Auftreten in Worms sein religiöses Gewissen; er fällt dem Reformator sofort zu und beginnt für seine Lehre zu wirken. Die Bekanntschaft mit dem Schwärmer Karlstadt verstärkt seine Leidenschaft. Luther ist aus seinem Leben nicht wegzudenken. Durch ihn ist er aus dem Schlummer religiöser Gleichgültigkeit aufgestört worden, und er bewahrte ihm zeitlebens Verehrung und Dankbarkeit, auch nachdem ihre Wege auseinander gegangen waren und Luther ihn einen „unsinnig Narren vom Teufel besessen“ gescholten hatte. Schon seine Erstlingschrift ist eine Verteidigung von Luthers Lehre, und er wird die Seele der schlesischen Reformationsbewegung. Seinen Liegnitzer Herzog, den großen Friedrich II., treibt sein Feuereifer zum Übertritt, und er hält fortan schützend seine Hand über Schwenckfeld gegen alle Anfeindungen.

Mit der Berufung des Schwaben Fabian Eckel an die Liegnitzer Marienkirche beginnt die amtliche öffentliche Verkündigung der lutherischen Lehre. Unter anderm wurde auch der Humanist Valentin Krautwald, der einstige Breslauer Domherr, als protestantischer Prediger nach Liegnitz berufen. 1524 richtete Schwenckfeld sogar mit seinem Freunde Magnus von Langenwalde eine „offene christliche Ermahnung“ an den Breslauer Bischof, um diesen für die neue Lehre günstig zu stimmen. Das Entscheidende für Schwenckfeld war, daß er durch Luther sich der Schrift als unfehlbarer Erkenntnisquelle bewußt wurde. Der Inspirationsglaube wird von durchgreifender Bedeutung für sein religiöses Denken wie für sein Leben. Die Schrift ist ihm der einzige Born religiöser Erkenntnis, und zwar im strengen Wortsinne, ohne alle Auslegeskunst und Deutelei. Den mystischen Ideen des Aufstieges ins absolute Sein der Vergottung des Menschen auf Erden steht er dagegen ganz fern. Vereinigung mit Gott ist ihm, wie für Luther, nur das Bewußtsein persönlichen Vollbringens des göttlichen Willens.

Aber gerade der Inspirationsgedanke in der Form, die er bei Schwenckfeld annahm, führt ihn von Luther fort. Etwa ins Jahr 1527 mag der große Wendepunkt seines Lebens fallen: jenes Glaubenserlebnis, das man mit der urchristlichen „Erweckung“ verglichen hat. Jetzt überkommt ihn die Überzeugung, daß von dem Menschen, der auf Grund tiefen Bewußt-

seins seiner Sündhaftigkeit seinen Willen in Gehorsam und gläubiger Erlösungsgewißheit unter Gottes Willen beugt, der Heilige Geist Besitz ergreife und ihm volle Willensfreiheit zum Tun des Guten verleihe. Nur wer den Heiligen Geist hat, kann Gottes Wort recht verstehen. Und so wird ihm diese Erfahrung zugleich Quelle für seine Lehre vom „lebendigen Wort“.

Langsam bereitet sich der Bruch mit Luther vor. Schwendfeld schwebte das Ideal apostolischer Missionstätigkeit vor Augen; durch eigenes Predigen setzte er, der Laie, den Gedanken des allgemeinen Priestertums in die Tat um. Aber er muß erkennen, daß die Reformationsbewegung keineswegs allgemein von den apostolischen Grundgedanken getragen wird. Oft genug geben Erwägungen und Zwecke äußerlicher und weltlicher Art den Ausschlag. Man verteilt die Kloostergüter nicht, weil es unrecht ist, daß sich die Geweihten Gottes auf Kosten der Laien bereichern, sondern um selbst Vorteile zu haben; soziale Kämpfe und Aufruhr sind die Folge. Durch die Predigten der ungebildeten Prädikanten werden einzelne Schriftwahrheiten der törichtsten Menge verkehrt und einseitig ausgelegt und stiften großen Schaden. Was aber das Schlimmste ist: Luther selbst leistet durch seine Lehre falschen Auffassungen Vorschub. Konnte man es den bequemen Predigern verargen, daß sie Schwendfeld und seinesgleichen als Schriftverächter brandmarkten, weil diese im bloßen Vertrauen auf das Schriftwort keine genügende Gewähr der Seligkeit zu erblicken vermochten und noch eine sichtbare Auswirkung des Heiligen Geistes in Leben und Handeln auf Grund ernstster Reue und Buße verlangten, wenn der Reformator selbst allen Nachdruck auf das historische Wissen legte, allzu wenig aber auf die Kraft des Heiligen Geistes und daher zu einer Vernachlässigung der inneren Glaubenserfahrung und Heiligung kommen mußte? Luthers Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben führte gegen seine Absicht den Durchschnittsmenschen allzu leicht dazu, im Vertrauen auf Christi Opfertod nur um so ungescheuter zu sündigen. Den freien Willen des Menschen sah Schwendfeld vernachlässigt und gefährdet, wenn Luther behauptete, nur Gott wirke in uns; wir könnten aus eigener Kraft überhaupt nichts Gutes vollbringen. In Luthers Sakramentenlehre sah er größten Irrtum und Rückfall in den Katholizismus. Nicht durch die Taufe an sich werden wir gerecht und heilig, sondern durch die innere Erweckung, die erst die wahre Taufe ist. Sie ist die wirkliche Ausgießung des Heiligen Geistes, und sie fehlt den Lutheranern. Luther ist auf halbem Wege stehen geblieben und durch seine Taufwiedergeburtstheorie auf die katholische und alttestamentliche Stufe zurückgesunken. Nicht durch Massenbekehrung und Zuhilfenahme obrigkeitlichen Zwanges kann das Reich Gottes unter den Menschen verbreitet werden — als ob äußeres Bekenntnis gleich innerer Heiligung sei. Gott selber erwählt durch Berufung und Sendung die Verkünder seines Wortes, nicht aber gelangt man dazu durch Studium, Gemeindewahl oder äußere Weihe. Die „Erweckten“, die vom Heiligen Geiste Begnadeten bilden die wahre Kirche, in welcher der lebendige Christus regiert; nicht aber die Mitglieder einer

organisierten Gemeinschaft, die nach Formeln und Gesetzen ihre Grenzen zieht, wie die lutherische oder die reformierte Volkskirche. Betont doch Schwendfeld gelegentlich, daß es unter den Päpstlichen vielleicht mehr wahrhaft fromme und gottesfürchtige Menschen gebe, wenigstens soweit der große Haufe in Frage komme. Die Wassertaufe ist nur Symbol und entscheidet somit nichts; daher lehnt er die Forderung der Wiedertäufer als äußerlich und sogar abergläubisch ab. Taufe als Sakrament steht nicht höher als der jüdische Brauch der Beschneidung. Auch beim Abendmahl muß man scheiden zwischen dem echten Christen, das ist dem innerlich vom Geiste Wiedergeborenen, und dem Nichtchristen, ganz gleichgültig, ob er äußerlich sich zur Lehre bekennt oder nicht. Das Wesentliche des Abendmahlsmysteriums, das Essen und Trinken des Leibes und Blutes Christi, liegt in der dauernden Einwirkung Gottes, die nur dem Wiedergeborenen zuteil wird. Die Abendmahlsfeier dagegen ist nur eine Einrichtung zum Gedächtnis, und daher kann der äußere Abendmahlsgenuß nicht zur Pflicht gemacht werden. So steht Schwendfeld zwischen Lutheranern und Reformierten in der Mitte: der Genuß Christi im Abendmahl ist real und nicht nur symbolisch; aber er liegt nicht in der äußeren Handlung, und vollends wider den Sinn der Schrift und in katholischem Geiste ist Luthers magische Schätzung des amtlichen Wortes beim Sakramentsvorgange.

Lange hatte Schwendfeld versucht, den schwankenden Luther zu seiner Auffassung herüberzuziehen. Noch das berühmte Wittenberger Religionsgespräch von 1525 wurde in aller Freundschaft geführt und ließ ihn hoffen. Aber dann kam 1527 Luthers Schrift „Wider die Schwärmgeister“, und und die bedeutete den Bruch. Seitdem verlor Schwendfeld immer mehr an Boden. Besonders verdächtig hatte ihn gemacht, daß sein Einfluß den Herzog vermocht hatte, den allenthalben bedrängten Wiedertäufern in seinem Lande eine Zufluchtsstätte zu gewähren. Eckel neigte ihnen zu, und Schwendfeld galt, trotz seiner Ablehnung ihrer Anschauungen, allgemein als ihr Haupt. Dazu kam, daß die Führer der schlesischen Protestanten, Hesh und Moibanus, ihn seit seinem Zwiste mit Luther ebenfalls fallen ließen und seine Abendmahlslehre schroff ablehnten. Daß eine erneute Schrift an den Breslauer Bischof, in der er diesen auffordert, zwischen Papst und Luther die rechte Mitte zu finden, keinen Erfolg haben konnte, ist klar. So kam, was kommen mußte: der katholische König Ferdinand, der in der Verurteilung der Schwärmer mit den orthodoxen Protestanten übereinstimmte, verlangte in einem Mandate von 1528 seine und seiner Anhänger Ausweisung, und nun konnte auch sein Herzog ihn nicht mehr halten.

1529 ging er freiwillig nach Straßburg, aber auch hier fand er keine bleibende Stätte. Er galt jetzt als der Schwärmer und Sektierer, ward ein Ausgestoßener und Verfolgter. Über dreißig Jahre, bis zu seinem Tode, irrte er durch Süddeutschland und wirkte in Wort und Schrift für seine Überzeugung, von den lutherischen Theologen und Predikanten verfolgt und verkehrt. Luther ist zum unverföhllichen Feinde geworden und



Stich von Lucas Kilian (1631)

Johannes Heermann



Original im Besitze der Stadt Kamenz i. Sa.

Jakob Böhme

lehnt alle Verständigungsversuche schroff ab. Der schwerste Schlag ist die offizielle Erklärung der 1540 zu Schmalkalden versammelten Theologen, die ihn und Frand mit Acht und Bann belegt. Fast noch schärfer lehnt ihn 1556 das braunschweigische und hannoversche Ministerium ab. 1561 stirbt er in Ulm als heimatloser Wanderprediger.

Hart am Grabesrande hatte sich dem Schmergeprüften ein Hafen geöffnet, der ihm selbst freilich die ersehnte Möglichkeit ruhigen Wirkens nicht mehr brachte: der Reichsgraf Georg Ludwig von Freiburg auf Justingen — im Württembergischen — bot ihm und seinen Anhängern seine Dörfer auf der Schwäbischen Alp als Zufluchtsstätte an und führte so im Reformationsjahrhundert bewußt den Grundsatz der Religionsfreiheit durch. Bis in die Wirren des Dreißigjährigen Krieges konnte hier die kleine Gemeinde unbehelligt ihren Überlieferungen nach leben. Daniel Sudermann, der Lütticher Dichter lateinischer geistlicher Sprüche, wurde 1583, als er das Justinger Gemeinschaftsleben kennen lernte, innerlich so gepackt, daß er sich selbst den Schwendfeldern anschloß. Dies hatte mittelbar Folgen von großer Tragweite. Denn Sudermann wurde der Erzieher Johann Sigismunds von Brandenburg, und es ist wohl auf den Einfluß seines Jugendlehrers zurückzuführen, daß der junge Kurfürst, der 1613 zum Calvinismus übertrat, durch ein Toleranzedikt im Sinne konfessioneller Duldung zu wirken suchte.

Das Leben der schlesischen Gemeinden, die der Vertriebene führerlos zurückgelassen hatte, gestaltete sich dagegen zu einer Kette von Leiden und Verfolgungen, namentlich nach dem Dreißigjährigen Kriege. Sie waren um so wehrloser, als sie bei der Abneigung Schwendfelds gegen äußeres Kirchentum der straffen Organisation ermangelten, die ihnen die erforderliche Stosskraft und Wehrfähigkeit gegen ihre Angreifer hätte geben können. Sein Kirchenbegriff war ja der einer unsichtbaren Gemeinschaft derer, die des Heiligen Geistes teilhaftig in Christo leben. Um so mehr verdient die zähe Standhaftigkeit seiner Anhänger Anerkennung. Immer waren es die lutherischen Prediger, die ihnen immer neue Bedrängnisse heraufbeschworen; nicht der Kaiser und noch weniger die ihnen im ganzen nicht unfreundlich gesinnten Liegnitzer Fürsten. Eine große Zahl von Blutzengen haben die schlesischen Schwendfelder aufzuweisen. Die härteste Prüfung hatten sie durchzumachen, als die Orthodoxen unter Karl VI. die Entsendung von Jesuitenmissionen gegen die Schwendfelder durchsetzten. Sie waren dabei von der Hoffnung geleitet, die Bedrohten würden, vor die Wahl zwischen Papsttum und Luthertum gestellt, selbstverständlich dem Protestantismus zufallen. Der gelehrte Bauer Christoph Schulz († 1789) hat die Leiden während der Jesuitenzeit geschildert; aus seinen Aufzeichnungen hat Fedor Sommer die anschauliche Darstellung jener Tage in seinem schlesischen Heimatroman „Die Schwendfelder“ (1911) geschöpft. Da winkte bei den gesinnungsverwandten Pietisten Rettung in der Not: Zinzendorf, der schon vorher die schwendfeldischen Gemeinden kennen gelernt hatte, wurde 1725 von ihnen um Zuflucht angegangen und gewährte ihnen in Görlitz und Bertelsdorf Aufnahme. Aber schon acht

Jahre später mußte er sie auf Weisung von Wien her preisgeben. Nun wanderten sie nach Amerika aus und fanden in Pennsylvanien eine neue Heimat, wo sie sich bis heute erhalten haben. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurde eine Gesamtausgabe von Schwendkfelds Schriften durch sie in Angriff genommen, die noch nicht abgeschlossen ist und von der sie sich eine Neubelebung des urchristlichen Gemeinschaftsgedankens versprechen.

Das ist die Geschichte der Sekte, die in Schlessien den meisten Einfluß gewann und durch die Persönlichkeit ihres Stifters besonders gefährlich scheinen mochte. Aber das Schwendkfeldertum ist keine vereinzelte Zeitererscheinung; es ist eingebettet in eine allgemeine religiöse Bewegung, die sich gegen das kirchliche Luthertum richtet und auf eigene Faust den Weg zum Heile sucht. Mag sein, daß die eigentümlichen kirchlichen Verhältnisse Schlessiens, wo mosaikartig die katholischen und protestantischen Herrschaftsgebiete durcheinander lagen, in den Köpfen Verwirrung stifteten und die Überzeugung nahelegten, die wahre Kirche Christi könne nichts zu tun haben mit dem Machtbereich politischer Größe und müsse nicht durch äußeres Bekenntnis zu einem „Mauerkirchentum“, sondern durch innere Heiligung und Läuterung errungen werden. Überall schwelt die irdische Glut einer Religiosität, die abseits von den Lehren und Gnadenmitteln der anerkannten Gemeinschaften das Heil sucht. Propheten stehen auf und weisagen das Weltende und den Anbruch des tausendjährigen Reiches. Es ist durchaus verständlich, daß die orthodoxen Geistlichen unruhig werden und zu durchgreifenden Maßnahmen drängen. Um so mehr, als die wirtschaftliche Notlage der bedrängten Bauern, die vor allem solchen Lehren anhängen, die Bewegung in ein fast revolutionäres Fahrwasser treibt. Nicht nur gegen die oft erbarmungslos ihren Zins fordernden Grundherren ist sie gerichtet, auch gegen die Kirche, in der die Bauern die Verbündete und Schützerin ihrer Peiniger sahen, zumal viele Geistliche durch Upprigkeit und Schwelgerei schweres Argernis gaben. Schwendkfeldertum bedeutet in jenen verworrenen Zeiten nicht einfach Bekenntnis der Schwendkfeldischen Lehre. Meist mündlich vererbt, bilden sich seine Gedanken oft seltsam weiter, und manches kam hinzu, was ursprünglich nicht hineingehörte. Für Schwendkfeld war der Besuch des Gottesdienstes etwas Selbstverständliches gewesen; nur die öffentliche Teilnahme an den Sakramenten hatte er unter sagt. Jetzt ging es offen gegen die lutherische Kirche. Mit den Schwendkfeldern warf die öffentliche Meinung die Wiedertäufer zusammen, die sich dank der Gastfreundlichkeit Friedrichs II. von Liegnitz in Schlessien zunächst ruhig ausbreiten konnten und auch in der Grafschaft Glatz viele Anhänger hatten. Gingen auch die Lehren auseinander, die Praxis zeigte manche Berührungspunkte. Schwendkfelds Freund Krautwald hatte einen Samulus Sebastian, der es offen mit den Wiedertäufern hielt und mit ihnen fastete und betete. Der Außenstehende sah oft kaum noch Unterschiede. Friedrich II. hatte schließlich die Wiedertäufer unter sagt; sein Sohn Friedrich III. erneuerte 1545 das Verbot und ließ 1550 einem Bauernprediger, der nach Wiedertäuferart zur Verachtung des lutherischen Predigtamtes und der Kirchenordnung aufgereizt

hatte, die Ohren abschneiden, ließ ihn stäupen und des Landes verweisen. In Frankenstein hatte man sie 1525 ausgepeitscht, aus Schweidnitz 1529 vertrieben. Ebenso war der Wiedertäuferbruder Johannes Ender, der 1539 bei Neuhaus in der Görlitzer Heide unter starkem Zuspruch gepredigt hatte, mit seinen Anhängern des Landes verwiesen worden. Und 1548 kam das Ausweisungsmandat Ferdinands für die den Habsburgern unmittelbar unterstehenden Gebiete. Es half alles nicht viel. 1589 stehen wieder in Harpersdorf, einem Bauernort im Bober-Ragbachgebirge, unweit von Goldberg und Löwenberg, Bauernprediger auf und finden viel Anhang. Die Bauern reden spöttisch von Sakrament und Gottesdienst und künden der Obrigkeit den Gehorsam: der Jüngste Tag sei nahe.

Damals schrieb der Ohlauer Martin Seidel seine Schrift *Origo et fundamenta religionis christianae*, durchtränkt vom Geiste der Socinianer, die vor allem im nahen Polen saßen. Die Socinianer leugneten die Dreifaltigkeit, sahen in Christus nur einen begnadeten Menschen und in den Sakramenten bloße Zeremonien. Dazu kommen die vielen, die ihre Privatoffenbarungen hatten und sich als Werkzeuge Gottes fühlten. 1575 zog ein bayerischer Bauernknecht, der weder lesen noch schreiben konnte, Michael Niedermayer, durchs Land und erzählte zu Sagan die Geschichte seiner Verufung: als er abends nach getaner Feldarbeit sich mit andern zum Essen niedergesetzt habe, sei ein brausender Wind und ein erschreckliches Wetterleuchten geschehen, und er habe aus den Wolken den Befehl zum Predigen erhalten. Der gelehrte Johannes Beer aus Schweidnitz, um 1600 gestorben, will 1570 an dem adeligen Stammsschlosse Schweins haus am Zobten einen geheimen Eingang in den Berg gefunden und im Innern des Zobten drei seltsame Männer gesehen haben, die um einen runden Tisch saßen. Er sprach sie im Namen Christi an und erfuhr von ihnen, daß sie Räuber und Mordbrenner gewesen seien und nun mit Furcht und Zagen Gottes Gericht erwarteten. Darauf sprach er ihnen Trost zu und wies sie an, wie sie durch Umkehr ihres bösen Willens der Gnade Gottes wieder theilhaftig werden könnten. Beer hat dieses wunderbare Erlebnis in einer eigenen Schrift, „Gewinn und Verlust“, beschrieben; durch seinen Schüler Springer gelangte sie in den Besitz Abraham von Franckenbergs, der sie 1639 drucken ließ. Von Beers Nachkommen erfuhr Franckenberg weiter, daß dieser noch wiederholt im Zobtenberge gewesen sei und mit den drei verbannten Geistern fromme Zwiesprache gepflogen habe. Ein weiterer Seher, der viel von sich reden machte, war der Sprottauener Weißgerber Christoph Kotter, aus Langenau in der Görlitzer Gegend. Er hatte in Görlitz und Sagan am hellen Tage Unterredungen mit Geistern und predigte in göttlichem Auftrage wider die Sündhaftigkeit der Menschen. Weil er den Untergang des Kaisers ankündigte, wurde er des Landes verwiesen. Er hat noch an Jakob Böhmes Krankenbette gestanden. Als Amos Comenius, der große Bischof der Böhmischn Brüder, 1625 auf der Reise nach dem polnischen Lissa durch Schlessien kam, lernte er Kotters Aufzeichnung seiner Visionen kennen und übertrug sie ins Tschechische.

So wogte es im Volke, und auf den Schlössern der Herren war gleicher Geist am Werke. Nur daß hier der religiöse Drang sich noch einte mit der Pflege der geheimen Wissenschaften. Unter den adligen Familien Schlesiens und der Lausitz waren verschiedene, die als Schwendkelder oder geheime Calvinisten galten. So die Schützes auf Leopoldshain und Hennersdorf, die Enders, die diese Besitzungen erbten, die Salzas auf Zwecka und Lomnitz, die von Fürstenau auf Arnsdorf und Debschütz, die von Schweinichen auf Hohndorf, die von Sommerfeld auf Wartha. In diesen Kreisen stieß das Rosenkreuzertum auf empfängliche Geister. Die Idee des geheimnisvollen, angeblich auf einen vor mehr als hundert Jahren verstorbenen Christian Rosenkreuz zurückgehenden Geheimbundes, den die „Fama Fraternitatis oder Entdeckung der Bruderschaft des löblichen Ordens des Rosenkranzes“ (1613) des jungen Valentin Andreae, diese phantastische, bald von ihm selbst verleugnete Erfindung, der staunenden Mitwelt vorspiegelte, besaß seltsame Anziehungskraft. Wollte doch diese Gemeinschaft von Auserwählten in regem Gedankenaustausch wissenschaftlich Bemühter durch die Erkenntnis der geheimen Kräfte der Natur zur wahren Gotteserkenntnis kommen und ein neues Reich des Friedens und der Glückseligkeit heraufführen. Man war bemüht, an den Geheimbund Anschluß zu finden und seine Ordnungen zu verwirklichen. Es waren die Anfänge neuzeitlicher Naturwissenschaft, die hier in der Form magisch gefärbter Geheimnisthämerei nach festem Boden suchten. Der rege Wahrheits- und Forschungstrieb des Humanismus ging mit neuplatonischen Ideen und den Wahngelbten mittelalterlichen Aberglaubens eine seltsame Ehe ein. Man suchte das All von einem gemeinsamen Mittelpunkt her zu begreifen und sah alles von göttlichen Kräften durchwirkt. Überall sind geistige Wesenheiten am Werke, in den Verbindungen der chemischen Elemente wie in den Beziehungen der Gestirne zu der irdischen Welt, durch die alles Leben und so auch das Schicksal des Menschen bestimmt ist. Es ist die große Zeit der Alchymie und Astrologie, die Zeit, wo man in den chemischen Laboratorien dem Stein der Weisen und der künstlichen Herstellung des Goldes nachgeht. Am Prager Kaiserhofe Rudolfs II. wie am kurfürstlichen Hofe zu Dresden bezeugten die Herrscher selbst solchen Bemühungen leidenschaftliche Teilnahme. Zu all dem tritt die magische Zahlenwissenschaft der durch Reuchlin erschlossenen Kabbala. Der Naturkundige wird zum Schwarzkünstler und Geisterbeschwörer. Agrippa von Nettesheim und Theophrastus Paracelsus von Hohenheim sind die glänzendsten, von dem unheimlichen Zauber der Teufelsbündnerei umwitterten Vertreter dieser magischen Naturwissenschaft, die dadurch, daß sie das Experiment in weitestem Umfange heranzog, doch besonnenerer Erkenntnis die Wege ebnete. Die Mediziner waren es, die die paracelsischen Gedanken überall verbreiteten. Basel, wo Paracelsus gelehrt hatte, wurde für sie die bevorzugte Hochschule.

Auch nach Görlich wurde die neue Wissenschaft seit etwa 1560 durch die Heilkundigen eingeschleppt, die in Basel ihre Ausbildung empfangen hatten. Bald können die Ärzte in ihrer großen Mehrzahl als Anhänger

des Paracelsus gelten. Tobias Kober, Curtius, Rothe, Balthasar Walther gehören zu diesen Vermittlern, und es ist nicht belanglos, daß einige von ihnen in nahen Beziehungen zu Jakob Böhme standen. Denn auf diese Weise gelangte paracelsische Alchymie und Kosmologie und kabbalistische Weisheit in das mystische Denken, und es entsteht so jenes großartig-abstruse Weltbild, das bei Böhme seine reichste Ausgestaltung gefunden hat. Valentin Weigel aus Meissen, gestorben als Pfarrer zu Zschopau, war wohl der erste, der diese verschiedenen Elemente zu einer organischen Einheit zusammenschloß. Bei Lebzeiten hielt er sich freilich als einwandfreier Lutheraner, und erst aus seinem Nachlasse ward offenbar, welch arger Keger da als Hirt seiner rechtgläubigen Gemeinde vorgestanden hatte.

Görlitz wurde ein Mittelpunkt der religiösen Sonderbestrebungen wie der alchymistischen Geheimlehren, die vor allem auch auf den benachbarten Herrensitzen Wurzel schlugen. Auch hier gab es Rosenkreuzer; wie aus späterer Zeit den 1662 verstorbenen Primarius Gotthard Hellwig. Im Verdachte des Calvinismus standen sogar verschiedene Geistliche. Anfangs war man sich wohl kaum bewußt, von der rechten Lehre abzuweichen; als aber dann von oben her die Kegerriechelei begann und das Volk belehrt wurde, daß es in verderblichen calvinischen und schwendfeldischen Irrlehren befangen sei, da blühte, so etwa von 1600 ab, das geheime Sekten- und Konventikelmwesen auf. Der Pastor Martin Moller, der als Kryptocalvinist und halber Rosenkreuzer galt, veranstaltete häufig solche häusliche Zusammenkünfte. Hier kamen alle mystisch gerichteten Persönlichkeiten zusammen, vom Edelmann bis zum Handwerker, und hier mag sich auch die Bekanntschaft gesellschaftlich so voneinander geschiedener Menschen wie des armen Schusters Jakob Böhme mit den Edelleuten und den paracelsischen Ärzten angesponnen haben. Hier begegnen wir 1618 Karl von Ender, der Böhmes Aurora abschreiben ließ und ihre Verbreitung förderte, dem Alchymisten Balthasar Walther aus Glogau, der 1593/99 im Orient war, um die wahre theosophische Weisheit zu finden, Abraham von Sommerfeld, dem Oheim Franckenbergs, und Hans Sigmund von Schweinichen, bei dem Böhme später als Gast weilte. Auch der Medikus Johannes Beer, der Geisterseher vom Zobtenberge, und sein Schüler Springer gehörten zu diesem Kreise.

In solcher Umwelt wuchs J a k o b B ö h m e heran, der erste Schlesier von europäischem Rang. Dieser Görlitzer Schuster, der, ungelehrt und erst spät, durch Vermittlung nahestehender studierter Männer, mit dem Bildungstreben seiner Zeit in Beziehung tretend, doch das für das Barockzeitalter bestimmende Weltbild schuf, ist eine im höchsten Maße eigentümliche Erscheinung. Von beispiellos elementarer Ursprünglichkeit und einer beinahe urweltlich anmutenden mythenbildenden Kraft, schließt er sich in stolzem Troß gegen die wissenschaftliche Gelehrsamkeit ab und schöpft seine Gedankenwelt aus einer von dem Bewußtsein unmittelbarer göttlicher Erleuchtung getragenen inneren Schau. Wohl nimmt er später, als ihm die auf Paracelsus schwörenden Edelleute und Ärzte die magische

Naturlehre vermitteln, zahlreiche Elemente dieser Weisheit auf und glaubt aus ihnen über manche Dunkelheit Aufklärung zu gewinnen, aber sie reichen nicht an sein Wesentliches und verdecken seine grandiose Grundkonzeptionen eher, als daß sie dieselbe verdeutlichen. Er ist kein wissenschaftlicher Kopf in unserem Sinne, kein kritischer Prüfer und logischer Weiterbildner von auf dem Wege der Erfahrung und begrifflichen Denkens gewonnenen Erkenntnissen; er knüpft an die neuplatonische Tradition mittelalterlicher Mystik an und stellt seine intuitiv gewonnenen neuen Erkenntnisse dogmatisch, als Offenbarung hin, anstatt sie zu begründen.

Sein äußeres Leben verlief in den stillen, bescheidenen Bahnen des kleinen Bürgers, bis ihn der Eifer der Freunde und der dadurch geweckte Haß der Widersacher in Kampf und Verfolgung hineinriß. Im Jahre 1575 ist er in Alsfeldenberg, einem Flecken südlich von Görlitz, geboren. Die Eltern waren Bauersleute, nicht unbegütert und angesehen in der Gemeinde. Der Name der Familie weist nach Böhmen. Welchen Anteil deutsches, welchen slavisches Blut an ihm hatte, wird wohl nie mit Sicherheit zu sondern sein; aber es ist sinnvoll, daß in diesem Sohn des Grenzlandes das neue Bild der deutschen Seele von Gott und Welt Gestalt gewann. Er zeichnete dem deutschen Barock seine geistige Aufgabe im Bereich des Religiösen vor; und das Barock ist der Zeitpunkt, wo das aus der Mischung mit slavischem Blute hervorgegangene neue deutsche Volkstum des Ostens, vertreten durch das am weitesten vorgeschrittene Land Schlessen, zum ersten Male bestimmend und richtungweisend in das deutsche Geistesleben eingreifen sollte. In Böhme spricht dieses junge östliche Deutschtum erstmalig sein Wesen aus.

Der Knabe war von zartem und schwächlichem Körperbau, und so bestimmten ihn die Eltern zum Schusterhandwerk. Nach Abschluß der üblichen Lehr- und Wanderzeit — Erwin Guido Kolbenheyer führt in seinem prächtigen Roman „Meister Martin Pausewang“ (1910) den schon von ahnungsvollen Gesichtern Erfüllten als Gefellen beim Meister Wutke in Breslau ein — erwarb er 1599 in Görlitz die Meisterwürde und führte im gleichen Jahre eine Gattin heim; vier Söhne entsprossen der Ehe. 1610 erwarb er ein Haus. Wenige Jahre später verkaufte er seinen Schuhladen, da ihm sein Handwerk nicht die genügende Muße ließ für das, was er inzwischen als seine eigenste Aufgabe erkannt hatte. Den nötigsten Lebensunterhalt verdiente er sich durch gelegentlichen Hausierhandel, der ihn öfters etwas weiter in die Welt hinausführte, so auch nach Prag; im übrigen sorgten seine vornehmen Anhänger für ihn.

Schon früh zeigt sich bei ihm ein eigentümlich gesteigertes, auf das Visionäre und Mystische gerichtetes Innenleben. Sein Jünger Frandenberg berichtet in seiner schon ganz legendär gehaltenen Lebensbeschreibung Böhmes mancherlei wunderbare Dinge. So soll er als Knabe, als er die Herden seiner Eltern hütete, auf der Landkrone bei Görlitz den Zugang zu einem geheimnisvollen Goldschätze gefunden haben. Als Lehrling will er von einem geheimnisvollen Fremdling, in dem seine phantasievolle Seele einen Gottesgesandten sah, die Weissagung dieser Sendung und der um

ihretwillen ihm bevorstehenden Verfolgungen erhalten haben. Auf der Wanderschaft sei er einmal mit göttlichem Lichte umfungen worden und habe sieben Tage lang in höchster göttlicher Beschaulichkeit und Freudenreich gestanden. Anfänglich schrak Böhme vor der Kühnheit seiner eigenen Gedanken zurück, die ihm freventlich an der überlieferten Lehre zu rütteln schienen, und er war geneigt, in ihnen teuflische Versuchungen zu sehen. Im 19. Kapitel seiner „Morgenröte im Aufgang“ berichtet er von diesen inneren Kämpfen: „Weil ich aber fand, daß in allen Dingen Gutes und Böses war, sowohl in den Elementen als in den Kreaturen, und daß es in dieser Welt dem Gottlosen ebenso wohl ginge als dem Frommen . . ., ward ich ganz melancholisch und sehr betrübt, und keine Schrift, welche mir doch wohl bekannt war, konnte mich trösten. Dabei wird sich gewiß der Teufel gefreuet haben, welcher mir dann oft heidnische Gedanken, die ich hier verschweigen will, einprägte . . . Als ich aber in meinem angesehten Eifer so hart wider Gott und alle Höllensforten anstürmte . . ., so ist alsbald, nach etlichen harten Stürmen, mein Geist durch die Höllensforte bis in die innerste Geburt der Gottheit durchgebrochen und allda mit Liebe umfungen worden, wie ein Bräutigam seine liebe Braut umfänget. Was aber für ein Triumphieren in dem Geiste gewesen sei, kann ich nicht schreiben noch reden; es läßt sich auch mit nichts vergleichen als nur mit dem, wo mitten im Tode das Leben geboren wird, und es vergleicht sich der Auferstehung von den Toten.“

Das war 1600, zwölf Jahre vor der Abfassung der „Morgenröte“, und aus demselben Jahre berichtet Franckenberg, daß Böhme durch den Anblick eines von der Sonne beschienenen Zinngefäßes „zu dem innersten Grunde oder Centro der geheimen Natur eingeführt“ worden sei. Hier ging ihm der Gedanke auf, daß ebenso wie sich am dunklen Gefäß das Sonnenlicht erst recht offenbare, so auch alles Licht der Finsternis, alles Gute des Bösen bedürfe, um in der Welt der Erscheinungen erkennbar zu werden. Diese blühhafte Erkenntnis wurde geradezu der Keim, aus dem seine Anschauung der in Gott wurzelnden und gottdurchwirkten Welt sich organisch entfaltete. Es wächst bei ihm alles so naturgemäß und selbstverständlich aus dieser grundlegenden Voraussetzung, daß man kaum nötig hat, all die Vorgänger zu bemühen, bei denen sich Verwandtes findet. War das Böse naturnotwendig und also durch Gott bedingt, so ergab sich alles weitere von selbst.

In seinem zwölften Sendbriefe berichtet Böhme, wie er zur schriftlichen Festlegung seiner Gedankenreihen kam: „Ich sah und erkannte das ganze Wesen in Bösem und Gutem, wie eines von dem andern urständete, und wie die Mutter die Gebärerin wäre, daß ich mich nicht allein hoch wunderte, sondern auch erfreuete. Und fiel mir zuhand also stark in mein Gemüt, mir solches für ein Memorial aufzuschreiben; wiewohl ich es in meinem äußeren Menschen schwer ergreifen und in die Feder bringen konnte. Ich mußte gleich anfangen, in dieser sehr großen Geheimnis zu arbeiten, als ein Kind, das zur Schule geht. Im Innern sahe ich es wohl, als in einer großen Tiefe, denn ich sahe hindurch als in ein Chaos,

da alles innen lieget; aber seine Auswicklung war mir unmöglich. Es eröffnete sich aber von Zeit zu Zeit in mir, als in einem Gewächse; wiewohl ich zwölf Jahre damit umging und dessen in mir schwanger war, und einen heftigen Trieb in mir befand; bis es mich hernach überfiel als ein Platzregen: was der trifft, das trifft er. Also ging es mir auch: was ich konnte ergreifen, in das Äußere zu bringen, das schrieb ich auf."

Böhme glaubte also göttlicher Eingebung gewürdigt zu werden, und seine Schriftstellerei ist zunächst nichts anderes als das Festhalten seiner Gesichte. Die erste Frucht jener geistigen Wiedergeburt ist die 1612 entstandene „Morgenröte im Aufgang“, oder, wie das Buch hernach auf Veranlassung Balthasar Walthers genannt wurde, die „Aurora“. An Veröffentlichung dachte Böhme nicht. Nur vertrauten Freunden, mit denen er sich eins wußte im Suchen nach Gott, verstattete er Einsicht in die Handschrift. So kam diese in die Hände des Karl von Endern; dieser ließ davon Abschriften nehmen, und bald war die Kunde von Böhme und seinem Werke in den Kreisen des Landadels verbreitet. Auch der Görlitzer Hauptpastor Gregorius Richter, ein starrer Lutheraner, erfuhr davon; und das hatte eine Kette schwerer Ungelegenheiten zur Folge für den bescheidenen Mann, der nicht im entferntesten daran dachte, den kirchlichen Frieden zu stören. An die vornehmen Herren konnte der unduldsame Eiferer nicht gut heran, aber der einfache Handwerker war ihm gerade recht, um als verdammlicher Irrlehrer vor aller Öffentlichkeit gebrandmarkt zu werden. An einem Sonntage des Jahres 1613 griff er den Nichtsbahnenden von der Kanzel mit maßloser Heftigkeit an, nannte ihn einen Aufrihrer und Keker und ermahnte den Rat der Stadt, Böhme auszuweisen, auf daß Gott nicht Ursache habe, der Stadt zu zürnen und sie vom Erdboden zu vertilgen. Richter erreichte wenigstens, daß der Rat Böhme die Handschrift der Aurora abforderte und ihm das Versprechen abnahm, hinfort von seiner verderblichen Schreiberei abzulassen. In der That schwieg Böhme fünf Jahre lang; dann trieb ihn das Drängen seiner Anhänger, deren Zahl ständig wuchs, er möge doch sein Pfand nicht vergraben, zu neuem Wirken. Von 1618 an entstand in rascher Folge eine große Zahl meist sehr umfangreicher Schriften. Jetzt erst beginnt der eigentliche Bau, in immer neuen Ansätzen. Die Morgenröte genügte ihm nun nicht mehr; Gott war ihm hier noch nicht mit voller Deutlichkeit gefaßt als der alles tragende welthaltige, doch selbst wesenlose Urgrund. Die Wandlung muß ihm während des Werkes selbst noch gekommen sein; denn der Plan des Buches ist nur zum Teil ausgeführt. Und auch die andere große Erleuchtung war ihm jetzt geworden; das Böse wird in Gott selbst verlegt als Anlage und Möglichkeit und so als sinnvolle Notwendigkeit dem großen Weltplane eingegliedert. Die neuermorbenen alchymistischen Kenntnisse wurden als wichtige Bausteine verwertet. Die großen Hauptwerke sind: „Beschreibung der drei Prinzipien göttlichen Wesens“ 1619, „Vom dreifachen Leben des Menschen“ 1620, sowie die beiden Versuche, ein abschließendes Weltbild vom theosophischen Standpunkte aus zu gestalten: „Von der Geburt und Bezeichnung aller Wesen“ (De signa-

tura rerum)" 1622, wo Böhme an der Hand des Paracelsus ziemlich verworren sein System der Natur gibt, und das „Mysterium magnum oder Erklärung über das erste Buch Moses“, eine gnostische Kosmogonie, die die Geschichte der Menschheit als Selbstverwirklichung Gottes deutet. Dann treten, neben zahlreichen kleineren Schriften, noch die 66 theosophischen Sendbriefe, meist an Freunde und andere Fragende gerichtet, zur Erklärung von Stellen, die ihnen dunkel geblieben waren. Ihr privater Charakter läßt Böhmes persönliche Art am deutlichsten hervortreten. Endlich noch das innige poesievolle Erbauungsbüchlein „Der Weg zu Christo“, das in seiner ursprünglichen Form, die nur die beiden Traktate „Von wahrer Buße“ und „Vom übersinnlichen Leben“ enthielt, durch Schweinichen in Druck gegeben wurde; die einzige Schrift Böhmes, deren Veröffentlichung er noch erlebt hat.

Und dieser Schritt rief den alten Widersacher Richter wieder auf den Plan. Er trug den Streit jetzt in die breiteste Öffentlichkeit, indem er haßerfüllte, von unflätigsten Beschimpfungen Böhmes strokende lateinische Verse hinausgehen ließ. Es gelang ihm jetzt auch die übrige Geistlichkeit aufzustacheln, und als er erneut bei den Görlitzer Stadtvätern vorstellig wurde, erzielte er den Erfolg, daß man Böhme den freundschaftlichen Rat gab, die Stadt zu verlassen; er habe ja anderwärts Freunde genug. Auf Anraten seiner Anhänger begab sich Böhme nach Dresden, um durch das Oberkonsistorium eine Entscheidung herbeiführen zu lassen. Was er dort erreicht hat, ist ziemlich dunkel; die Berichte seiner Freunde tragen allzu offenkundig legendäre Züge. Er wohnte bei dem Hofalchymikus Hinkelmann, an den ihn dessen Vorgänger, sein Freund Balthasar Walther, empfohlen hatte; so mag er, da die Alchymie am Dresdner Hofe in Blüte stand, mit mancherlei hochgestellten und gelehrten Männern zusammengekommen sein, die sich mit ihm in Disputationen einließen und es an tröstender Aufmunterung nicht fehlen ließen. Aber man betrachtete ihn wohl mehr als eine sehenswerte Merkwürdigkeit; es ist sogar fraglich, ob es überhaupt zu einer amtlichen Vernehmung gekommen ist. Gegen Richter jedenfalls geschah nichts; und Böhme folgte, um sich den Anfeindungen der gereizten Menge zu entziehen, einer Einladung Schweinichens auf sein Gut in Schlesien. Bald darauf starb Richter, aber Böhme überlebte ihn nur um wenige Monate. Mit einer gefährlichen Unterleibskrankheit kam er nach Görlitz zurück, und am 16. November 1624 erlöste ihn der Tod. Erst der Nachspruch des Lausitzer Landvogtes Hannibal von Dohna vermochte den zweiten Geistlichen, ihm das Grabgeleit zu geben; der Primarius Thomas, Richters Nachfolger, schügte Krankheit vor. Aber noch die Leichenpredigt war eine Schmähung des Toten, und Dubenhände stürzten sein Grabkreuz um. Tobias Kober, dem Böhme Weib und Kinder übergeben hatte, als er Görlitz verlassen mußte, stand ihnen auch in dieser schweren Zeit treu zur Seite.

Die Gedankenwelt Böhmes ist erwachsen aus dem heißen Wunsche, die Dissonanzen, die er in der gegebenen Daseinswirklichkeit vorfand, in einer höheren Einheit zur Harmonie zu lösen. Zwei Aufgaben beschäf-

tigten seinen grübelnden Geist vor allen andern: einmal Klarheit zu schaffen über das Verhältnis von Gott und Natur, den erdenfernen Himmelsgeist in Einklang zu bringen mit der unendlichen Welt, wie sie die neue Naturwissenschaft erschlossen hatte; und sodann das Böse, das ihm im Leben als nicht wegzuleugnende Realität entgegentrat und das er auch in die Natur hinein deutete, als denknöthwendig in sein Weltbild einzugliedern und es zu versöhnen mit dem Gedanken des unendlich vollkommenen Gottes, an dem als alleinigem Grunde des Gesamtseins er unverrückt festhielt. Der Gefahr des Pantheismus, der Böhme noch in der „Morgenröte“ fast zu erliegen droht, sucht er in den Schriften der Reifezeit dadurch zu entgehen, daß er zwar den gesamten Vorgang des Weltwerdens aus einem innergöttlichen Geschehen herleitet, aber die Welt nur als Offenbarung Gottes nach seiner menschlich begreiflichen Seite hin faßt und eine jenseitige höhere Wirklichkeit annimmt. Das Böse aber verlegt er als Möglichkeit in die ungeschiedene göttliche Einheit selbst, läßt es jedoch Wirklichkeit erst gewinnen mit der Abkehr des Willens vom göttlichen Willen, die ihm zugleich Anstoß zur Bildung der materiellen Welt wird. Der Abstand zwischen Gott und Kreatur wird gewahrt durch Einfügung einer Stufenreihe geistiger Wesenheiten plotinischer Art.

Sein Streben ging auf Ableitung alles Seins aus einer einheitlichen Wurzel. Den Widerspruch dieses Gedankens mit seinem ethischen Dualismus zu überbrücken gelang ihm freilich nur durch einen Gewaltstreich. Sorgfältig bemüht, seine Gottesauffassung frei zu halten von aller Trübung durch menschliches Gleichnis, arbeitet er den Gottgedanken in seiner vollen Erhabenheit und Reinheit heraus. Das Erste und Ursprünglichste ist ihm der „Ungrund“, dessen Wesensverwandtschaft mit dem plotinischen All-Einen und dem Nichts Ekkharts klar zutage liegt. Er ist das ewige gestaltlose Sein, die ewige Ruhe und Stille, in der alle Spannung und aller Gegensatz in einer höheren ausgleichenden Einheit beschlossen liegen, niemandem als sich selbst offenbar. „Gott ist weder Natur noch Kreatur, was er in sich selber ist, weder dies noch das, weder hoch noch tief. Er ist der Grund und Ungrund aller Wesen, ein ewig Ein, da kein Grund noch Stätte ist.“ Gott ist unwesentlich und gestaltlos, aber in ihm schlummert die Allmöglichkeit zu aller Gestalt und allem Wesen. In ihm lebt der Wille zur Verwesentlichung, der Wille zum Etwas; der ist das Zentrum naturae, aus ihm urständet alles Leben und Werden. Er wird offenbar in der Entfaltung zur Dreifaltigkeit. Er ist die dunkle Sehnsucht des unergründlichen Gottes nach dem eigenen Selbst und seiner Erkenntnis. Dieser ewige Wille, der noch gegenstandslos, wie Böhme sagt, „fassungslos“ Trieb ist der Vater; er gebiert den Sohn, als den „gefaßten“, seiner bewußten, zielschaffenden Willen, als das Zentrum und Herz der Gottheit. Mit dieser Teilung des ursprünglichen Willens beginnt die Entwicklung, das Wirken Gottes, während der Ungrund nur die Möglichkeit alles Wirkens und Sich-entfaltens enthält. Der Geist ist die Wendung dieses seiner selbst bewußt

gewordenen Willens zur gestaltenden Selbstverwirklichung. Böhme sagt im *Mysterium magnum*: „Wir Christen sagen, Gott sei dreifaltig, aber einig im Wesen; daß aber in gemein gesagt wird, Gott sei dreifaltig in Personen, das wird von den Unverständigen überall verstanden, auch wohl von teils Gelehrten: denn Gott ist keine Person als nur in Christo, sondern er ist die ewig gebärende Kraft: alles nimmt seinen Urstand von ihm. Daß aber gesagt wird von Gott, er sei Vater, Sohn und Heiliger Geist, das ist gar recht gesagt. . . . Der Vater ist erstlich der Wille des Ungrundes, er ist außer aller Natur oder Anfänge der Wille zum Nichts, der fasset in sich eine Lust zu seiner Selbstoffenbarung. Und die Lust ist des Willens oder Vaters gefasste Kraft, und ist sein Sohn, Herz und Sitz, der erste ewige Anfang im Willen; und wird darum ein Sohn genannt, daß er im Willen einen Anfang nimmt, mit des Willens Selbstfassung. So spricht sich nun der Wille durch das Fassen aus sich aus, als ein Aushauchen oder Offenbarung: und dasselbe Ausgehen vom Willen oder Hauchen ist der Geist der Gottheit, oder die dritte Person, wie es die Alten gegeben haben. Und das Ausgehauchte ist die Weisheit, als die Kraft der Farben und Tugenden des Willens. . . . Das Sprechen ist der Mund des Willens Offenbarung, und das Ausgehen vom Sprechen oder Gebären ist der Geist des geformten Worts, und das Ausgesprochene ist: die Weisheit. Allhier kann man mit keinem Grunde sagen, daß Gott in drei Personen sei, sondern er ist dreifaltig in seiner ewigen Gebärung. Er gebäret sich in Dreifaltigkeit, und ist in dieser ewigen Gebärung doch nur ein einzig Wesen und Gebärung zu verstehen, weder Vater, Sohn noch Geist, sondern das einige oder ewige Leben oder Gut.“

Das vollkommene Selbstbewußtsein des ewigen Willens also, den angeschauten Weltinhalt der schauenden Gottheit, nennt Böhme die Weisheit, die edle Jungfrau Sophia. Noch war bisher bei dem überzeitlichen und ewigen Vorgange der Gottgeburt nicht die Rede von einem Außen. Nun aber tritt die urwesentliche Spannung, die in dem dreifaltigen Einem vom Anbeginn schlummerte, als gesekliche Form Gottes und alles Lebens überhaupt heraus: der Gegensatz von Wille und Widerwille. Hier klappt eine Lücke im System. Eine Begründung des „Gegenwillens“ läßt sich aus der ursprünglichen Einheit des Gottesgedankens schlechterdings nicht geben, und diese selbst erscheint bedroht. Aber mit dieser Wendung gewinnt Böhme den Übergang zur Vielheit der Erscheinungen. Denn dieser Widerstreit des Gegensätzlichen, der in Gott selbst seine letzte Wurzel hat und der Böhme beim Anblick des sonnenbeschienenen Zinngefäßes aufgedämmert war, wird ihm zur Grundtatsache alles Lebens; er ist die zeugende Kraft, aus der alles Lebendige, die wesenhafte Natur aufkeimt. Das Reich der Jungfrau Sophia, der ewigen Weisheit, ist noch nicht das irdische Stoffbereich, sondern das Reich der Engel, das *Mysterium magnum*, die Idealwelt, dem Reiche der platonischen Ideen, der Urbilder der Dinge vergleichbar. Die Eigenschaften der stofflichen Welt sind in ihm nur erst als Möglichkeiten angelegt. Diese selbst aber entspringt aber erst aus dem Widerstreite des

finstern und des lichten Prinzips. Der Naturwille, als nach Böhme wesensnotwendiger — tatsächlich freilich erschlichener — ewiger Gegensatz zum Geistwillen des wesenlosen Ungrundes, strebt nach Absonderung von Gott; er stellt sich gegen den Geist und führt zur Verdunklung des reinen Lichtes und damit zur Scheidung der feinen Quinta essentia der Idealwelt von dem groben, harten, sichtbaren Erdenstoff.

Sonach stellt sich die Entstehung der materiellen Welt dar als Folge der Tat Luzifers, der damit zu einem Angelpunkte der ganzen Weltgeschichte wird. Er hat die ursprüngliche Einheit gesprengt in schrankenloser Jähzucht, die selber Gott gleich sein wollte. So erweckte er Gottes Zorn und Grimm, und die Idealwelt ward zu grober Stofflichkeit erniedrigt. Der paradiesische Mensch, als lauterer Wesen aus Gott, war noch unsterblich, dem Tode, der Wandlung nicht unterworfen. Die Geschlechter waren noch nicht geschieden. Ihm war Gott in allen Gestalten des Geschaffenen offenbar; so fand er in seherischer Erkenntnis die Natur- und Ursprache, die nichts anderes ist als die Übersetzung der in Gott lebenden Idenndinge ins menschlich Fassbare. Mit dem Fall Adams tritt die ursprüngliche Einheit als Mann und Weib auseinander. Die Sprache verliert ihre Schöpferkraft; sie ist nicht mehr unmittelbarer Geistausdruck, sondern wird zur bloßen an sich sinnlosen Hülle. Jener Gedanke der Ursprache, aus der die andern sich erst entwickelt hätten, und von den zugrundeliegenden Sprachstämmen ward von der Romantik wieder aufgenommen und fruchtbarer Ausgangspunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Durch Luzifers Erhebung ist das Böse, das im Ungrunde ungeschieden schlummerte, in die Welt gekommen und als Vereinzelung, als Abfall von Gott offenbar geworden. Auch in der Natur ist es spürbar als Gegensatz der Finsternis zum Lichte, der Bitterkeit zur Süße usw., in der toten Gleichgültigkeit von Stein und Metall. Das Böse aber dient dazu, daß das Gute an ihm sich offenbare; aus dem Kampfe des guten und bösen Prinzips entsteht alles Leben. Durch das Böse wird der Geist zur Materie, und damit ist der Tod gegeben. Aber die irdische Welt ist doch ein Abbild der Idealwelt. Gott will die gefallene nicht vergehen lassen, sondern geistet sich ihr ein, will sie zu seinem Bilde läutern. Sie ist dem Menschen gesetzt als Aufgabe: er soll sie wieder durchgotten, sie wieder zu dem machen, was sie ursprünglich war: irdische Darstellung Gottes, irdisches Gottesreich für den reinen Menschen. Der Kampf Gottes gegen Luzifer, als den so die Schöpfung sich darstellt, soll der Mensch, als Stellvertreter der Welt, in seiner eigenen persönlichen Seele austragen. Geschichte, Weltgeschichte ist so nichts anderes als das Wogen dieses Kampfes, ein ewiges Werden in Raum und Zeit, das Sichbilden des Geistes zu göttlicher Gestalt. In diesem ewigbewegten Werden offenbart der ewig Ruhende, Unbewegte sein Wesensgesetz.

Um diesen Kampf durchzukämpfen und sich dem drohenden ewigen Tode zu entwinden, bedarf der Mensch der göttlichen Liebe und Gnade. In Jesus ist solche Erlösung Wirklichkeit geworden; in seinem gotthaften

Leben ward Gott zum Menschen und fand der Mensch seinen ewigen Sinn. Es ist für Böhme bezeichnend, daß er an Christi Erlösungswerk vor allem das Sterben des alten und die Geburt des neuen Menschen betont, die stellvertretende Sühne für die Menschheitsschuld dagegen ganz zurücktreten läßt. Uns allen ist Jesus als erlösende Macht eingeboren. Aber die Erfüllung steht bei uns in freiem Entschlusse. Denn da der Mensch nicht allein Kreatur ist, sondern durch seine Seele auch am Ungrunde Anteil hat, so ist er auch der selbständigen Willensentscheidung mächtig. Natürlich kann er sich auch gegen Gott stellen und in der Verselbstung sein Ziel sehen. Doch dies ist sein Verderben und kann nichts anderes sein. Das ist der tiefe Sinn und die Aufgabe aller Religion, daß wir nicht, wie unser stofflicher Trieb uns drängt, in der Vereinzelung verharren, uns selbst zum Sinne des Lebens machen. Denn damit übergeben wir uns dem Willkürlich-Zufälligen, dem Tode, der überall da ist, wo das Vereinzelte seine unwesentliche Ichheit verewigen möchte. Sondern indem wir das Selbstlütlich-Ichhafte überwinden, indem wir unsere Persönlichkeit ausprägen zum lebendigen Bilde Gottes. Christus hat uns gewiesen, daß wir berufen sind, Gnade und Gotteskindschaft anzunehmen, mit Hilfe des Glaubens; aber unser Glaube sei nicht „historisch“, kein Gewußtes und Äußeres, sondern Hunger nach Wiederverwirklichung des göttlichen Urbildes, das in uns angelegt ist. Unser sittlicher Wille ist Vorbedingung, aber freilich nur Voraussetzung, nur Schaffung der Bereitschaft für die Annahme der göttlichen Gnade, die das Wesentliche, die eigentliche Wiedergeburt vollbringt, die sich aber auch immer einstellt, wo der Mensch sich der Einwirkung Gottes öffnet.

Der wiedergeborene, in der Sprache der Mystik „vergottete“ Mensch sieht seinen Sinn nicht mehr in der Verewigung seiner einmalig-zufälligen irdischen Daseinsform, sondern fühlt sich demütig hingegeben als Gefäß von Gottes Willen, indem er das göttliche Gesetz in sich erfüllt. Er hat so auch den Tod überwunden, denn dessen Furchtbarkeit beruhte gerade darin, daß er jene sich auf sich selbst zurückziehende Seinsform vernichtet, während der wiedergeborene Mensch ihn lediglich als Wandlung empfindet, als Übergang zu einer höheren, gottnäheren Stufe des Daseins. Im Rahmen der menschlichen Gesellschaft wird er sich als Gemeinschaftswesen fühlen und alle Absonderung von der Gemeinschaft als verderblich erkennen. So taucht denn schließlich auch der Gedanke der allgemeinen Kirche wieder auf; freilich nicht verstanden als Zusammenfassung der Bekenner bestimmter Lehre, als „Mauerkirche“, sondern — ganz ähnlich wie bei Schwencfeld — als Gemeinschaft aller derer, die den Willen und die Fähigkeit haben, Gott und Christus in sich zu verwirklichen. Auch der Heide kann in Gott leben.

Böhme war erfüllt von der Überzeugung des nahenden Weltendes. Seine dahingehenden Äußerungen haben ihn den Zeitgenossen vielfach als Geistesverwandten der chiliastischen Schwärmer erscheinen lassen. Das letzte Gericht wird die endgültige Scheidung des Guten vom Bösen, des Lichtes von der Finsternis bringen; die Wiedergeborenen werden dann in

die ursprüngliche Einheit mit Gott zurückkehren, die Bösen aber ihm ewig fern sein. So läßt er den Weltprozeß in einen schroffen Dualismus auslaufen.

Böhme gehört in die Geschichte der Mystik; daran ist kein Zweifel. Nicht nur hat er den Gedanken der Gott- und Weltgeburt aus dem wesen- und eigenschaftslosen All-Einen, der zwischen Ungrund und stofflicher Welt vermittelnden Stufenreihe aus Plotin, dem Urquell aller abendländischen Mystik, übernommen; auch im einzelnen finden sich zahllose Berührungspunkte mit der mittelalterlichen Mystik, besonders mit Eckehart. Und die Einswerdung mit Gott ist auch für ihn letztes Ziel des Menschen. Natürlich soll nicht gesagt sein, daß er, der Ungelehrte und Sprachenunkundige, immer oder auch nur vorwiegend aus den alten Quellen geschöpft habe; aber diese Vorstellungen waren ja im religiösen und mystischen Denken seiner Zeit noch unmittelbar lebendig.

Auf der andern Seite aber ist seine Lehre durchsetzt mit Gedanken, die mit der alten Mystik nichts zu tun haben. Da ist zunächst nicht zu übersehen, daß zwischen dieser und Böhme das große Ereignis der Reformation lag. Mit vollem Rechte ist neuerdings darauf hingewiesen worden, daß man über den Gegensätzlichkeiten Böhmes zu Luther nicht vergessen dürfe, wie stark seine Anschauungen bedingt sind von der geistigen Atmosphäre, die durch das Auftreten des Reformators geschaffen war. Die entscheidende Rolle, die das Böse — ganz im Gegensatz zur alten Mystik — bei Böhme spielt, die starke Betonung der Willenskräfte im Weltprozeß, die Vorstellung des zornigen, eifrigen Gottes, der als das erste Prinzip der Gottheit für Böhme geradezu zur Bedingung der Entwicklung wird, überhaupt die mindestens ebenso sehr ethische als metaphysische Färbung seines Weltbildes: dies alles und noch vieles andere kommt ihm aus dem Luthertum. Böhme berührt sich mit Luther viel enger als beispielsweise Weigel, der doch im wesentlichen Neuplatoniker ist.

Des weiteren haben die Alchymisten Böhme Bausteine in Menge für sein Gedankengebäude geliefert. Seine Lehre ist ja nicht minder Naturphilosophie als metaphysische und theologische Spekulation. Die Schriften der Alchymisten, der Naturkundigen jener Zeit, der Vorläufer der exakten Wissenschaft, waren unter den Gebildeten sehr verbreitet; und Böhme hat von ihnen gelesen, was ihm zugänglich war. Alchymistische Formeln und Sachausdrücke verwendet er in großem Ausmaß. Freilich kam es ihm nicht auf Goldmacherei und ähnliche Kunststücke an. Die Einzelheiten des chemischen Prozesses gaben ihm die Grundlagen ab für seine Vorstellung vom Weltwerden. Wo jene durch Forschung und Experiment sich um die Bezwingung der Natur bemühten, sucht Böhme mit Hilfe ihrer Naturweisheit ins Innere des göttlichen Urgrundes vorzustößen. Wichtigster Vermittler war ihm hier natürlich Paracelsus. Von ihm hat er unter anderem seine Auffassung von der dreifachen Natur des Menschen, der stofflichen, geistigen und seelischen. Auch seine verworrene Lehre von den sieben Qualitäten oder Quellgeistern Gottes, den Naturgestalten, an denen er den Weltprozeß erläutert, gehört in diesen Bereich seines Denkens. Die obige

Darstellung seiner Lehre ist mit Absicht von solchen allzu zeitbedingten Elementen entlastet worden, um ihr Verständnis nicht zu erschweren; aber es gibt wohl kaum eine Schrift Böhmes, die von Vorstellungen dieser Art frei wäre.

In Böhme sind Religion und Philosophie, Wissenschaft und Dichtung noch ungeschiedene Einheit. Die letzte Gewähr für die Richtigkeit seiner Erkenntnisse bot ihm nicht die Erfahrung noch das, was er in Büchern fand, sondern die Gewissheit unmittelbarer göttlicher Erleuchtung. Diese galt ihm mehr als selbst die Schrift; es kommt ihm nicht darauf an, die Bibel gelegentlich zu verbessern und etwa zu sagen: „allhie liegt dem Mose ein Deckel vor den Augen“. So ist das Ergebnis der Bemühungen seines ringenden und grübelnden Geistes zuletzt ein neuer Mythos geworden, wie ihn nur ein so ursprünglicher und naturnaher Mensch zu schaffen imstande war, trotz aller fremden Bestandteile vom Neuplatonismus bis zur zeitgenössischen Naturwissenschaft. Im Grunde ist er eine Dichternatur, im alten Sinne des begnadeten Sehers. Als solchen zeigt ihn auch sein Verhältnis zum Wort. Wir haben schon aus seiner Vorstellung von der Natursprache gesehen, wie für ihn das Wort in unmittelbarer Beziehung zu Gott steht. Wie alles Leben von Gottes Sprechen ausgegangen ist, wie Gott selbst „ein ewiges Sprechen“ ist, so bezeugt die Fähigkeit der Sprache den göttlichen Ursprung des Menschen. Die Natursprache ist ihm von Gott eingegossen, menschliches Mittel zur Gestaltung des Unbegreiflichen; zwischen Klang und Sinn besteht ursprünglicher notwendiger Zusammenhang. Ist auch durch den Fall die ursprüngliche Sprachbegnadung des Menschen geschwächt, so wird doch im wiedergeborenen Menschen das göttliche Wort wieder lebendig. Da seine Gott- und Welterkenntnis aus der Erkenntnis des eigenen Selbst, des Mikrokosmos, fließt, so gewinnt er auch das Verständnis der Ursprache und die Fähigkeit, das Unsagbare im Gleichnis des Wortes wiederzugeben, in bestimmten Grenzen wieder. Böhme selbst glaubte dieser Gabe teilhaftig zu sein, und zu so befremdlichen und absonderlichen Ergebnissen sich auch seine Sprachdeutung aus dem Klange bei aller Feinheit der Beobachtung verstiegen hat: er ist zum mindesten wahrhaft sprachschöpferisch wie wenige, des unmittelbar anschaulichen, lebendig gewachsenen Wortes mächtig; das volle Gegenstück zu dem jüngeren Zeitgenossen Opitz, dessen nüchterne verstandesklare Sprachbegabung dem kommenden Geschlechte zum Vorbild wurde und so nicht nur der Sprache, sondern auch dem Denken vieler folgender Dichter den Zugang zu den dunklen Tiefen des verstandesmäßig nicht Fassbaren geradezu verbaut hat.

So groß die Zahl der Verehrer Böhmes bei seinem Tode war, so sah die Mehrzahl seiner Anhänger in ihm doch hauptsächlich den großen Offenbarer magischer Geheimnisse, den Alchymisten, Astrologen und Theosophen, auch wohl den chiliaistischen Propheten, wie Quirinus Kuhlmann, der einen „neubegeisterten Böhme“ herausgab. Man sah ihn im Gefolge der Agrippa und Paracelsus. Selbst im Kreise seines Getreuesten, Abraham von Franckenberg, war Böhmes Nachwirkung doch im wesent-

lichen gleicher Art; doch lebte hier wenigstens eine Ahnung seiner mystischen Größe, und so konnte Böhme von Franckenberg aus das mystische Schrifttum des deutschen Ostens im 17. Jahrhundert befruchten: Ezeſko und vor allem Scheffler, der vielleicht am hinreißendsten Böhmes Gedanken in dichterisches Gebild bannte, wenn auch noch andere Mächte sein Werk geformt haben. Franckenberg hat um Böhmes Auswirkung noch das besondere Verdienst, daß er seine Schriften durch Drucklegung der Allgemeinheit zugänglich machte. Daß dies wegen der Unduldsamkeit der heimischen Gewalten in Holland geschehen mußte, der alten Heimat mystischer Frömmigkeit, ebnete den Werken des Schlesiers den Weg nach England, von wo sein europäischer Ruhm ausging. Noch auf Leibniz hat Böhme unmittelbar gewirkt. Dem verstandesstolzen Aufklärungsjahrhundert versank seine Größe, und es blieb nur die Erinnerung an den ärgerlichen Schwärmer übrig, dessen verwirrten und keckerischen Phantastereien man sich mit Recht widersezt hatte. Erst beim späten Lessing — in „Ernst und Falk“ — und bei Hamann taucht Böhmes Name wieder bedeutungsvoll auf. Wahrhaft zurückgewonnen aber wurde er erst durch die Romantik. Tieck stieß durch Zufall auf ein altes Exemplar der Morgenröte, und nun gelangt Böhmes Lehre im romantischen Denken zu ungeahnter Macht. Es genügt, an Novalis, Friedrich Schlegel, Baader, die Freiheitslehre des jungen Schelling zu erinnern, um sich bewußt zu werden, was Böhme für die Romantik bedeutet. Hegel und Schopenhauer durften sich mit Recht auf ihn berufen. Und noch immer ist das Werk Böhmes den Deutschen eine Aufgabe, die immer neue Geister zu ihrer Bewältigung lockt.

Drittes Buch
Spätrenaissance und Barock

I

Übergreifen der Renaissance auf die Dichtung in deutscher Sprache: Martin Opiz.

Mit dem 17. Jahrhundert schlug Schlesiens große Stunde. Mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges erwachte die Landschaft zum klaren Bewußtsein ihrer Aufgabe und schickte sich an, selbständig ihren Weg zu bestimmen. Fast über Nacht ward offenbar, daß das kaum bekannte entlegene Grenzland, dessen Bewohner man noch immer als halbe Polen anzusehen gewohnt war, in seiner geistigen Führungsschicht vollkommen deutsch geworden war. Aus den Schülern von gestern wurden mit einem Male Lehrer, nicht ohne daß das ältere Sprachgebiet bisweilen grollend gegen sie aufbegehrte. Bisher hatten sie wie Kinder gläubig nachgebetet, was die Erwachsenen, die Söhne des alten Kulturbodens, ihnen vorsagten. Jetzt wiesen sie selbst die Bahn, und der Geburtshelfer des neuen deutschen Schrifttums wurde ein Schlesier. Im Grunde kann man noch weiter zurückgehen. Denn das geistige Eigenleben des deutschen Ostens beginnt ja schon mit den großen Religiösen der mystischen Richtung, mit Schwendfeld, Böhme, dem Lausitzer Weigel. Sie haben die seelischen Voraussetzungen geschaffen, aus denen das Geistesleben Ostdeutschlands im Barockjahrhundert emporblühte. Aber hier, wo wir die Dinge unter dem Blickpunkt der poetischen Entwicklung betrachten, muß man die neue Zeit schon mit Opiz beginnen lassen, dem Manne, der den Geist und die Formen der Renaissance in der deutschen Dichtung zum endgültigen Siege führte.

Von allen Stämmen des Ostens ward dem vorgeschrittensten, dem schlesischen, die Zunge zuerst gelöst. Es dauerte noch länger als ein Jahrhundert, bis auch die andern alle sich hinzugefunden hatten. Ein freundliches Geschick hatte die Schlesier von allen deutschslavischen Mischstämmen am frühesten und festesten mit deutscher Wesensart verwachsen lassen. Nur die Deutschböhmen waren ihnen voraus gewesen, aber die hatte die nationaltschechische Erhebung des Hussitismus auf Jahrhunderte hinaus gelähmt. Die nach Westen gerichteten Kulturbestrebungen des piastischen Herrscherhauses verschafften dem Lande noch einen bescheidenen Anteil an der Spätzeit der höfischen Poesie des alten Landes. Die politische und

kulturelle Zugehörigkeit zu dem böhmischen Staatswesen Karls IV. ermöglichte das Eindringen der von Prag ausgehenden deutschen Frührenaissance und verknüpfte die Schlesier zugleich schon so eng mit der deutschen Kulturgemeinschaft, daß sie die slavische Welle, die das böhmische Deutschtum verschlang, erfolgreich abzuwehren vermochten. Als der lateinische Humanismus seine Blütezeit erlebte, war die geistige Entwicklung bereits so weit fortgeschritten, daß die Schlesier zwar noch nicht mit bahnbrechenden und wegweisenden eigenen Leistungen aufzuwarten vermochten, wohl aber als gelehrige Schüler so rege und eifrig sich an der Bewegung beteiligten, daß man im Reiche schon hie und da aufzumerken begann. Im 16. Jahrhundert erwächst aus den religiösen Antrieben der Reformation eine bodenständige Dichtung in deutscher Sprache, die von der breiten Schicht des Bürgertums getragen wird. Vor allem im protestantischen Kirchenliede und in dem aus dem Geiste des Luthertums geborenen Schuldrama beginnt Schlesien mit den alten Landschaften zu wetteifern, noch immer als ein aufnehmendes, gegebene Anregungen verarbeitendes und weiterbildendes Neuland. Der starke Anteil der den alten Kulturzentren am nächsten gelegenen, politisch noch nicht zu Schlesien gehörigen Lausitz und der angrenzenden Landstriche Schlesiens wird dabei deutlich. Das Eindringen humanistischen Geistes und Kunstwillens in die deutsche Dichtung, wie unzureichend und äußerlich auch immer noch, ist dabei auch in Schlesien nicht zu verkennen.

Nun war der Augenblick da, wo die mündig gewordene junge Landschaft aktiv in den Gang des deutschen Geisteslebens eingreifen konnte. Worauf es damals ankam, wußte jeder. Das große Ziel war die Heraufführung einer deutschen Renaissanceichtung. Alle großen Kulturnationen des Abendlandes hatten in ihrem Bereich das Entsprechende schon geleistet: im Anschluß an die lateinische Humanistendichtung die Poesie in der eigenen Landessprache dem Stilwillen und den Geschlichkeiten zu unterstellen, die ihnen durch die Beschäftigung mit der Antike als die einzig maßgebenden aufgegangen waren. Lange schon mühte man sich in Deutschland in immer neuen Anläufen ab. Jetzt brachte ein Schlesier die Entscheidung. Die Aufgabe war insofern für ihn leichter, als keinerlei große Überlieferung eigenwüchsiger Dichtung seines Volkstums ihm hindernd im Wege stand, die sich ihrer inneren Art nach der Aneignung des formalistischen Grundprinzips der Renaissance widersetzt hätte. Darin hatten es die Vorkämpfer des Neuen in den alten Gebieten schwerer; sie konnten die herkömmlichen Freiheiten nicht so leichten Herzens preisgeben. Aber hier lag auch die Gefahr. Eben weil die Dichtische Renaissancepoesie und die aus ihr hervorgegangene Barockdichtung nicht im lebendigen Volkstum wurzelte, sondern ein ganz neuer Anfang war, ohne Anknüpfung an das Gewordene und Gewachsene, darum blieb sie eine Angelegenheit der dünnen gelehrten Bildungsschicht. darum riß sie für Jahrhunderte eine schwer überbrückbare Kluft auf zwischen den humanistisch Gebildeten und der Masse des Volkes. Natürlich ist große Dichtung wie alle höhere Kultur nie Sache der Volksgesamtheit; sie wird

immer nur von einem Bruchteil unmittelbar erlebt. Aber sie kann jedem zugänglich werden, der guten Willens ist und den Weg zu ihr sucht. Das war hier unmöglich, weil diese Gelehrtenpoesie Form und Gehalt der nationalen Vergangenheit bewußt verneinte und sich auf einer neuen, der Gesamtheit wefensfremden Bildung aufbaute. Die Renaissancebildung keines anderen Volkes hat mit solcher Schroffheit den Bruch mit dem Vorhandenen vollzogen; überall wurde der neue Geist mit der Überlieferung organisch verschmolzen und konnte daher eine Blüte heraufführen, die in Deutschland vor der Hand ausbleiben mußte.

Es bleibt die Frage, wie weit das von dem überlegenen Deutschtum aufgesogene slavische Element des schlesischen Stammes in dieser neuen geistigen Bewegung zur Geltung kam. Ganz auszuschalten sind die slavischen Antriebe gewiß nicht. Man darf nicht vergessen, daß Polen inzwischen zur Kulturnation gereift war. Zur Zeit der mittelhochdeutschen Literaturblüte war Polen als geistige Macht noch gar nicht in Frage gekommen. Aber wir erinnern uns, welche Rolle die Krakauer Universität in der Geschichte des schlesischen Humanismus gespielt hat, mag auch dem dort stark vertretenen Deutschtum dabei noch die Führerschaft zugefallen sein. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte das slavische Königreich das politisch zerrissene und zerklüftete westliche Nachbarland in mancher Hinsicht überflügelt. Seine Renaissancepoesie erhielt Polen schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Jan Kochanowski (1530–1584), der Freund Konrads, hatte, dem französischen Beispiele folgend, seinem Volke eine klassische Dichtersprache geschaffen, und es mit gehaltreichen und formvollendeten lyrischen Dichtungen beschenkt. Schon vor ihm hatte der Protestant Nikolaus Rej (1505–1569) sich in polnischen Dramen versucht. Zu Opizens Zeiten wirkten Simon Szymonowicz Bendowski (1557–1629), der die Schäferdichtung nach Polen verpflanzte, und der Jesuit Mieczysław Karłowicz (Karbiwicz, 1595–1640), der glänzendste Vertreter der lateinischen Humanistenpoesie Polens und zugleich der Verfasser der ersten polnischen Poetik. Auch die eindrucksvolle Erscheinung des Mähren Comenius darf nicht übersehen werden, der nicht allein als pädagogisches Genie und in seiner Bedeutung für die religiöse Mystik des Ostens zu werten ist, sondern selbst den deutschen Sprachgesellschaften manche Anregung gab. Solche Beispiele mußten auf das angrenzende Schlesien anstachelnd wirken und den Wunsch rege halten, im deutschen Schrifttum Ebenbürtiges zu leisten. Vielleicht ließen sich auch manche unmittelbare Zusammenhänge der schlesischen Dichtung mit der gleichzeitigen polnischen nachweisen. Übersetzungen aus den polnischen Klassikern begegnet man jedenfalls im Schlesien des Barockzeitalters wiederholt. Aber man soll das alles nicht überschätzen. Schließlich hat sich die neue Dichtung nicht im Anschlusse an das Vorbild Polens entwickelt, sondern an das der Holländer und Franzosen. Es ist nicht ohne tiefern Sinn, daß Opiz nach Heidelberg ging, dem Brennpunkte der Renaissancebestrebungen des Westens, und von hier aus in die Literatur eingriff. Und gerade hier war der französische Einfluß besonders stark.

Die entscheidenden Wesenszüge der schlesischen Barockdichtung aber weisen wiederum nicht nach Polen, sondern nach dem habsburgischen Oesterreich, mit dem Schlessien jetzt auf Gedeih und Verderb zusammengeschmiedet wurde.

Noch im 16. Jahrhundert war diese Verbindung verhältnismäßig lose gewesen, so zielbewußt auch Ferdinand I. auf die Stärkung der landesherrlichen Gewalt hingearbeitet hatte. Die im Vertrauen auf die bewährte Loyalität der Schlesier bezeugte Nachgiebigkeit in religiösen Fragen hatte dem Lande eine gewisse Sonderstellung gegeben, ihm ein weitgehendes Eigenleben ermöglicht und vor allem es vor den Heimsuchungen der Religionskämpfe bewahrt, unter denen der größte Teil Deutschlands so schwer zu leiden hatte. In den langen Friedensjahren konnte Schlessien sich geistig und wirtschaftlich ungestört entwickeln und die Kräfte sammeln, die das scheinbare Wunder möglich machten, daß hier unter den Leiden des großen Krieges eine neue Dichtung aufblühte. Um die Jahrhundertwende schienen die Stände gegenüber der königlichen Zentralgewalt wieder in unaufhaltsamem Vordringen. Auf den schlesischen Majestätsbrief unter Rudolf II. folgte unter Matthias 1612 die Gewährung einer selbstständigen schlesischen Kanzlei, die das Land von den verhassten Böhmen unabhängig machen sollte. Die Böhmen ließen freilich von ihren Ansprüchen nicht ab, und so vereinigte der Kaiser schon 1616 die Breslauer Kanzlei wieder mit der Prager.

Im Dreißigjährigen Kriege verlor Schlessien dann den Rest seiner Selbstständigkeit. Als er ausbrach, hatten sich die inneren Kräfteverhältnisse gegen früher merklich verschoben. Mit dem Aussterben der fränkischen Hohenzollern in Jägerndorf und Beuthen-Oderberg war ihr Gebiet an einen Angehörigen der kurbrandenburgischen Linie gefallen, an Johann Georg, den Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich. Damit hatte ein mächtiges Reichsfürstengeschlecht wieder in Schlessien Fuß gefaßt, das zu den zentralistischen Bestrebungen des Kaiserhauses in natürlichem Gegensatz stehen mußte, und dieses hat auch Johann Georg nie offen anerkannt. Waren früher außer dem Breslauer Bischofe sämtliche schlesischen Fürsten Lutheraner gewesen, so traten im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts sowohl Johann Georg wie auch die piastischen Brüder Johann Christian von Brieg und Rudolf von Liegnitz zum Calvinismus über, dessen freiere und weltläufigere Art in den vornehmen Kreisen immer mehr Anhang fand. Das entfremdete einmal die Fürsten ihren lutherischen Untertanen; es wollte nicht viel besagen, daß die Prediger sich nun notgedrungen bei ihren Angriffen auf den Calvinismus, den man fast noch heftiger bekämpfte als das Papsttum, mit Rücksicht auf den Landesherrn einige Zurückhaltung auferlegen mußten. Zum andern aber war damit eine Annäherung an die protestantische Opposition im Reiche gegeben, die unter reformierter Führung stand, und so rückte die Gefahr eines Übergreifens der Religionsstreitigkeiten auf Schlessien in bedrohliche Nähe. Der einzige Lutheraner, der übrig blieb, war der alte Oberlandeshauptmann, Karl II. von Münsterberg-Dels, ein Nachkomme Georg Podiebrads. Auf der

andern Seite war die katholische Partei erheblich erstarkt. 1608 erhielt der österreichische Erzherzog Karl das Breslauer Bistum; er war aus der streitbaren steiermärkischen Linie und nicht gesonnen, dem Umsichgreifen der lutherischen Ketzerei so tatenlos zuzusehen wie seine Vorgänger, denen er durch seine Geburt an tatsächlichem Einfluß weit überlegen war. 1611 trat der Herzog von Teschen zum Katholizismus über, und Troppau kam 1613 an die katholischen Fürsten von Lichtenstein. Als Friedrich von der Pfalz sich zur Eroberung Böhmens anschickte, ließen sich die protestantischen Schlesier in eine Konföderation mit Böhmen, Mähren und den beiden Lausitzen hineinlocken, die für die Ansprüche des Pfälzers eintrat; aber in der Schlacht am Weißen Berge siegten die Kaiserlichen, und nur der Vermittlung des mit dem Kaiser verbündeten protestantischen Kurfürsten von Sachsen hatten es die Schlesier zu danken, daß sie im Dresdener Afford von 1621 noch mit einem blauen Auge davonkamen. Aber die rücksichtslose Gegenreformation, die der siegreiche Kaiser in seinen Erbländen und zumal in Böhmen nun durchführte, war dadurch nur aufgeschoben. Zunächst stärkte Ferdinand II. die katholische Seite weiter, indem er 1627 seinem Felbhauptmann Wallenstein das Fürstentum Sagan übertrug; der Bischof hielt sich in seinem Machtbereiche an die Bestimmungen des Majestätsbriefes in keiner Weise. Ausschreitungen der protestantischen Glogauer, denen man ihre Kirche hatte nehmen wollen, gaben 1629 willkommenen Anlaß, das Lichtensteinsche Dragonerregiment in die widerspenstige Stadt zu legen. Die Lichtensteiner besorgten die Gegenreformation in Glogau schonungslos und gründlich; nach Glogau kamen die übrigen Städte des Fürstentums an die Reihe, und hernach die Gebiete von Sagan, Schweidnitz-Jauer und Münsterberg. In kürzester Zeit war in den Städten der dem Kaiser unmittelbar unterstellten Erbfürstentümer, mit Ausnahme der Hauptstadt Breslau, der protestantische Gottesdienst beseitigt; nur auf dem Lande ließ man es beim alten. Überall wurden katholische Edelleute als Beamte eingesetzt; das hatte zur Folge, daß sich zahlreiche von ihnen Güter im Lande erwarben und der katholische Adel eine Macht wurde. Ebenso sicherte sich Ferdinand mit starker Hand die absolute Herrschergewalt. Johann Georg von Jägerndorf ächtete er und erklärte ihn seiner Länder für verlustig; sein Gebiet erhielt der Troppauer. Oppeln-Ratibor und Schweidnitz-Jauer wurden dem österreichischen Thronfolger verliehen, in andern Gebieten wurden verdiente österreichische Generale als Herrscher eingesetzt. So war auf dem Fürstentage eine katholische Mehrheit gesichert, auf die der Kaiser sich verlassen konnte, und die Macht der Stände sank zum Schatten herab. Dabei war das Land allen Schrecken des Krieges wehrlos preisgegeben, um so mehr, als es unfähig war, sich zu einer selbstständigen Politik aufzuraffen. Die Heerscharen von Freund und Feind zogen sengend und plündernd durch das Land. Erst waren es die Mansfelder, dann die Schweden und ihre Verbündeten; und die kaiserlichen Wallensteiner hausten womöglich noch schlimmer als die Gegner. Ein Anschluß der protestantischen Schlesier an die verbündeten Sachsen, Schweden und Brandenburger schlug nur zum

Verderben aus. Denn im Frieden von Prag 1635 gab Johann Georg von Sachsen um eigenen Vorteils willen die Schlesiern preis, und nun lastete die Faust des Kaisers schwer. Der Majestätsbrief galt als verwirkt. Nur die Fürsten und die Stadt Breslau behielten das Recht der freien Religionsübung. Aber Breslau büßte mit dem Verlust der Hauptmannschaft über das Breslauer Fürstentum, die sein Rat seit Karl IV. fast ständig verwaltet hatte. So sank die blühende Stadt, die bisher fast die selbständige Stellung einer freien Reichsstadt inne gehabt hatte, zu dem bescheidenen Range einer österreichischen Provinzstadt herab. Das Ansehen des Rates schwand; die stolzen bürgerlichen Patrizier, vorab die nicht wenigen, die sich Güter erworben hatten, bemühten sich um Adelsdiplome und gerieten dadurch natürlich in Abhängigkeit vom Kaiserhofe. Selbst in der Literatur ist die soziale Wandlung mit Händen zu greifen. Das Schrifttum des 16. Jahrhunderts war so gut wie ganz bürgerlich gewesen; jetzt wird es von Edelleuten beherrscht, sowohl von den Angehörigen der alten Geschlechter wie von den Neugeadelten. Wenn im Barockjahrhundert, dem Jahrhundert des siegreichen Absolutismus, das Bürgertum, das bisher trotz allem seine einflussreiche Stellung behauptet hatte, überall an den Wunden des Krieges krankte, verarmte und in kümmerliche Bedeutungslosigkeit zurück sank, so ist das in Schlesien unter der habsburgischen Zwangsherrschaft besonders spürbar. Fürsten und reiche Grundherren sind jetzt die Auftraggeber und Förderer von Kunst und Dichtung, nicht mehr das wohlhabende Bürgertum der Städte. Eine neue höfische Dichtung bricht an, mit allen Besonderheiten einer solchen, zur feinschmeckerischen Unterhaltung für genießerische Schöngelister bestimmt. Der Adel, der sich um geistige Dinge seit langem nicht mehr bekümmert hatte, nimmt an ihnen jetzt wieder lebhaften Anteil, und die gelehrte Bildung, die Haupttriebfeder der neuen Dichtung, weiß sich geschickt den Bedürfnissen der Höfe anzupassen. Das „Volk“ aber bleibt verachtet in der Tiefe.

Der Westfälische Friede besiegelte die habsburgische Allgewalt in Schlesien. Nur den Schweden hatten es die protestantischen Schlesiern zu verdanken, daß ihnen in den kaiserlichen Gebieten wenigstens das Recht der Auswanderung blieb, ihnen der Kirchenbesuch außerhalb der Grenzen zugestanden wurde, und sie in Jauer, Glogau und Schweidnitz drei „Friedenskirchen“ in Fachwerkbau errichten durften. Die übrigen Gotteshäuser, an 650, wurden ihnen genommen. Die Einwohnerzahl, die schon durch die Kriegsverwüstungen stark zurückgegangen war, wurde weiter gemindert durch die Auswanderung namentlich zahlreicher Tuch- und Leineweber nach der sächsischen Lausitz und dem polnischen Posen, wodurch natürlich das Wirtschaftsleben Schlesiens stark litt. Dagegen kommt nun in die Klöster neues Leben; die Jesuiten fassen Fuß, und wir werden sehen, wie gerade durch sie und ihre Pflege des Theaterspiels der kulturelle Einfluss des katholischen Wien auch bei den protestantischen Dichtern Schlesiens sehr bedeutend wird und dem schlesischen Barock geradezu seine Besonderheit gibt. Die Fürsten sind jetzt überhaupt keine politische Macht

mehr, und außerdem sind ihre Tage gezählt. 1647 stirbt das Oßer Regentenhaus aus, 1675 der letzte Zweig der Piasten in Liegnitz, Brieg, Wohlau, und damit ist ganz Schlessien endgültig zum Kronlande Osterreichs geworden. Erst seit dem Durchgreifen des habsburgischen Absolutismus im Dreißigjährigen Kriege beginnt Osterreich die Bevölkerung Schlessiens auch kulturell zu erfassen. Aber die Anfänge der neuen schlessischen Bildungsrichtung stehen noch unter dem Zeichen der Renaissancebestrebungen des Westens.

Opyk, der Vater der neuen deutschen Dichtung, ist ganz und gar kein grundstürzender Neuerer, vielmehr ein zielbewußter und umsichtiger Zusammenfasser der mannigfachen Ansätze und Versuche, die seit fast einem Jahrhundert auf eine deutsche Renaissanceichtung abzielten. Der Gedanke, die heimische Sprache zum gefügigen Werkzeug einer kunstvollen, den Spuren der Alten folgenden Poesie zu machen, lag ja in der Luft. Aber bis zu ihm war es nur ein unsicheres Tasten gewesen. Die Bedeutung des Terenz und Plautus, später auch des Seneca für die Entwicklung des Schuldramas konnten wir gelegentlich schon andeuten. Daß für die Erreichung des Zieles eine durchgreifende Reform der verwahrlosten deutschen Metrik unerläßliche Vorbedingung war, hatte als erster der Zwickauer Schuldramatiker Paul Rebhun, aus niederösterreichischem Stamme, begriffen, als er 1535 seine *Eufanna* in streng durchgeführten deutschen Trochäen und Jamben abfasste. Das wichtigste Ergebnis von Opykens Theorie war also hier schon praktisch vorweggenommen. Rebhun hatte manchen Folger; in Schlessien haben wir zum Beispiel Calagius auf seinen Pfaden getroffen. Aber ein weithin maßgebendes Vorbild wurde er nicht. Auch die Theorie schenkte diesen Fragen bald Beachtung. Albert Dlinger wies 1574 in seiner *Grammatica seu institutio verae Germanicae linguae* auf die Verschiedenheit des deutschen und des antiken Versbaues hin, ohne bei dem schwankenden Verhalten der Dichter eine Aufstellung bestimmter Gesetzmäßigkeiten zu wagen. Johann Clajus hat in seiner *Grammatica Germanicae linguae* 1578 bereits die klare Einsicht, daß der deutsche Vers den Wechsel von Hebung und Senkung, von Hoch- und Tiefton verlangt statt von Länge und Kürze; und er spricht denn auch die Forderung der möglichsten Übereinstimmung von Wort- und Versen aus. Ganz gegensätzlich hatte der Schweizer Konrad Gesner 1555 das Problem zu lösen versucht, indem er dem Deutschen den regelmäßigen Wechsel von Länge und Kürze, wie in den antiken Sprachen, aufzwingen wollte; ein aussichtsloser Versuch, der ihm schon von Fischart für seine widernatürlichen gewaltsamen Musterhexameter derben Spott eintrug. Die Zukunft gehörte dem die germanische Eigenart berücksichtigenden Verse; aber zu ihm fanden merkwürdigerweise auch die Dichter nicht, die bewußt eine künstlerisch hochstehende deutsche Dichtung anstrebten.

Und solche Bemühungen wurden um die Jahrhundertwende, als ein Nachbarvolk nach dem andern den Beweis für die Möglichkeit einer nationalen Renaissance-literatur einwandfrei erbracht hatte, immer häufiger. Theobald Hoef, ein an den böhmischen Edelhof der Rosenberge

verschlagener Pfälzer, sprach 1601 in seinem Schönen Blumenfeld die Forderung einer sich festen Geselligkeiten fügenden, ebenbürtigen Rang beanspruchenden deutschen Dichtung deutlich aus:

„Warumb sollen wir denn unser Teutsche Sprachen
In gewisse Form und Gsag nit auch mögen machen
Und teutsches Carmen schreiben?“

Der nationale Antrieb war dabei in ihm besonders stark: er befangt die deutsche Urgeschichte nach den phantastischen Legenden, die der humanistische Fälscher Johannes Anniius von Viterbo 1498 über die Geschichte der Deutschen von Noah bis über die Teutoburger Schlacht hinaus in Anknüpfung an die biblische Stammtafel in die Welt gesetzt hatte; er schreibt Gedichte zur Verherrlichung der deutschen Sprache und der deutschen Schrift. Gerade weil er so stark in der Überlieferung der bürgerlichen deutschen Dichtung steht — wie oft stößt man bei ihm auf volksliedhafte Klänge! —, vermag er sich von ihr nicht so leicht frei zu machen und sich dem humanistischen Prinzip anzupassen wie Opitz.

Das stärkste Talent dieser Übergangszeit ist der Württemberger Rodolf Weckherlin. Sein Lebensweg führt ihn in die höfische Gesellschaft, erst nach Stuttgart, dann nach London, wo er als Unterstaatssekretär der Amtsvorgänger John Miltons wurde. Und so hat er bei seinem Dichten die höfischen Kreise im Auge, in seiner Verbindung von gelehrtem Humanismus und höfischem Zierprunk der rechte Vorläufer des barocken Dichtertypus. Er will vor allem wirken, durch glühende Farben, kühne Bilder, fortreisenden Ausdruck der Empfindung; keiner der Zeitgenossen kam ihm darin gleich. Bei seinem Ringen um einen neuen Dichtstil folgte er seinem feurigen Temperament; die kühl abwägende Sachlichkeit, der die Erfüllung der Regel alles galt, war nicht seine Art. Er widerseht sich dem strengen Opitzschen Gesetz, das ihm, vor allem durch die Ausschließung des Daktylus, lästige Fesseln auferlegt. Ganz konnte er sich in seinen späteren Gedichten dem Einflusse des Schlesiens nicht entziehen; aber er erkennt ihn nur halb widerwillig an und will seine Freiheit gewahrt wissen. Im Bewußtsein seiner dichterischen Überlegenheit glaubt er eher als Opitz den Ruhm des Begründers der neuen Dichtung beanspruchen zu dürfen. Da er für den lebendigen mündlichen Vortrag dichtet, nicht für das Lesen durch den kritisch prüfenden Gelehrten, verwendet er auf die Übereinstimmung von Wortton und Verston wenig Sorgfalt.

Näher an Opitz steht der Anhalter Tobias Hübner, sein unmittelbarer Vorläufer. Er war ein Bewunderer der Franzosen und hat in seiner Übersetzung der „seconde semaine“ des du Bartas (1619–1622) den Alexandriner erstmalig verwendet, der dann durch Opitz der Vers der höheren Dichtung wurde. Allerdings fühlte er die drohende Gefahr der Eintönigkeit, und so begnügte er sich, das Zusammenfallen von Wort- und Verston lediglich vor der Zäsur und beim Reim durchzuführen. Dem Opitz stand er als erklärter Gegner gegenüber, und er wußte es auch längere

Zeit zu verhindern, daß dieser in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen wurde, wodurch ihm noch ein viel weiter reichender Einfluß beschieden gewesen wäre. Die Sprachgesellschaften sind der weithin sichtbare Ausdruck des neuerwachten Bildungsstrebens und der neuen Bemühungen um Pflege deutscher Sprache und Dichtung. Sie bekundeten auch vor allem die völlig veränderte Stellung des Adels zu den Dingen des geistigen Lebens. Die Zeiten sind vorbei, wo der deutsche Edelmann im Jagen und Zechen seine höchste Freude findet. Jetzt stellen sich die Fürsten und Herren in eigener Person an die Spitze. 1582 hatte sich in Florenz die *Academia della crusca* gebildet, zur Pflege der italienischen Poesie und Sprache; 1612 erschien ihr großes *vocabulario*. Nach ihrem Vorbild gründeten 1617 acht deutsche Fürsten und Adlige die Fruchtbringende Gesellschaft oder den Palmenorden; an ihre Spitze trat bald der Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen. Eine so maßgebende Einwirkung auf das deutsche Geistesleben, wie es die italienischen Sprachgesellschaften oder gar die 1635 gegründete *Académie française* auf das ihrer Nation ausgeübt haben, ist dem Palmenorden und den zahlreichen späteren verwandten Gründungen nicht beschieden gewesen und konnte es auch nicht sein. Denn sie vertraten kein geistiges Zentrum, das die führenden Köpfe des Volkes an sich gezogen und den Gang der deutschen Bildung bestimmt hätte. In ähnlicher Weise ist ja auch das deutsche Theaterwesen durch den Mangel einer für das Land maßgebenden Hauptstadt in seiner Entfaltung gehemmt worden und hat sogar auf lange die Fühlung mit dem geistigen Leben überhaupt verloren. So rächte sich die politische Zersplitterung der Deutschen verhängnisvoll auch auf geistigem Gebiete. Wien, das als Sitz des kaiserlichen Hauses zu einer solchen Führerrolle am ehesten berufen gewesen wäre, das zudem unter dem Dreißigjährigen Kriege so gut wie gar nicht gelitten hat, warf sich ganz dem italienischen und spanischen Einflusse in die Arme und kümmerte sich um das Neuerwachen der deutschen Dichtung gar nicht. So verzettelte sich der Eifer der Sprachgesellschaften in allerhand absonderlichem und belanglosem Kleinram. Ihr spielerisches Zeremoniell, die mehr eigenartigen als sinnvollen Beinamen der Mitglieder und manches andere der Art ist es fast allein, wodurch sie in der Erinnerung der Nachwelt fortleben. Selbst dort, wo ihr Hauptverdienst liegt, bei ihrem Streben um Reinheit und Schmeidigung der deutschen Sprache, haben sie nicht, wie die *Académie française*, vor allem durch das positiv Geleistete fortgewirkt, so wenig verkannt werden soll, daß unter den von einzelnen mit fanatischem Eifer unternommenen Verdeutschungen von Fremd- und selbst Lehnwörtern sich manches glückliche Erzeugnis fand, das zum unverlierbaren Eigentum unserer Sprache geworden ist, wenn man auch der neuen Bildungen zunächst spottete. Das Beste an den Sprachgesellschaften war, daß sie überhaupt da waren, daß durch ihr Beispiel die Beschäftigung mit deutschem Schrifttum und die Pflege eines reinen, fremdwörterfreien Deutsch in den vornehmen Kreisen wieder Mode wurde und von dort aus weiterdrang. Durch sie wurde an den fürstlichen und Edelhöfen die Förderung der Dichtkunst

wieder guter Ton wie einst zur Ritterzeit, und so haben sie die gesellschaftlichen Voraussetzungen der barocken höfischen Kultur mit schaffen helfen. Aber unmittelbaren Nutzen hatte die deutsche Dichtung von ihnen kaum.

Wenn durch den Palmenorden die deutsche Renaissanceströmung aus dem deutschen Westen nach Mitteldeutschland geleitet wurde, um dann mit Opik nach dem Osten überzugreifen, so blieb doch der Gedanke im Westen fortbauend lebendig. Hoeck und Wechterlin zeigten es. Und Heidelberg, die pfälzische Universität, wurde der Mittelpunkt dieser national-humanistischen Bestrebungen. Die Pfalz war damals die führende protestantische Macht in Deutschland. 1556 war das Land zum Luthertum übergetreten, 1583 wurde der Calvinismus eingeführt. Dieses religiöse Leben aber stand im Zeichen des Humanismus. Die Humanisten, die hier den Gläubigen geistliche Dichtungen boten, bemühten sich zugleich um die Vervollkommenung der deutschen Versgestaltung. Und es wurde für später wichtig, daß hier, durch den Hof, der französische Geist sich so stark auswirkte. Ambrosius Lobwasser und Paul Schede, der sich Melissus nannte, ließen in den siebziger Jahren, fast gleichzeitig, ihre Übersetzungen des französischen Psalters von Marot und Beza erscheinen, im Versmaß des Originals, ja unter möglichster Nachbildung der Reime. Schon ist der Alexandriner vertreten. Der Jurist Peter Denaisius schrieb neben lateinischen auch deutsche Gedichte, von denen ein Hochzeitslied in Zinkgrefs Sammlung überging. Den kurfürstlichen Hof umstrahlte der Glanz einer im damaligen Deutschland nicht gewöhnlichen Prachtentfaltung und weltmännischer Bildung. Ihm gesellte sich der Ruhm der Bibliothek und der Hochschule, an welcher der Humanismus eine herbftliche Spätblüte erlebte. Nach Frankreich, Holland, England reichten die geistigen Fäden. Jan Gruter, der große klassische Philologe, genoß Weltruf. Der Straßburger Georg Michael Vingsheim, der 1583 als Erzieher des jungen Kurprinzen Friedrich IV. nach Heidelberg gekommen war, wurde der Jugend väterlicher Förderer. Sein Sohn Friedrich und dessen aus Frankfurt stammender Freund Julius Wilhelm Zinkgref (1591 bis 1635) standen im Mittelpunkte der Bestrebungen der neuen Jugend, die aus humanistischem Geiste eine Wiedergeburt der deutschen Dichtung in die Wege leiten wollte. Eine gütige Fügung führte dem Kreise im rechten Augenblicke den rechten Mann zu. 1619 kam der zweiundzwanzigjährige Opik als Erzieher der Vingsheim'schen Kinder nach Heidelberg.

Martin Opik ist ein gewandter, vielseitig begabter Mann von reicher Belesenheit und Bildung, im Grunde seines Wesens mehr Gelehrter als Künstler. Als Persönlichkeit gibt er keine Rätsel zu lösen. Der „dunkle Drang“, das schicksalhafte Müßen des echten Dichters ist ihm völlig fremd. Er weiß, was er will, und was er will, das kann er. Niemals hat er sich Aufgaben gestellt, denen er nicht gewachsen war. So ist sein Werk, wie hoch oder niedrig man immer es einschätzen mag, gerundet und in sich vollendet; nirgends bleibt er hinter seinem Wollen zurück. Er kam von der lateinischen humanistischen Bildungsdichtung und sah, daß es an der Zeit war, das Gegenstück zu ihr in deutscher Sprache zu schaffen;

und das ist ihm auch gelungen. Die Vorstellung von ihm als von dem bewunderten Meister von Gottes Gnaden, wie sie sein Jahrhundert hatte, ist wohl endgültig zu Grabe getragen. Die klare nüchterne Verständigkeit, die in seinen Versen lebt, macht den großen Dichter nicht. Aber als Vorbild kunstvoller Form für seine Zeit darf man ihn mit Fug und Recht ansehen, wenn man einmal seine Lehre als notwendig für den damaligen Zustand der deutschen Poesie gelten läßt. Nichts ist bezeichnender für ihn, als daß er zu der Religion, der stärksten seelischen Macht auch noch seiner Zeit, nicht das geringste innere Verhältnis hat. Die Verbindung protestantischer Kirchlichkeit und humanistischer Bildung, wie sie Melancthon geschaffen hatte und wie sie in Schlesien herrschend war, bestimmte auch seinen Werdegang; aber der Humanist in ihm ist stärker. Er schreibt geistliche Dichtungen wie damals jeder, aber ohne innere Ergriffenheit und ohne mit ihnen ergreifen zu können. Wie welkenfern steht er dem wühlenden religiösen Ringen eines Schwendfeld und Böhme! Oder man nehme die tiefe Erschütterung, die der Gedanke der Vergänglichkeit alles Seienden in einem Andreas Gryphius hervorruft, und halte daneben die Selbstzufriedenheit, mit der Opik stolz die Unsterblichkeit des Dichterruhms der Unbeständigkeit aller anderen irdischen Güter gegenüberstellt. Ein Mensch solcher Art hat keine innere Entwicklung: als Persönlichkeit ist schon der Jüngling fertig und abgeschlossen; er kann nur durch neue Wissenseinsichten über die Unfertigkeit seiner früheren ästhetischen Anschauungen hinauskommen, und auch hier reißt er überraschend schnell. Früh seiner selbst gewiß wird er zum Virtuosen der Persönlichkeit: seine glänzende Gabe, durch die Geschmeidigkeit und Liebenswürdigkeit seines Wesens auf andere zu wirken, Freunde um sich zu scharen, hilfsbereite Gönner zu werben, Beziehungen zu den Großen des Geistes zu gewinnen, enthält nicht zuletzt das Geheimnis seines Erfolges. Und da eine geistige Bewegung nicht ohne eine höhere Triebkraft gedeihen kann, so eignet ihm, wie so vielen seiner Nachfolger, jener humanistisch-vaterländische Sinn, der ohne Blick ist für die Eigentümlichkeiten deutschen Wesens, aber den Deutschen in Bildungsdingen die Anerkennung als Ebenbürtige gesichert wissen will und sich für dieses Ziel mit aller Kraft einsetzt.

Sein Lebenslauf ist denn auch die Geschichte von Gönnerschaften und Freundschaften, von Förderungen durch wohlmeinende Lehrer und Vorbilder und von höfischen Abhängigkeiten. Das Streben nach Ansehen und Ruhm bestimmt seinen Weg. Im Dezember 1597 ist er zu Bunzlau geboren. Der Vater, ein wohlhabender Fleischermeister, war ein angesehener Bürger und saß im Räte der Stadt. Die Familie war alt; schon 1390 wird ein Peter Opez als Bürgermeister genannt. Man führt den Namen auf eine deutsche Wurzel zurück, aber er begegnet auch im polnischen Schrifttum. Ein Geistlicher dieses Namens hat Bonaventuras Leben Christi 1522 ins Polnische übersetzt; es war eines der ersten gedruckten Bücher des Landes. Das Herüber- und Hinüberfluten macht in solchen Grenzgebieten die Entscheidung schwer. Die alte Voberstadt, an eine slavische Siedlung sich anlehnend, lag an der Stelle, wo einst Polentum

und Wendentum aneinanderstießen. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts herrschte hier deutsches Recht, und am Ende des 14. hatte Bunzlau eine Schule. Die Reformation faßte früh Fuß, und das Bildungswesen nahm unter dem Einfluß des nahen Goldberg einen lebhaften Aufschwung. Das Schuldrama erfuhr rege Pflege, und Valentin Senftleben, dessen Verdienste auf diesem Gebiete wir schon kennen gelernt haben, leitete die Schule, als der junge Opiz sie besuchte. Er war der Nachfolger von Christoph Opiz, dem Oheim des Dichters, der den Knaben in die Anstalt aufgenommen hatte. Opiz empfing von Senftleben eine gebiegene humanistische Grundlage; von ihm sei er zu allem angeleitet worden, was er wisse und könne, gesteht er in seinem Senftleben gewidmeten lateinischen Erstlingswerk, *Strenarum libellus*, das 1616 erschien. In seinen Bemühungen um die deutsche Sprache konnte Opiz in Bunzlau einen Vorläufer finden: 1551 war hier ein Buch von Fabian Franck erschienen, „*Teutsche Sprach Art und Eigenschafft. Orthographie, Gerecht Buchstaabig Teutsch zu schreiben*“.

Mit siebzehn Jahren ging Opiz nach Breslau auf die Magdalenen-schule. Er fand als Erzieher im Hause des Arztes Daniel Rindfleisch Unterkunft. Hier lernte er angesehene Männer von humanistischer Bildung kennen, den Juristen Henel von Hennensfeld und den Arzt Kaspar Cunrad (1571–1633), der sich als lateinischer Dichter eines ziemlichen Rufes erfreute. Er dichtete eine Reihe von Psalmen lateinisch um, bildete horazische Oden nach und verfaßte vier Zenturien Epigramme. Seine *Prosopographia melica*, in drei Teilen 1615/21 herausgegeben, eine Art Literaturkalender, ist für die schlesische Gelehrten-geschichte von großer Wichtigkeit. Seine wenigen deutschen Verse sind schwerfällig und ungeschickt; aber immerhin hat er sich über die Besonderheiten des deutschen Versbaues schon seine Gedanken gemacht. Er hatte in Basel die Doktorwürde erworben und war auch in Heidelberg gewesen; er hat wohl Opiz dorthin gewiesen als an den rechten Ort für seine gelehrte Ausbildung. Auch ein paar Freunde des Melissus gehörten zu dem Kreise um Rindfleisch und Cunrad. Vorerst suchte Opiz das niederschlesische Beuthen auf. Hier hatte Freiherr Georg von Schönau, dem die Stadt gehörte, 1614/16 das Schönauianum gegründet, ein akademisches Gymnasium, das er durch Berufung angesehener Gelehrter zu einer Universität im kleinen ausbaute. Kaiser Matthias verlieh der Anstalt das Recht, die Würden des Magisters und Baccalaureus zu vergeben. Opizens Gönner in Beuthen wurde Tobias Scultetus von Bregoschütz (1565–1620), der selbst lateinische Gedichte schrieb und namhafte gelehrte Verbindungen hatte. Durch ihn wurde der junge Mann auf die Niederländer gewiesen. Der „*Bloemhof*“, eine 1610 erschienene Sammlung niederländischer Gedichte, und die gleichfalls in holländischer Sprache abgefaßten Verse des Daniel Heinsius (1616) gaben ihm Klarheit über seine eigene Aufgabe, die Begründung einer deutschen Renaissance-literatur. Zugleich freilich wurde er durch diese Vorbilder in der einseitig formalen Richtung bestärkt, nach der er schon von Natur aus neigte.

Die kleine Schrift, die Opitz zuerst im Vollbewußtsein seiner Sendung zeigt, die Abhandlung *Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae*, ist 1617 in Beuthen entstanden. 1618 besuchte er die Universität Frankfurt an der Oder; sie scheint ihm nicht viel gegeben zu haben, denn schon im gleichen Jahre wandte er sich nach Heidelberg. Wichtiger als Gruter, dessen Ruhm ihn vor allem gelockt hatte und auf den er große Hoffnungen setzte, wurde für ihn der Freundeskreis um Zinkgref. Die jungen Leute nahmen den nach gleichem Ziele Strebenden mit offenen Armen auf, beugten sich neidlos seiner poetischen Überlegenheit und legten den Grund zu seinem frühen Dichterruhm.

Der Heidelberger Aufenthalt fand ein jähes Ende durch das Heranrücken der spanischen Truppen des Generals Spinola. Opitz hatte in stolzen Versen sich gerühmt, die Freiheit verteidigen oder sterben zu wollen; als es aber Ernst wurde, suchte er, wie Regierung und Professoren, das Weite. Mit seinem Studiengenossen Hamilton durchstreifte er die Niederlande, machte in Leiden die persönliche Bekanntschaft des Heinsius und brachte dann den Winter 1620/21 auf Hamiltons jütischen Gütern zu. Nach Schlesien zurückgekehrt, erreichte ihn eine Einladung des siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor als Professor an die Fürstenschule in Weissenburg. Bethlen hatte gerade mit dem Kaiser Frieden geschlossen und suchte nun für die kulturelle und wissenschaftliche Hebung seines Landes zu wirken. Opitz versenkte sich eifrig in die Vorgeschichte Siebenbürgens und gedachte die Ergebnisse seiner Forschungen in einem gelehrten Werke *Dacia antiqua* niederzulegen, das ihn bis an sein Lebensende beschäftigte, ohne daß es zum Abschluß kam. Die Handschrift wurde nach seinem Tode mit dem ganzen Nachlasse vernichtet. Schon nach einem Jahre, 1623, verließ er Siebenbürgen wieder; die Unbildung der Einwohner und die Abgeschlossenheit von der gelehrten Welt waren für ihn schwer zu ertragen. In Schlesien fand er zunächst keine Stellung; so suchte er auf Reisen seine alten Beziehungen aufzufrischen und neue anzuknüpfen. 1625 begleitete er seinen Bunzlauer Jugendfreund Kirchner auf einer diplomatischen Sendung nach Wien. Da eben der Breslauer Fürstbischof, der Bruder des Kaisers, gestorben war, benutzte er die Gelegenheit, sich durch Überreichung eines Trauergedichtes bei Ferdinand II. zu empfehlen. Er erhielt dafür den Vorbeer; es ist bezeichnend für die Zeit, daß das Gedicht erst ins Lateinische übersetzt werden mußte. Schon vorher hatte er sich durch eine Nachdichtung der Psalmen, die, ähnlich denen Lobwassers und Schedes, den Weisen Goudimels angepaßt war, den Titel eines Liegnitzischen Rates zu verschaffen gewußt. 1626 wurde er Sekretär des schlesischen Kammerpräsidenten, des Burggrafen Hannibal von Dohna, der als Konvertit ein besonders eifriger Förderer der Gegenreformation war. Das hinderte indes den Calvinisten Opitz nicht, im Auftrage seines Brotherrn das Handbuch des Jesuiten Becanus über die Bekehrung der Ketzer zu verdeutschen, wenn auch ohne Verfasserangabe. Ein unentwegter Streiter für die protestantische Sache ist Opitz nie gewesen; an Dohna war ihm seine Teilnahme für Humanismus und Dichtkunst wichtiger als sein

Katholizismus. Wenn ihm in diesen Dingen überhaupt etwas am Herzen lag, so war es der Ausgleich der Bekenntnisse, da er in dem endlosen Hader eine Gefahr für die Studien und die Dichtkunst sehen mußte. Ein diplomatischer Auftrag Dohnas führte ihn 1630 nach Paris, und hier machte er die Bekanntschaft des großen Hugo Grotius, der als holländischer Flüchtling in Paris lebte.

1632 mußte Dohna vor den siegreich vorrückenden Schweden flüchten und starb bald darauf. Opiz, nun wieder ohne feste Stellung, wirkte zunächst als diplomatischer Unterhändler des Liegnitzer Hofes mit den Schweden; nach dem Prager Frieden ging er mit dem Herzoge nach Thorn und siedelte Ende 1635 nach dem sichern Danzig über, dem gerade damals auf sechzehn Jahre Waffenstillstand zugesichert worden war. Auch mit dem neuen Landesherrn, dem Polenkönig, mußte er sich zu stellen; eine Schrift über polnisches Staatsrecht und ein Lobgedicht auf den König verschaffte ihm den einkömmlichen und wenig anstrengenden Posten eines polnischen Hofhistoriographen. In Danzig war er der unbestrittene Mittelpunkt des geistigen Lebens und Freund und Förderer aufstrebender Talente. Eschering und der junge Hofman von Hofmanswalbau verkehrten in seinem Hause. Eine bedeutsame wissenschaftliche Veröffentlichung fällt in diese letzten Jahre: der Neudruck des althochdeutschen Annoliedes, für uns die einzige Quelle, da die Handschrift mit dem übrigen Nachlaß vernichtet wurde. Im August 1639 wurde Opiz von der Pest hinweggerafft.

Der ganze Schwerpunkt von Opizens geschichtlicher Leistung liegt in seinen theoretischen Schriften, so sehr seine Zeit auch in ihm als Dichter ihren Meister und ihr Vorbild sah. Zwei Abhandlungen von sehr mäßigem Umfange bezeichnen seinen Weg, der Aristarch und das Buch von der deutschen Poeterei. Der Aristarch, kurz vor seinem Abgange zur Frankfurter Universität geschrieben, zeichnet für ihn selbst und für die Bildungsrichtung seiner Nation die Richtung vor. Die kleine Schrift ist lateinisch geschrieben, damit die Gelehrten sie lasen, für die vor allem sie bestimmt war. Aber ihre Absicht ist gerade, der deutschen Sprache in der Literatur zu ihrem Rechte zu verhelfen. Man darf sie als den Nachhall der Anregungen ansehen, die er von seinen in der Welt herumgekommenen Mentoren in Breslau und Beuthen empfangen hatte. Was er hier mit dem überzeugten Brustton seiner von ihrer Aufgabe durchdrungenen Jugend verkündete, die Befähigung deutscher Verstandes zur Ebenbürtigkeit mit der antiken und mit jener der modernen Renaissancevölker, das bewegte den Westen schon lange und neuerdings auch Mitteldeutschland. Er hebt den Wert seiner Muttersprache hervor, die länger als irgend eine andere sich rein und unvermischt durch die Jahrhunderte erhalten habe. Er wendet sich gegen die Gefahr, die ihr von der modischen Sprachmengerei droht. Zum Beweise für die Schönheit der deutschen Sprache und für ihre Eignung zu kunstvollen Versgebilden führt er eine Probe aus dem Marner an; er rühmt Fischarts Übersetzung von Marnirens „Bienenkorb“ — in der späteren Ausgabe setzte



*Talis, Lector, erat facie phœbeia Sirena,
 Germani princeps carminis, OPITIUS.*
J. ab Heyden sculpsit 1671. C. Barth.

Breslauer Stadtbibliothek

Martinus Opitius a Boberfelda.

MARTINI OPITII

Buch von der Deutschen
Poeterey.

In welchem alle ihre eigen-
schafft vnd zugehör gründt-
lich erzehlet / vnd mit exem-
peln außgeföhret wird.



Gedruckt in der Fürstlichen
Stadt Brieg/ bey Augustino
Gründern.

In Verlegung David Müllers Buch-
händlers in Breslaw. 1624.

er dafür die des „Amadis“ — und gedenkt der Verdienste Melchior Goldasts, der so manches Stück alter deutscher Poesie aus dem Staube der Vergessenheit hervorgezogen habe. Er empfiehlt, nach französischem Vorbild den Alexandriner für den antiken Hexameter zu verwenden, und gibt zahlreiche eigene Beispiele in diesem Versmaße, das als erster im Deutschen angewendet zu haben er sich rühmt. Von Hübners Versuchen mußte er offenbar nichts. Das Betonungsgeſetz, deſſen endgültige Formulierung das Hauptverdienst ſeines Buches von der deutſchen Poeterei bildet, iſt ihm im Ariſtarch noch nicht klar geworden; Verſtöße dagegen finden ſich ſowohl in ſeinen eigenen Verſen wie in denen des Enſt Schwaſe von der Heide, von dem er einige anführt. Dieſer Vorgänger Opitzens hatte 1616 zu Frankfurt an der Oder eine Gedichtſammlung erſcheinen laſſen und dieſer auch Regeln über den Verſbau beigeſügt. Das Büchlein iſt verloren gegangen und wir wiſſen von ſeinem Verfaſſer nur durch Opitz. Denn alle, die ihn ſonſt erwähnen, ſcheinen es nur von Opitz zu haben. Die wenigen metriſchen Einzelregeln ſchließen ſich im Ariſtarch noch nicht zum System. Das brachte erſt das Buch von der deutſchen Poeterei. Dazwiſchen aber lag die Begegnung mit Heinſius, den Opitz ſchon im Ariſtarch mit allem Nachdruck als ſein Vorbild aufſtellt. Erſt von Heinſius, dem Niederländer, lernte er, wie man deutſche Verſe zu bauen habe. Seitdem ließ er ſeinen Ariſtarch nicht mehr gelten; es ſeien faſt mehr Schnitzer darin als Worte, ſchrieb er an Buchner.

Das Buch von der deutſchen Poeterei entſtand gleichſam von ungefähr, auf zufälligen äußeren Anlaß hin. Opitz fühlte ſich ja vor allen Dingen als Dichter, nicht als Theoretiker. In Heidelberg, wo ihn der Kreis um Zinkgreſ als den kommenden Mann mit offenen Armen aufnahm, hatte er eine große Anzahl von Gedichten geſchaffen, und die Freunde wetteiferten mit ihm. Er ſtellte hier auch noch die ihm geeignet erſcheinenden Stücke zuſammen, um ſie geſammelt drucken zu laſſen; der Ariſtarch ſollte ihnen beigegeben werden. Die Kriegswirren verhinderten das Vorhaben zunächſt; und als Opitz es wieder aufnahm, genügten die alten Verſuche den inzwiſchen gewonnenen metriſchen Einſichten nicht mehr, und er ging daran, ſie dieſen entſprechend umzuformen. Mitten in der Arbeit traf ihn die Kunde, daß Zinkgreſ die urſprüngliche Sammlung herauszugeben beabſichtige. Trotz Opitzens Proteſt erſchien ſie im Sommer 1624: *Teuſche Poemata Martini Opicii*; als Anhang waren Gedichte aus dem Freundeskreiſe beigegeben, von Zinkgreſ ſelbſt, dem jungen Lingelsheim, Hamilton, dem Bunzlauer Landsmann Kirchner, Venator, Jakob Creuß, Jan Gebhard, Balthaſar Weſſel und Iſaak Habrecht; auch Schede, Denaiſius und Weſtherlin waren vertreten. Der von ſeinem Verfaſſer jezt verleugnete Ariſtarch fehlte nicht. Die Ausgabe war eine weit hin vernehmliche Kundgebung der literariſchen Jugend, die den Gedanken der deutſchen Renaiſſancepoeſie vertrat; ſie begründete Opitzens Poetenruhm mit einem Schlage. Aber er ſelbſt war für den Augenblick wenig davon erbaut; gerade damals bemühte er ſich durch Vermittlung des Wittenberger Profefſors Buchner um Aufnahme in die frucht-

bringende Gesellschaft, und ihm war wenig gebient mit der Veröffentlichung von Gedichten, über deren Unvollkommenheit er sich keinem Zweifel hingab und von denen obendrein manche durch ihre leichtgeschürzte Erotik bei den strengen Häuptern des Palmenordens Anstoß erregen konnten. Dem Mangel an sprachlicher und metrischer Korrektheit war zwar abzuhelpen durch eine verbesserte eigene Neuauflage; die war aber nicht so rasch zu leisten und ihre Veröffentlichung zog sich bis ins nächste Jahr hinein. So brachte er 1624 noch rasch das Buch von der deutschen Poeterei heraus, als unzweideutige Formulierung seiner künstlerischen Überzeugungen, und zugleich als erstes Gesetzbuch der neuen Kunst. Die Aufnahme in die fruchtbringende Gesellschaft, bei der er verschiedene Gegner hatte, kam indes nicht zustande; erst 1629, als er, aus eigener Kraft zu allgemeinem Ansehen gelangt, auf die Zugehörigkeit kaum mehr viel Gewicht legte, nahm sie ihn als den „Nukbaren“ in ihre Reihen auf.

Nach eigener Angabe hat Opitz das Buch in fünf Tagen niedergeschrieben, und man kann es ihm wohl glauben. Denn das Werk, trotz der Vortaster Clajus, Schwabe von der Heide und anderer die erste deutsche Poetik, ist keineswegs eine wirklich neuartige schöpferische Leistung, vielmehr eine ziemlich flüchtig hingeworfene Zusammenstellung geläufiger Renaissanceeregeln, die eben nur sinngemäß auf die Dichtung in deutscher Sprache angewandt werden. Die lateinische Renaissance-dichtung, die ihre Aufgabe ausgesprochenermassen in der Nachahmung antiker Muster sah, hatte ganz von selbst zur Abfassung poetischer Regelbücher geführt. Die Grundlagen für alle theoretischen Ermägungen bildeten natürlich die beiden klassischen Regelwerke des Altertums: die Poetik des Aristoteles, die 1548 zum ersten Male erläutert wurde, und des Horaz Epistula ad Pisones, die sogenannte Ars Poetica. Aber bald machte sich das Bedürfnis geltend, über die meist sehr allgemein gehaltenen Anweisungen dieser Autoritäten zu bestimmten greifbaren Regeln zu kommen. 1520 hatte Hieronymus Vida aus Cremona in lateinischen Hexametern das erste der berühmten humanistischen Lehrbücher der Dichtkunst erscheinen lassen, das indes noch nicht viel über Horaz hinauskommt. Trissino (1529), der italienisch schrieb, suchte bereits die alte Weisheit für die lebendige Sprache seines Volkes und die Dichtung seiner Zeit nützlich zu machen. Das kanonische Regelwerk der Zeit aber wurden die 1561, nach dem Tode ihres Verfassers, veröffentlichten sieben Bücher des Julius Cäsar Scaliger, eines in Frankreich heimisch gewordenen italienischen Arztes; ein ungemein gründliches und umfangreiches Werk, das seine maßgebende Geltung mehr seiner Vollständigkeit als seinem Gehalt und selbständigem Urteile verdankt. Mit Konrards „Abregé de l'art poétique françois“ (1565) wurde die Übertragung des neulateinischen Regelgebäudes auf die französische Dichtung in Angriff genommen; an Konrard schulte sich aber auch die germanische niederländische Dichtung, und durch Heinsius belehrt, wies Opitz seinen Deutschen die gleiche Bahn. Opitz schrieb seine Vorgänger, besonders Scaliger und Konrard, in großzügiger Weise aus, und man hat eine Ausgabe seines Buches veranstalten

können, die die entsprechenden Stellen seiner Vorgänger neben seine eigenen Worte stellt; aus ihr ergibt sich, daß Opitz den übernommenen Gedanken kaum etwas Neues hinzugefügt hat. Nur in dem Abschnitt über die deutsche Metrik zeigt er sich ihnen gegenüber einigermaßen selbständig; hier aber hatte er ja seine deutschen Vorgänger. Es wäre sehr unbillig, Opitz aus diesem kompilatorischen Verfahren einen Vorwurf zu machen; gerade durch die übersichtliche Zusammenstellung des humanistischen Gemeingutes gab er ja den deutschen Dichtern seiner Zeit, wessen sie bedurften. Nur muß man sich klar sein, daß damit im Grunde nichts Neues und Überwältigendes geleistet war, daß hierfür kein genialer Geist erforderlich war, sondern einzig die klare Erkenntnis dessen, worauf es im Augenblicke ankam; und hätte ein selbständigerer Kopf wie etwa Weckherlin sich dieser Aufgabe unterzogen, so wäre höchstwahrscheinlich etwas dabei herausgekommen, was der deutschen Art gemäßer gewesen wäre und sie weniger in die Notmäßigkeit des Auslandes und eines fremdartigen Kunstwillens gebracht hätte.

Die ersten vier Kapitel enthalten die landläufigen Allgemeinheiten über Wesen und Aufgabe der Poesie, die letzten vier den eigentlichen Regellanon. Der unbefangene Leser meint vielleicht verständnisvolle Würdigung der schöpferischen Urkraft des geborenen Genius vor sich zu haben, wenn Opitz gleich im Eingange erklärt: „bin ich doch solcher Gedanken keinesweges, daß ich vermeine, man könne jemanden durch gewisse Regeln und Gesetze zu einem Poeten machen,“ wenn er versichert, „ein Poete kann nicht schreiben, wenn er will, sondern wenn er kann und ihn die Regung des Geistes, welchen Ovidius und andere vom Himmel her zu kommen vermeinen, treibet,“ und endlich meint, seine Regeln würden nur dann den rechten Erfolg haben, „wenn zu dem, was hievor in diesem Buche erzählt ist worden, die vornehmlich ihren Fleiß werden anlegen, welche von Natur selber hierzu geartet sein und von sich sagen können, was Ovidius: Est deus in nobis, agitante calescimus illo. Wo diese natürliche Regung ist, welche Plato einen göttlichen Furor nennet, zum Unterschiede des Aberwitzes oder Blödigkeit, dürfen weder Erfindung noch Worte gesucht werden; und wie alles mit Lust und Anmutigkeit geschrieben wird, so wird es auch nachmals von jedermann mit der gleichen Lust und Anmutigkeit gelesen. An den andern wollen wir zwar den Willen und die Bemühung loben, der Nachkommen Gunst aber können wir ihnen nicht verheissen“. Aber Opitz sprach von diesen Dingen wie der Blinde von der Farbe. Der Gedanke stand bei Horaz, und so haben ihn alle Humanisten von Petrarca bis Scaliger mitgeschleppt. Für Opitz ist dieser „Geist“ doch kaum etwas anderes als verstandesmäßige Begabung; an eine entscheidende Mitwirkung irrationaler Faktoren zu denken, liegt ihm ganz fern. Die Überzeugung von der Lehrbarkeit der Poesie blickt immer wieder durch; nur muß man natürlich ein geweckter Kopf sein und die Mühe des Studiums der Alten nicht scheuen. „Und muß ich nur . . . ohne Scheu dieses erinnern, daß ich es für eine verlorene Arbeit halte, im Fall sich jemand an unsere deutsche Poeterei machen wollte, der, nebenst

dem, daß er ein Poete von Natur sein muß, in den griechischen und lateinischen Büchern nicht wohl durchtrieben ist und von ihnen den rechten Griff erlernt hat." Das eben ist die verhängnisvolle Neuerung der Opizschen Renaissancepoesie: der glatte Bruch mit der Dichtung der nationalen Vergangenheit und das bedingungslose Anknüpfen an die Antike oder vielmehr, wie seine Praxis zeigt, an die zeitgenössischen Holländer und Franzosen, was aber im Grundsätzlichen einerlei ist; mag er im übrigen auch wieder nach Goldast alte deutsche Poesie zitieren, diesmal den Walthar von der Vogelweide, um die Pflege der Dichtkunst durch die Deutschen schon in alter Zeit darzutun. Opiz konnte diesen Schritt um so leichteren Herzens tun, als sein schlesisches Volkstum noch keine lebendige literarische Überlieferung hatte. So wurde die wurzellose Gelehrtenpoesie der Neulateiner nationalisiert und die deutsche Dichtung von ihrem nährenden Mutterboden abgeschnitten. Erst durch Opiz wurde die tiefe Kluft zwischen den humanistisch Gebildeten und dem Volke unverkennbar.

Was sonst noch in den Eingangskapiteln steht, sind die üblichen Gemeinplätze. Opiz wird bestimmt durch das Bedürfnis, Würde und Ansehen der Dichtkunst und des Dichters zu wahren und beiden den ihnen zukommenden hohen Rang im zweckbestimmten Weltbilde des Nationalismus zu sichern. So betont er den erhabenen Ursprung der Poesie: eine verborgene Theologie sei sie von Haus aus, dazu bestimmt, in Zeichen und Bildern die rechte Weisheit auch dem Ungelehrten zu vermitteln, nicht nur leeres Spiel zu heiterer Ergözung. Er rechtfertigt die Dichter gegen den Vorwurf der Lüge und der Lockerheit der Sitten. Wenn etwas dem Ansehen der Poesie Abbruch tue, so sei es ihre mißbräuchliche Verwendung bei allen möglichen Anlässen des täglichen Lebens; der Dichter könne sich dahingehenden Ansuchen schwer entziehen, ohne sich Verstimmung und Feindschaft aufzuladen. Unter Opizens eigenen Dichtungen ist das hier verworfene alltägliche Gelegenheitsgedicht, das Erbteil lateinischer Humanistenpoesie, nur allzureichlich vertreten. Dichtung sei Nachahmung der Natur, aber sie schildere die Dinge nicht wie sie seien, sondern wie sie sein könnten. Diese dem Aristoteles entnommene Wendung eröffnete unerschöpfliche Möglichkeiten, aber Opiz sah sie nicht. Gegen allzueifrige Christen bricht er seine Lanze für den Gebrauch der heidnischen Mythologie, die der Dichtung unentbehrlich sei, und in ähnlicher Weise sucht er der Poesie des Weines und der Liebe ihr Recht zu wahren mit dem Hinweis auf die Freiheit der Kunst.

Mit dem fünften Kapitel wendet er sich den Fragen des poetischen Handwerks zu. Die Unterscheidung der einzelnen Dichtgattungen und ihre nähere Bestimmung folgt wieder Scaliger und hält sich sehr an der Oberfläche. Wenn die Satire ein lang Epigramma und das Epigramm eine kurze Satire nennt, so entspricht das wohl dem zeitgenössischen Verfahren, aber nicht dem Wesen des antiken Epigramms. Für das heroische Gedicht nennt er als Beispiele Vergils *Georgica* und sein eigenes Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges. Die Arten des Dramas scheidet er nach sozialen Gesichtspunkten: die Tragödie, die an Majestät dem

heroischen Gedicht entspreche, handle von „königlichem Willen, Totschlägen, Verzeiwisungen, Kinder- und Vätermorden, Brande, Blutschanden, Kriege und Aufruhr, Klagen, Heulen, Seufzen und dergleichen,“ die Komödie „bestehet in schlechtem Wesen und Personen: redet von Hochzeiten, Gastgeboten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, ruhmredigen Landsknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geize des Alters, Kupplerei und solchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten vorlaufen.“ Gewisse neuere Dichter, die Könige und Potentaten auch in die Komödie eingeführt, versündigten sich gegen das Wesen dieser Gattung. Im sechsten Abschnitt, „Von der Zubereitung und Zier der Worte“, setzt er sich für die Reinheit der Sprache ein und verspottet die Fremdwörtersucht nicht übel durch ein paar mit modischen Welschereien arg durchsetzte Abschreckungsverse. Für die Beugung der antiken Eigennamen verlangt er deutsche Endungen. Im Gegensatz zu seinem Vorbild Ronsard lehnt er mundartliche Ausdrücke und Wortverschleifungen als höherer Dichtung unangemessen ab. Bei dem verwilderten Zustande der damaligen deutschen Sprache, die eines feierlichen Stils in der Poesie völlig unmächtig war, darf man ihn darob nicht schelten. Aber seine Pedanterie schoß über das Ziel hinaus, wenn er den Ausfall des Schlusses vor Mitlauten und die Nachstellung des Beiwortes, diese so starker Wirkungen fähigen Stilmittel der Volksdichtung, schulmeisterlich verdamnte und ausgerechnet das volksliedhaft innige Gedicht des Melissus „Rot Röslein wollt ich brechen“ kritisch zerpfückte. Zur Belebung der Rede empfiehlt er bildliche Ausdrucksweise, lautmalende Wörter und sinnvolle zusammengesetzte Neubildungen. Damit gab er den Dichtern ein wirkungsvolles neues Stilprinzip an die Hand, gab aber auch den ersten Anstoß zu den späteren Ausartungen des Barockschwulstes und zu den Klangspielereien der Nürnberger.

Das siebente Kapitel, das die Metrik und die Vers- und Strophenformen behandelt, ist der Kernpunkt des ganzen Buches. Hier ist Opitz doch mehr als bloßer Ausschreiber angesehener Regelbücher. Die Forderung unbedingter Reinheit des Reimes, so wenig er selbst ihr immer in seiner poetischen Praxis genügte, tat der damaligen deutschen Dichtung bitter not und veränderte ihr Gesicht vollständig. Das gleiche gilt von dem nun endgültig in ein Gesetz gebannten regelmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung, der der auf die Meisterfinger zurückgehenden mechanischen Silbenzählerei gründlich ein Ende machte und dem antiken Versgesetz ein der Eigenart der germanischen Sprachen angemessenes an die Seite stellte. Möchte auch der Anspruch auf reiflose Geltung eine ungerechtfertigte Beschränkung der Mannigfaltigkeit deutscher Rhythmik darstellen, so entsprach die Festlegung auf eine solche regelmäßige Folge doch durchaus dem humanistischen Empfinden. Als zu engherzig erschien es freilich schon den Zeitgenossen, daß Opitz nur Trochäus und Jambus gelten ließ und Daktylus und Anapäst, somit also auch den Hexameter aus der deutschen Poesie verbannte. Noch zu Opitzens Lebzeiten hat Buchner, sonst sein getreuer Gefolgsmann, in seiner Deutschen

Reimkunst 1638 dem Hexameter wieder zu seinem Rechte verholfen. Opiz aber ersetzte den Hexameter durch den Alexandriner, den durch eine Cäsur in zwei gleiche Teile geteilten jambischen Trimeter, und verschaffte durch seine Autorität diesem Versmaße die unbedingte Vorherrschaft auf mehr als ein Jahrhundert. Von den neueren Strophenformen findet nur das Sonett ausführlichere Besprechung. Opiz empfiehlt auch hierfür den Alexandriner. Die antiken Strophen will er nur mit Musikbegleitung angewendet wissen; er gibt ein Beispiel einer sapphischen Ode Ronsards und einer eigenen pindarischen. Was er so nennt, ähnelt den alten Strophenformen nur von fern; diese werden nämlich jambisch umgeformt und natürlich mit Reimen versehen.

Vielfach empfand man die Vorschriften des Buches von der deutschen Poeterei als zu streng; ja man zweifelte vielfach, ob Opiz selbst ihnen werde genügen können. Entschiedenem Einspruch wagte freilich nur Weckherlin, der sich dagegen verwahrte, daß die deutsche Sprache den Gesetzen der lateinischen und griechischen unterworfen werden sollte. Aber bei so manchem Dichter des alten Landes, bei Hübner und Dietrich von dem Werder, bei den Mitgliedern der Straßburger „Aufrichtigen Tannengesellschaft“, ist die Gegnerschaft zu spüren. Man merkt den Groll darüber, daß ein Schlesier es wagte, der deutschen Poesie Gesetze geben zu wollen. Dagegen fielen die Ostlandschaften Opiz begeistert zu: in Schlesien, in Obersachsen, in Ostpreußen ist er der unbedingte Herrscher. Seine Poetik wird der Maßstab für die Bewertung der dichterischen Erzeugnisse der Folgezeit. Die Bedeutung des kleinen Buches für die Geschichte der deutschen Dichtkunst und vor allem für die Ausbildung der deutschen Dichtersprache kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nicht wie Opiz seine Regeln formulierte, war sein Verdienst, denn sie lagen in der Luft, sondern daß er sie überhaupt gab, daß er die deutschen Poeten zu Zucht und Achtsamkeit zwang und so die Veredlung und Schmeidigung der Sprache bewirkte. Was zuerst zu erfüllen kaum möglich schien, wurde in kürzester Zeit zur Selbstverständlichkeit. Vielleicht war sogar seine schulmeisterliche Strenge notwendig, wenn man die Entartung des deutschen Sprachgefühls berücksichtigt.

Der Dichter Opiz galt bei seinen Zeitgenossen sehr viel; er war ja überhaupt der erste deutsche Poet, den man mit stolzem Selbstgefühl dem Auslande gegenüberstellen konnte. Wenn der Opiz an ursprünglichem Künstlerum tumhoch überlegene Fleming ihn in seiner Grabchrift anredet: „Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten!“, wenn ihn Simon Dach das „Wunder der Deutschen“ und den „Ausbund und Begriff aller hohen Kunst und Gaben“ nennt, wenn selbst Logau, der aller übertreibenden Lobhudelei abhold war und sich seine Selbständigkeit gegenüber dem peinlichen Regelsystem Opizens durchaus wahr, von ihm sagt:

„Im Latein sind viel Poeten, immer aber ein Vergil,
Deutsche haben einen Opiz, Dichter sonst nicht eben viel,“

so gaben sie nur dem Gefühl der überwältigenden Mehrzahl Ausdruck.

Im Hochbarock tritt Opiz mehr zurück; die Anerkennung etwa Hofmannswaldaus wirkt doch schon sehr stark gönnerhaft: man hatte eben das sehr begreifliche Gefühl, inzwischen ein gut Stück weiter gekommen zu sein. Aber als man der Ausschweifungen des Barock müde geworden war und einem neuen Klassizismus zustrebte, besann man sich wieder auf ihn. Gottsched, sein nächster Verwandter im Geiste, wies 1739 in einer Lobrede zu seinem hundertsten Todestage erneut auf ihn hin und sparte nicht mit Anerkennung, und Bodmer und Breitinger, die 1745 eine Neuauflage seiner Gedichte in Angriff nahmen, nannten ihn den größten deutschen Poeten und erwarteten von dem Wiederbekanntwerden seiner Werke eine Besserung des literarischen Geschmacks. Das war nur natürlich für ein Zeitalter, dem die Form alles war. Wir sehen heute nur zu deutlich die Dürre, Trockenheit und Gefühlsarmut in seinem Schaffen, seine Unselbstständigkeit und Anlehnungsbedürftigkeit in allem, wo es auf eigentliche Erfindung ankommt, als daß wir überhaupt noch geneigt wären, ihn als Dichter im höheren Sinne gelten zu lassen. Die eminente historische Bedeutung aber, die ihm auch über seine theoretische Leistung hinaus zukommt, darf man trotz alledem nicht übersehen. Er hat zunächst einmal — und das ist vielleicht das geschichtlich Wichtigste — der deutschen Dichtung und dem deutschen Dichter die langentbehrte Würde wiedererobert. Sein Anspruch und sein Beispiel schützte die neue Bildungsdichtung vor der Vermengung und Verwechselung mit der verachteten Pritschenmeisterei und stellte sie der angesehenen humanistischen Lateinpoesie als gleichberechtigt zur Seite. Seit Opiz ward denn auch Poet ein Ehrenname, auch für die deutschen Dichter, wie der Name „Poeta“ es für die lateinisch schreibenden frühen Humanisten gewesen war. Opiz hat ferner, indem er von dem mehr oder minder glücklichen Dilettantismus der Früheren in der Beherrschung von Sprache und Metrik zu wirklicher Könnerschaft vorschritt, indem er die deutsche Dichtung die kunstvollen Renaissanceformen meistern lehrte, ihr auch, bei aller Belanglosigkeit des Gehaltes, den weltmännisch freien Geist der Renaissance zu eigen gewonnen, hat ihren Ausdruck und ihre Gebärde gesittigt und verhöflicht, wobei denn freilich mit der Derbheit und Roheit des 16. Jahrhunderts auch viel von seiner lebensfrohen Kraft und Ursprünglichkeit verloren ging. Er hat endlich in stofflicher Hinsicht der deutschen Dichtung das Reich der gelehrten humanistischen Bildung erschlossen und sie so zum Ausdrucksmittel der geistig führenden Schicht der Zeit tauglich gemacht; dies hatte allerdings wieder, bei der einseitigen Betonung des humanistischen Ideals, die Folge, daß die unmittelbare Lebenswärme aus der Dichtung verschwand, daß ihre Verbindung mit der fruchtbaren Tageswirklichkeit unterbunden und sie selbst dünn, blutlos und gefühlsleer wurde. Opizens Dichtung entspringt keinem starken, fortreißenden Erlebnis, sondern dem klugen Wissen und der Freude an der geschmeidigen Handhabung des Wortes. Diese aber kam ihm nicht aus dem Drange des Blutes und innerer Notwendigkeit, sondern aus dem Verstande, aus dem wählerischen Nachbilden fremder Muster. So ist er

4
 immer vom Fremden abhängig, wenn er es auch — obgleich nur in ganz bestimmten Grenzen — seiner eigenen deutschen Art dienstbar macht; und wie ein äußeres Zeichen davon erscheint seine rege Übersetzertätigkeit, die seinen eigenen Hervorbringungen fast die Wage hält, in der er aber bezeichnenderweise ein hervorragendes Mittel zur Schulung des sprachlichen und metrischen Könnens sah. Sein Dichten ist nicht spontane schöpferische Gestaltung, sondern lehrhafte Behandlung eines Gegebenen, mochte er dies nun in seinem Leben oder in gelehrten Werken vorfinden. Seine Lehrdichtung ~~X~~ und Opizens Poesie ist immer Lehrdichtung, mag sie sich in der äußeren Form des eigentlichen Lehrgedichtes, der für ihn kennzeichnendsten und von ihm mit besonderer Vorliebe angebauten Gattung, geben oder nicht — ist von der meisten früheren deutschen Lehr- und Spruchpoesie dadurch sehr merkbar unterschieden, daß sie nicht wie diese moralisierend erzieherisch zu wirken sucht, sondern wirklich greifbares Wissen zu vermitteln bestrebt ist. Wissensvermittlung ist ihm ja eine Hauptaufgabe der Dichtung überhaupt, die wodurch sie sich ihren Verkleinerern gegenüber als ein ernsthaftes, nütliches und wichtiges Geschäft ausweist. Wo er aus Eigenem schöpft, und sei es auch nur in der Erfindung einer Fabel, wie etwa in der Schäferei von der Nymphe Hermyne, da erscheint der so Gebildete und Belesene erstaunlich arm und hilflos. Vondel, der große holländische Klassizist, sprach ihm denn die Fähigkeit eigener Erfindung ganz ab, und seine Nebenbuhler, wie der Nürnberger Harsdörffer, machten sich dieses Urteil nicht ohne Schadenfreude zu eigen. Opiz ward der deutschen Dichtung förderlich durch seine bis dahin unerhörte und zur Nachahmung reizende Meisterschaft im Technischen, seine weite Bildung und seinen feinen weltmännischen Schlfiz; in allem, was, über das erlernbare Können hinaus, den echten Dichter macht, hatte er ihr nichts zu geben.

Obwohl er in irgendeiner Weise, sei es auch nur als Übersetzer, alle denkbaren poetischen Gattungen abbaute, um Beispiele und Muster zu geben, liegt der Schwerpunkt seines Schaffens doch in der Lyrik und im Lehrgedicht. Als Lyriker hat er immerhin das Verdienst, die leichte weltliche, erotische Poesie, die das Jahrhundert der großen religiösen Spannungen verfeimte, für die höhere Dichtung gerettet zu haben. Wo er sich hier dem Stile des Gesellschaftsliedes anschließt, das, nicht ohne Anknüpfen an volksliedhafte Überlieferung, die Ausdrucksform der sich bildenden feingeistigen neuen Geselligkeit ist, da zeigt er oft eine Leichtigkeit und Beschwingtheit, die bei ihm überrascht und ihm unter dem Einflusse des gelehrten Heinsius sehr bald fremd wird. Stücke wie das Ronsard nachgebildete „Ich empfinde fast ein Grauen“ oder das grazios tändelnde „Komm, Liebste, laß uns eilen“, zeigen, wo sein Feld als Dichter gewesen wäre: in der flach-anmutigen, weltmännisch-konventionellen Sphäre heiter gesitteter Geselligkeit. Aber dergleichen findet sich nur in der Frühzeit. Später gelingt es ihm nicht mehr; da lastet überall das Wissen, das an den Mann gebracht werden will. In Schlesien ist er auf dem Gebiete der leichter geschürzten Muse ohne ernsthaften Vorgänger.

Von Liebe im höheren Sinne ist nirgends die Rede, nur von echt humanistischem, flatterhaftem Liebespiel. Auf der anderen Seite fehlt aber auch noch das Pridelnde und Brünstige, das erst Hofmanswaldau in die Liebespoesie hineinbrachte. Meist lagen sehr reale Liebeserlebnisse zugrunde, obgleich er aus durchsichtigen Gründen sie später nicht wahr haben wollte und alles als reines Phantasiespiel hinstellte. Doch verdichtet sich das äußere Geschehen nie zu wahrhaftem inneren Erlebnis; der seelische Abstand von dem Gegenstande wird immer gewahrt, und es herrscht eine kühle Ausgeglichenheit. Anderes ist schwerer und gewichtiger, bedingt durch die kunstvollen neuen Formen. Nachdichtungen, namentlich französischer und holländischer Vorbilder, sind sehr zahlreich. Das Gelegenheitsgedicht ist sehr stark vertreten, trotz der Strafpredigt im Buche von der deutschen Poeterei. Diese richtete sich im Grunde mehr gegen das aufdringliche Begehren der vielen guten Leute, die vom Dichter ihre Familienangelegenheiten besungen haben wollten, auch wenn er nicht dazu aufgelegt war, als gegen die Sache selbst. Und dann schien ihm die Gelegenheitsdichtung, als entlohnnte Leistung, der Würde der Poesie Abbruch zu tun, während er selbst sich dafür nie bezahlen ließ, sondern gefällig seine Verse als Freundschaftsgeſchenk darbot.

Die Zinkgreffsche Sammlung enthält außer den reinen Lyrica noch zwei kürzere Lehrgebichte, die bereits einzeln erschienen waren: das während des Siebenbürgener Aufenthaltes entstandene „Zlatna, oder von Ruhe des Gemüthes“ und das noch aus den Universitätsjahren stammende, aber erst nach Zlatna gedruckte „Lob des Feldlebens“ oder wie es in der Gedichtsammlung genannt wird, „Die Lust des Feldbawes“, nach Horaz. In beiden leben horazische und vergilische Stimmungen, die Sehnsucht des gehetzten Großstädtlers nach der sorgenlosen ungeſtörten Beschaulichkeit des Landlebens. Es ist eines der Lieblingsthemen Opizens, und zugleich eines der wenigen bei ihm, die wirklich persönlicher Natur sind. Sein Ehrgeiz trieb ihn zur Betätigung im Weltgetriebe, sein persönliches Bedürfnis zu friedlicher wissenschaftlicher und poetischer Beschäftigung, die ihm am reizvollsten im Rahmen beschaulicher ländlicher Muße erschien. Das Tagewerk des Landmanns wird schäferlich empfindsam idealisiert und der Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Genüsse und Ehren des Daseins in der großen Welt gegenübergestellt, die doch keiner notwendiger zum Leben brauchte als Opiz. Zlatna bringt dazu noch mannigfache persönliche Beziehungen der Siebenbürgener Zeit. Zlatna ist ein siebenbürgisches Städtchen in der Nähe von Weissenburg, mit einem Metallbergwerk; und Opiz hatte die Gastfreundschaft des Bergwerksverwalters genossen, der zugleich ein kenntnisreicher und geistig angeregter Mann war. Opiz besingt die landschaftlichen Schönheiten der Gegend, rühmt den Nutzen des Bergbaues und feiert seinen Freund; zuletzt rät er ihm zur Verehelichung, nicht ohne die Schwierigkeiten einer befriedigenden Wahl eingehend auseinanderzusetzen. Zu dieser Gruppe gehört dann noch „Vielguet“ 1629. So hieß ein Landgut des Herzogs Heinrich Wenzel von Münsterberg, dessen Gastfreundschaft

Opik genossen hatte und dem er durch das Gedicht seinen Dank abstattete. Wieder preist er das ländliche Leben gegenüber der Unruhe des Welt- und Hoflebens. Landschaftsschilderungen wie hier oder in Zlatna sind wie die erste Morgenröte eines neuen Verhältnisses zur Natur. Wirkliches Naturgefühl und Naturerleben gelangt noch nicht zum Durchbruch; es ist alles nur von Begriffen ausgehende, die Landschaft auf die persönliche Annehmlichkeit und den Nutzen hin betrachtende Naturbeschreibung, die keineswegs in der Anschauung sehr vielseitig ist. Aber daß man für die Natur wieder ein Auge zu haben begann, ist wichtig; von hier über die bereits mit viel feinerem Blick gesehenen Naturbilder des Neulateiners Fehner in seinem Schneekoppengedicht führt der Weg zu dem Wiedererwachen des Naturgefühls bei den Schlesiern des 18. Jahrhunderts.

Unter den Lehrdichtungen gebührt der erste Rang wohl zweifellos dem „Trostgedichte in Widerwertigkeit des Krieges“. Es entstand während des Aufenthaltes in Zütland, ist aber, wohl wegen politischer Bedenkllichkeiten, erst nach dem Tode Dohnas, 1633, gedruckt worden. Daß das Werk fern von Büchern niedergeschrieben werden mußte, gereicht ihm zum großen Vorteil: es ist auffallend frei von gelehrtem Ballast und steht dem Leben näher. Das Mitgefühl mit der Not des Vaterlandes hat es geboren. Hier wie kaum je sonst erhebt sich Opik zu wärmerem, stellenweise packendem Gefühlsausdruck: in der Schilderung der Leiden des Bauernstandes, in der Mahnung zu standhaftem Aus-harren in der Not, in dem Vertrauen auf die göttliche Fügung und der Zuversicht, daß er schließlich alles zum Besten lösen werde, in dem mannhaften Eintreten für die Freiheit des Gewissens. Hier steht sein stolzester Satz:

„Der Leib ist untertan, der Geist ist nicht zu zwingen“,
hier die unerschrockene Abwehr religiösen Zwanges:

„Gewalt macht keinen fromm, macht keinen Christen nicht.
Es ist ja nichts so frei, nichts also ungezwungen
Als wohl der Gottesdienst. Sobald er wird erzwungen,
So ist er nur ein Schein, ein falscher hohler Ton.
Gut von sich selber tun, das heißet Religion,
Das ist Gott angenehm. Laßt Keher Keher bleiben
Und glaubet ihr für euch.“

und das schöne Bild hochherzigen Mannesmuten:

„Ein Fels in tiefer See, obschon die starken Wellen
Mit Stürmen und Geräusch sich ihm entgegenstellen,
Hält unbewegte auf, wie sehr das Wasser ringt,
Wie sehr die scharfe Luft von Norden pfeift und klingt:
So wird ein hoher Mut auch nimmermehr gezwungen
Durch keine Dürftigkeit, durch keine Not verdrungen.
Sollt alles, was hier ist, zu Grund und Boden gehn,
So bleibt er immerzu auf freiem Fuße stehn.“

Das Streben nach Wahrung des Abstandes ist indessen auch in dieser an persönlichem Gefühlsgehalt reichsten seiner Schöpfungen nicht zu verkennen; weitläufige geschichtliche Abschweifungen in die antike und jüdische Geschichte wahren den vornehm gelehrten Bildungscharakter des Werkes. Sein letzter Sinn ist auch nicht die Anfeuerung zu heldenhafter That, als vielmehr die Mahnung zu stoisch unbewegtem Ertragen des von Gott einmal auferlegten Leides.

Ein seltsames Gegenstück zu diesem Sang von den Leiden des großen Krieges bildet das „Lob des Kriegsgottes“ (1628). Solche ironische Lobpreisung hatte in den humanistischen Enkomien genügend angesehene Vorläufer, und ein berühmtes Meisterstück der Art, des Heinssius holländischen „Lobgesang Bacchi“, hatte Opik selbst ins Deutsche übertragen. Aber die Satire mußte zynisch erscheinen angesichts der Zeitverhältnisse. Rein artistisch ist das Lob des Kriegsgottes ein glänzend gemachtes Virtuosenstück der neuen Bildungspoetik, voll von Kenntnissen und Anspielungen aus antiker Geschichte und Mythologie. Er schont auch sich selbst nicht, der wahrlich kein todesmutig ausharrender Held war, und nach horazischem Muster singt er:

„Daß aber ich etwan den sichern Weg genommen
Und aus dem Letzten, Mars, der Erste worden bin,
Mein Ross dazugezählt, so wisse, daß mein Sinn
Gar nie gewesen sei, dem Feinde standzuhalten.
Wer jung erschossen wird, der pfleget nicht zu alten
Und stirbt zu Tode hin. Es wird mir auch gesagt,
Der Fürwih sei ein Ding, das einem, der sich wagt,
Nicht allzeit wohl bekömmt und wird ihm gar zu teuer.
Poetenvoll ist heiß, ist leichte wie sein Feuer,
Geht durch, reißt aus ihm selbst, ist wie ein edles Pferd,
Das nie kann stille stehn und allzeit fort begehrt.“

Der „Vesuvius“ (1633) ist uns am fremdesten. Ein Ausbruch des Vulkans im Jahre 1631 hatte den äußeren Anstoß gegeben. Was hätte aus diesem Stoffe unter den Händen eines Dichters mit lebendiger Anschauungskraft werden können! Die Aufgabe, die packende, farbenprächtige Schilderung eines großartigen Naturereignisses, sah Opik gar nicht. Ihm kam es wieder auf die Belehrung an, auf die Darlegung der Ursachen der Katastrophe, so gut die Wissenschaft der Zeit sie kannte. Die Stellen der Alten, die von feuerspeienden Bergen handeln, werden gewissenhaft herangezogen. Mehr als hundert, meist italienische und lateinische Schriften waren aus Anlaß des verhängnisvollen Ereignisses erschienen, poetische, naturwissenschaftliche und moralische. Opik aber hält sich selbst bei der Schilderung der furchtbaren Folgen an antike Vorbilder, vor allem an ein Gedicht des Lucilius über den Atna. Der Schluß ist ins Erbauliche gewendet: ist ein Erdbeben auch kein Wunder, so spricht doch Gott aus ihm und sein Zorn über den ewigen Krieg und die Zwietracht der Menschen.

An religiösen Dichtungen hat Opiz mancherlei geschrieben, Übersetzungen und Eigenes. Von Heinsius übertrug er den Lobgesang Jesu Christi, von Grotius das Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion. Das Hohe Lied, das ihn als eine Art alttestamentlicher Schäferdichtung anzog, gab er in einer halbdramatischen Einkleidung wieder; durch den melodischen Fluß der kurzen wechselreichen Jambenstrophen unterscheidet sich seine Übertragung nicht unvorteilhaft von den großen vornehm-steifen Alexandrinerpoemen. Weiter gab er gereimte Bearbeitungen der Klagelieder Jeremiae, des Propheten Jonas, der Psalmen und der Sonntags- und fürnehmsten Feiertagsepisteln. Dazu kommen zwei eigene größere Versuche: ein Lobgesang über den freudreichen Geburtstag unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und eine Dichtung über das allerschmerzlichste Leiden des Herrn. Alles dies war ihm Pflege einer gebräuchlichen poetischen Gattung, wo er seine Sprachkunst und in den gelehrten Anmerkungen sein Wissen glänzen lassen konnte. Die innige Seelensprache ergriffener Frömmigkeit, an der das Zeitalter so reich ist und die vielleicht das Beste darstellt, was es auf poetischem Gebiete zu geben vermochte, geht ihm völlig ab; im Höchsthalle bringt er es zu einer erbaulichen Nüchternung.

Im Roman, den er im Buche von der deutschen Poeterei gar nicht erst als eigene poetische Gattung behandelt hatte, weil es sich ja nur um Prosa handelte, begnügte er sich mit Übersetzungen. 1626 gab er die „Argenis“ des John Barclay, einen allegorischen Staatsroman, heraus. Damit bereitete er dem modischen pseudogeschichtlichen Schlüsselroman den Weg nach Deutschland, der nachmals durch das Werk eines anderen Schlesiens, den „Arminius“ des Lohenstein, seine Krönung erfuhr. Denn die Argenis spielt zwar angeblich vor der Gründung Roms auf Sizilien; diese vorgespiegelte Welt dient aber nur zur Verhüllung zeitgemäßer Ereignisse. Sizilien ist das Frankreich der letzten Valois, die Hugenotten werden unter durchsichtiger Maske eingeführt, und auch auf das Deutschland zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges fallen Streiflichter; freilich alles romanhaft zugestuft und ohne sich streng an die Tatsachen zu halten. Der Wert des Romans liegt in den Theorien, die der Verfasser seine Personen gesprächsweise über die beste Regierungsform, stehende Heere, Rechtspflege und Steuerwesen entwickeln läßt; das Werk war als in unterhaltfame Form gekleidetes Lehrbuch für Könige und Staatsmänner gedacht.

Wie mit „Argenis“ den heroischen Geschichtsroman, so machte Opiz durch die Übersetzung von Philipp Sidneys „Arcadia“ (1629) die schon im Buch von der deutschen Poeterei empfohlene Schäferdichtung in Deutschland heimisch. Die Schwärmerei für die schäferliche Welt ist der kümmerliche Ausdruck der Natursehnsucht eines naturfremd gewordenen Zeitalters, eine Flucht vor dem strengen gesellschaftlichen Zeremoniell in freiere, ungebundenere Lebensformen. Die Eklogen eines Theokrit und Vergil boten den klassischen Anknüpfungspunkt. Schon im Anfange des 16. Jahrhunderts hatte Jacopo Sannazaro aus Neapel den ersten

Schäferroman mit seiner „Arcadia“ geschaffen, die auch in der Einschaltung lyrischer Gedichte für die späteren vorbildlich wurde. In Spanien bezeichnet Montemayors „Diana“ 1545, in England Sidneys „Arcadia“ 1590, den Höhepunkt der Gattung. Auch in das Drama drang die Schäferpoesie ein: mit Tassos „Aminta“ 1572 und Guarinis von so manchem Barockpoeten verdeutschten Pastor fido 1590. Im Auslande hatte die Hirtenhöflichkeit den Gipfel der Beliebtheit bereits überschritten, als Opik sie in Deutschland einführte; schon der zweite Teil des Don Quixote verspottet das Schäferwesen als modische Geckerei. In Deutschland dagegen entfaltete sich die Gattung so recht erst im Barock und hielt sich bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus. Gellerts „Band“ und Goethes „Laune des Verliebten“ sind die letzten Ausläufer. Opik begnügte sich nicht mit der Bearbeitung des Sidneyschen Romans. Er huldigte der Hirtenmode auch noch mit einem Werke eigener Erfindung, der „Schäferlei von der Nymphe Herchnie“ (1630). Aber unter der schäferlichen Einkleidung entdeckt man bald auch hier die wohlvertrauten Züge der Lehrdichtung, von der Opik nun einmal nicht loskam. Es ist hier das einzige Mal, daß er sich zu einer Art selbsterfundener Handlung aufschwingt, aber sie ist auch danach. Er führt sich selbst und seine Freunde Buchner, Venator und Mülser im Schäferkostüm ein; doch es reicht nicht einmal zu dem galanten Pseudoschäfertum der Zeit. Es sind eben gelehrte Männer, die in ihren Gesprächen ihre Art nicht verleugnen. Da in einer Schäferdichtung doch einmal von Liebe die Rede sein muß, so wird über dieses Thema weitläufig philosophiert; daran schließen sich Erörterungen über den Nutzen des Reisens. Aus dem Riesengebirgstale, in dem die Schäferlei einsetzt, steigen sie bergaufwärts; und in einer Grotte treffen sie auf die Quellnymphe des Zadenbaches, die sie in das Innere des Berges führt, wo sie noch andere anmutige mythologische Weiblichkeit antreffen. Herchnie belehrt sie über das Gebirge und seine Flüsse und gibt eine ausführliche Darstellung der Geschichte des reichsgräflich Schaffgotschschen Hauses, auf dessen Grund und Boden die Schäferlei sich abspielt. Die Verherrlichung des angesehenen Geschlechtes ist der eigentliche Sinn der Dichtung; dem unglücklichen Hans Ulrich von Schaffgotsch, der wenige Jahre später, 1635, als einer der Mitunterzeichner des Pilsener Reverses wegen Hochverrats hingerichtet wurde, ist das Ganze gewidmet. In der Form hält er sich an seine Vorbilder: die in Prosa gehaltene Erzählung wird von umfangreichen lyrischen Einlagen unterbrochen, in denen er seine Meisterschaft in der Beherrschung der Strophenformen glänzen läßt. Die drei Genossen des Erzählers geben sogar eine richtige Ekloge zum besten. Diese erste Riesengebirgsdichtung in deutscher Sprache erwähnt auch die Sage vom „Virgmann Rübzahl“; weiter findet sich eine sehr wirkungsvoll ausgearbeitete Szene, wo eine alte Hexe den Herrn des Gebirges zu beschwören versucht. Es ist kennzeichnend, daß noch Bodmer und Breitinger in ihrer Opikausgabe den Dichter gegen den Vorwurf der Keckerei zu verteidigen für nötig befinden, weil er die Nymphe

nicht unmißverständlich als freie Erfindung der Phantasie hinstelle und so den Verdacht erwecke, als glaube er an die Existenz solcher mythologischer Fabelwesen.

Zu einem eigenen Trauerspiele reichte Opizens schöpferische Kraft noch weniger als zum Roman. Um aber auch in dieser Gattung brauchbare Vorbilder zu liefern, gab er wenigstens zwei Übersetzungen antiker Tragödien: 1625 die Trojanerinnen des Seneca, und 1636 die Antigone des Sophokles. Damit wurde er immerhin der Wegebereiter für das deutsche Originaltrauerspiel des Gryphius. Er gab dem neuen Kunstdrama seine vorbildliche Form. Für den Dialog wurde seitdem der Alexandriner allgemein üblich, während man die Chöre in freieren Versmaßen hielt. Der Stoff der Trojanerinnen mag ihm im Hinblick auf die Kriegsgreuel besonders zeitgemäß erschienen sein. In seiner lateinischen Vorrede weist er selbst darauf hin; noch bestimmter in der deutschen: „Wer wird nicht mit größerem Gemüte als zuvor seines Vaterlandes Verderb und Schaden... ertragen, wann er die gewaltige Stadt Troja... siehet im Feuer stehen? Wer will nicht... seiner Freiheit gestraften vergessen, wenn er Hekuben, die Frau und Mutter so werter Helden, siehet überwunden und gefangen hinwegführen?“ Seine Verdeutschung der Trojanerinnen blieb auf anderthalb Jahrhunderte die einzige vollständige Übersetzung eines römischen Trauerspiels.

Die Griechen hatten schon in Wittenberg unter Melancthon Pflege gefunden; 1525 wurde die Hekabe des Euripides als erstes Werk eines griechischen Tragikers aufgeführt. Auch Johannes Sturm in Straßburg räumte an seinem Gymnasium ihnen eine bevorzugte Stellung ein, und Wolfgang Spangenberg hatte sogar einige Verdeutschungen verfertigt. Opiz wollte mehr, als nur eine Übersetzung für die Schulbühne geben. Wie er als erster wieder die antiken Tragödien rein nach ihrem künstlerischen Gehalte wertete, ohne die moralischen Bedenken, mit denen man seit der Reformation an diese Erzeugnisse einer fremden Kultur heranzutreten pflegte, so suchte er auch bei seinen Übersetzungen den hohen Stil zu wahren, indem er sich mit den Urbildern auch formal zu messen wagte und um eine möglichst wörtliche Wiedergabe bemüht war. Trotzdem ist es ihm nur zum kleinsten Teil gelungen, den seelischen Gehalt in seine Übersetzung hinüberzuretten. Seine Antigone wandelt sich ihm unter den Händen aus einem aus dunklem, unheimlichem Untergrunde erwachsenden Mythos zu einem klar durchschaubaren, dem Empfinden seiner eigenen Zeit verständlichen Geschehen. Statt der geheimnisvollen Verkettung von Verblendung und Schicksal gibt er den leichtfaßlichen Zusammenhang von Verbrechen und Strafe. Er biegt grundlegende heidnische Vorstellungen ins Christliche um: der Hades wird zur Hölle, der Olymp zum Himmel, der Tempel zur Kirche. Die psychologisch feine Abstufung der Rede weicht einer gleichförmig kühlen, vornehmen und gemessenen, aber in keiner Weise erhabenen Tonfärbung. Besonders die ungeschminkte Deutlichkeit der Botenberichte, die ihm wohl in einer hohen Tragödie nicht am Platze schien, geht darüber verloren. Statt der ungeheuren aufwühlenden

Seelenspannung des griechischen Werkes haben wir die flache, verständige Ausgeglichenheit des ausgehenden Renaissanceklassizismus.

Halb durch Zufall wurde Opik schließlich noch der Mitschöpfer der deutschen Oper. Die junge Gattung war ein echtes Humanistenerzeugnis; in Florenz, wo sie im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts aus gelehrten Erwägungen heraus geboren wurde, hatte man geglaubt, so die ursprüngliche Form der griechischen Tragödie zu neuem Leben zu erwecken. Der sächsische Kurfürst Johann Georg wollte die Hochzeit seiner Tochter mit dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt durch die Aufführung eines der gerühmten Meisterwerke dieser neuen Kunst besonders feierlich gestalten. So ließ er sich aus Florenz die von Peri komponierte „Daphne“ kommen, und Opik erhielt durch Vermittlung des kurfürstlichen Kapellmeisters Heinrich Schück den Auftrag, das italienische Textbuch Rinuccinis ins Deutsche zu übertragen. Aber die Übersetzung passte nun nicht mehr zu der Perischen Musik, und so mußte Schück, der Anreger des ganzen Unternehmens, den Opikschen Text vertonen. Auf diese Weise entstand die erste rein deutsche Oper, und am 1. April 1627 wurde sie bei den Hochzeitsfestlichkeiten zu Torgau aufgeführt. 1635 hat Opik dann noch den von den Schuldramatikern bis zum Überdruße abgewandelten Iudithstoff zu einem sehr mittelmäßigen Operntextbuche verarbeitet.

Opikens geschichtliche Leistung ist, wie wir sahen, den Renaissancegeist und die Renaissanceformen in die deutsche Dichtung eingeführt zu haben. Er zuerst hat die mannigfachen dahin zielenden Bemühungen zielbewußt zusammengefaßt und zu einem deutlich erkennbaren Abschluß gebracht. Unnötig zu sagen, daß seine Persönlichkeit der geläufigen Vorstellung von Renaissancemenschen recht wenig entspricht. Es ist zuviel Stubenluft in seinem Werk, zuviel pedantisches Gelehrtentum und tüftelnde Vosslei; das Inspiratorische, das schicksalhafte Müßen, das den großen Dichter macht, geht ihm ganz ab. Bei aller Belesenheit, bei aller Weite der Bildung und sogar — in gewissen Grenzen — Freiheit des Geistes fehlt die zwingende Größe der Persönlichkeit, bei aller schmiegsamen Anpassungsfähigkeit des gewandten Weltmannes doch die letzte innere Überlegenheit über Verhältnisse und Menschen. Seine geschichtliche Stellung bleibt davon unberührt. Was man Renaissancebildung in deutscher Sprache zu nennen berechtigt ist, drängt sich in die kurze Zeitspanne seines unmittelbar maßgebenden Einflusses zusammen, beschränkt sich auf sein Werk und das seines Gefolges, aus dem ihn die beiden Nichtschlesier Fleming und Dach freilich menschlich und künstlerisch weit überragen. Seine Poesie ist gewiß eine späte und kümmerliche Blüte; die wahre Glanzzeit der Renaissancepoesie in Deutschland liegt bei den großen Neulatinern des 16. Jahrhunderts. Aber sein Sinn für Maß, Sauberkeit, Eleganz und kunstvolle Form, sein kühl gelassenes Meiden formsprengender Innerlichkeit kennzeichnen ihn immerhin als Geist von ihrem Geiste. Was vor ihm lag an deutscher Dichtung, ist noch nicht Renaissance; was nach ihm kam, nicht mehr. Unmittelbar auf ihn folgt das literarische Barock, das die Renaissance zugleich als Bedingung seiner

Möglichkeit voraussetzt und in scharfem Gegensatz zu ihr steht. Bevor wir uns jedoch zu diesem neuen Abschnitt der Entwicklung wenden, der mit Gryphius in klar zutage tretender Gegensätzlichkeit einsetzt, bleibt noch eine Gruppe schlesischer Dichter zu würdigen, von denen die einen, treu der Spur Opizens folgend, als seine engere Schule gelten können, während die anderen, obschon ihre Selbständigkeit in hohem Grade während, doch genügend gemeinsame Züge der Zeit aufweisen, als daß man sie schon dem Barock zurechnen dürfte.

II

Der engere Opizkreis. Scherffer und Logau.

Die schlesischen Poeten, die sich um Opiz als eine Art engeren Schulfolges scharten, sind nicht sehr zahlreich, und es sind auch meist Geister geringeren Ranges von wenig Selbständigkeit. In den meisten Fällen stehen sie zu Opiz in näheren persönlichen Beziehungen, und sein Beispiel hat ihr bescheidenes Talent überhaupt erst erweckt. Wir haben in Schlessien, so merkwürdig es ist, kein einziges Beispiel, daß ein eigenwüchsiger Künstler von Rang, wie etwa Fleming in Sachsen, seinen Stil einfach unbesehen übernahm, ohne ihn entscheidend umzubilden. Von den Dichtern seines eigentlichen Schulkreises stammen bezeichnenderweise nicht weniger als drei aus Opizens eigener Vaterstadt Bunzlau, und zwei von diesen gehören sogar zu seiner Verwandtschaft.

Der treueste Jünger und Verehrer Opizens, im Leben so von Pech und Mißlingen verfolgt wie jener vom Glück, ist C h r i s t o p h K ö l e r (Colerus). In Bunzlau 1602 geboren, ging er zunächst in seiner Heimatstadt wie Opiz durch die Hände Valentin Senftelebens und seines Nachfolgers Kaspar Kirchner, eines Veters von Opiz, bezog 1619 die Frankfurter Diadrina und besuchte dann noch drei Jahre das Breslauer Elisabethgymnasium unter dem Rektor Elias Major. Solch längerer Gymnasialbesuch selbst nach bereits begonnenem Universitätsstudium war damals nichts Seltenes bei armen Studenten, welche die Mittel zum Hochschulbesuch nicht aufzubringen vermochten. Auch Tschering und Scheffler haben jahrelang aus dem gleichen Grunde in der Prima gefessen. 1624 endlich konnte er nach Straßburg gehen. Die elsässische Universität war seit dem Niedergange Heidelbergs von den Schlesiern sehr bevorzugt; in der Zeit von Kölers Aufenthalt, 1624 bis 1629, waren dort 120 Schlesier immatrikuliert, darunter acht engere Landsleute aus Bunzlau. Köler kam hier in den Kreis der literarischen Moderne, die Opizens Erbe verwaltete; ebendamals beförderte Zinkgraf seine Ausgabe der Opizgedichte zum Druck. Der alte Lingelsheim waltete als treusorgender Mentor über der Jugend. Köler warf sich begeistert in die Bewegung hinein; seine deutschen Gedichte fanden allseitige An-

erkennung: Gruter stellte ihn in einem Lobgedicht neben Opiz, dieser selbst spendete aus der Ferne freundliches Lob. Die Freunde rieten zum Druck; Zinkgref, Venator und Creux wollten, wie eben erst bei Opiz, als Anhang eigene Verse beigeben. Der Messtatalog von 1626 kündigte die Sammlung schon an. Aber es fehlte das Geld zum Druck, und es ist nie dagewesen, trotzdem Köler bis in seine letzten Lebensjahre die Veröffentlichung seiner Verse in Aussicht stellte. Was er unterbrachte, waren zahlreiche Gelegenheitsgedichte, die den notwendigsten Lebensbedarf decken halfen, aber ihn nicht berühmt machten.

Auch nach dem Weggange von Straßburg ließen die Geldsorgen nicht nach. Mit Hauslehrertätigkeit und Übersetzungen fristete er sich kümmerlich durch; in Breslau war er kurze Zeit Opizens Gast. Für dessen Gönner Dohna übersehte er eine 1627 erschienene Prosaschrift des Grotius, *Pro veritate religionis Christianae Batavicae*, konnte aber in der Tagesfron den ihm gestellten Termin nicht innehalten und hatte nur Ärger davon. Pläne zu umfangreicheren eigenen deutschen poetischen Arbeiten mußten zurücktreten, dagegen befließ er sich eifrig der Gelegenheitsdichterei, der letzten Zuflucht hungernder Poeten. 1634 kam er endlich am Breslauer Elisabethgymnasium unter; er brachte es 1637 zum Rektor und wurde zum Verwalter der Kirchenbibliothek zu Maria Magdalena berufen. War seine Begabung schon vorher im Handwerklichen versandet, so erstarrte die peinlich gewissenhaft ausgeübte Schultätigkeit vollends den Dichter in ihm. Was er noch schrieb, war philologische Kleinarbeit, Schriften für den Unterricht und Schulprogramme. Als sein Abgott Opiz starb, veranstaltete er mit seinen Schülern eine so großartige Ehrung, wie sie noch keinem deutschen Dichter zuteil geworden war. Der Aktus begann am Vormittage und wurde nach einer Pause um 1 Uhr mittags fortgesetzt. Zwölf Schüler behandelten das Lob der Poesie und den Ruhm des Martin Opiz in gebundener und ungebundener Rede, in griechischer, lateinischer und deutscher Sprache. Er selbst hielt eine lateinische Trauerrede auf den toten Meister, die bei aller Überschwenglichkeit die wichtigste Quelle für Opizens Leben geworden ist und Kölers Andenken lebendiger gehalten hat als seine Gedichte. Dem Rektor Elias Major schien so viel Aufwand für einen deutschen Dichter so ungewöhnlich, daß er es für angebracht hielt, erst die Genehmigung des Rates einzuholen, die aber anstandslos gewährt wurde.

Als Lehrer ist Köler der Erzieher des jüngeren Geschlechtes schlesischer Poeten geworden: wie zu Anfang seiner Tätigkeit der junge Tscherning sein Schülbling gewesen war, so waren im Laufe der Jahre Andreas Scultetus, Scheffler, Hofmanswaldau, Tiz und Mühlpsfort seine Schüler. Aber der Dichter in ihm war tot; die Gelegenheitsreimereien, die er auch weiterhin in Massen hervorbrachte, zählen nicht mehr zur Literatur. Sein künstlerisches Selbstbewußtsein war dahin: einmal nennt er sich im Verhältnis zu andern Dichtern eine Gans unter Schwänen; ein andermal klagt er, sein poetisches Können halte nicht mehr Schritt mit seinem Wollen, und so räume er willig dem jüngeren Tschern-

ning das Feld. Was Wunder, daß er zuletzt ein schrulliger Sonderling wurde, der die unerfüllte Sehnsucht nach Ruhm im Trunke erstickte, seine Vorliebe für Hunde und Kagen so weit trieb, daß er sie zweimal zum Gegenstande eines Schulkakus machte. 1658 ist er gestorben.

Was an seinem poetischen Schaffen wertvoll ist, liegt beschlossen in den Liedern seiner Straßburger Zeit, die bald keiner mehr kannte und die erst die Forschung unserer Tage in Auswahl aus der Handschrift der Vergessenheit entrissen hat. Die ganze Frische und Lebensfreude unverbrauchter Jugend lebt darin, wenn auch manchmal elegische Töne erklingen. Wohl kommt er wie Opitz über den konventionellen Empfindungsgehalt des Gesellschaftsliedes nicht weit hinaus, aber es ist ein melodischer Fluß in diesen weichen anschniegenden Versen, der sie ihres Meisters nicht ganz unwert erscheinen läßt. Daß der junge Student nicht, wie der reife Opitz, mit seiner Gelehrsamkeit glänzen will und nicht durch schwerfällig steife Satzgefüge den Stil der Alten zu treffen sucht, macht ihn nur sympathischer. Vieles ist von volksliebhafter Innigkeit. Ein Beispiel statt vieler:

„O du Abendstern,
Der du kompst von fern,
Die Nacht anzukünden,
Eile doch herauf,
Mit der Sternen Hauf,
Zu dich zu mir finden.

Weil du reigest fort
An denselben Ort,
Wo da ist mein Leben,
Wollstu kehren ein
Mit dem güldnen Schein,
Ihr dies Brieflein geben.

Bring ihr diesen Gruß
Neben einem Kuß;
Daß ihr mag gelingen
Alles für und für,
Wünsch ich ewig ihr
Glück in allen Dingen.“

Glücklicher und erfolgreicher in seinem Leben als Köler, unendlich viel angesehener als Dichter bei Mit- und Nachwelt war der oft neben Opitz gestellte Andreas Eschering, der indessen als künstlerische Persönlichkeit kaum schärfere Züge aufweist. Auch er ein Bunzlauer Kind, aus einer alteingesessenen Familie, deren ältester urkundlich nachweisbarer Vertreter, Martin Eschering, in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in Bunzlau gelebt haben muß. Der Name weist auf slavische Abkunft; am wahrscheinlichsten ist die Ableitung von der Wurzel

tschern, schwarz. Bei den Tschernings war das Kürschnergewerbe üblich; auch des Dichters Vater betrieb es. Ein Vetter des Vaters war mit einer Tante von Opitz vermählt. Literarische und künstlerische Anlagen finden sich in der Familie mehrfach: ein entfernter Vetter des Andreas, Paul Tscherning, war ein fruchtbarer Schriftsteller und wurde 1663 von Rist zum Dichter gekrönt; sein Bruder David, zuletzt 1673 in Brieg erwähnt, machte sich einen angesehenen Namen als Kupferstecher und hat zahlreiche hohe Persönlichkeiten, darunter Kaiser und Päpste, im Bilde festgehalten. Andreas kam 1611 zur Welt und besuchte die heimische Stadtschule, die damals Zacharias Schubert leitete und an der Opitzens Vetter Kaspar Kirchner Kantor war. Dann warf die Gegenreformation ihre Schatten über seine Jugend: die protestantischen Geistlichen und Lehrer mußten die Stadt verlassen, und so wurde der junge Tscherning nach Görlik, dann nach dem Breslauer Elisabethgymnasium geschickt. Die Empfehlung seines berühmten Verwandten Opitz öffnete ihm alle Tore; bald durfte er seine Dichtungen neben denen der Professoren zu Gehör bringen. 1635 bezieht er die Universität Rostock, die abseits des Kriegsschauplatzes lag und ungestörte Arbeit ermöglichte. Hier erlebte damals die Erforschung der orientalischen Sprachen eine kurze Blütezeit, und auch Tscherning warf sich mit Eifer auf dieses Gebiet. Der Tod der Mutter zwang zu vorläufiger Unterbrechung des Studiums; da er ziemlich mittellos dastand, nahm er in Breslau eine Hauslehrerstelle an und trieb Gelegenheitsdichterei großen Stils. Beziehungen zu Buchner knüpften sich an; nicht viel hätte gefehlt, so wäre der junge Mann sein Nachfolger auf dem Wittenberger Lehrstuhl geworden.

Aber er hatte andere Pläne: die in Deutschland neue Wissenschaft der Orientalistik lockte zu Vorbeeren besonderer Art, und eine wertvolle neue Bekanntschaft schien die Ausichten zur Verwirklichung zu bieten. Das war Matthias Apelles von Löwenstern, 1594 zu Neustadt in Oberschlesien als Sohn eines einfachen Sattlers namens Apel oder Appel geboren, war er in Leobschütz Lehrer und Leiter der Kirchenmusik geworden. Der Krieg vertrieb ihn, und nun fand er in Bernstadt am Hofe des Herzogs Heinrich Wenzel von Münsterberg und Ols eine zweite Heimat und stieg rasch empor; er wurde geadelt und brachte es zum Kaiserlichen Rat. 1648 starb er in Breslau. Er hat sich als Dichter schlichter Kirchenlieder wie als Komponist einen Namen gemacht. Seine Sammlung „Frühlings-Mayen“ (1644) enthält unter anderem eine Reihe geistlicher Oden, von denen mehrere, wie das bekannte „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit“ noch heute im evangelischen Gottesdienste weiterleben. Wie Heermann legt er wiederholt dem Kirchenliede Metren der klassischen Odenichtung zugrunde. Sebastian Bach hat verschiedene Löwensternsche Weisen für seine Choralbearbeitungen verwandt. Alle Formen der Kirchenmusik des 17. Jahrhunderts sind bei ihm vertreten, bis zum mehrstimmigen geistlichen Konzert mit Instrumentalbegleitung. Dazu kommen noch frische weltliche Lieder. Sein Briefwechsel mit Tscherning und andern zeigt seine lebhafteste Teilnahme auch

an Fragen der Dichtkunst und des politischen Lebens. Durch seine mannigfachen Beziehungen spielte er im schlesischen Geistesleben keine geringe Rolle.

Dieser einflussreiche Mann wurde Tschernings Freund und Beschützer. Er konnte nun wieder nach Klostock. Schon 1641 hatte er eine Frucht seiner arabischen Studien veröffentlicht, eine deutsche und lateinische Übertragung der Sprüche des Kalifen Ali: *Centuria proverbiorum Alis imperatoris Muslemici disticho Latino-Germanicis expressa*. Dieses Werk sowie verschiedene deutsche Dichtungen ließen ihn für die Universitätslaufbahn geeignet erscheinen. Nachdem er einige Vorlesungen über deutsche Poetik gehalten hatte, erhielt er 1644 eine Professur; vorher mußte er noch die Magisterwürde erwerben und durch eine Sammlung seiner lateinischen Gelegenheitsgedichte — *Schediasmatum liber* 1644 — seine Befähigung erweisen. Von da ab trägt sein Schaffen hauptsächlich wissenschaftlichen Charakter. 1654 veröffentlichte er eine Aliausgabe mit dem arabischen Urtext. 1658 erschien seine Poetik, mit der er sich schon seit Jahren getragen hatte: Unvorgreifliche Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterey. Er wollte darin eine nähere Ausführung und Ergänzung zu Opitzens kleiner Schrift geben; praktischen Anlaß zur endlichen Ausführung boten wohl seine poetischen Kollegs. In der Hauptsache war die Schrift schon 1645 fertig; er hat aber noch lange daran herumgebeßert und die zahlreichen Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Poetik verwertet. 1640 war Jesens Hochdeutscher Helikon erschienen und Gueingens Prosodie der fruchtbringenden Gesellschaft, 1641 Schottels Sprachkunst, 1642 die Werke von Buchner und Tis, 1645 Schottels Reimkunst, Gueing's Rechtschreibung, dann Harsdörffers Gesprächspiele und Poetischer Trichter (1648) sowie Enoch Hanmanns Anmerkungen zu Opitz. Mit fast allen diesen setzt sich Tscherning auseinander. Er scheut sich aber auch nicht, seinem Meister Opitz selbst sprachliche Schnitzer anzukreiden, wie er auch für den durch Buchner wieder literaturfähig gewordenen Daktylus und Anapäst eintritt. Im allgemeinen vertritt er einen fortschrittlichen Standpunkt gegenüber den mehr konservativen Theoretikern aus dem Kreise des Palmenordens. Der Aufschwung, den die Literatur seit Opitz genommen hatte, zeigt sich schon rein äußerlich dadurch, daß Tscherning fast gar nicht mehr auf die ausländischen Poetiken zurückzugreifen brauchte; es gab in Deutschland selbst genügend theoretische Meinungen gegeneinander abzuwägen. Seine letzten Jahre waren durch schwere Krankheit verbittert. Eine fortschreitende Lähmung, deren Vorboten sich bereits 1648 zeigten, raffte ihn 1659 hinweg.

Als Dichter ist Tscherning lediglich ein gefälliges Formtalent, und seiner gepflegten Form verdankt er auch vor allem den Beifall der Zeitgenossen. Es ist nicht zu leugnen, daß er die Opitzsche Richtung zu einer gewissen abschließenden Vollendung gebracht hat, noch über Opitz hinaus. An Glätte, Vergewandtheit und Diegsamkeit des Ausdrucks ist er dem Meister überlegen. Aber inhaltlich ist er noch weit leerer, nüchterner

und prosaischer. Immer lehnt er sich an bewährte Vorbilder an. Sein erstes größeres deutsches Gedicht, Rahel deplorans infanticidium Herodis, ist nichts als eine umschreibende und erweiterte Ausführung des gleichnamigen lateinischen Werkes des Barlams. Derartiges fiel im 17. Jahrhundert weiter nicht auf. Aber in dem „Lobgesang über den freudenreichen Geburtstag unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi“, aus der ersten Rostocker Studentenzeit, berührt die Unselbstständigkeit und die weitgehenden Entlehnungen einfach peinlich. Opikens gleichnamiges Gedicht plündert er in einer nicht nur für heutige Begriffe unerlaubten Weise. Ganze Verse stimmen wörtlich überein. Daneben mußte ihm noch der von Opik übersehte Lobgesang Christi des Heinsius aushelfen. Eschering ist der Typus des Dichters, der in der Poesie eine lehrbare Wissenschaft sieht. Es kennzeichnet seine ganze Art, daß er sich aus Opikens und Flemings Werken eine Sammlung besonders schöner Ausdrücke zu eigener Benutzung anlegte, die er sogar 1658 in seiner poetischen Schatzkammer veröffentlicht hat. Eine weitere Dichtung der Frühzeit, „Lob des Weingottes“, ist offensichtlich durch den Lobgesang Bacchi von Heinsius-Opik veranlaßt, steht aber in seiner Durchführung wenigstens mehr auf eigenen Füßen. In die Breslauer Zeit fällt seine einzige dramatische Dichtung, die Judith; kein selbstständiges Werk, sondern eine Hinzudichtung der Vorgeschichte, zu der Opikischen Bearbeitung eines italienischen Operntextbuches (vgl. S. 202), so daß das Ganze nun auf fünf Akte kommt. Freilich erkennt er den Librettocharakter der Dichtung und verpflanzt die Manier des Schuldramas in das Opikische Werk. Apelles von Löwenstein vertonte die Chöre ganz im Sinne Eschernings, nicht im neuen Opernstil, sondern als musikalische Einlagen eines gesprochenen Schauspiels.

Eschernings Lyrik erschien gesammelt 1642 als „Deutscher Gedichte Frühling“, dem er dann 1658 noch den weit schwächeren „Vortrag des Sommers“ folgen ließ. Der Geist Opikens lebt darin, kühl, nüchtern, maßvoll und verständig; von der aufkommenden innern Bewegtheit und der sprachlichen Ballung des Barock noch keine Spur. Seelisch scheint Eschering gänzlich unbeteiligt, nur in den geistlichen Stücken, die den Einfluß Flemings und Löwensterns verraten, klingt ein wärmerer Ton an. Das Gelegenheitsgedicht herrscht unumschränkt, als ob es für den Dichter keinen andern Anlaß gebe, in die Saiten zu greifen. Aber zugleich zeigt sich, wie anmutig und kokett-zierlich er diese Gattung zu behandeln weiß. Ein Lied auf die Hochzeit einer Verwandten beginnt so:

„Schöner Frühling, deine Macht
Hat den Feind der bunten Auen
Wieder in die Flucht gebracht.
Daß wir alles schwanger schauen,
Aller Erden-Glieder Zier,
Schöner Frühling, kompt von dir.

O du Jahrmarkt aller Lust,
Berge, Wiesen, Thal und Felder
Nähren sich von deiner Brust.
Die belaubten Trauer-Wälder
Kriegen Ohren und Gesicht
Und der Döber eiset nicht.

Zephyrus beseelt das Land:
Das Geflügel schnäbelt wieder,
Tritt in seinen Freierstand,
Stimmt schöne Duhlerlieder
Und bereitet für die Ruh
Seinen Bräuten Bette zu.

Flora sticht ihr Purpurkleid
Mit den Veilchen und Narzissen,
Selbst die Götter sind erfreut:
Vieh und Wild ist ausgerissen,
Vieh und Wild, das auch jetzt sucht
Der entzündten Liebe Frucht.

Gras und Kräuter sind verliebt
Samt den stummen Wasserscharen.
Schaut wie alles sich ergibt
Und in Liebe weiß zu paaren:
Steine fühlen Liebeskraft,
Dann sie halten Schwägerschaft."

Endlich finden sich in den Sammlungen noch Epigramme, zum größten Theil mehr oder weniger freie Nachbildungen berühmter Vorbilder, aus Martial und den Neulateinern Owen und Barläus.

Der Dritte bunzlauischer Abkunft, Andreas Scultetus (Scholz), ist unstreitig der eigenartigste und begabteste. Seine Familienverhältnisse sind nicht ganz klar. Der Großvater Kaspar hatte die Schwester der Gattin des Großvaters Tscherning geheiratet, und so gehören auch die Scholz entfernt zur Opitzschen Verwandtschaft. Der Vater des Andreas ist wahrscheinlich der Schuhmacher Ambrosius Scholz, doch stammt er anscheinend aus einer zweiten Ehe. Denn Ambrosius hatte noch einen Sohn Andreas Clemens, um 1610 geboren, der es zum Breslauer Senator brachte, dann nach Bunzlau zurückging und schließlich, durch die Gegenreformation vertrieben, 1641 in Ezenstochau auftaucht; er trat später dem Kreise um Heermann näher. Der Dichter Andreas muß aber bedeutend jünger gewesen und kann schwerlich vor 1620 zur Welt gekommen sein. 1638 besuchte er die Liegnitzer Stadtschule, von 1639 bis 1644 ist er in Breslau auf dem Elisabethgymnasium und verkehrt im Hause Henels von Hennenfeld und des Vaters

Hofmanswaldbau. Dann tritt er zum Katholizismus über und geht auf das neugegründete katholische Gymnasium. Seinen früheren Religionslehrer, den Lizentiaten Christoph Schlegel, fordert er zu einer Disputation heraus und erregt dadurch solches Argernis, daß er im April 1644 auf kaiserlichen Befehl aus Breslau ausgewiesen wird; auch die Jesuiten mißbilligen den hüzigen Schritt des Neubekehrten. Im November finden wir ihn als Novizen im Brünner Jesuitenkolleg. 1647 stirbt er als Professor am Kolleg in Troppau.

Lessing, dem 1749 in Wittenberg eine Dichtung des bald Vergessenen, wenn überhaupt je in weiteren Kreisen Beachteten, die „Österliche Triumphposaune“, durch Zufall in die Hände gefallen war, stieß während seiner Breslauer Jahre beim Stöbern in der Rehdigerschen Bibliothek noch auf weitere Stücke des Scultetus und machte 1769 seinen Fund der Öffentlichkeit zugänglich. In der ersten Entdeckerfreude stellte er den jungen Dichter als ein seine Zeit überragendes Talent neben Fleming. Später ließen dann noch Jachmann und Hieronymus Scholz zwei Nachlesen Scultetischer Gedichte folgen, ohne dem Bilde der Persönlichkeit neue Züge hinzuzufügen.

Was wir von Scultetus besitzen, stammt sämtlich aus den Jahren, in denen er das Breslauer Elisabethgymnasium besuchte. Es sind zum größten Teil Gelegenheitsgedichte; teils in fließendem Latein, teils in der glatten Opischen Manier. Für solche Dinge fand damals auch ein Gymnasiast leicht einen Verleger. Der Alexandriner herrscht vor, die Vorschriften des Meisters sind streng befolgt. Aber schon hier fällt in einigen Stücken ein schwerer, fast düsterer Ernst auf, der dem Opiskreise sonst ganz fremd ist. Der Einfall der Schweden in die Breslauer Nikolavorstadt 1641 gibt den Anlaß zu dem „Friedens Lob- und Krieges Leid-Gesang“, der über die Unverträglichkeit der Menschen Klage führt und das Soldatenleben verwirft. Und nun ergreift ihn die weltflüchtige Bußgesinnung, die immer stärker sich regte und ihm bei Heermann, Schweinitz und Franckenberg entgegengetreten war. Die religiöse Inbrunst, der stärkste seelische Antrieb der Zeit noch immer, wird auch bei Andreas Scultetus die zeugende Kraft. Seine beiden gewichtigsten Dichtungen, die „Österliche Triumphposaune“ (1642) und „Blutschwiegend-todesringender Jesus“ zeigen ihn auf neuen, eigenen Wegen. Die Leidenschaft des Ausdrucks, die schwärmerische Jesusmystik, die Versenkung in die Schauer des Todes leiten bereits hinüber zu Gryphius, zu den Verzückungen der mystischen Ekstasiker. Den auf dem Oberg in leidvollem Seelenkampfe und in tiefster Einsamkeit mit dem Vater ringenden Heiland läßt er ausrufen:

„Mein Vater, wiltu nicht nach deinem Kinde fragen?
 Bistu dann,“ sagt dein Mund, „o Zorn Gott, unbewegt?
 Soll der, den du gezeugt, ins Todes Staub gelegt
 Und aufgeopfert sein? Es müssen Steine spalten
 Und tote Menschen sich in Gräbern nicht behalten;

Der Sonnen Antlitz muß verschwarzen auf den Tag,
 Da mir von deiner Hand der letzte Donner Schlag
 Die Brust zerschmetterten wird: Dies, welchem zu empfinden
 In andern Fällen gleich der Sinnen Mittel schwinden,
 Bewegt mein Jammerstand: Du, Anfang der Natur,
 Bist unempfindlicher als keine Kreatur
 Auf mich geeigenschaft. Ach überweh mir Armen!
 Ich heule, wie ich will, so ist doch kein Erbarmen.
 Was soll mir immermehr für Herzeleid geschehn,
 Weil du, mein Ursprung, mich mit Gnaden anzusehn
 Durchaus dich nicht verstehst? Die Pässe zu genesen
 Sind allesamt gesperrt. Dein unbezirktes Wesen,
 Das, weil es keiner Art des Neigens untertan,
 Auch derothalben nicht Erbarmung schöpfen kann,
 Verendurteilt mich. Herr, deinen Zorn zu stillen
 Beliebt mir nicht zu tun nach meines Fleisches Willen,
 Es sei, was dir behagt. Dein Handel ist gerecht,
 Und strafest gleichsowohl den Herren für den Knecht,
 Den Freund an Feindes Statt: werd ich doch für der Plage,
 Die meine Schultern drückt, nicht innen, was ich sage:
 Ich leide, wie ein Knecht und Feind, den ärgsten Spott,
 Verdien, als Freund und Herr, bei dir, du strenger Gott,
 Der Welt Gerechtigkeit."

Das ist nicht mehr die geschmackssichere, aber kühle und unbeteiligte Opische Verständigkeit; das ist herausziehendes Barock, das mit starken Worten und eindringlichen Gebärden auf die Seele wirken, das Leiden des Menschensohnes miterleben lassen will.

In Breslau mühte sich der Arzt Christian Cunrad (1608–1671), der Sohn von Opikens Gönner, dem neulateinischen Poeten, und Bruder des gelehrten Johann Heinrich Cunrad, des Verfassers einer *Silesia togata*, als einer der frühesten und rührigsten Jünger des Meisters um die neue Kunst. Mit sechzehn Jahren setzt seine poetische Tätigkeit ein; 1629 verschaffte ihm Opik den Vorbeer. Er studierte in Straßburg, trat später zum Katholizismus über und wurde 1669 Landesmedikus des Fürstentums Troppau. Er pflegte als einer der ersten in deutscher Sprache die Schäferpoesie; einige seiner Ellogen behandeln geistliche Stoffe. Der aus Seitendorf bei Hirschberg gebürtige Wohlauer Superintendent Friedrich Scultetus (1601–1658) schilderte in einem Alexandrinergedicht die Leiden der Stadt Schweidnitz im Dreißigjährigen Kriege. Enoch Glaeser aus Landeshut, zuletzt Professor in Helmstedt (1628–1668), gab allerhand Schäfergedichte heraus, wie den „Triumfierenden Elm oder Apollinarisches Ehrenfest“ und „Der Elmen-Nymphen immergrünendes Lustgebäu“. Sogar die dichtende Frau fehlt nicht im Reigen. Es war Dorothea Eleonore von Rosenthal, die 1625, nach dem Tode ihres Vatten, eines braunschweigischen Staatsrats, wieder

in ihre schlesische Heimat zurückkehrte und in Breslau 1641 „Poetische Gedanken“ herausgab, in denen sie, durch Opitzens Lob des Landlebens angeregt, mit unzureichenden Mitteln die Schönheit der Natur zu schildern versucht. Mit einer dichtenden Freundin, Maria Elise von Hohendorff, unternimmt sie eine Spazierfahrt auf das Vorwerk ihres Gutes. In den poetischen Unterhaltungen der Damen werden die großen Männer Opitz, Buchner und Zesen nach Gebühr gefeiert. Zesen widmete ihr seine „Poetischen Rosenwälder“ von 1642 mit vielen Lobeserhebungen; sie gilt als das Vorbild seiner Rosemund. Gestorben ist sie um 1649. Es war nun also so weit, daß der schöngeistige Dilettantismus sich des neuen Stiles zu bemächtigen begann. Der höfische Grundzug dieser deutschen Renaissancekunst, der erst dann im Barock entscheidend hervortritt, wird schon an solchen Erscheinungen wie Dorothea Eleonore deutlich. Auch das Bekenntnis, daß die Liebeslieder ihres Werthens nicht aus eigenem Erleben entsprungen, nicht aus dem Herzen geflossen seien, sondern daß sie ihr nur „zur Übung auf diesem Weckstein poetischer Gedanken“ dienen sollten, stempelt sie zur echten Opitzjüngerin.

Besonders eifrige Pflege fand die neue Kunst in Preußen. Hier hatte Opitz selbst noch gewirkt, während der Jahre, die er als belebendes Zentrum alles geistigen Geschehens in Danzig verbrachte. Im nahen Königsberg, wo Opitz vorübergehend gewohnt hatte, wo Tscherning und andere Schlesier die Universität besucht hatten, bildete sich ein Poetenkreis, der Opitzens Spuren folgte, aber doch in der schwermütigen Innigkeit, mit der er die Gedanken des Todes und der Vergänglichkeit, das Lieblingsthema der Zeit seit den letzten Jahren des großen Krieges, immer neu abzuwandeln weiß, seine besondere Note hat. Robert Robertin und Simon Dach sind die bedeutendsten Namen. Auch einige Schlesier faßten in Preußen Wurzel. Der treue Bewahrer von Opitzens Vermächtnis, vielleicht noch von dem Meister selbst persönlich berührt, wurde Johann Peter Zick, ein Liegnitzer (1611–1689), der in Danzig seine zweite Heimat fand. Durch seinen Jünger Pietzsch, den Lehrer Gottscheds, ist der neue Klassizismus der Aufklärung im 18. Jahrhundert in gerader Linie mit Opitz verbunden. Dem sechsjährigen Knaben wurde der Vater, ein Arzt, durch einen Blitzschlag entzissen; die Mutter starb wenige Jahre später. Vom Breslauer Elisabethgymnasium, wo er den Unterricht Kölers genoß, vertrieben ihn 1636 die Kriegswirren nach Danzig. 1639 begann er in Rostock sein Universitätsstudium; ein längerer Aufenthalt in Königsberg brachte ihn dem Kreise um Dach und Robertin nahe. 1648 wurde er Konrektor der Danziger Marienschule, 1651 Professor der klassischen Sprachen. Eine Studienreise nach Leiden, der Hochburg der klassischen Philologie, führte ihn noch einmal in die Welt; dann wuchs er in Danzig fest. Zwar ist auch in seinem Schaffen das meiste Gelegenheitsreimerei aus zufälligem Anlaß, aber nicht wenig hat doch auch voller Klang. In den vierziger Jahren schrieb er drei kleine epische Erzählungen; eine Lucretia und zwei Nachdichtungen nach dem holländischen des Jakob Cats: „Leben aus dem Tode oder Grabes-

heirat zwischen Gaurin und Rhoden," ein Stoff aus dem Boccaccio, und die Heroide „Knemons Sendschreiben an Rhodopen", das der todbereite Dichter an die dem Agypterkönig Psammetich vermählte Geliebte richtet. Zig hat also schon vor Hofmannswaldau die Gattung der „Heldenbriefe" in die deutsche Dichtung eingeführt. Die schlichte und anschauliche, nirgends schwülstige und überladene, aber auch niemals steife und langweilige Erzählungskunst, wie sie Zig in diesen Versnovellen zeigt, ist in dieser Zeit überaus selten und verdiente mehr gewürdigt zu werden. Für den Ausdruck von Sehnsucht und Leid findet er überraschend echte Töne. Von seiner reinen Lyrik stehen wohl am höchsten die geistlichen Lieder, deren Empfindungsgehalt den Königsbergern nicht unverwandt ist. Zwei von ihnen hat Schübens Neffe Heinrich Albert, der Komponist des Kreises, in Musik gesetzt, darunter die „Christliche Stille Musik":

„Willst du in der Stille singen
Und ein Lied dem Höchsten bringen:
Lerne, wie du kannst allein
Sänger, Buch und Tempel sein."

Aber auch in seinen Liebesgedichten gelingt ihm bisweilen eine wärmere Strophe von persönlicher Färbung, wie in dem Liederkreis „Eh-Gedanken", der 1672 anlässlich seiner zweiten Heirat entstand:

„Meine Freiheit, meinen Sinn,
Mein Gemüt und ganzes Leben,
Will ich, Liebste, nun forthhin
Dir als eigen übergeben.
Meine Seel ist außer mir,
Liebste Seel, und lebt in dir."

Sein letztes Gedicht schrieb er 1675; es ist ein Klagelied auf den Tod seiner zweiten Gemahlin. Ähnlich wie bei Dach spielt die preussische Natur wiederholt in seine Gedichte hinein, ohne daß es jedoch zu so eindrucksvollen Naturbildern kommt wie bei jenem. Immer schweift er bald ab zu persönlichen Beziehungen. Beim Weggang von Königsberg besang er den Pregel und das Danziger Haff; die lateinischen Verse seiner *Vistula exundans* schildern eine Weichselüberschwemmung. Die Lateinpoesie hat er kaum weniger gepflegt als die deutsche und diese Seite seiner Tätigkeit anscheinend höher bewertet. Denn von seinen lateinischen Gedichten ließ er nicht weniger als sieben größere Sammlungen hinausgehen, von den deutschen nicht eine einzige. Zig ist wie Tscherning Opitzianer strenger Richtung — er hat bei Opitzens Tod eine ganze Reihe rühmender Gedichte geschrieben — und verhält sich bewußt ablehnend zu der aufkommenden Zierkunst des Hochbarock. Es ist bezeichnend, daß seine schon 1642 erschienene Poetik, die sich eng an Opitz anschließt, eine umfangreiche „Reimtafel" enthält, daß er zu Gottfried von Peschwigens 1661 erschienenem „Jüngst-Erbautem Hoch-Teutischem Parnass", der, ähnlich wie Tschernings Poetische Schatzkammer, nur in größerem Maßstabe, aller-

hand schöne Redensarten und Gleichnisse zu praktischem Gebrauche der Poeten zusammenträgt, eine lange, warm empfehlende „Vorrede an den Deutschliebenden Leser“ geschrieben hat.

Mitten in den Königsberger Dichterkreis hinein führt dann Christoph Kaldenbach aus dem damals noch schlesischen Schwiebus (1613–1698), der 1635 Rektor der Königsberger Gelehrtenschule und 1654 Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst in Tübingen wurde. Er hat nicht nur in deutscher und lateinischer, sondern auch in griechischer und polnischer Sprache gedichtet. In Königsberg ließ er am Gregoriusfeste 1635 ein mythologisches Spiel aufführen, „Herkules am Wege der Tugend und Wollust“; eine „Tragödie von den drei jüdischen Fürsten in dem glühenden Ofen zu Babel“ wurde 1646 gedruckt. 1648 gab er „deutsche Eklogen oder Hirten-Gedichte“ heraus. Albert hat in seinen „Arien“ mehrere seiner Gedichte vertont. Er war aber auch selbst Komponist und ließ 1651 eine „Deutsche Sappho oder Musikalische Gedichte“ erscheinen. Als Frucht seines Tübinger Lehramts kam dann noch 1674 eine Poetik.

Abseits von diesen echten Opitzjüngern stehen die Außenseiter Scherffer und Logau. Sie sind beide keine Zünftigen; Scherffer hat nicht einmal studiert, eine Seltenheit bei einem Dichter dieses gelehrten Jahrhunderts. Ihre Werke haben nicht die letzte Vollenbung im Sinne der Opitzschen Forderung; dafür aber wurzeln sie ganz anders im Heimatboden, und man atmet auf in dieser freien Luft nach all dem Schulkraut, der bald mehr, bald weniger drückend auf den Versen der gelehrten Poeten lastet. Und bei Logau wiegt die Freude an seiner kernhaften männlichen Persönlichkeit, von der seine Sprüche ein festumrissenes Bild geben, die kleinen Mängel der Form hundertmal auf.

Wenzel Scherffer von Scherffenstein (1603 bis 1674) stammte gleich seinem Verwandten Kinner von Scherffenstein aus Leobschütz. 1633 wurde er Organist an der Schloßkirche zu Brieg. Er ist kein Dichter von Gottes Gnaden, oft flach und trivial, aber durch seine betonte Neigung zum Volkstum und zur Scholle ein schätzbares Gegengewicht gegen die immer blasser und blutärmer werdende Gelehrten-dichtung. Dabei ist er keineswegs ein grundsätzlicher Gegner von Opitz: in ihm sieht er zuletzt doch sein Vorbild, und im Kampfe für das Ansehen der deutschen Poesie, gegen Welscherei und Modegeckerei steht er ganz auf seiner Seite. Aber er sucht der Sprache aus dem Wortschatze des Volkes neues Blut zuzuführen; ein reines „Schlesisch Teutsch“ will er reden, und nicht für die Gelehrten schreibt er, sondern für breitesten Schichten. Ein echtes Kind seiner Zeit bleibt er freilich, wenn er der Einbildungskraft alle Bedeutung für die Poesie abspricht und damit auf jeden höheren Flug verzichtet. Nur das Gedicht gilt ihm etwas, das seinen Stoff aus der Wirklichkeit holt. So ist denn auch bei ihm das bestellte Gelegenheitsgedicht reich vertreten. Für seine Brieger Pfaffen wurde er eine Art Hofdichter; er besingt die alltäglichsten Vorkommnisse am Hofe, verfällt allerdings nicht in den so häufigen würdelosen Schmeicheltön. Kein

Gegenstand ist ihm zu gering, mag es sich um eine „Wunder-Kornähre“ oder eine „geschossene dreibeinige Pache“ handeln. Verschiedenen seiner höfischen Glückwunschgedichte gab der kundige Musiker auch gleich die Vertonung mit auf den Weg. Der Verherrlichung der Tonkunst gilt auch sein Hauptwerk „Der Musik Lob“; es handelt von ihrem Ursprung, ihrer Verbreitung und ihrem Einflusse auf die Sitten der Menschen. Der durch den Humanistenehrgeiz geweckte Sinn für das eigene Volk und seine Geschichte spricht aus dem Gedicht „von der alten Teutschen Ankunft, Leben, Stärke, Sitten und Gottesdienst“. Treuherzig rühmt der biedere Schlesiener

„dies Völklein, das aufrecht, wenn es den Mund gerühret,
 Bein Worten allemal das Herze mitgeführt,
 Das Ehr und Tugend nie gesehet aus dem Sinn
 Und Treu- und Redlichsein noch sehet vor Gewinn.“

Große Stücke hielt Scherffer auf „der Götter und Göttinnen Hochzeit-Lieder“, 55 an der Zahl; und jedenfalls tritt hier seine Eigenart besonders drastisch zutage. Die alten Heidengötter werden zu guten Deutschen und Schlesiern und bedienen sich mit Vorliebe schlesischer Wendungen. Mars gibt sich als rechten Bärenhäuter und gefällt sich in rüpelhaften Ausdrücken; mit den Worten „Voh sammer, Vocks marter, was hab ich erschniebet!“ führt er sich ein und hält dann eine „Teutsche Ordonnanz an seine treue Bursche“ im schönsten Notwälsch. Die als zierliches Modedämchen gekleidete Venus erklärt die Ehe für „süßer als fett Kaschtraunesfleisch, gekocht mit geelen Rüben“. Minerva, die Webegöttin, kennt den schlesischen Volkesglauben, daß der Flachs so hoch wächst, als die Bauersfrau beim Tanze springt. Der Bauerngott Panos will, solange er kann, den polschen Dudelsack blasen. Die Kinderwiegenvorsteherin Canina singt gar das alte Wiegenlied „Joseph, lieber Joseph mein“. So wird das Heiligste des Humanisten in einer Weise unter das Volk gebracht, die Opiz hätte entwürdigend erscheinen müssen. Die „Geist- und Weltlichen Gedichte“ kamen 1652 in einem stattlichen Bände in elf Büchern heraus, ohne daß sie viel Eindruck machten.

Dazu kommen noch Übersetzungen. Trotz seiner mangelnden Hochschulbildung war Scherffer in der Gelehrsamkeit nicht unbewandert. 1640 übertrug er den bekannten Grobianus Dedekinds, den schon Kaspar Scheidt aus Worms 1551 verdeutscht hatte, als „Der Grobianer und die Grobianerin, das ist: Drei Bücher von Einfalt der Sitten“ „in Alexandrinische Reime nach Anweisung H. Opitii“; und es ist lustig zu sehen, wie dieser derbsatirische Sittenspiegel einer rohen und zuchlosen Zeit unter seiner Hand alsbald schlesische Züge annimmt. Ein paarmal bringt er auch selbständige Einfügungen, und er scheut vor Unflätigkeiten und Zoten keineswegs zurück. Für das Alltagsleben und den Sprachschatz Schlesiens in jener Zeit sind Scherffers Dichtungen überhaupt eine unerschöpfliche Fundgrube. Gleichfalls aus dem Lateinischen übertragen ist das Gedicht von der Pitschnischen Schlacht, 1665. Das Original stammte

von dem Pfarrer Wendt aus Pittsch, der der Schlacht, in der 1588 im Streit um den polnischen Thron der Erzherzog Maximilian dem Angriffe der Polen erlag, als Augenzeuge beigewohnt hatte. Aus dem Polnischen verdeutschte er 1652 eine stattliche Anzahl von Jan Kochanowski'scher Reimen.

Die betonte Bodenständigkeit in einer Zeit international gerichteten Bildungsbetriebs, die Scherffer eine gewisse Sonderstellung gibt, vermochte doch nicht, das Werk dieses im Grunde nüchternen und trockenen Kopfes mit zureichendem Gehalt zu füllen. Anders bei Friedrich von Logau. Er ist Deutscher ganz und gar, so stark, daß sein Deutschtum sich auch gegen den humanistischen Grundzug der Zeit siegreich durchsetzt. Die schlesische Stammesart bekundet sich in dem liebenswürdig beiteren, harmonisch geklärten Wesen des Mannes, den erst trübe Erlebnisse und der Anblick des allgemeinen Niederganges zum zürnenden und strafenden Sittenrichter machten. Er ist kein geborener Melancholiker wie Gryphius. Und dabei mildert die feine, geistprühende Ironie, deren erster Meister im deutschen Schrifttum er ist, die Wucht auch der härtesten Anklagen. Alles an ihm ist Gesundheit und Maß; er bleibt einer der gewinnendsten Vertreter des sicher in sich selbst ruhenden charaktervollen Durchschnittsmenschentums in unserer Dichtung, dessen heller und scharfer Verstand das Verkehrte und Fragenhafte ohne große Geste, aber wirkungsvoll und treffend geißelt und abwehrt. Seine Größe macht es aus, daß dieses sein Menschentum in sein Werk eingeht, daß er nicht bloßer Könner und Formvirtuose bleibt, wie die führenden Literaten. Er spinnt sich nicht selbstgenügsam in Gelehrsamkeit und Handwerksdübel ein, sondern läßt offenen Sinnes das Leben auf sich wirken und nimmt temperamentvoll Stellung zu Welt und Menschen. So ist er vor Gryphius der einzige schlesische Dichter von Rang. Seine Bedeutsamkeit erhält er nicht wie Opitz durch seine historische Stellung, sondern einzig durch sein Werk, so bescheiden es sich gibt. Er hielt sich nicht für einen großen Dichter und war weit entfernt, mit den Zünftigen um die Palme streiten zu wollen; er dichtete zur Erholung in den Mußestunden, die ihm sein Amt ließ; er spricht einfach seine Meinungen und Ansichten in poetischer Form aus. Für seinen Ruhm tat er nichts, dem literarischen Kotierwesen blieb er fast geflissentlich fern; und so wurde er auch von seiner Zeit nicht beachtet, und die Fruchtbringende Gesellschaft, der er als der „Verkleinernde“ angehörte, führt ihn in ihren Verzeichnissen nicht einmal unter ihren schriftstellerisch tätigen Mitgliedern an.

Dem alten schlesischen Geschlechte derer von Logau sind wir bereits begegnet. Der früheste bekannte Ahnherr des Zweiges, dem der Dichter angehörte, ist Georg (1473–1541), der Vater des Humanisten Georgius Logus; er ist bereits im Besitze des Stammgutes Brokut bei Nimptsch. Hier kam Friedrich von Logau 1604 zur Welt. Als einjähriger Knabe verliert er den Vater. Die Mutter schickt ihn auf das Gymnasium zu Brieg, und hier wird er, wohl durch einflussreiche Verwandte, der Schüler des Herzogs Johann Christian und Page seiner Gemahlin Dorothea

Sibylla. Er studiert Rechtswissenschaft, wir wissen nicht an welcher Hochschule, und übernimmt 1633 das vom Kriege verwüstete väterliche Gut, von dessen Erträgen er nicht leben kann. 1644 wird er herzoglicher Rat. Gegen Ende seines Lebens muß er das ihm liebgewordene Brieg verlassen. Als 1653 Georg Rudolf von Liegnitz, der Oheim der inzwischen zur Herrschaft gelangten drei Söhne Johann Christians, kinderlos stirbt, wird über die Verteilung des Landbesitzes durchs Los entschieden: Georg erhält Brieg, Christian Wohlau, und Logaus Gönner Ludwig IV. Liegnitz. Logau siedelt mit seinem Herzog dorthin über; aber die Verpflanzung bekam ihm schlecht: 1655 ist er, den die Gicht schon lange plagte, gestorben.

Logaus Lebenswerk erschöpft sich in der kleinen Gattung des Epigramms. Er hat zwei größere Sammlungen veröffentlicht: 1638 „Zwei Hundert Teutscher Reimensprüche“ und 1654 „Deutscher Sinngedichte drei Tausend“; in seiner Scheu vor der Öffentlichkeit nannte er sich auf dem Titelblatte Salomon von Golau. Die erste Sammlung ist in die große Ausgabe aufgenommen worden, ebenso die meisten Gedichte eines lange verschollenen Druckes von 1653 „von einem gehorsamen Untertan“, der Ludwigs Gemahlin gewidmet war und wohl nur in wenigen Exemplaren für die Hofgesellschaft hergestellt wurde. Logau war der erste deutsche Dichter, der in dieser poetischen Nebengattung, die für seine Absichten völlig ausreichte, sein Genügen fand. Manche der größeren Stücke können freilich als voll ausgereifte lyrische Dichtungen gelten. Sinngedichte sind auch vor Logau nicht selten, erscheinen jedoch meistens als Zugabe größerer Sammlungen. Der humanistischen Theorie galt das Epigramm als eine kurze Satire, weil sie vor allem Martial im Auge hatte. Logau hat indes neben dem meist antithetisch aufgebauten, in einer Pointe gipfelnden strafenden oder spottenden Epigramm auch den einfachen lehrhaften oder erbaulichen Spruch und erreicht gerade hier oft eine volksmäßig eindringliche Prägung. Opitz hatte auch für diese Gattung das Vorbild aufgestellt, in seinem *Florilegium variorum epigrammatum* 1629, das nur Übersetzungen von den Griechen bis zu den Neulateinern enthielt; die erste deutsche Epigrammsammlung hatte jedoch schon 1626 Zinkgreff mit seinen „Deutschen Apophthegmata“ geboten. Wie gewöhnlich, so hielt man sich auch hier an die Alten vorzugsweise in der Theorie; in der Praxis folgte man den Vorbildern zeitgenössischer Ausländer. Für das Epigramm war das große Muster nicht der in den Poetiken gerühmte Martial, sondern der Engländer John Owen, dessen lateinische Sammlung 1606 erschien und zahllose Nachahmungen und Übersetzungen zur Folge hatte. Unter anderem hat Zik 1643 eine „Centuria florilegii Oweniani“ erscheinen lassen, Scherffers „Hundert auserlesener und spiziger Epigrammatum“ ist in der Hauptsache dem Owen entnommen, und bei den meisten Epigrammatikern ist eine mehr oder minder ausgiebige Benutzung des englischen Dichters nachzuweisen. Eine vollständige Übertragung lieferte 1653 der Bremer Valentin Loeber. Owen ist der typische humanistische Literat, geistreich und reflektierend; er schöpft nicht

aus dem vollen Leben wie Martial. Wie er motivisch die deutschen Epigrammatiker bis auf Lessing einschließlich versorgte, so blieben auch seine stilistischen Besonderheiten nicht ohne Nachwirkung. Vor allem war es die Virtuosität der Form, die zur Nacheiferung reizte: so seine absichtsvoll gebrungene Kürze, die schon bei ihm selber oft genug zur Manier ausartet und bei allem blendenden Geistreichtum meistens eine gewaltsame Zusammenpressung des Gedankens zur Folge hat, die den Sinn verdunkelt und das Verständnis erschwert; oder seine Freude am schillernden Wortwitz, den dieses verstandesmäßige Zeitalter besonders liebte. Beides ist auch bei Logau häufig anzutreffen, und nicht immer zum Vorteil der künstlerischen Wirkung. Die Vorliebe für die epigrammatische Form nimmt im Verlaufe des Jahrhunderts ständig zu; durch Czepko und Scheffler wird das Sinngedicht auch zum bevorzugten Gefäß mystischer Gedankenlyrik.

Unter der erstaunlichen Fülle der Logauschen Sinngedichte gibt es natürlich nicht wenige, die uns trocken, leer oder allzu dagewesen anmuten. Dies ist besonders dort der Fall, wo er, in motivischer oder formaler Anlehnung an anerkannte Größen, allgemein moralisiert; hier treffen wir auch auf jene Typennamen, die er teils übernommen, teils nach lateinischen oder deutschen Wurzeln sinngemäß und oft nicht ohne treffenden Humor selbst gebildet hat, um die Vertreter menschlicher Schwächen und Narheiten zu charakterisieren. Vor allem Owens übermächtigem Einflusse konnte sich auch dieser selbständigste aller deutschen Epigrammatisten nicht entziehen; daneben liefern ihm Martial und die Neulateiner, wie etwa Curicius Cordus, das Material, und auch Berührungen mit deutschen Zeitgenossen sind vorhanden, so mit Weckherlin, Opitz, Fleming, Tscherning, Gryphius und dem Brieger Landsmann Scherffer. Seine wahre Größe dagegen zeigt sich einmal im vollstümlichen Spruch und dann in jenen Sinngedichten, wo er, unmittelbar vom Leben angeregt, die Verfehrtheiten der Zeit geißelt.

In der Form ist Logau sehr mannigfaltig; wir finden bei ihm den vollstümlichen Spruchvers wie kunstvolle Bildungen, während bei den Späteren der einförmige Alexandriner sehr bald die Alleinherrschaft gewinnt. Er hat eine leichte, glückliche Hand, die sich nicht leicht vergreift. Doch ist sein Dichten mehr Stetigkeit als sorgsamem Vosseln. Das hängt mit der ganzen Art seines Schaffens zusammen; er nennt auch selber seine Verse „Röchter freyer Eile“. Nachlässig allerdings ist er nicht; er strebt saubere und korrekte Formgebung an, und da die Gedichte nach ihrer Entstehungszeit aufeinander folgen, läßt sich gut beobachten, wie er allmählich sich den Forderungen der Opitzschen Metrik anpaßt. Gewisse stilistische Besonderheiten, wie etwa die Kunst der Alliteration oder die charakterisierende Klangmalerei, die damals namentlich bei den Nürnbergern in Blüte stand, hat er sogar zu bemerkenswerter Fertigkeit ausgebildet und häufig sehr glückliche Wirkungen damit erzielt. Das Verdienst des Opitz erkennt er ohne Vorbehalt an; ja, Opitz ist der einzige deutsche Dichter, dessen er mit nachdrücklicher Bewunderung gedenkt.

Aber er ist viel zu ursprünglich und selbständig, um Opitz durch did und dünn Gefolgschaft zu leisten. Der Inhalt ist ihm, sehr im Gegensatz zu der herrschenden Anschauung, wichtiger als die Beobachtung der strengen Formgesetze:

„Wann nur der Sinn recht fällt, wo nur die Meinung recht,
So sey der Sinn der Herr, so sey der Reim der Knecht.“

Man hat Logau vorgeworfen, daß seine Satire zu allgemein sei, sich nicht gegen Personen, sondern nur gegen Sitten und Zustände richte und dadurch an Stosskraft einbüße. Aber es ist sehr die Frage, ob durch die persönliche Zuspitzung viel gewonnen wäre, ob das Bild der Zeit, das uns seine Verse vermitteln, runder, treffender, lebendiger wäre, wenn seine Rügen und Mahnungen irgendeinen gleichgültigen Jemand trafen, anstatt die Allgemeinheit. Gerade seine Zeitkritik — und die ist es doch, die am lebendigsten von ihm fortwirkt — ist so temperamentvoll, so von ehrlichster Entrüstung eingegeben, daß sie nicht nur zum Spiegel seiner Persönlichkeit wird, sondern auch die deutschen Erbsünden ins Herz trifft und so eine überzeitliche Bedeutung gewinnt, mehr als irgendeine persönliche Anrempelung das könnte. Es ist das Deutschland zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges und kurz nachher, mit seiner Alamodesucht und seinen weßschenden und französisch aufgepußten Kavalieren, das von den Feinden ausgepreßte und von den herumlungernenden Landsknechten heimgesuchte, ausgeblutete und ohnmächtige Deutschland, dem er in glühender Liebe und heiligem Zorne seine Sünden vorhält und das er zur Einkehr und Selbstbesinnung auffacheln möchte. Lieber will er die ungeschlachtete Barbarei der Vorfahren als die verweichlichende, entnervende Nachäfferei fremder Sitten und Ansitten:

„Bleibt beim Saufen; bleibt beim Saufen; sauft, ihr Deutschen, immerhin.
Nur die Mode, nur die Mode laßt zu allen Teufeln ziehn!“

„Um Deutschland stund es noch so wohl,
Da Deutschland nur war gerne voll,
Als da es Trügen, Buhlen, Deuten
Gelernt hat von fremden Leuten.“

Das Verächtliche der Preisgabe deutscher Art, des blinden Annehmens französischer Sitte und Kleidung wird er nicht müde an den Pranger zu stellen:

„Narrenkappen, samt den Schellen, wenn ich ein Franzose wär,
Wollt ich tragen, denn die Deutschen gingen stracks wie ich so her.“

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei:

Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm dich doch dieser schändlichen Knechtere!“

So ist er denn auch ein geschworener Feind des Fremdwörterumwesens, wenn er auch das Übertriebene und nicht selten Lächerliche der deutsch-tümelnden Bestrebungen Jesens und seiner Anhänger nicht mitmacht und die Eiferer mit seinem Spotte bedenkt. Wie Opitz im Aristarch

bekämpft er die Anschauung, daß die deutsche Sprache barbarisch und zum Ausdruck anmutigerer oder tiefgründiger Gedanken ungeeignet sei. Er rühmt die unerschöpfliche Fülle ihrer Fähigkeiten:

„Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,

Kann sie doch auch spielen, scherzen, liebeln, grübeln, kirmeln, lachen.“

Und Schöneres ist über die Innigkeit, deren das Deutsche mächtig ist, wohl in der ganzen Zeit nicht gesagt worden als in Logaus Versen:

„Ist die deutsche Sprache rauh? Wie, daß so kein Volk sonst nicht
Von dem liebsten Tun der Welt, von der Liebe, lieblich spricht?“

Es ist nur natürlich, daß das Leiden des Vaterlandes im großen Kriege nicht ohne Widerhall in den Sinngebichten bleibt. Die Frage nach dem rechten Glauben, von der letzten Endes sich aller Hader herschrieb, betrachtet Logau mit kühler Überlegenheit. Er vertritt die Anschauung, die nach dem Kriege sich immer mehr durchsetzte: es komme auf die echte christliche Gesinnung und auf gottwohlgefälliges Leben an, und man dürfe keinen zu einem bestimmten Glauben zwingen.

„Luthrisch, Pöpstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christentum dann sei.“

„Was geht es Menschen an, was mein Gewissen gläubet?
Wenn sonst nur christlich Ding mein Lauf mit ihnen treibet.
Gott gläub ich, was ich gläub; ich gläub es Menschen nicht;
Was richtet dann der Mensch, was Gott alleine richt?“

Gegenüber den Schweden, die so viele Protestanten als Helfer und Heilbringer begrüßten, wahrte er den klaren Blick; er durchschaut den persönlichen Ehrgeiz in Gustav Adolfs Unternehmungen, und bei Erwähnung der schwedischen Unbilden, unter denen ja seine schlesische Heimat besonders gelitten hatte, verwandelt sich seine Gelassenheit in erbitterten Grimm:

„Alles Unschlitt von dem Vieh, das ihr raubtet durch das Land,
Asche von gesamtem Ort, den ihr sehtet in den Brand,
Gäbe Seife nicht genug, auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaschen innern Fleck, drüber das Gewissen richt;
Fühlt es selbst, was es ist, ich verschweig es jetzt mit Fleiß,
Weil Gott, was ihr ihm und uns mitgespielet, selbst weiß.“
„Was werden doch um ihren Krieg für Dank die Schweden haben?
Wir wünschen, daß Gott ihnen gibt, so viel als sie uns gaben.“

Als dann endlich der Friede kommt, sieht Logau mit tiefem Pessimismus in die Zukunft; die Verhandlungen kommen ihm vor wie die Vorbereitungen zu Deutschlands Begräbnis.

„Wir mußten alle Völker zu Totengräbern haben,
Eh Deutschland in sich selbst sie kunten recht vergraben.
Noch sind sie mehr jetzt mühsam, den Körper zu verwahren,

Daß in ihn neue Geister nicht etwa wieder fahren,
 Daß seine Totengräber es nicht sei wieder willig
 Ingleichen zu bestatten, vielleicht auch mehr noch völlig.“
 „Was kostet unser Fried? O, wie viel Zeit und Jahre!
 Was kostet unser Fried? O, wie viel graue Haare!
 Was kostet unser Fried? O, wie viel Ströme Blut!
 Was kostet unser Fried? O, wie viel Sonnen Gut!
 Ergeht er auch dafür und lohnt so viel veröden?
 Ja; wem? Frag Echo drum; wem meint sie wohl?

(Echo:) den Schweden.“

So wird der liebenswürdige Spötter überall da, wo es um die Not seines Volkes und die Bewahrung deutscher Art geht, zum finster zürnenden Eiferer. Aber daneben steht die andere Seite seines Wesens, die liebevoll herzliche; und es sind Töne ganz anderer Art, die aus dem Gedichte an das ausgeplünderte und verwüstete väterliche Gut ertönen, das er nach mehrjähriger Abwesenheit wieder sah, so mancher Zug auch von Opißens bukolischen Dichtungen hier fortwirkt:

„Glück zu, du ödes Feld! Glück zu, ihr wüsten Auen!
 Die ich, wann ich euch seh, mit Thränen muß betauen,
 Weil ihr nicht mehr seid ihr, so gar hat euren Stand
 Der freche Mord-Gott Mars grund auß herum gewandt.
 Seid aber doch gegrüßt, seid dennoch fürgesehet
 Dem allem, was die Stadt für schön und köstlich schähet.
 Ihr wart mir lieb; ihr seid, ihr bleibt mir lieb und wert;
 Ich bin, ob ihr verkehrt, noch dennoch nicht verkehrt.
 Ich bin, der ich war vor. Ob ihr seid sehr vernichtet,
 So bleib ich dennoch euch zu voller Gunst verpflichtet,
 So lang ich ich kann sein.
 Ich habe dich, du mich, du süße Vater-Erde!
 Mein Feuer glänzt nunmehr auf meinem eigenen Herde.
 Ich geh, ich steh, ich sitz, ich schlaf, ich wach umbsonst;
 Was teuer mir dort war, das hab ich hier aus Gunst
 Des Herren der Natur um Habe-Dank zu nissen
 Und um gesunden Schweiß; darf nichts hingegen wissen
 Von Vortel und Betrug, von Hinterlist und Neid,
 Und wo man sonst sich durch schickt etwan in die Zeit.“

Trägt ein solches Gedicht schon einen fast ganz lyrischen Charakter, so weiß Logau sogar zuweilen in einen einzigen kurzen Spruch den starken Gefühlsgehalt reiner Lyrik zu bannen, wie in dem bekannten auf den Mai:

„Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
 Daß sie, jezo eine Braut, künftig eine Mutter werde.“

Für eine weitere Gruppe seiner Sprüche, in der er schäferlich tändelnde Kokotografie anmutig spielen läßt — sie scheinen es Lessing be-

sonders angetan zu haben —, bedarf es keiner Beispiele; Logau gibt dort nicht sein Eigenstes, und manche Zeitgenossen haben ihn darin erreicht, der geschmeidigere, freilich auch bewußtere und präziösere Hofmanswaldau sicherlich übertroffen. Das ist Zeitgeschmack, und wir ehren Logau gerade dafür, daß er darüber hinausgewachsen ist.

Merkwürdig schnell wurde Logau vergessen. Die führenden Literaturgrößen schwiegen ihn tot, Neukirch kennt ihn überhaupt nicht mehr und Christian Wernicke, der 1701 in Hamburg ein Buch „Überschriften“ herausgab, konnte behaupten, er kenne keinen, „der vor ihm gewagt habe, in einer von den lebenden Sprachen ein ganzes Buch voll Sinngebichte zu schreiben“. Der Versuch eines Unbekannten, durch eine Ausgabe von „Salomon von Solaws auferweckten Gedichten“ (1702) ihn wieder in Erinnerung zu bringen, hat bei der Ungeschicklichkeit der Auswahl und der Entstellung vieler Gedichte durch eigenmächtige Abänderungen seinem Andenken mehr geschadet als genützt. Erst Lessing hat durch seine eingehende Würdigung in den Literaturbriefen und die gemeinsam mit Ramler 1759 besorgte Auswahl von Logaus Gedichten den Verschollenen zu neuen Ehren gebracht und ihm den gebührenden Platz in der Geschichte der deutschen Dichtung angewiesen. Daß Logau noch dem heutigen Menschen etwas bedeutet, zeigt die vor einigen Jahren in seinem Geiste erfolgte Gründung des Logaubundes in Liegnitz. Aber damals, als die große Ausgabe seiner Sinngebichte herauskam, war für diese klare, helle, verständige, schmucklose Kunst kein empfängliches Publikum mehr vorhanden. Die Neigung dieser Zeit gehörte schon der stark gewürzten Nerven- und Rauschkunst des Barock.

III

Anbruch des Barock: Andreas Gryphius.

Opitz war noch durchaus Renaissancemensch gewesen: nicht von dem großen und imponierenden Format jener Gestalten des italienischen Renaissancejahrhunderts, die nicht nur ein neues ästhetisches und Bildungsideal aufgestellt, sondern auch eine neue freie Lebensform großzügig vorgelebt haben; bei aller Weltläufigkeit haftet ihm doch ein guter Rest des Schulstaubes an, der von den deutschen Humanisten — mit wenig Ausnahmen — nicht zu trennen ist. Ein heller und klarer Kopf, der neuen weltlichen Bildung ergeben, aller mystischen Grübeleien abhold und nicht zerquält von dem Problem des deutschen Barock, dem Widerstreit zwischen humanistischer Weltfreude und der lebenverneinenden Innerlichkeit mystischer Religiosität. Seiner ganzen Wesensart nach gehört er an die Seite der humanistischen Neulateiner, als derjenige, der ihren Kunstwillen für die Dichtung in deutscher Sprache fruchtbar gemacht hat. Aber gerade dadurch, daß er durch seine Literaturreform die deutsche Sprache befähigte, Gefäß einer Kunst- und Bildungsdichtung großen Stils zu werden, die auf europäische Geltung zum mindesten Anspruch

erhob, hat er die Voraussetzungen schaffen helfen, die ein Literaturbarock in Deutschland überhaupt erst ermöglichten. Denn jedes Barock setzt eine vorausgegangene Renaissance voraus.

Die Bezeichnung Barock, der Kunstgeschichte entnommen, bezeichnet dort die auf die Renaissance mit ihrer formalen klassizistischen Geradlinigkeit und Ebenmäßigkeit folgende Stilrichtung, eine Zeit starker innerer Bewegtheit, die bewußt nach starker Wirkung strebt, mehr auf Ausdruck als auf formale Symmetrie abzielt, die schlichte gerade Linie grundsätzlich meidet und mit ihrer verwirrenden Fülle sich kreuzender Bewegungsachsen häufig genug den Eindruck der Überladung und scheinbarer Regellosigkeit erweckt. Den Schöpfungen des Barock eignet eine intensive, fortreisende Ausdrucksgewalt, die sich in der strengen Regelmäßigkeit der Renaissanceformen nicht auszuleben vermag, sie darum umhildet, ausweitet und schließlich sprengt. Ganz ähnlich liegen die Dinge in der Dichtung. Einmal zugegeben, daß ein neues Weltgefühl auch ein entsprechendes ästhetisches Empfinden bedingt, so ist klar, daß Stilwandlungen auf dem Gebiete der einen Kunst sich auch auf dem jeder andern auswirken müssen, aus den gleichen inneren Ursachen. Nur muß man sich hüten vor schematisierender Gleichsetzung; eine Übereinstimmung auf Jahr und Tag wird sich in den seltensten Fällen aufweisen lassen. Eine neue Tendenz kann in der einen Kunst sich früher durchsetzen als in einer andern, bei der nicht die gleichen günstigen Voraussetzungen bestehen; ja sie wird vielleicht überhaupt nicht zu einer entsprechenden Geltung kommen, wenn etwa die künstlerischen Mittel noch nicht ausreichen.

Gerade der Komplex Renaissance-Barock in der deutschen Dichtung ist hierfür ein lehrreiches Beispiel. Vergebens suchen wir in der Geschichte unserer Poesie nach einer Stilepoche, die nach Umfang und Gewicht dem entspricht, was wir unter Renaissance der bildenden Kunst verstehen, die sich den reichentwickelten Renaissanceliteraturen der romanischen Länder, Englands oder Hollands, vergleichen ließe. Der Begriff einer deutschen Renaissancedichtung ist nur verwirklicht worden in der Erscheinung des Martin Opitz und bei seinen unmittelbaren Gefolgsleuten; die Bewegung ist also in eine kurze Zeitspanne zusammengepreßt, ermangelt so sehr einer großen Persönlichkeit und einer qualitativ überragenden Leistung, daß man verschiedentlich Bedenken gehabt hat, diese Gruppe als Vertreterin einer selbständigen Stil Tendenz den Späteren, den ausgesprochenen Barockdichtern, gegenüberzustellen und daher vielfach Opitz einfach zum Barock geschlagen hat. Dahin gehört er aber jedenfalls nicht, so sehr ihn das Barock als Vorbild und Grundlage voraussetzt. Seine Geistesart und seine künstlerische Überzeugung stellt ihn zu den lateinischen Renaissancepoeten; und wenn er gleichwohl, ebenso wie seine schlesischen Jünger, hier im Zusammenhang des Buches abgehandelt wird, dessen Hauptthema das schlesische Barock ist, so geschah das aus der nicht abzuweisenden Erkenntnis heraus, daß mit ihm in unserer Literatur etwas völlig Neues beginnt, nämlich die Kunstdichtung in deutscher Sprache, und daß alle Folgenden auf ihm fußen. Man kann den großen Einschnitt nicht vor Gryphius

machen. Dpiß bleibt aber der repräsentative Vertreter einer selbständigen, gegen das Barock deutlich abzugrenzenden Renaissancepoesie in deutscher Sprache, unerachtet ihres geringen Ausmaßes und ihres bescheidenen Eigenwertes.

Die Frage, weshalb die deutsche Renaissancegedichtung in so verkümmelter Gestalt Wirklichkeit gewonnen hat, erhält ihre Lösung durch einen Blick auf die Verhältnisse des damaligen deutschen Schrifttums. Überall vollzieht sich das Eindringen der Renaissance in zwei Stufen. Zunächst bemächtigt sich die neue Bewegung der Lateindichtung: man empfindet das mittelalterliche Latein als barbarisch und strebt die Eleganz und Formvollendung der ciceronianischen und vergilischen Zeit an. Man sucht es den Alten mit den Mitteln ihrer eigenen Sprache gleichzutun: man ringt um die Aneignung ihrer kunstvollen Sprach- und Versbehandlung, man übernimmt ihre Formen, ihre Stoffe, ihre Mythologie, als von vollendeter Poesie nicht zu trennen. Dann überträgt man die Grundsätze dieser neulateinischen Poesie auf die Dichtung in der eigenen Landessprache und macht auch diese den Anforderungen einer auf den Alten aufgebauten Ästhetik gefügig. So entstehen überall die nationalen Renaissance-literaturen. Hier nun kommt Deutschland zu spät. Die deutschsprachige Dichtung verschließt sich dem Renaissancegedanken, und erst als man gewahr wird, welchen Vorsprung er dem Schrifttum der andern Kulturvölker verschafft hat, sucht man das Versäumte nachzuholen. In Deutschland fehlt der geistige Mittelpunkt, der dem Bildungstreben Richtung und Ziel gewiesen hätte; es gab keinen Hof, der in kulturellen Dingen vorbildlich zu wirken bestrebt war, und deshalb auch keine Gesellschaft, die für die Aufnahme humanistischer Bildungsrichtung in Frage gekommen wäre. So bleibt diese in den Händen der Gelehrten, während das Bürgertum seine Überlieferung weiter pflegt. Zwei geistige Welten stehen fast ohne Berührung nebeneinander: hier die neulateinische Literatur der Gelehrten und Theologen, dort die deutsche Literatur des Volkes, welche die mittelalterliche Linie weiterführt, die Literatur des bürgerlichen Lebens und der volkstümlichen Frömmigkeit. Daß gelegentlich, wie wir das auch in Schlessen beobachten konnten, einzelne Züge der humanistischen Bildungswelt für dieses niedere Schrifttum fruchtbar werden und sein Bild leicht verändern, macht im Rahmen des Ganzen wenig aus. Einmal, zur Zeit der böhmischen Frührenaissance, hatte es geschienen, als würde das deutschsprachige Schrifttum sich dem Geiste der Renaissance erschließen; der Adernmann aus Böhmen ist ein beachtenswertes Zeugnis dafür. Aber er blieb ohne Nachfolge, die Dichtung des Bürgertums entschied sich für das Verharren in der Überlieferung, und seit die aufblühende Stadtkultur durch die Wirren des 16. Jahrhunderts in ihrer Entwicklung gehemmt wurde, lief die bürgerliche Poesie, die doch bereits eine so kraftvolle und in die Zukunft weisende Persönlichkeit, wie Hans Sachs hervorgebracht hatte, in ein buntes Vielerlei ohne bestimmte Richtung, ohne erkennbaren festen Kunstwillen breit auseinander. Unter solchen Verhältnissen versteht man es, wenn die gelehrten Humanisten auf die Verfe-

macher in deutscher Sprache verachtungsvoll herabsahen und das Deutsche ungeeignet zur Sprache wirklicher Kunst glaubten. Eine Renaissance-dichtung der Deutschen im 15. und 16. Jahrhundert war schon da; aber ihre Meister sind die großen Neulateiner Konrad Celtis, Emericus Corderus, Eobanus Hessus, Petrus Lotichius Secundus und wie sie alle heißen, nicht die gleichzeitigen deutschschreibenden Poeten; wir haben gesehen, wie dieses humanistische Schrifttum auch in Schlesien geblüht hat. Opitz, der die Renaissancepoesie in deutscher Sprache schuf und dadurch sein Volk als solches im letzten Augenblicke vor der geistigen Vereinsamung rettete und ihm den Anschluß an die europäische Bildung ermöglichte, fand schon allenthalben in den Nachbarländern die neue Bildungsrichtung in reicher Blüte; und das erklärt es, daß die erfolgreichen ausländischen Nachahmer der Alten, nicht diese selbst, das eigentliche Vorbild für die neue dichterische Praxis wurden, und diese Überfremdung dauert auch noch während des Barock in seinen führenden Erscheinungen an. Eben weil die Renaissance für die deutsche Dichtung so spät kam, blieb sie Episode; sie ging, kaum ihrer selbst bewußt geworden, schon in das Barock über und erscheint so fast wie eine bloße Vorform desselben. Seine wahre Erfüllung fand der deutsche Renaissancegedanke erst viel später, im Hochklassizismus von Weimar, der nicht mehr Renaissance alten Stils ist, sondern die Antike mit deutschem Geiste vermählt.

Den Beginn des deutschen Literaturbarocks setzt man ungefähr mit dem Jahre 1640 an, mit dem Zeitpunkt, wo die religiöse weltabgewandte Innerlichkeit auf die humanistische Bildungsrichtung der Renaissance übergreift und eine innere Auseinandersetzung dieser gegensätzlichen Mächte anhebt, also für Schlesien mit Gryphius und den ersten mystischen Dichtern. Renaissance und Luthertum waren sich im Grunde fremd geblieben und mußten es ihrer ganzen Art nach sein, trotz humanistischer Verfechter des Protestantismus wie Melancthon und Hutten. Der Typus des modernen Weltmenschen, der mit der Renaissance heraufkam und durch verstandesmäßige Erkenntnis die Natur zu bezwingen versuchte, der in verfeinertem Lebensgenuß den Sinn seines Erdenlebens sah, und der des innerlich Frommen schlossen einander aus. Wo eine Verschmelzung versucht wurde, wie ja auch gerade bei den schlesischen Humanisten, mußte das humanistische Bildungsstreben seine Aktivität verlieren und hinter den religiösen Aufgaben zurücktreten, oder das Religiöse blieb äußerer Behang eines wesentlich ästhetisch gerichteten Menschentums wie im Falle Opitz. Jetzt aber ergreift der Geist der religiösen Inbrunst gerade die humanistische Bildungsgeschicht. Die ältere Barockgeneration ist unter den furchtbaren Leiden des Dreißigjährigen Krieges groß geworden. Sie hat die Vergänglichkeit irdischer Größe höchst persönlich erlebt. Das religiöse Bedürfnis meldet sich wieder mit verstärkter Gewalt. Andererseits macht der Drang nach inbrünstigem Lebensgenuß nicht minder sein Recht geltend. Es entsteht die große Barockspannung zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen ausschweifender Daseinsfreude und Sinnengenuss einerseits und asketischer Weltverneinung andererseits.

Die protestantische Orthodorie der Zeit, die von Luthers kraftvoll zupackender Weltbejahung nicht mehr viel in sich hatte, war weltlichem Lebensgenuss noch viel abholder als die katholische Gegenreformation. Zu beiden tritt die überkonfessionelle, undogmatische Mystik. Humanistischer Nationalismus, der zur Aufklärung führt, und mystischer Irrationalismus, der in die pietistische Gefühlsfrömmigkeit mündet, das sind die beiden großen und gegensächlichen Strömungen des Barock, die sich oft kreuzen und durchdringen und in einer Seele miteinander hadern. Es ist absurd, etwa die Mystik, die ja doch jetzt erst ihre duftendsten Blüten entfaltet, dem Barock als wesensgegensächlich gegenüberstellen zu wollen. Beides, Erde und Himmel, Verstand und Herz, gehört zusammen und macht erst vereint das Bild des Barock aus. Außerhalb des barocken Bereichs stehen nur jene, die hartnäckig am „guten Alten“ gegen den neuen Geist festhalten und sozusagen Restbestände des 16. Jahrhunderts sind, wie etwa der Meßlenburger Lauremberg. Nicht die Anknüpfung an Vergangenes, sondern die Fähigkeit, es weiterzubilden und neu zu beleben, ist das Entscheidende. Die volle Gewalt der seelischen Spannung erleben ja vielleicht nur die Größten, wie in Schlesiens Gryphius, der die Welt entwertet, die er doch ganz in sich aufgenommen und erlebt hat, während sie sich bei den Mystikern zum schattenhaften Nichts verflüchtigt. Für kleinere Geister wird die Erkenntnis des Entgleitens alles Schönen nur verstärkter Anreiz zu um so schwelgerischerem Daseinsgenuss. Aber im Gesamtbilde der Zeit wird die unzertrennliche Durchdringung des Gegensächlichen sehr deutlich. Bei Scheffler dient der Stil der galanten weltlichen Barockform den Visionen frommer Verzückung. Und die irrationalistische Gefühlswelt greift bald auch in die weltliche Sphäre über; mehr noch als in der weichen Erotik Hofmanswaldaus, die ihr Geseß zuletzt doch vom Verstande empfängt, spürt man das etwa in der Dramatik Lohensteins, wo die Gewalt dunkler und dumpfer Triebe fessellos sich austobt, in geiler Brunst und nervenpeitschenden sadistischen Greueln. Die mystische Gotteschau des schlesischen Barock wurzelt im Weltbild Jakob Böhmes, der jetzt in Scheffler seinen kongenialen poetischen Deuter findet. Aber noch reicher sprudeln die Quellen. Die Mystik dieses Jahrhunderts ist eine europäische Angelegenheit; sie reicht von Spanien bis Schlesien, bis Holland und England. Und die neukatholische Mystik Spaniens gewinnt nicht nur für den Konvertiten Scheffler Bedeutung. Im Bereich der mystischen Dichtung findet sich zuerst das fessellose Ausströmen des subjektiven Gefühlslebens, das dann erst ganz am Ende, bei Günther, auch die weltliche Dichtung erfasst.

Wie im Geistigen ist das Barock auch in Fragen der Form und des Stils Rückschlag gegen die Renaissance. Hier wie dort knüpft es an das Mittelalter an, das, wie wir nicht vergessen dürfen, in der volkstümlichen deutschen Dichtung bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts reicht. Gegenüber dem antik-romanischen Renaissanceformalismus kommt jetzt der formlos schweifende germanische Formwille wieder zur Geltung. Es ist nicht ohne Sinn, wenn man in der Renaissance romanischen, im Barock

germanischen Geist am Werke sieht. Antike und ihre geistesverwandte romanische Kunst, also auch die vom romanischen Italien ausgegangene der Renaissance, ist gekennzeichnet durch die starke Betonung der Form an sich; einer Form, die überpersönlich ist und strengen allgemeinen Gesetzmäßigkeiten untersteht, nicht durch den jeweiligen Gehalt des Kunstwerkes beeinflusst wird. Rein germanischem Formwillen dagegen ist Form nur sinnvoll als Gefäß eines Inhalts. Kunst ist ihm Ausdruck einmaliger und persönlicher Empfindung. In bewusster Ablehnung allgemeinverbindlicher Gesetzmäßigkeiten schafft sich der Inhalt seine Form jedesmal von neuem; sie führt kein selbstherrliches Eigendasein, sondern wird Ausdrucksmittel des jeweiligen Gehaltes. Darum ist die antike und die romanische Welt so formenschöpferisch gewesen: die antiken Odenstrophen, das Sonett, die Stanze, Terzine usw. sind ein für allemal geprägte Gebilde, denen die germanische Welt nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Der charakteristischste Ausdruck germanischer Sonderart dagegen sind die äußerlich schlecht hin geschlossen, einer nur vom Gehalt her gegebenen Norm folgenden freien Rhythmen. Die Strophenformen, welche die Deutschen für die Bedürfnisse des Epos sich gebildet haben, wie die Nibelungen- und die Gudrunstrophe, haben ihr festes Rückgrat nur in der Zahl der Hebungen, lassen dem Dichter eine unvergleichlich größere Bewegungsfreiheit als die romanischen und antiken. Die Form ist nicht bis in die letzte Einzelheit festgelegt, konnte daher aber auch nie gleiche beherrschende Geltung gewinnen. Immer wo ausgesprochen germanisches Empfinden den Geist unserer Poesie bestimmte, zeigt sich die Abwendung von regelgebundener antiker oder romanischer Formkultur, Hinwendung zu mehr persönlicher Formgebung mit ihrem notwendig stets wechselnden und unruhvollen Zuge. Freilich lebt in der deutschen Seele die Sehnsucht nach Befriedung und Beruhigung in der harmonischen Ausgeglichenheit und Gesetzmäßigkeit von Maß und Form; darum gewinnt der eigenen Unrast gegenüber das klassische Ideal immer von neuem wieder Macht, und darum ist die deutsche Kunst doppelgesichtig, zwischen beiden Polen künstlerischer Formgebung unausgesetzt hin- und hergezogen und schließlich in einer Verschmelzung der Gegensätze ihr Höchstes und Eigenstes offenbarend, im Weimarer Hochklassizismus. Im Barock bricht sich der deutsche Kunstwille an der überlegenen Macht der Renaissancekultur; wir sehen nur seinen Kampf mit ihr, nicht seinen Sieg. Zu machtvoll und achtungsgebietend lastete das von der Renaissance vertretene Kunstideal auf der deutschen Dichtung, als daß man so schroff und entschieden mit ihm hätte brechen dürfen, wie es später die Sturm- und Drangbewegung und die Romantik getan haben, die bewusst und angriffsfreudig der Antike die Kulturwerte einer deutschen Vergangenheit entgegenstellten. Bei dem Ansehen, das die humanistische Bildung gegenüber mittelalterlicher Barbarei genoss, war es selbstverständlich, daß man den Weg des Martin Opitz weiterzugehen bestrebt war, daß man die antiken Autoritäten weiter respektierte und in ihren Werken die großen Muster sah, wenn auch jetzt neben ihnen andere Götter Geltung gewannen. Kein bewusster, gewollter

Bruch mit der Renaissance liegt vor; vielmehr gleichsam unterirdisch, unbewußt vollzieht sich der Durchbruch des neuen Formwillens, der doch selten nur so viel Selbstständigkeit gewinnt, daß die Abkunft von der Renaissance nicht mehr merkbar ist. Man glaubt die alten Formen zu bewahren und nur kunstvoll in modernerem Geiste weiterzubilden, und doch unterhöhlt man sie durch eine eigenwillige, ihrem Wesen völlig fremde Rhythmik. Der von Opitz nur als gelegentlicher Schmuck empfohlene, maßvoll und vorsichtig verwendete bunte Behang der Bilder und Gleichnisse, der neuen Wortzusammensetzungen wird Selbstzweck und erfährt üppige Pflege. Im Hochbarock Lohensteins und Hofmannswaldaus wird der Gebrauch der Metapher zum geistreichen Spiel des Witzes. Das Bild dient nicht der Verlebendigung und Veranschaulichung des Gegenstandes, sondern ist ein Prüfstein der Belesenheit und der Geschmeidigkeit des Geistes. Je weiter hergeholt, je weniger natürlich die Beziehungen und Vergleichspunkte sind, desto besser. Und ähnlich bilden sich andere, bei Opitz erst keimhaft angelegte, von dem Epigrammatiker Logau schon mit Vorliebe angewandte Züge zu charakteristischen Stilmerkmalen des Hochbarock aus: die begrifflich zugespitzte Antithese, die Ausmündung des Gedichtes in eine gipfelnde und oft überraschende Pointe.

Was die soziale Stellung der Poesie angeht, so führt das Barock die Entwicklung in der Richtung aristokratischer Abgeschlossenheit, die schon in der Renaissance angelegt war, auf ihren Gipfel. Das deutsche Bürgertum ist verarmt und bedeutungslos geworden, das Landesfürstentum gelangt auf die Höhe seiner Macht. Das Barock ist das Zeitalter des Absolutismus. Die absoluten Herrschergewalten Europas prägen durch ihr bloßes Dasein schon die Züge barocker Kunst: das Papsttum in Rom, Elisabeth von England, das katholische spanische Königtum der Habsburger, Ludwig XIV. in Paris, das Kaisertum in Wien. Die absolutistische Herrschafts- und Machtgebärde schwingt in dem übertreibenden Gewaltmenschentum des barocken Kunstwerks. Die Kunst dient der Verherrlichung des Herrschers, von dessen Gnade sie lebt. Wo es das Werk nicht selbst schon sagt, verraten es die wortreichen, schweifwebelnden, vergötternden Widmungen. Die Kunst wird wieder höfisch. Schon bei Opitz hebt diese Entwicklung an. Nicht mehr das Bürgertum ist Auftraggeber und Publikum, sondern der Hof und der Adel. Eine neue gebildete Gesellschaft entsteht. Für ihre Bedürfnisse nimmt die humanistische Gelehrsamkeit, die sie sich anzu eignen bestrebt ist, weltmännisch verbindliche und galante Formen an. Die volksmäßige Dichtung, die im 16. Jahrhundert trotz aller Renaissancekultur der gelehrten Kreise noch üppig genug gewuchert hatte, stirbt mit einem Schläge ab. Träger der Dichtung sind nicht mehr Geistliche und Schulmänner, sondern Edelleute und höhere Beamte. Erst gegen Ende der Periode gewinnt das Bürgertum durch sein Bindeglied zu der höheren Schicht, die massenhaft geadelten Patrizier und Beamten, seinen alten Einfluß auf das geistige Leben wieder, um es während des 18. Jahrhunderts ganz zu beherrschen.

Schlesien zeigt das deutsche Literaturbarock in seiner vielleicht

charakteristischsten Ausprägung. Nicht allein in dem Sinne, daß die Landschaft die ihr durch Opitz zugewiesene Führerschaft in der Poesie während des ganzen Barockjahrhunderts festzuhalten weiß, sondern auch in dem geschichtlich bedeutsameren, daß sie Wesenszüge, die sonst nur landschaftlich und stammestümlich verschieden auftreten, miteinander verschmilzt, daß sie zum geistigen Bindegliede wird zwischen dem protestantischen Norden und dem katholischen Süden. Dies hängt zusammen mit der kulturpolitischen Lage Schlesiens. Die Zugehörigkeit zum katholischen Österreich hatte sich in dem protestantischen Lande während des 16. Jahrhunderts, solange Schlesien fast allein in Deutschland eine Stätte konfessioneller Verträglichkeit und Duldung war, kaum ausgewirkt. Seine Literatur ist in dieser Zeit so gut wie ausschließlich aus lutherischer Geistigkeit geboren; sie gehört in den Rahmen der protestantischen nord- und mitteldeutschen Kulturgemeinschaft. Noch Opitz hatte in der Luft des calvinistischen Heidelberg seine Literaturreform zur Reife gebracht. Mit dem Einsetzen der Gegenreformation verschiebt sich das Bild vollständig. Jetzt wird Schlesien in den österreichischen Kulturkreis gleichsam hineingezwungen, und bei den jahrhundertelangen Beziehungen Schlesiens zu der böhmischen und österreichischen Welt ist es nicht allzu verwunderlich, daß es mit Österreich bald zu einer natürlichen Einheit zusammenwächst. Nicht daß es nicht trotz aller Bedrückungen in der Hauptmasse seiner Bevölkerung am Protestantismus festgehalten hätte: auch die schlesischen Dichter des Barock sind mit wenigen Ausnahmen Protestanten. Aber die schlesische Geistigkeit läßt die Einwirkungen der österreichischen Luft, vor allem der Wiener Hofluft, von nun an allenthalben deutlich verspüren. Die geistige Schranke, die der katholisch gebliebene Süden gegen die protestantischen Landesteile errichtet hatte, wird hier durchbrochen. Man hat zutreffend unterschieden zwischen dem Barock des deutschen Nordens, der gekennzeichnet ist durch die Pflege des Wortes, nach der heroisch-pathetischen wie nach der geschmeidig galanten Seite hin, und dem süddeutschen „Bildbarock“. Die Kunst Süddeutschlands stellt sich unter Führung des Jesuitenordens bewußt in den Dienst der Gegenreformation; den Geist und die Bildung der Renaissance benutzt sie als Werkzeug zur Wiedergewinnung der verlorenen Seelen. Diesem Ziele ist die Baukunst wie die ausgebreitete dramatische Betätigung des Jesuitenordens geweiht. Hinzukommt der Einfluß des Wiener Hofgeschmacks, der im Gegensatz zu dem französischen der calvinistischen Höfe italienisch gerichtet ist. Es liegt nahe, hier Beziehungen zu der italienisierenden Richtung der galanten Schlesier zu vermuten, um so mehr als aus so vielen Werken und Widmungen ersichtlich wird, wie das Dichten der späteren Schlesier um die kaiserliche Gnadensonne kreist, wie man den höfischen Geschmack zu treffen sucht. Die Gesinnung der schlesischen Dichter ist und bleibt protestantisch, aber Form und Stil haben vielfach ihre Heimat im katholisch-jesuitischen Barock Österreichs. Daß dort, wo die Dichtung selbst katholisch wird, wie im Falle Scheffler, die Beziehungen noch viel unmittelbarer und stärker ins Auge fallend sind, versteht sich von selbst. Übrigens

ist auch das slavische Element im schlesischen Stammescharakter während des Barock weiter wirksam; es zeigt sich besonders wirksam beim weiteren Ausbau der mystischen Frömmigkeit. Hier ist etwa an Czepko und Scheffler zu erinnern.

Die Einwirkung der österreichischen Barockkultur auf das schlesische Kunstschaffen zeigt sich natürlich nicht in der Dichtung allein. In der Architektur und der bildenden Kunst tritt es noch viel unzweideutiger in die Erscheinung. Hier beherrscht der Katholizismus das Feld fast unumschränkt. Der Hauptauftraggeber der Renaissance, das protestantische Bürgertum, war verarmt, während Kirche und Orden über reiche Mittel verfügten. Sobald die Stellung der Orden, vor allem der Jesuiten, in Schlessen genügend gefestigt war, etwa von der Mitte des Jahrhunderts ab, setzt eine eifrige Bautätigkeit ein, eine der großen Blütezeiten schlesischer Kunst, die bis weit ins 18. Jahrhundert hineinreicht, bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft. Sie bringt den italienisierenden österreichischen Barockgeschmack zur Geltung. Auch die ausführenden Künstler von Bedeutung werden aus Wien und Prag geholt, wie Fischer von Erlach, Lukas Hildebrandt, Diengenhofer; Italiener fehlen nicht, und die mitwirkenden einheimischen Meister, vielfach Protestanten, können sich dem herrschenden Geschmack nicht entziehen. Die alten gotischen Kirchen, die den Katholiken verblieben waren, erhalten eine barocke Innenausstattung, wie in Breslau die zu St. Dorothea, zu St. Vinzenz, zu St. Corpus Christi, die Sandkirche. Es zeugt für die geheime Verwandtschaft beider Stilrichtungen, daß der Gesamteindruck ein durchaus einheitlicher ist. Es entstehen die barocken Kapellenanbauten der Ostseite des Domes, die Jesuitenkirche an der Universitäts-, die heutige Matthiaskirche (1689/98), nicht zuletzt das 1728 begonnene Jesuitenkollegium auf dem Platze der alten kaiserlichen Burg, das der 1702 gegründeten Breslauer Hochschule zugewiesen wurde, mit seinen beiden kostbaren Prunkräumen, der Aula Leopoldina und dem Musiksaal. Die Provinz bleibt nicht zurück: die Jesuitenkirchen in Brieg, Liegnitz und Neisse, vor allem die Grüssauer Klosterkirche, das Glanzstück des schlesischen Barock (1728/35), die prachtvollen Klosterneubauten in Leubus, Grüssau, Trebnitz und Heinrichau sind großartige Zeugen der Macht und des Glanzes der alten Kirche. Wie einfach und schlicht nehmen sich neben diesen imposanten Schöpfungen die Fachwerkbauten der drei Gnadenkirchen in Glogau, Jauer und Schweidnitz aus, obgleich auch sie den Barockcharakter nicht verleugnen. Unter den in Schlessen wirkenden Malern der Zeit überragt alle andern der aus Ostpreußen stammende Michael Willmann (1630–1706), der nach seinem Übertritt zum Katholizismus die neuen Zisterzienserklöster mit Gemälden großen Formats schmückte, aber auch für Breslauer Kirchen schuf.

Endlich ist auch im Musikleben Schlesiens der barocke Grundzug unverkennbar. Bisher hatte das Land auf diesem Gebiete sich nicht sonderlich hervorgetan. Der einzige Name von vollerm Range ist aus der älteren Zeit der des Schweidnizers Thomas Stölker, der um 1520 am Hofe des

Ungarnkönigs Ludwig II. eine angesehene Stellung bekleidete und 1526 gestorben sein soll. Die Zeitgenossen rechneten ihn zu den zwölf größten Komponisten. Nun erlebt vor allem die Kirchenmusik einen großen Aufschwung. Der evangelische Gemeindegesang, die reichere musikalische Ausgestaltung des katholischen Gottesdienstes boten ein weites Feld der Betätigung. Die protestantischen Musiker Scherffer und Apelles von Löwenstern haben wir auch als Dichter kennen gelernt. Auf katholischer Seite ist der namhafteste Tonsetzer der Zisterziensermonch Johannes Nucius (1556–1620) aus dem Kloster Himmelwitz bei Rauden; seine Messen und Motetten stehen dem Stile des Orlandus Lassus nahe. Der Ruhm des in zahlreichen Epigrammen gefeierten Mannes war weit über Schlessien hinaus verbreitet. Der wichtigste Träger der katholischen Kirchenmusik Schlesiens wird in der Folge der Breslauer Domchor, dessen Glanzzeit seit der 1668 von dem Bischof Sebastian von Rostock zu seiner Unterhaltung gestifteten Foundation beginnt. Auch in der Tonkunst ist der italienische Einfluß sehr stark; besonders in den katholischen Gebieten. Die italienische Oper feiert namentlich an den Fürstenhöfen beispieldlose Triumphe. Das deutsche Lied muß der italienischen Arie mit ihren Schnörkeln und Verzierungen den Platz räumen. Sogar in die geistliche Liedkunst dringt die modische Art ein, ohne jedoch den Choral aus dem Gottesdienst verdrängen zu können.

Der erste schlesische Dichter ausgesprochen barocker Art ist A n d r e a s G r y p h i u s. Bei ihm zuerst bemächtigt sich eine von tiefer Religiosität getragene Weltanschauung der neuen modernen Formen; das Religiöse ist ihm nicht mehr gelegentliches Thema, wie bei Opitz, sondern beherrschender Gehalt. Bei ihm zuerst vollzieht sich die durchgreifende Stilwandlung, die Wendung vom Renaissanceklassizismus zum Jesuitenbarock.

Gryphius ist 1616 in Glogau geboren. Die Familie ist thüringischer Abkunft; aus Utleben bei Heringen, in der Goldenen Au, war der Vater als junger Mann nach Schlessien gekommen. Von Niederfranken aus war Thüringen besiedelt worden, und das thüringische Element war unter den Ahnen des schlesischen Stammes stark vertreten gewesen. So fand sich Gryphius unter verwandtem Volkstum, nur daß er das Erbe einer älteren und reicheren Kulturentwicklung in sich trug. Den Vater verlor er mit vier Jahren; dem Stiefvater, den ihm die Mutter bald gab, blieb er immer innerlich fremd. Seine Schulzeit bietet das Bild eines ruhe- und freudlosen Wanderlebens. Nacheinander besuchte er die Schulen in Glogau, Fraustadt, Görlitz und Danzig. Es war eine trübe Jugend. Der Aufenthalt in Fraustadt vor allem trug dazu bei, den düsteren Grundzug seines Wesens zu verstärken. Hier hatte bis vor kurzem Valerius Herberger (1565–1628) gelebt, der finstere Theologe, bei dem mystische Todessehnsucht sich mit Verbitterung und Welthass mischte; im nahen Lissa war der Kirchenliederdichter Heermann, in dessen pessimistischen Grundton die religiöse Frühlyrik des jungen Gryphius einstimmt. Nach dem Aufenthalt in Danzig wurde Gryphius Hofmeister bei dem kaiserlichen Rat und Pfalzgrafen Philipp von Schönborn in Fraustadt. Der

angesehene Mann wurde sein Gönner; er verschaffte dem Jüngling den Dichterlorbeer und sogar den Adelsbrief, dessen sich Gryphius jedoch nie bedient hat. Als er 1637 starb, hinterließ er Gryphius die Mittel zu weiterem Studium.

Gryphius wandte sich nach Leiden, wo er bis 1643 blieb. In ihm wurde die noch immer vorbildliche Bildung Hollands zum letzten Male für die schlesische Poesie fruchtbar, und namentlich das Drama des Gryphius dankt ihr entscheidende Züge. Er hielt an der Leidener Universität noch selbst Vorlesungen, über Philosophie, Astronomie, Optik und Chiromantik. Auf einen kurzen Aufenthalt in der Heimat folgte eine neue Reise, die ihn durch Frankreich und Italien führte. Es ist tief bezeichnend, daß in Rom sein dichterisches Schaffen nicht von dem Glanze der sonnigen südlichen Landschaft, sondern von der düstern Grabeswelt der Katakomben die entscheidenden Eindrücke empfang. Auf der Rückreise blieb er ein Jahr in Straßburg, dann suchte er über Amsterdam und Stettin die Heimat wieder auf, wo er nun bis zu seinem Tode blieb. 1649 verheiratete er sich, 1650 wurde er Syndikus der Stände des Fürstentums Glogau. Sein Leben ist nun geteilt zwischen poetischem Schaffen und ausreibender Berufstätigkeit. Gryphius gehörte zu den angesehensten Gelehrten der Zeit, wenn er auch sein erstaunlich vielseitiges Wissen nicht in wissenschaftliche Werke ausmünzte. Er beherrschte nicht weniger als elf Sprachen; wie es heißt, verdankt er viel dem Verkehr mit den herumstreifenden fremden Söldnern in seiner Jugend. Die Universitäten Frankfurt a. O., Heidelberg und Upsala boten ihm einen Lehrstuhl an, doch er mochte die Heimat nicht verlassen. Dem Palmenorden gehörte er als der „Unsterbliche“ an. 1664 ist er gestorben.

Gryphius ist, alles in allem, unter den schlesischen Barockdichtern doch die ragendste Gestalt. Man braucht den Künstler in ihm nicht zu überschätzen: sein Werk ist längst historisch geworden und besitzt für uns nicht mehr die unmittelbar lebendige Wirksamkeit, die dem Simplizissimus des genialen Grimmelshausen oder dem Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius zweifellos noch heute innewohnt; und gar in ihm den nur durch die Ungunst der Zeitverhältnisse verhinderten deutschen Shakespeare sehen zu wollen, ist kurzfristige Übertreibung. Wenn bei irgendeinem mag man bei ihm das Verhängnis beklagen, daß er nicht von einer Gesellschaft hoher Geistigkeit und wirklicher, nicht nur gelehrtschafflicher Bildung getragen wurde, zu der er hätte reden können; daß er zu traditionsgebunden war, zu sehr in den Humanistenanschauungen von der neuen Bildungsbedingung und der Unfehlbarkeit der Schulregeln verhaftet, um ähnlich wie die gleichzeitigen Franzosen die überlieferte dramatische Form zu einem wirklich zukunftsreichen nationalen Drama umzuschmelzen, wozu ihm zweifellos die Kraft nicht gemangelt hätte, daß er sich mit einer trotz Luther und Opitz un gelenkten und schwerfälligen Sprache abquälte, die dem Gehalt seiner dichterischen Schau nicht gewachsen war. Aber höher als das Werk steht doch hier die Persönlichkeit, die aus ihm spricht; diese harte, knorrige, schroffe, kantige Mannesnatur, so recht das

Widerspiel zu dem schmiegamen *Opiä*, den er nie recht leiden mochte. Ganz anders noch als bei Logau steht hier der Schöpfer als scharfumschliffene Individualität hinter dem Geschaffenen; nicht der rechtlich denkende, sittliche, redliche deutsche Mann bloß, sondern der Träger einer ganz persönlich geprägten philosophischen Weltanschauung. Das Weltbild des von Krankheit viel heimgesuchten Mannes, der in einer verworrenen und greuelreichen Zeit lebte, ist tief pessimistisch, leid- und gramvoll, durchdrungen von dem erschütternden Bewußtsein der Eitelkeit und Nichtigkeit der Welt und all ihrer Pracht und Lust, durchweht von den Schauern der Vergänglichkeit. Gryphius klagt nicht grämlich über sein eigenes kleines Elend; er sieht gelassen in dem ewigen Werden und Vergehen das eherner Weltgesetz. Das gibt seinem Pessimismus die Weltüberlegenheit und sittliche Größe. Aber die bisweilen stark hervortretende gefühlsmäßige Neigung zum Schwelgen in Nacht und Grauen ist auch nicht zu leugnen. Gryphius hält sich streng im Rahmen der lutherischen Lehre, so nahe er durch seine Weltverachtung der mystischen Gruppe steht, zu der er durch seinen Schwager Czepko auch noch enge persönliche Beziehungen hat. Das Jenseits ist ihm die wahre Heimat des Menschen: dort ist die ewige Ruhe und Stete, die Erfüllung aller Sehnsucht, wie sie diese Welt des Scheines und der Unbeständigkeit niemals zu bieten vermag. So wird der Tod zum willkommenen Befreier von weiterer Sündengefahr und weiteren Leiden; freilich nur für den Menschen, der das Niedrig-Triebhafte in sich überwunden hat und nicht mehr von den Lockungen irdischer Nichtigkeiten verstrickt ist. Aber nicht auf der frohen Zuversicht kommender Gottseligkeit, sondern auf der Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit des Diesseits liegt der Hauptton. Nur als ferner Trost steht die Jenseitshoffnung hinter seiner entsetzenden Weltflucht und Weltentwertung. Sein ganzes Fühlen ist an diese verachtete und geschmähte Welt gebannt; und wo sein Blick darüber hinaus schweift, liegen ihm die Qualen der Verdammten näher als die Freuden der Seligen. Er hat Tod und Verwesung nie wie die Mystiker ganz überwunden und schmerzlich daran gelitten; sie sind seine stärkstes Erlebnis, von dem ihn seine fromme Sehnsucht innerlich nicht zu lösen vermag. Es ist der Barockwiespalt in seiner schärfsten Form. Ein einheitliches Bild seiner Anschauungen bieten die 1666 erschienenen *Dissertationes funebres* oder Leich-Abhandlungen; Neben, die das Menschenleben und den Wert seiner geistigen und leiblichen Güter zum Gegenstande haben.

Gryphius hat sich in allen drei Hauptgattungen der Poesie betätigt, in Epos, Lyrik und Drama. Verhältnismäßig am belanglosesten ist sein episches Schaffen. Hier setzt er bloß die neulateinische Humanistendichtung fort. Das lateinische Epos war in Schlessien nur wenig angebaut worden. Johannes Lange (1503–1557), auch als Lyriker nicht unbedeutend, hatte eine erzählende Dichtung über Johannes den Täufer geschrieben, der Hirschberger Friedrich Scultetus 1626 den Kindermord des Herodes besungen. Den gleichen Stoff wählte der Gymnasiast Gryphius zum Thema eines *carmen heroicum*. Der erste Teil, *Herodis*

Furiae et Rachelis lacrymae, entstand 1633 und wurde im folgenden Jahre gedruckt; 1634 schrieb er die Fortsetzung, *Dei vindicis impetus et Herodis interitus*, die er bei seiner Übersiedlung nach Danzig dem dortigen Räte überreichte. Die Dichtung folgt ganz der Überlieferung; nach humanistischem Brauche werden Prunkstellen klassischer Dichter mit entsprechenden Veränderungen zentonenhaft aneinandergereiht: aus Vergils Aeneis, aus der Thebais des Statius, aus Lucans Pharsalia, aus Ovids Metamorphosen. Aber man spürt doch schon den späteren Großmeister des Barock im Glanze der Schilderung, in der Vorliebe für das Düstere und Gräßliche. Manche Abschnitte wie der Kindermord, der Gang des Himmelsboten zur Totenburg, des Herodes scheußliche Krankheit und Ende sind mit unheimlicher Eindringlichkeit gestaltet. Das gleichfalls in lateinischen Hexametern abgefaßte Epos *Olivetum* von 1646, eine Schilderung der Leiden des Herrn am Ölberg, zeigt zwar in Einzelheiten die Hand des reiferen Meisters, bedeutet aber nur sehr bedingt einen Fortschritt. Die antikisierende Einkleidung wirkt bei dem christlichen Stoffe im höchsten Maße störend. Gryphius spricht von Tartaros und Erebos, von Orkus und Acheron, läßt Dryaden und Nymphen auftreten, bezeichnet Gott selbst als den „Donnerer“ und den „Herrn des Olymps“. Fortwährend greifen allegorische Gestalten handelnd ein: die Rache (die gar eine „Göttin“ genannt wird), Gottes gerechtes Geseß, die mit Schlangenhaaren ausgestattete Strafe, der Tod, Trauer, Furcht und Schrecken. Die göttliche Liebe beut Christus den Trank, nachdem er gebetet; alsdann hat er sich des Ansturmes der höllischen Heerschaaren zu erwehren, die sein Herz zerfleischen wollen. Durch den niederrinnenden blutigen Schweiß des Herrn erhalten die vorher weißen Veilchen ihre heutige Farbe. Vergleicht man das anspruchsvolle Werk mit dem wenige Jahre zuvor entstandenen Ölberggedicht des Andreas Scultetus, so wird man die größere Innerlichkeit und Eindrucksgehalt zweifellos dem jüngeren Dichter zuerkennen. Gryphius ließ sein Epos in Florenz drucken und überreichte es feierlich dem Räte der Republik Venedig. Die zweite, in Deutschland erschienene Ausgabe wurde dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg gewidmet, wohl als Dank für den Ruf an die Frankfurter Hochschule.

An der Rolle, welche die lateinische Dichtung im Rahmen des Gesamtstoffes der Literaturgrößen des 16. und 17. Jahrhunderts spielt, läßt sich der allmähliche Wandel in dem Verhältnis der beiden damaligen Literatursprachen unseres Volkes anschaulich verfolgen. Erst seit Luthers Auftreten war die Zahl der gedruckten deutschen Bücher, die bis dahin neben den lateinischen kaum in Betracht kamen, sprunghaft in die Höhe geschneilt. Aber noch um 1570 ist noch etwa ein Drittel der sogenannten deutschen Literatur in lateinischer Sprache abgefaßt, Opus, der den Gebrauch der deutschen Sprache für einen Dichter, der etwas auf sich hielt, sozusagen erst wieder ermöglichte, war doch zugleich ein eleganter und gewandter Lateiner, und die Zahl seiner lateinischen Dichtungen, unter denen sich freilich kein Stück von größerer Bedeutung befindet, ist

noch groß genug. Gryphius huldigt in seiner ersten Zeit noch der lateinischen Poesie; aber sein Latein ist ziemlich mittelmäßig, und zur dichterischen Meisterschaft gelangt er erst im Deutschen. Die Jüngeren dann, Hofmanswaldau und Lohenstein, hielten es überhaupt nicht mehr für zeitgemäß, ihre wenig zahlreichen Versuche in lateinischer Dichtung zu veröffentlichen. So hatte sich das Bild unter dem Einflusse der Opitschen Reform verändert.

Die *Lyrik* des Gryphius ist der persönlichste und zugleich der gehaltvollste Teil seines Lebenswerkes. 1637 erschien in Lissa sein erstes deutsches Werk, ein Band Sonette. Ihnen folgten 1639 zu Leiden die „Sonn- und Feiertags-Sonette“, in denen er Gedanken über die Evangelien der Sonntage und hohen Festtage zu einer motivischen Einheit zusammenband und so einen wirklichen Zyklus, einen innerlich zusammengehörigen Gedichtkreis erzielte. Weitere Sonette, Oden und Epigramme kamen 1643 heraus und dann später noch, in der „Deutschen Gedichte erstem Teil“ 1657, neben weiteren Gedichten verschiedenster Art die „Tränen über das Leiden Christi“, seine frühesten, noch ganz an Heermann sich anschließenden deutschen Versuche, und die düsteren Kirchhofsgedanken“. Die Kirchhofsgedanken sind eines seiner wichtigsten Werke. Im Mittelpunkt steht die grandiose Vision, wo die Särge aufspringen und die vornehmen und geringen, die frommen und unbussfertigen Sünder aus den Gräbern aufsteigen. Mit anatomischer Sachkenntnis und peinigender Anschaulichkeit beschreibt er die Skelette und den Verwesungsprozeß. Den Schluß bildet die Schilderung des Jüngsten Gerichtes, die zu seinen sprachlich machtvollsten Leistungen gehört.

Im Sonett ist Gryphius unbedingt der führende Meister der Barockzeit. Er meistert nicht nur die Form souveräner als Opitz, sondern weiß sie auch mit so innerlich durchlebtem Gehalt zu füllen, daß sich unter den Sonetten seine packendsten und noch heute ergreifenden Stücke befinden. In der ersten Sammlung steht er noch streng auf dem Boden des Opitschen Alexandrinerfonetts. In den Sonn- und Feiertagsfonetten begegnen bereits Blankverse, und seit 1646 etwa beginnt, wohl durch rhythmische Experimente Zesens veranlaßt, eine freie Weiterbildung der starren Form, die ihr Gleichmaß zerstört und schon durchaus barock ist. Trochäische, jambische und daktylische Metren, langgestreckte, weit ausladende Verse und ganz kurze, schlagartig niederfahrende werden jetzt in einem und demselben Gedicht unmittelbar nebeneinander gestellt. Ein kennzeichnendes Beispiel dieser wildzerklüfteten, atemlosen Barockrhythmik ist etwa das bekannte Höllensonett:

„Ach! und Weh!

Mord! Zeter! Jammer! Angst! Kreuz! Marter! Würme! Plagen!

Pech! Folter! Henker! Flamm! Stank! Geister! Kälte! Zagen!

Ach vergeh!

Tief und Höh!

Meer! Hügel! Berge! Fels! Wer kann die Pein ertragen?

Andreas Gryphius Ictus Philosoph Et Stat:
 Equest: Ducat. Glogou: Syndicus nat: 1636



Quem stupuit Tragicum Felix Germania Vatem,
 Fulmine qui feryt saxea corda hominum
 Talis erat Vultu. Cum-ulata scientia rerum,
 Et quicquid vasti circulus orbis habet.
 Emicat ex scriptis, quae mens diuina reliquat,
 Gryphius Elysius altera Pallas erit.

Philipp Kilian sculpsit.

F. Henricus Muhlforth

Stich von Philipp Kilian

Andreas Gryphius



Breslauer Stadtbibliothek

Zielfluger zu: "Andreae Gryphii
Sonnet- und Gedicht-Büchlein" (1539)



Breslauer Stadtbibliothek

Zielfluger zu: "Andreae Gryphii
Freuden- und Trauer-Spiele, auch
Loben und Sonette" (Leipzig 1663)

Schluch, Abgrund, ach schluch ein, die nichts denn ewig klagen
 Je und eh!

Schreckliche Geister der dunkelen Höllen, ihr die ihr martert und
 Marter erduldet,
 Kann denn der ewigen Ewigkeit Feuer nimmermehr büßen dies
 was ihr verschuldet?
 O grausam Angst, stets sterben sonder sterben!

Dies ist die Flamme der grimmigcn Rache, die der erhitzt
 Zorn angeblasen;
 Hier ist der Fluch der unendlichen Strafe, hier ist das immerdar
 wachsende Râsen.
 O Mensch! verdirb, um hier nicht zu verderben."

Gewiß ist die Anordnung der verschiedenen Versmaße durchaus gesetzmäßig, in geregelter Abfolge durchgeführt. Aber zugleich ist klar, daß von dem Geiste der gelassen und ebenmäßig dahinfließenden, den verschiedensten Inhalten sich anschmiegenden romanischen Sonettform nichts mehr übriggeblieben ist, trotz der Bewahrung des Reimschemas. Der Eindruck ist der einer fast willkürlichen Verwirrung, und die wilde Jagd der sich überstürzenden, aus einzelnen Wörtern bestehenden Ausrufe läßt zuletzt das Gefühl irgendeiner metrischen Ordnung nicht mehr aufkommen. Es ist ein Neues geworden, nur durch Stimmung und Gehalt bedingt und gerechtfertigt, daher einmalig und unwiederholbar; nicht aber ist eine neue, zu beliebigem Gebrauch zur Verfügung stehende Kunstform geschaffen. Trotzdem: es ist, wie im Barock so häufig, mehr der Triumph selbstherrlich virtuoser Technik als ein inneres Müßen, ein Willen von Innen heraus.

Ähnlich entkleidet er die sogenannte pindarische Ode der Humanisten ihres akademischen Charakters. Trissino hatte sie zuerst angewandt, Konrad wie Weckherlin bedienten sich ihrer gern, und Opitz gab in der deutschen Poeterei zwei Musterbeispiele, ohne die Form sonst zu pflegen. Sein Jüngerkreis ahmt den Meister slavisch nach; erst Gryphius bringt neues Leben hinein. Er bevorzugt sie bei Psalmparaphrasen und in den Chören seiner Tragödien. Wie beim Sonett gestaltet Gryphius die Form um durch Mannigfaltigkeit in Rhythmus und Strophenbau; nie behält er wie die Opitzianer ganze Strophen hindurch das gleiche Versmaß bei.

Der Gehalt seiner Lyrik ist durch sein nihilistisches Weltgefühl bestimmt, und so ist darüber nicht viel Neues zu sagen. Wie bei Logau fließt viel persönliches Erleben in seine Dichtung ein; und da ihm dies nicht bloßer Rohstoff bleibt, kommt in seine Lyrik eine Gefühlswärme, die sie vorteilhaft von den lyrischen Erzeugnissen anderer unterscheidet. Das alte Thema der Eitelkeit und Vergänglichkeit wird in immer neuen Formen und Gestaltungen abgewandelt; daneben steht, wiewohl minder einprägsam, der Gedanke der göttlichen Macht und Gnade. Aus dem Ver-

gänglichkeitsmotiv erwachsen ihm seine ergreifendsten und gerundetsten Gedichte, wie das Sonett:

„Du siehst, wohin du siehst, nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein;
Wo jeztund Städte stehn, wird eine Wiese sein,
Auf der ein Schäferkind wird spielen mit den Herden.

Was jeztund prächtig blüht, soll bald zertreten werden;
Was jezt so pocht und trokt, ist morgen Asch und Wein;
Nichts ist, das ewig sei, kein Erz, kein Marmorstein.
Jezt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.

Der hohen Taten Ruhm muß wie ein Traum vergehn.
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch bestehn?
Ach, was ist alles dies, was wir für köstlich achten,

Als schlechte Niedrigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wiesenblum, die man nicht wieder findet!
Noch will, was ewig ist, kein einig Mensch betrachten.“

oder das andere:

„Was sind wir Menschen doch? Ein Wohnhaus grimmer Schmerzen,
Ein Ball des falschen Glücks, ein Irlicht dieser Zeit,
Ein Schauplatz herber Angst und Widerwärtigkeit,
Ein bald verschmolzter Schnee und abgebrannte Kerzen.

Das Leben fleucht davon wie ein Geschwätz und Scherzen.
Die vor uns abgelegt des schwachen Leibes Kleid
Und in das Totenbuch der großen Sterblichkeit
Längst eingeschrieben sind, sind uns aus Sinn und Herzen.

Gleich wie ein eitel Traum leicht aus der Nacht hinfällt
Und wie ein Strom verschießt, den keine Macht aufhält,
So muß auch unser Nam, Lob, Ehr und Ruhm verschwinden.

Was jeztund Atem holt, muß mit der Luft entfliehn,
Was nach uns kommen wird, wird uns ins Grab nachziehn.
Was sag ich? Wir vergehn wie Rauch vor starken Winden.“

In solchen Stücken ist Gryphius am echtesten; hier schwingt sein Inneres mit. Wo er fromme Zuversicht predigt oder die himmlische Herrlichkeit schildert, ist er der große Opik ebenbürtige Könner, der Meister der gehobenen Sprache, nur dem Grade, nicht der Art nach von den andern verschieden. Die Liebesgedichte — unter denen die an Eugenie (ein schlesisches Edelräulein?) hervorragen — sind selten konventioneller Art, meist sehr persönlich und tiefer empfunden als gewöhnlich; aber der weichen Schmiegbarkeit des erotischen Gedichtes war seine ebenso schwerblütige wie auf das Großartige und Mächtige gerichtete Natur nicht

fähig. Wo er galant zu tändeln versucht — er hat dem Meister der galanten Dichtung Hofmanswaldau viele Motive geliefert —, wirkt er läppisch und bärenhaft plump. Der Schäferei und dem Lehrgedicht scheint er geradezu absichtlich aus dem Wege gegangen zu sein. Die Epigramme sind nur Nebenwerk. Die überlegene, distanzierte Ironie, die den Epigrammatiker Logau so groß macht, geht ihm ganz ab. Statt wohlgezielter Satire gibt er gehässige Schimpfreden, gallige Schmähungen. Am schwächsten ist die lateinische Epigrammensammlung von 1643, die von dem Gute Martials und anderer zehrt. Ganz auffallend ist, wie gering an Zahl die Gedichte auf Familienbegebenheiten und ähnliche Anlässe sind. Außer bei den geistlichen Dichtern und Logau, der ja aber nur sozusagen für seinen Privatbedarf schrieb, tritt die Gelegenheitsreimerei damals wohl bei keinem so zurück wie bei Gryphius. Ganz konnte auch er der herrschenden Sitte sich nicht entziehen, aber in seine Werke nahm er nur auf, was ihm durch kunstvolle Form seinen Eigenwert zu haben schien. Die Hochzeitsgedichte fallen wohlthuend auf durch das Fehlen der üblichen Zweideutigkeiten; die Schmeichelpoesie an vornehme Adressaten hat er nie gepflegt.

Verschiedenes aus der Gryphischen Lyrik ist Übertragung aus fremden Sprachen. Die Wahl der Vorlagen ist wieder höchst bezeichnend für seine Geistesrichtung. Es ist immer die Nacht- und Grabesstimmung, die ihn anzieht. Gegen zwanzig mittelalterliche Hymnen hat er übersetzt. Unter den Sonetten von 1637 finden sich Verdeutschungen jesuitischer Neulateiner: Sarbiewski, Bauhuis und Vidermann. Von Jakob Walde übertrug er zwei „Entzückungen“ und nahm sie in seine „Kirchhofsgedanken“ auf. Dante, dessen „Comedia“ Opitz zwar in der Widmung seiner „Weltlichen Poemata“ an Fürst Ludwig von Anhalt rühmend erwähnt, aber kaum selbst gelesen hat, mußte seiner Natur nach Gryphius besonders verwandt berühren. Er hat in den Anmerkungen zum „Papinian“ einige Stellen aus dem „Inferno“ verdeutscht; und zwar verwendet er statt der Terzinen des Originals gereimte fünffüßige Vierzeiler mit männlichem Ausgange.

Die Lyrik ist zweifellos der am meisten in sich vollendete, durchseelteste und am reichsten mit persönlichem Gehalt gefüllte Teil seines Schaffens. Ihre Nachwirkung auf die Folgezeit ist jedoch im ganzen gering; gerade das starke Hervortreten des persönlich-weltanschaulichen Momentes, das nur an der unter ganz anderen Voraussetzungen stehenden mystischen Dichtung sein Gegenstück findet, konnte einem Zeitalter, das immer mehr auf das Typisch-Konventionelle hinbrängte, kaum fruchtbare Anregung geben. Dagegen wurde Gryphius als *D r a m a t i k e r* das maßgebende Vorbild für das gesamte deutsche Barockzeitalter. Er holte nach, was Opitz versäumt hatte, der sich auf dem dramatischen Gebiete mit Übersezungen begnügte und sich um das Theater, ohne das ein lebendiges Drama unmöglich ist, überhaupt nicht bekümmerte. Gryphius hat nicht das nationale deutsche Drama geschaffen und so die geschichtliche Sendung erfüllt, für deren Erfüllung damals er allein in Betracht kam; deswegen

nicht, weil er das deutsche Drama in der humanistisch-gelehrten Richtung des Opik festlegte und damit die Kluft noch erweiterte, die zwischen Theater und Drama sich bereits aufzutun begann. Denn das Theater geht nicht nur die Gelehrten an, sondern die Allgemeinheit. So blieb das an Gryphius anknüpfende Barockdrama eine reine Literaturangelegenheit, und Theater und Drama gingen bis auf Gottsched, zu ihrem beiderseitigen Verhängnis, getrennte Wege.

Die Absicht von Gryphius zielte aber keineswegs nur auf gelehrte Lese Dramen. Das bezeugt einwandfrei die Rücksicht, die er auf die Bedürfnisse der Bühne nimmt; einer Bühne freilich, die ihm das damalige Deutschland nicht bieten konnte, die aber gewissermaßen ein Ergebnis alles dessen ist, was der vielgereiste Mann im Auslande an Theaterindrücken in sich aufgenommen hatte. Ihm fehlte das Theater, dessen er bedurfte, und er mußte sich so mit dem bescheidenen Dilettantismus der Schulbühne oder gelegentlicher höfischer Festveranstaltungen begnügen. Zu dem entscheidenden Schritt aber, den erst Gottsched tat und der das Theater in den Dienst des Dramas stellte, fehlte dem in humanistischen Vorurteilen Befangenen die Einsicht und doch wohl auch Einfluß und Macht.

Wie stand es nun um das deutsche Theater? Um 1600 kannte Deutschland drei Formen theatralischer Darbietung, die sich untereinander so fremd gegenüberstanden wie nur irgend möglich: das Theater der englischen Komödianten, an deren Stelle allmählich einheimische Wandertruppen traten, die protestantische Schulbühne und ihr katholisches Gegenstück, die freilich szenisch ungleich weiter entwickelte, mit der rasch aufblühenden italienischen Oper um den Preis bühnenmäßigen Glanzes wetteifernde Jesuitenkomödie. Noch im 16. Jahrhundert sind das alte Bürger Spiel und das humanistische Schuldrama vielfach kaum voneinander zu trennen, wenn auch erkennbar ist, daß im nördlichen Deutschland, namentlich in dem von dem protestantischen Humanistenzentrum beherrschten Sachsen, die gelehrte Komödie vorherrscht, während Süddeutschland mehr dem volkstümlichen Massendrama zuneigt. Das bürgerliche Schauspiel erliegt fast widerstandslos der überlegenen Kunst der englischen Wandertruppen und schaltet für die weitere Entwicklung ganz aus, während sich das Schultheater nun ausschließlich in den Dienst der neuen höfisch-gelehrten Bildungsschicht stellt.

Durch die englischen Gäste wurden die Deutschen zuerst mit einem ausgebildeten Berufsschauspielerthum bekannt gemacht. Am frühesten hatte sich in Italien ein Schauspielerstand herausgebildet, der schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts an Können die Nichtzünftigen weit überragte und durch Gastspielreisen an die großen Höfe seinen Ruhm auch in die andern Länder Europas trug. In Deutschland waren die Italiener nur nach Wien und Innsbruck gekommen, die dem italienischen Geschmack überhaupt zuneigten. Nun nahm auch in Frankreich und England das Schauspielwesen einen raschen Aufschwung; und die Engländer, bei denen die Teilnahme des Hofes und der vornehmen Gesellschaft die Entfaltung des Theaterspiels begünstigten, erwarben sich bald ein solches Ansehen, daß die Schau-

spieler, die im Lande selbst nicht mehr ihr Brot fanden — meist freilich naturgemäß Kräfte zweiten Ranges —, erfolgreiche Auslandsreisen nach dem Festlande wagen konnten. Deutschland, wo der Mangel eines führenden Hofes und einer maßgebenden Gesellschaftsschicht die Bildung eines berufsmäßigen Schauspielerstandes erschwerte, bot für solche Versuche einen besonders günstigen Boden. Kunstliebende deutsche Fürsten haben den Ruf der Engländer begründet und befestigt. Nachdem schon 1586 der Kurfürst Christian von Sachsen eine englische Truppe, die er in Kopenhagen bewundert hatte, zu einem Gastspiel an seinen Hof berufen hatte, fand eine weitere Gesellschaft, die 1592 über Holland nach Deutschland gekommen war, bei dem Kurfürsten Moritz von Hessen und dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel gastfreundliche Aufnahme. Nun mehren sich die englischen Gastspiele; schließlich bleiben die Truppen im Lande und passen sich den deutschen Verhältnissen an. Was sie herüber brachten, war freilich nur die hochentwickelte mimische Kunst Englands; ja, ihre erste Anziehungskraft übten sie überhaupt durch die Akrobatenstücke fahrender Gaukler aus. Die zeitgenössischen Meisterwerke englischer Dramatik waren den führenden Gesellschaften des Landes vorbehalten; so war man an die ältere, noch vielfach greuelreiche und auf niedriger Stufe stehende Literatur angewiesen. Da man obendrein noch vor einem des Englischen nicht mächtigen Zuschauerkreise spielte, so mußte die Darsit der Geste dem mangelnden Verständnis nachhelfen. Die Ausstattung war, wie in England selbst, primitiv, nur auf prächtige Kostüme wurde gesehen; und erst als das Publikum durch Oper und Jesuitenkomödie an höhere Ansprüche gewöhnt war, ging man zu Dekoration und Kulisse über. Allmählich lernen die Komödianten Deutsch; zuerst der Clown (Jean Boufet, Stodfisch, Pickelhäring), dem immer mehr die wichtigste Rolle zufiel und den sich zumeist der Prinzipal vorbehielt. 1605 hören wir von den ersten Aufführungen von Stücken in deutscher Sprache; 1620 erscheint die erste Sammlung deutscher Übersetzungen. Bald werden die Truppen immer mehr mit deutschem Nachwuchs durchsetzt, und von der Mitte des Jahrhunderts ab sind die Banden so gut wie ganz deutsch, wenn sie auch aus Geschäftsgründen die Bezeichnung Englische Komödianten noch eine geraume Zeit gern beibehielten. Der Spielplan bestand zum größten Teil aus übersetzten ausländischen Stücken, die für den Bedarf der breiten Masse zurechtgemacht wurden und denen auch wohl ähnlich roh zusammengezinimerte Handwerksarbeiten gebildeter Theatermitglieder, meist verkrachtter Studenten, zur Seite traten; der in den englischen Originalen vorherrschende Vers wich einer kunstlosen Prosa, und derbe Hanswurstspäße und krasse Schauereffekte bildeten den Hauptanziehungspunkt. Damit vergrößerte sich auch mit der Zeit die schauspielerische Kunst, zumal der Zusammenhang mit dem Mutterlande schnell verloren ging. Das Spiel der Wandertruppen artete, von wenigen rühmlichen Ausnahmen, wie der Veltenischen „berühmten Bande“ abgesehen, zu einer derben Volksbelustigung aus, die mit höherer Kunst nichts mehr zu tun hatte und auf die die gelehrten Dichter verachtungsvoll herabsahen.

Nach Schlesien sind die Engländer, die schon 1598 Prag aufgesucht hatten, spätestens im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts gekommen; 1610 finden wir sie in Jägerndorf, 1616 in Neisse, 1617 in Olmütz. Seit der Mitte des Jahrhunderts werden dann die Gastspiele auf den Saalbühnen der Höfe und auch in den Häusern reicher Patrizier häufiger; der Theatersaal wird jetzt ein notwendiger Bestandteil der Schlösser und die adlige Gesellschaft wirkt beim leichteren Lustspiel, dem sogenannten Freudenpiel, gern selbst mit. Freilich muß das Schauspiel bald der italienischen Prunkoper weichen, die seit 1680 etwa von den Höfen einseitig bevorzugt wird. In Breslau hören wir von Wandertruppen verhältnismäßig spät: im August 1658 spielten sie im Goldenen Adler, im April 1662 im Keltzchen Hause, einer vornehmen Patrizierwohnung. Die Überlieferungen sind aber ganz zufällig, und wir dürfen wohl auch in Schlesien regelmäßig wiederkehrende Gastspiele der fahrenden Mimen annehmen. Die schauspielerischen Leistungen werden wohl auch in der Zeit des Niederganges denen der Schüleraufführungen erheblich überlegen gewesen sein. Aber die im Verhältnis zu den Darbietungen der Opernhäuser, der Jesuiten und selbst der Gymnasien in späterer Zeit ärmliche Ausstattung wie auch die Minderwertigkeit des Spielplanes stempelten die Aufführungen der Fahrenden zu einer wenig geachteten Volksbelustigung; und es ist ganz selbstverständlich, daß sie für die Meister des Kunstdramas überhaupt nicht in Betracht kamen, mochten sie immerhin einzelne durch wirksame Handlung ausgezeichnete Tragödien, wie den Papinian des Gryphius und mehreres von Lohenstein, sich in vergrößerten und entstellenden Prosabearbeitungen für ihre Zwecke aneignen. Weder Gryphius noch Lohenstein haben den fahrenden Truppen Beachtung geschenkt noch gar bei der Abfassung ihrer Stücke mit Aufführungen durch sie gerechnet.

Die Jesuitentheater blieben ihnen natürlich aus anderen Gründen verschlossen. Doch kam von dieser Seite her eine Fülle von Anregungen. Die Jesuitenbühne war von vornherein nicht nur als literarische Bildungsstätte gedacht. Sie diente daneben, ja in der Hauptsache der religiösen Propaganda, bestimmt, die Katholiken im Glauben zu stärken, die Ketzer der alten Kirche wiederzugewinnen; und sie erwies sich in diesem Betracht wirksamer als Predigt und gewaltsame Bekehrungsversuche. Ebendeshalb aber suchte sie jedem etwas zu bieten; sie wandte sich nicht an den engen Kreis der Gebildeten, sondern an breiteste Schichten. Darum spielte man in großen Räumen, die zahlreiche Menschen faßten, und Andersgläubige waren als Zuschauer gern gesehen. Wie man die humanistischen Bildungselemente übernahm und auch die dem protestantischen Schuldrama ursprünglich innewohnenden erzieherischen Absichten keineswegs vernachlässigte, so suchte man anderseits die Schaulust der Menge zu fesseln durch prunkvolle Dekorationen und Maschinerien. Die neue Kulissenbühne erfuhr hier jene vollendete Ausgestaltung, die bis in die neueste Zeit hinein den Bedürfnissen genügte, und die raffiniertesten Künste moderner italienischer Theatertechnik wurden aufgeboten: Bliz

und Donner, Feuersbrünste und Überschwemmungen, Versenkung und Geistererscheinungen. Auf dem Gebiet der szenischen Ausstattung liegt denn auch das geschichtliche Verdienst der Ordensaufführungen, während die ästhetisch-literarische Seite darüber zu kurz kam. Das gesprochene Wort, das Rückgrat des literarischen Dramas, trat vor dem Szenischen und der charakteristischen, ja übertreibenden Geste derart zurück, daß das Jesuitendrama trotz seiner volkstümlichen Absichten sich mit der lateinischen Sprache begnügen konnte, da ja das den Augen Dargebotene zur Verdeutlichung genügte; kurze in der Landessprache abgefaßte gedruckte Erläuterungen ersetzten das Verständnis der Rede. In späterer Zeit finden sich freilich auch volkstümliche possenhafte Dialektszenen eingeschoben. Die lateinische Sprache ermöglichte eine großzügige Internationalität des Spielplans; wirkungsvolle Stücke, die es in Italien oder Spanien zum Erfolge gebracht hatten, konnten ohne weiteres auf deutsche Bühnen übernommen werden. Wie man neben dem eigentümlichen Schauspiel auch Opern und Ballette darbot, so war die einzige, allerdings bedeutsame stoffliche Abgrenzung die Ausschaltung des erotischen Elements; im übrigen nahm man alles, was die Theater an wirkungsvollen Stoffen boten, sofern diese nur eine religiös-moralische Auslegung zuließen, und sodann erfuhr der Spielplan eine Bereicherung durch die vom protestantischen Schuldrama naturgemäß gemiedenen Heiligenlegenden und Stoffe aus der eigenen Ordensgeschichte. Einen breiten Raum nehmen im Jesuitenschauspiel die Allegorien ein, die zur Verdeutlichung des zugrundeliegenden religiösen oder moralischen Satzes dienen. Vielfach geht sogar der eigentlichen dramatischen Handlung eine allegorische Parallelhandlung zur Seite, die den tieferen Sinn des Stückes erst enthüllt. Dies ist eine eigentümliche Besonderheit des Jesuitendramas, die höchstens in den Präfigurationen mancher mittelalterlicher geistlicher Spiele eine Art Gegenstück findet.

Daß das bescheidene protestantische Schultheater sich an äußerem Aufwand und Vollkommenheit der szenischen Ausstattung mit der Jesuitenbühne nicht messen konnte, leuchtet ein. War ja doch jedes Gymnasium auf die verhältnismäßig geringen Mittel angewiesen, die ihm der Rat der Stadt bewilligte. Hinter den Jesuiten aber stand nicht nur der Orden, sondern auch die mächtigen katholischen Fürsten, die das Ordens-theater nicht allein als willkommene Unterhaltung, vielmehr auch als Werkzeug ihrer gegenreformatorischen Politik zu würdigen wußten. Dennoch nimmt die Schulbühne im Barockjahrhundert einen erkennbaren Aufschwung. Sie ist nun nicht mehr bloß humanistische Redeschule, religiös-moralisches Bildungsmittel, sondern eine öffentliche Angelegenheit, vornehme Unterhaltungsstätte der gebildeten Kreise. Man kommt nicht mehr zu einer Gymnasialfeierlichkeit, sondern die Aufführungen finden um des Publikums willen statt. Diese Verschiebung ist deutlich zu beobachten. In Breslau werden in späterer Zeit die Stücke wiederholt gegeben, bis zu neun Mal; ja, man ist sogar seit 1661 darauf bedacht, einen abwechslungsreichen Spielplan zu bieten und läßt zwei Stücke mitein-

ander wechseln. Wenn man auch immer einen humanistisch gebildeten Zuschauerkreis voraussetzt, so tritt doch jetzt die einseitig gelehrte Richtung ebenso zurück wie die Bevorzugung biblischer Stoffe. Das Schultheater wird zum Tempel des Kunstdramas. Es ist ein Höhepunkt, als in den fünfziger und sechziger Jahren die Schüler der protestantischen Gymnasien Breslaus Gryphius und Lohenstein in Erstaufführungen herausbringen. Auch ist die schauspielerische Tätigkeit der Schüler nun nicht mehr auf die regelmäßigen Aufführungen der Gymnasien beschränkt. Man spielt in vornehmen Patrizierwohnungen, wie im Keltischen Hause, wo sich auch Wanderruppen sehen ließen, in manchen Städten wohl auch im Rathause, und für die kleineren Höfe sind die Gymnasien zweifellos eine Art Hoftheater geworden. Die Schüler des Magdaleneums gastieren 1651 mit Opigens Judith am Hofe des Herzogs von Ols. Man sieht auch, wie die Gymnasien bei den Jesuiten in die Schule gehen und bestrebt sind, ihren Aufführungen einen angemessenen äußeren Rahmen zu geben, der im Bereiche des Möglichen dem Vorbilde einigermaßen nahekam. Der Rektor Elias Major von St. Elisabeth, dessen Tagebuchaufzeichnungen wir manche Kenntnis der Verhältnisse bei der Schulbühne verdanken, vermerkt noch zum 1. März 1642, „theatrum tapetibus conclusum et ornatum esset“; dagegen berichtet er am 13. Februar 1651 über den Aufbau des neuen theatri scenici. Das heißt also, daß man unter dem jesuitischen Einflusse zur Kulissenbühne übergeht, denn scenae sind bei den Jesuiten stets Kulissen. Was in künstlerischer Beziehung geboten wurde, war weniger vollendete Mimik und Gestik als ein gehobener ausdrucksvoller Vortragstil; und die Dramen der Barockdichter zeigen, daß sie mit der sicheren Beherrschung einer pathetischen Rhetorik rechneten.

Dies also waren die Theaterverhältnisse, die Gryphius vorfand. Nach dem Gesagten ist klar, daß von den verschiedenen Theatergattungen nur eine für die Aufführungspraxis in Betracht kommen konnte, eben die Schulbühne; mochte ihn auch die auf Reisen gesammelte Theatererfahrung zu mancherlei Experimenten verleiten, die auf jener nur annäherungsweise zu verwirklichen waren. Es bleibt die Frage nach der Form des Dramas, an die er anknüpfen konnte. Shakespeare, der sich um die klassizistischen Regeln nicht kümmerte und in Anknüpfung an Elemente des Volksschauspiels mit großartiger Freiheit vorging, schied bei der künstlerischen Gesinnung des Gryphius als Vorbild von vornherein aus, mag er ihn nun gekannt haben oder nicht. Dagegen bot sich ganz von selbst die klassizistische Tragödie als Muster dar. Das maßgebende Vorbild war Seneca, ähnlich wie Terenz für die Komödie der Renaissance. Gerade daß dieser Sohn einer Spätzeit, und nicht die klassische Tragödie der Griechen, im Verhältnis zu der er selbst weit eher barock als klassisch wirkt, jetzt so großen Einfluß gewinnt, ist sehr kennzeichnend. Er gehört einem Zeitalter an, das bereits starke Reizungen brauchte. Bei aller Beibehaltung der klassischen Form ist die würdevoll feierliche Haltung der Glanzzeit verlassen. Statt der tragischen Seelenhandlung wird durch Häufung von Blut und Greueln auf die Nerven zu wirken gesucht. Mord

und Tod, vor deren Anblick einst das Hilfsmittel des Botenberichts den Zuschauer bewahrte, werden jetzt auf offener Bühne den Sinnen vorgeführt. Geister, Heren, Zauberer und Totenbeschwörer helfen das prickelnde Grauen verstärken. Die grausame Willkür entmenschter Tyrannen beherrscht die Bühne. Das Theater wird zur Kanzel standhafter stoischer Moral, die lehrhaft einer schwelgerischen und üppigen Zeit eine herbe und entsetzende Weltanschauung predigt. Ein bilderreicher rhetorischer Stil verleiht dem Ganzen einen gehobenen Schwung; und in wirkungsvollem Gegensatz dazu steht die lakonische Knappheit der mit besonderer Vorliebe gebrauchten stichomythischen Wechselrede, die Vers gegen Vers, Halbvers gegen Halbvers Behauptung und Gegenbehauptung einander ablösen läßt. Es sind genau die Motive und Stilmittel, von denen die barocke Tragödie lebt.

Deutschland ist hier wie überall nur Nachzügler. Die vergleichenden Zahlen, die Stachel in seinem Senecabuche zusammengestellt hat, sind sehr lehrreich. In der neulateinischen Tragödie steht Italien weit voran, mit Mussatos Tragödie *Eccerinis* 1314; in weitem Abstände folgen 1550 die Franzosen, 1557 die Engländer. Deutschland findet erst 1595 mit Michael Wundungs wenig hervorragenden Stücken den Anschluß. Und ähnlich liegen die Dinge bei der regelmäßigen klassizistischen Tragödie in der Landessprache. Wieder führt Italien den Reigen an mit Trissinos *Sophonisba* 1515; dann folgt Frankreich mit Jodelles *Eleopatra* 1552, England mit Gorboduc 1562 und die Niederlande mit Hoofts *Achilles* und *Polyxena* 1598. Bis zu dem ersten deutschen Originalkunstdrama, dem *Leo Armenius* von Gryphius, verging noch ein halbes Jahrhundert.

In Deutschland macht sich der Einfluß Senecas wie überall zuerst im neulateinischen Schuldrama bemerkbar. Einen Schlesier, Georg Calaminus, lernten wir als einen der wichtigsten Vertreter der neuen Tragödie kennen. Straßburg, wo Calaminus so lange wirkte, wird das erste Zentrum. Die Straßburger Übersetzergruppe, vor allem Spangenberg, leitet über die Verdeutschungen des *Opius* zu Gryphius hinüber. Den unmittelbaren Anstoß aber gab Holland. Hier hatte der junge Daniel Heinsius mit seinem *Nuriacus* 1602 das neue Kunstdrama geschaffen und es zugleich in den Dienst des nationalen Gedankens gestellt, indem er die Taten und das traurige Ende des Einigers der sieben Nordprovinzen, Wilhelms von Dranien, zum Gegenstande wählte. Wie Heinsius in seinem berühmtesten Werke, dem *Herodes Infanticida* von 1632, wandelt auch sein Mitstreiter Grotius in Senecas Spuren. Und bald blüht dann auch das Drama in der Landessprache auf: Hoofts spätere Werke, wie der *Geeraerd* van Belsen (1613) und das Martyrerstück *Vaeto* verschmelzen den klassischen Stil mit dem der auf volkstümlicher Überlieferung weiterbauenden Rederikers und stellen das holländische Schauspiel damit auf eine breitere Grundlage. Jost van den Vondel (1587–1679) wird dann der große Meister. Wie Heinsius und Hooft füllt er die klassizistische, an Seneca geschulte Form mit vaterländischem Gehalt. Sein *Palamedes* (1625) gibt im Grunde trotz der griechischen Einkleidung ein Stück hol-

ländischer Zeitgeschichte, und sein *Gijsbrecht van Amstel* (1637) ist eine Fortsetzung des *Geeraerdt*. Er trat zum Katholizismus über und gab 1654 im *Luzifer* sein reifstes Werk, dessen Einfluss man noch in Goethes *Faust* spürt, im Prolog im Himmel. Als Gryphius in Holland weilte, stand Vondel auf der Höhe seines Ruhms. Aber gerade in diese Jahre fällt auch der Umschwung in der niederländischen Dichtung. Mit der Aufführung des *Aran en Titus* des Jan Vos (30. September 1641), dem auch von Shakespeare behandelten *Titus Andronicus*-Stoffe, beginnt die Abkehr von dem gedämpften Maß des klassizistischen Dramas. Das holländische Barock setzt ein und beherrscht bald ganz das Feld. Wie das holländische Theater sich die äußeren Mittel der Jesuitenbühne zu eigen macht, so scheut man nun auch nicht mehr vor Greuel- und Schauer- szenen, vor blutigen und aufpeitschenden Begebenheiten zurück. Man vermeidet es nicht mehr, den Tod auf die Bühne zu bringen. An Vondel knüpft Gryphius unmittelbar an, deutlicher als an irgendeinen anderen; aber die brutalen stofflichen Wirkungen wie bei Vos fehlen bei ihm auch nicht und gehören sogar ganz wesentlich zu seinem Bilde.

Gryphius führt die klassizistische Entwicklung in Deutschland vorläufig zum Ziel. Die dramatische Form Senecas, so wie die Niederländer sie dem Bedürfnis der Zeit entsprechend umgebildet hatten, ist sein wichtigster Ausgangspunkt. Was er von seinen Vorbildern nicht mit übernehmen konnte, war der starke nationale Gehalt. Hier zeigt sich der tragische Unterschied in der geistigen Lage des jungen aufstrebenden Handelsstaates und des ohnmächtigen, geknechteten Deutschland. Und da der Humanismus in Deutschland volksfremd geblieben war, so vermochte Gryphius auch nicht, die Kluft zwischen seinen gelehrten Kunstwillen und der volkstümlichen Überlieferung zu überbrücken. Er schrieb Lese Dramen, nicht aus Absicht, sondern weil er kein Theater hatte. Wohl schwebte ihm das Bild eines Theaters vor, wie es ihm in Amsterdam oder Paris vor Augen getreten war, und der technische Apparat seiner Stücke rechnet fraglos mit den von diesem Theater gegebenen Möglichkeiten. Aber für Aufführung stand ihm eben doch nur das heimische Schulktheater zur Verfügung, das sich zwar durch einen wohlausgebildeten Vortragstil auszeichnete, aber weder darstellerisch noch ausstattungs-technisch seinen Anforderungen zu genügen imstande war. Auf welchem lebendigen Theater, abgesehen von dieser Schulbühne mit ihrem gelehrten Publikum, wären die Tragödien des Gryphius mit ihrer Handlungsarmut, ihren endlosen pomphaften Dialogen möglich gewesen? So wird das Drama jetzt nur sehr in zweiter Linie als dargestelltes Kunstwerk, vielmehr vorzugsweise als schriftstellerische Leistung, als Probe stilistischer Könnens bewertet. Diese Verschiebung des Schwerpunktes zeigt sich schon rein äußerlich in den gelehrten Anmerkungen, die Gryphius seinen Trauerspielen beigibt — wie *Opiß* seiner doch rein als philologische und sprachliche Leistung gedachten Überfetzung der *Trojanerinnen* —, obgleich sie im Verhältnis zu denen Lohensteins noch karg sind.

Von den vorhandenen Bühnenformen kann das Wandertruppen-

theater für Gryphius so gut wie ausgeschaltet werden. Gelegenheit solchen Aufführungen beizuwohnen hatte er natürlich oft genug, aber bestimmt hat diese Kunst die Gestaltung seiner Werke nirgends. Schon rein bühnentechnisch stellen seine Dramen Anforderungen, denen die primitive Bühne der Komödianten auch nicht einmal andeutungsweise genügen konnte. Anders verhielt es sich mit dem holländischen Theater und dem der Jesuiten. Das holländische Theater stand nicht nur literarisch, sondern auch schauspielerisch und ausstattungsstechnisch auf der Höhe der Zeit. Das kleine Land besaß in der 1638 eröffneten Amsterdamer Schauburg eine nationale Bühne, wie sie Lessing noch nach mehr als hundert Jahren seinen Deutschen vergebens wünschen mußte. Hier gab es wie bei den Jesuiten und in der Oper Flugmaschinen, Geistererscheinungen, Zauber- szenen und Allegorien in den Wolken. Mit der Jesuitenkomödie kam Gryphius wohl schon früh in Berührung. Bereits in seiner Glogauer Jugendzeit bot sich dazu reichlich Gelegenheit; in Fraustadt, wo er seinen früheren Lehrer Jakob Rolle als Rektor wiederfand, einen Mann, der selbst Dramen schrieb und mit seinen Schülern Aufführungen veranstaltete, hat Gryphius auf der Schulbühne in größeren Rollen mitgewirkt und 1634 als Preis ein noch erhaltenes Exemplar der *tragoediae sacrae* des Jesuiten Nicolaus Caussin erhalten, dessen *Felicitas* er später übersezte. Praktische Kenntniss des Aufführungsbetriebes erwarb er sich dann wahrscheinlich in Danzig, wo die Jesuiten im benachbarten Neuschottland Aufführungen veranstalteten. In Paris hat er sicherlich den Darbietungen der Jesuitenschüler im Hofe des College Clermont beigewohnt, die sich großen Ansehens erfreuten und die auch der junge König Ludwig XIV. gern besuchte. In Italien stand er mit Jesuiten, wie dem gelehrten Athanasius Kircher, in persönlichen Beziehungen. Endlich kommt auch noch die italienische Oper als Anregung in Frage, die wohl die reichste szenische Prunkentfaltung bot. Am polnischen Hofe, der von Danzig aus leicht zu erreichen war, wurden italienische Opern gegeben; in Paris brachte Mazarin, der 1642 auf Richelieu folgte, die italienische Oper in Aufnahme. In Italien, der Heimat der Oper, wird Gryphius in Florenz und Rom sicherlich Vorstellungen beigewohnt haben, und auch auf den höfischen Saalbühnen der schlesischen Pfasten waren Gastspiele italienischer Sänger, Aufführungen von Opern und Balletten keine Seltenheit. Für seine Singspiele *Majuma* und *Piastus* hatte Gryphius die Opernbühne vor Augen.

Gryphius hat dem deutschen Drama zunächst das Pathos der feierlich gehobenen Rede geschenkt, die ihm weder die bäurisch ungepflegte Sprache der volkstümlichen Dichtung noch die schwunglos nüchterne der korrekten Epikpösie zu geben vermochte. Freilich ist auch hier nur ein Anfang: noch ist das Deutsche trotz Epik keine gebildete und gefüggige Kultursprache, das Ringen mit dem spröden Material führt fürs erste nur zur gedanklichen Bemeisterung und noch nicht zur Durchseelung, und das Streben zum Großartigen und Erhabenen, das bei Gryphius allenthalben spürbar ist, äußert sich noch in gewaltsamen Wortfügungen, in der Häufung sinn-

verwandter Wörter anstatt wirklicher Ausdruckssteigerung. Die Gefahr, die hier drohte, und der schon Gryphius erlag, war der rhetorische Schwulst, das Aufeinandertürmen von wuchtigen „Zentnerworten“, wie sie die Zeitgenossen bewundernd nannten. Hier sind die Anfänge der bombastischen Manier Lohensteins. Eine zweite Gefahr war die Überbetonung der Deklamation, die durch die besonderen Verhältnisse der Schulbühne noch gesteigert wurde; über den schönen Neben vernachlässigte Gryphius die dramatische Handlung in einem Grade, daß die ersten Aufzüge vielfach nur der breiten Auseinanderlegung der Grundsituation dienen und es seinen Stücken an bewegtem Leben, an wirklich dramatischer Spannung bedenklich mangelt, trotz der schon von ihm bedenkenlos in größtem Ausmaße verwendeten stofflichen Reizung durch Grausen und Schauer. Darin lag ja für die Zeit das Wesen der Tragödie, abgesehen von der durch die humanistische Ästhetik geforderten Fürsten- und Heldenphäre.

Doch ist Gryphius keineswegs bloßer Häufel von Schrecknissen wie Lohenstein, sondern all das furchtbare Geschehen steht im Dienste seines eigentümlichen Ethos. Dieses Ethos entspringt seiner tragischen Grundüberzeugung von der Eitelkeit alles Irdischen und gibt somit auch seiner Dramatik das einende Band der Persönlichkeit. Die Vorrede zu der Sammlung seiner Dramen beginnt mit den Worten: „Nachdem unser ganzes Vaterland sich nunmehr in seine eigen Aschen verscharrt und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelt; bin ich geflossen dir die Vergänglichkeit Menschlicher Sachen in gegenwärtigem und etlich folgenden Trauerspielen vorzustellen.“ Die Tragik, die solche Weltverachtung gebietet, ist durchaus passiver Art. Nicht entschlossenes wagemutiges Handeln, sondern unerschüttertes Dulbertum ist das Thema seiner Trauerspiele. Der Nichtigkeit vergänglichen Glanzes gegenüber wird die Wahrung der sittlichen Persönlichkeit als des allein Bleibenden und Wertvollen die Aufgabe. Seine Helden vertreten mit mannhafter Entschlossenheit das christlich-stoische Zugendideal; keine Lockung der Welt kann sie zur Preisgabe ihrer sittlichen Grundsätze bewegen, und sie leiden lieber qualvolle Martern und Todespein, als daß sie ihnen untreu werden. Geht dieser Stoizismus auch zuletzt auf Seneca zurück, der also nicht nur künstlerisches, sondern auch weltanschauliches Vorbild ist, so beherrscht er doch gleichermaßen das Schaffen der Jesuiten und der großen Dramatiker des katholischen Barock, eines Corneille und Calderon. Die Märtyrertagödie, die hier wie bei Gryphius als bevorzugter Typus des Trauerspiels erscheint, dient der Verherrlichung der unerschütterlichen Zughastigkeit und der festen Anhänglichkeit an den wahren Glauben. Bei jenen freilich liegt der Hauptton auf der himmlischen Verklärung des standhaften Dulders, während bei Gryphius, so wenig die Überzeugung von der Belohnung in einem wahren jenseitigen Leben fehlt, doch wieder die gramvolle Düsterteit alles beherrscht. Schlimmer jedoch ist ein anderes. Die Gestalten des Gryphius sind nicht ringende und kämpfende Menschen, sondern fleischgewordene Idee. Wir empfinden nicht mit diesen

Helden, wir sehen nicht, wie sie sich im Kampfe mit sich selbst und dem natürlichen Lebenstribe zur Weltüberwindung und Todesverachtung hinaufkläutern, sondern sie sind gleichsam durch ihre Überzeugung gegen alle Schmerzen gefeit, sie ertragen Tod und Martern mit überlegenem Gleichmut. Diese unnatürliche Gelassenheit nimmt dem Furchtbaren, was über sie hereinbricht, ein gutes Stück seiner erschütternden Wirkung. Gryphius vermag noch keine Charaktere zu gestalten: der Einzelne ist Verkörperung der Eigenschaft, die er in dem Ideenwiderstreit zu vertreten hat. Wie die meisten Stücke von Gryphius Märtyrertragödien sind, so sind sie zugleich Tyrannendramen: die schrankenlose Willkür des Gewaltherrschers ist die furchtbare Gegenmacht, an der der Held zerschellt und die er nur innerlich durch seine sittliche Unererschütterlichkeit überwindet, während jener der äußere Sieger bleibt. Beides hat seine Wurzel in Drama des Seneca, und beides findet sich auch in den zeitgenössischen Jesuitenstücken.

In der äußeren Form schließt sich Gryphius getreu den Holländern an. Er übernimmt von ihnen zunächst die Gliederung in fünf Akte ohne Unterabteilungen. Nur der *Leo Armenius*, der nach einem Jesuitenstücke gearbeitet ist, weist eine Einteilung in Szenen auf, die hier Eingänge genannt werden. Gleich den Holländern nimmt er von Seneca den Chor herüber und nennt ihn wie jene *Reyen*. Der Chor ist im deutschen Trauerspiel je länger je mehr zu einem lästigen und unorganischen Bestandteil des Ganzen geworden, während Corneille die klassische Tragödie der Franzosen von ihm befreite, wodurch sie sofort größere Beweglichkeit und Lebensfähigkeit gewann. Bei Gryphius jedoch hat der Chor noch eine tiefere Aufgabe zu erfüllen und dient nicht lediglich der Füllung der Zwischenakte. Er soll die Idee des Stückes zu letzter Verdeutlichung bringen, den Zuschauer anleiten, Personen und Vorgänge unter dem weltanschaulichen Blickpunkte des Dichters zu sehen. Nur im *Leo Armenius* wächst der Chor noch unmittelbar aus den szenischen Vorgängen heraus; doch wird er bereits hier nicht stets von denselben Personen gebildet. In den späteren Werken schließen sich die *Reyen* zu einer geistigen Einheit zusammen und treten der Handlung selbständig gegenüber, ähnlich wie in den Jesuitenstücken neben der eigentlichen Fabel eine erläuternde Parallelhandlung einhergeht. Wie bei den Jesuiten ziehen auch häufig allegorische Figuren in die Chöre ein; so in der *Katharina* die Tugenden, der Tod und die Liebe, im *Cardenio* die Zeit, der Mensch und die vier Jahreszeiten als Sinnbild der verschiedenen Lebensalter. So ist der Chor als Träger des tieferen Sinnes bei Gryphius noch innerlich berechtigt. Erst bei *Lohenstein* lösen sich die *Reyen* ganz aus dem Zusammenhange los und unterbrechen ihn als selbständige effektvolle Prunkaufzüge. Die Geistererscheinungen, die Gryphius gleichfalls bei seinen Vorbildern vorfand, werden ihm zum unentbehrlichen dramatischen Mittel, um erhabene Jenseitschauer zu erwecken. Er selbst glaubte fest an Geister und Gespenster; er hat sich viel mit den Geheimwissenschaften beschäftigt, darin ganz ein Kind seiner Zeit: er hat über Chiromantik geschrieben und Hofmanswalbau erwähnt wiederholt einen Gryphischen Traktat *de spectris*, den er in Händen gehabt

habe. Die Gespenster seiner Trauerspiele sind gottgesandte Boten aus dem Jenseits; sie haben die Aufgabe, den Menschen die Sündhaftigkeit ihres Tuns vor Augen zu stellen oder die sie erwartenden Strafen vorherzuverkündigen. Die drei Einheiten werden in der üblichen Weise beobachtet: die Handlung muß sich innerhalb von vierundzwanzig Stunden abrollen, und die Schaulplätze werden so gewählt, daß sie in der zur Verfügung stehenden Zeit erreicht werden können. Am meisten gefährdet ist noch die wichtigste Einheit, die der Handlung; nicht aus einer besonderen Vorliebe für Nebenhandlungen, sondern infolge der geringen Fähigkeit des Gryphius zu dramatischer Konzentration und Verdichtung. In dem Spätwerk *Papinian*, dem überladesten, wird das Schicksal des Helden auf lange Strecken von den Geschehnissen in der kaiserlichen Familie geradezu verdeckt. Der Alexandriner wird als das Versmaß der hohen Dichtung beibehalten, abgesehen natürlich von den Reyen, die künstlichere Bildungen aufweisen. Doch ist die barocke Erschütterung des klassischen Gleichmaßes im Drama des Gryphius ebenso fühlbar wie in seiner Lyrik: vorübergehende Unterbrechungen durch andere Rhythmen sind keine Seltenheit, die in Augenblicken stärkerer Erregung mit Vorliebe angewandte Verteilung eines Verses auf drei, vier oder fünf Personen sprengt das einheitliche Versgefüge, und die scheinbar regellos herausgeschleuderten Versesken lassen das in Wahrheit korrekt durchgeführte Metrum kaum noch erkennen. Die durchweg antithetisch geführte Stichomythie wird bei Gryphius als bevorzugte Form spitzfindigen Wortkampfes schon geradezu zur Manier und bleibt weiterhin ein typisches Stilmerkmal des barocken Dramas.

Das erste Trauerspiel des Gryphius ist der „*Leo Armenius*“ (1646), zu dem ihm ein gleichnamiges Stück des Jesuiten Josef Simon die Vorlage bot. Er war sich voll bewußt, welchen Schritt er damit tat. Das ganze stolze und überlegene Selbstbewußtsein des ersten deutschen originalen Kunstdramatikers gegenüber den bloßen Sprachkännern, Übersetzern und Nachmachern vom Schlage eines Opik kommt zum Ausdruck, wenn er in der Vorrede mit deutlicher Spitze erklärt: „Ein ander mag von der Ausländer Erfindungen den Namen wegreißen und den seinen darvorsetzen!“ und von seinem Leo sagt, daß er, „da er nicht von dem Sophokles oder dem Seneca aufgesetzt, doch unser ist.“ Nicht eine unterhaltsame Liebesgeschichte will er geben — er wendet sich gegen die den Alten unbekannte „Kekerei, als könnte kein Trauerspiel sonder Liebe und Duhlerei vollkommen sein“ —, sondern seine Lehre von der Vergänglichkeit der irdischen Dinge predigen, dargestellt an dem jähen Sturze von der Höhe irdischer Macht und Herrlichkeit. Er wählt eine byzantinische Palastrevolution aus dem Jahre 820; die Geschichtsschreiber Zedrenus und Zonaras waren seine Quellen. Der Kaiser Leo wird durch seinen Feldhauptmann Michael Valbus aus dem Wege geräumt; ein Opfer seiner Schwäche und Langmut, denn er hat die Verschwörung entdeckt und den Valbus gefangengesetzt, aber auf Bitten seiner Gemahlin Theodosia die Strafe verschoben. Leo ist noch nicht der Typus des unschuldig Leidenden,

den Gryphius später bevorzugt; er hat selbst Bluttaten auf sich geladen, die ihm von dem Geiste des Patriarchen Parafius von Konstantinopel im Schlafe vorgehalten werden. Nicht das Gegenspiel irdisch-triebhafter und weltüberlegen-sittlicher Menschen beherrscht die Handlung, sondern der stete Wechsel des menschlichen Glückes. Schon in diesem Erstlingswerk ist es die Sprache, die das Ganze trägt. Sie hat durch Gryphius eine ganz neue Ausdrucksgewalt bekommen, und er verwendet sie mit besonderem Glück, wo es gilt, Grausen und Schauer zu erregen, so bei den Ausbrüchen des von Gewissensqualen gefolterten Kaisers, bei den ekstatischen Reden der wahnsinnig gewordenen Theodosia am Schlusse und bei der Verschwörung des „höllischen Geistes“ im vierten Aufzuge durch den Zauberer Jamblichus, den die Verschworenen aufgesucht haben, um durch ihn den Ausgang ihres Unternehmens zu erfahren.

„Katharina von Georgien oder Bewährte Beständigkeit“ (1647) ist nun das ausgesprochene christliche Märtyrerdrama. Die schöne gefangene Fürstin weist die Werbung des siegreichen Perserschaß Abbas trotz aller Marter- und Todesdrohungen zurück, weil er schon mehrere Frauen hat und sie durch Erfüllung seiner Forderung ihre christliche Tugendpflicht verletzen würde. Von einem wirklich dramatischen Konflikt, von einem seelischen Ringen ist keine Rede, so viel Gelegenheit dazu sich auch ungezwungen böte; es ist einfach der nackte materielle Kampf zwischen der ruchlosen Rachsucht des Verschmähten und unbewegter Tugend und Keuschheit. Doch die Sprache ist wieder von vielfach ergreifender Schönheit und Eindringlichkeit, besonders in Katharinas großen Reden, wenn man auch viel unwesentliches Geschichtswissen mit einer ermüdenden Fülle von Namen und Geschehnissen über sich ergehen lassen muß. Mit einem vollen dunklen Akkord klingt das Werk aus, wenn der Tyrann, nachdem ihm der Geist des unschuldigen Opfers erschienen ist und schmählischen Untergang geweissagt hat, in bitterer Reue in die Worte ausbricht:

„Recht so! Prinzessin! recht! greif unsern Siegkranz an,
Befriege Persens Ruh! reiß was uns schützen kann
Mit starker Faust hinweg. Laß nun du, schon erblicken,
Den wackern Hochmut aus, dem Abbas oft gewichen.
Laß auf dem Brandaltar, dem Schauplatz deiner Pein,
Zu lindern deinen Grimm uns selbst das Opfer sein.
Doch ist wohl herber Rach und die kann mehr betrüben,
Als daß Wir, Feindin, dich auch tot stets müssen lieben.“

Und prachtvoll ist im Eingange mit seinen wechselvollen, ganz auf den Ausdruck gestellten Rhythmen der Prolog der Ewigkeit, der mit Worten, die deutlich an eines der Vergänglichkeitssonette des Dichters anklingen, die Eitelkeit der Welt verkündet und ihr die wahren, ewigen Werte gegenüberstellt. Ganz auffallend sind die zahlreichen Ähnlichkeiten des Werkes mit Schillers „Maria Stuart“, die eine unbewusste Nachwirkung des älteren Trauerspiels nicht unwahrscheinlich machen.

Mit der „Ermordeten Majestät oder Carolus Stuardus, König von Großbritannien“ (1649) ergriff Gryphius einen Stoff seiner Gegenwart. Die vielbewunderte Kühnheit dieses Schrittes erscheint weniger groß, wenn man sich vor Augen hält, daß schon Aeschylus in den „Persern“ und Seneca in der „Octavia“ Beispiele dramatischer Verwertung von Zeitereignissen gegeben hatten, daß des Gryphius Zeitgenosse Rist einen „Gustav Adolf“ und „Wallenstein“ schrieb und daß vor allem seine maßgebenden Vorbilder, die Holländer, oft und gern die Gegenwartsverhältnisse ihres Landes in ihren Stücken behandelten. Vondel hat auch eine „Maria Stuart“ geschrieben, die auf das Werk des Gryphius nicht ohne Nachwirkung blieb; unter anderm läßt er den Geist der unglücklichen Schottenkönigin ihrem todbedrohten Enkel erscheinen. Das Trauerspiel, auf Grund von Parteischriften für den König unmittelbar nach Karls Hinrichtung entstanden, entsprang der Erbitterung des überzeugten Monarchisten gegen revolutionäres Empöbertum. Es empfängt seinen Antrieb von dieser politischen Parteinahme in einem die Gemüter noch frisch erregenden Falle und mußte daher auf die Zeitgenossen ungleich stärker wirken als der im Handlungskern verwandte Leo Armenius. Auch König Karl dient dem Gryphius als weltgeschichtliches Beispiel tugendhaften passiven Heldentums; er ist der Märtyrer einer guten politischen Sache, der der irdischen Gewalt der Bösen erliegt. Worum es in diesem Kampfe ging, ist aus dem Stücke nicht zu ersehen; Cromwell ist einfach der rücksichtslose brutale Bösewicht und Königsmörder, mit allen widerwärtigen Zügen des rohen Gewaltmenschen. Karl aber ist der weltüberlegene, erhabene Dulder, der überwunden hat und dem Tode mit Fassung, ja mit Freude entgegensteht. Die Handlung ist diesmal besonders ärmlich: wir erleben nur noch die letzten Stunden des zum Tode Verurteilten, nicht mehr seinen Kampf um Thron und Reich; eine bescheidene dramatische Bewegung wird nur hineingebracht durch einen verspäteten und von vornherein aussichtslosen Befreiungsversuch seiner Anhänger. Auch in diesem Gegenwartsstücke fehlen die Geistererscheinungen so wenig wie die Rehen. Gryphius hat nach dem Sturze Cromwells das Werk noch einmal überarbeitet und dem König in einem Traumgesicht die Vergeltung an den Mördern prophetisch vorhervorverkünden lassen.

Von ungewöhnlicher Ausdehnung ist des Gryphius letztes Trauerspiel „Großmütiger Rechtsgelehrter oder Sterbender Amilius Paulus Papinianus“ (1659). Die Handlung ist hier gehäuft bis zur völligen Unübersichtlichkeit. Auch dieses Stück ist ein Märtyrerdrama. Es zeigt, wie der rechtlich Denkende inmitten einer lasterhaften Welt mit Notwendigkeit zugrunde gehen muß. Der berühmte Rechtsgelehrte soll durch das Gewicht seiner untadeligen Persönlichkeit den Mord, den Kaiser Vassianus Caracalla an seinem Bruder Geta begangen hat, als Recht erscheinen lassen; doch weigert er sich, das Opfer seiner Überzeugung zu bringen und läßt lieber sich und seinen kleinen Sohn in grausamster Weise abschlachten. In der Gestalt des Papinian macht Gryphius so etwas wie einen Ansatz zu gestufterer Charakteristik: er wird nicht von vornherein als der unent-

wegte Jugendheld eingeführt, sondern der höfisch gewandte Mann hält sich von den Weltthändeln zurück und hütet sich, Partei zu ergreifen, so daß die Leute lange nicht wissen, ob sie ihn zur Partei Getas oder Bassians zählen sollen. Er ist der stoische Weise, der die stille Beschaulichkeit des Gelehrtenlebens der Unruhe und Untreue des Hofes vorzieht. Eine Nebenhandlung drängt sich ungebührlich vor: die Rache der Kaiserinmutter Julia an Getas Mörder oder vielmehr an dem Hezer Laetus, der Bassian zu der schändlichen Tat angetrieben hat. Auffallend ist die fortschreitende Entwicklung von klassischer Zurückhaltung zu barockem Zur-Schau-Stellen des Gräßlichen in der Tragödienreihe des Gryphius. Die Ermordung des Kaisers Leo wird noch, und sogar abweichend von der Vorlage, durch einen Boten berichtet; auch der Anblick der Qualen der gefolterten Katharina bleibt dem Zuschauer noch erspart, so eindringlich sie auch geschildert werden, doch stirbt sie auf der Bühne. Die Hinrichtung Karls von England dagegen wird auf dem Theater dargestellt, und im Papinian häufen sich die vorgeschriebenen Greuel: die Erdrosselung Getas, die Rache Juliens, die Laetus das Herz ausreißt, endlich Martern und Ermordung Papinians und seines Sohnes. So läßt sich an dem Werke des Gryphius die zunehmende Verrohung des öffentlichen Geschnades gleichsam mit Händen greifen. Und noch in einem andern Punkte erscheint der Papinian als eine Brücke zu Lohenstein. Die stoische Unbewegtheit der Gryphius'schen Helden in Leiden und Tod erscheint zwar als menschlich unwahr und der lebendigen künstlerischen Wirkung zuwider, kann aber immerhin durch die überwaltende sittliche Idee und den Geist der die Barockdichtung beherrschenden Moralphilosophie in gewissem Sinne als gerechtfertigt gelten. Wenn aber auch das verruchte Scheusal Laetus Martern und Tod mit der gleichen gelassenen Seelenruhe hinnimmt, so ist das nur noch ein krasser Effekt, ein Bravourstück ohne tieferen Sinn. Derartiges wird dann bei den Nachfolgern die Regel. Der Papinian wurde noch im Jahre seines Erscheinens von den Schülern des Elisabethgymnasiums zur Aufführung gebracht. Die greuelreiche Handlung machte ihn aber auch, wohl sehr gegen die Absicht seines Verfassers, zu einem Zugstück der Wanderbühne. Von 1677 bis 1745 sind neun Aufführungen bekannt. Eine Bearbeitung aus dem Jahre 1710 ist erhalten; sie stammt wahrscheinlich von C. L. Hoffmann, einem ehemaligen Studenten und Gemahl der Prinzipalin der Merseburger Schauspielergesellschaft, Sophie Julie Elenfon. Die umfangreiche Handlung ist stark gekürzt, der Vers natürlich in Prosa aufgelöst, und endlich sind komische Szenen eingefügt, die aber auf den Gang des Tragödiengeschehens ohne Einfluß bleiben. Auch der Leo Armenius ist in den Spielplan der Komödianten übergegangen; und zwar spielte ihn die letzte englische Truppe unter Joris Jolliphus schon 1651 in Köln und Frankfurt.

Außer der Reihe erscheint „Cardenio und Celinde“, 1647 entstanden. Das Stück steht in seiner Zeit völlig vereinzelt da und weist von allen Dramen des Gryphius zweifellos am weitesten in die Zukunft. Sein eigener Schöpfer war sich freilich selber nicht bewußt, daß er hier Neuland

erschlossen hatte; er nannte es „eine Torheit Freunden zu Gefallen“ und hat es seinen andern Tragödien nicht gleich geachtet. Auch von einer Einwirkung auf das Schaffen der Zeitgenossen ist nichts zu verspüren. Erst eine viel spätere Zeit lernte den Reiz des Cardenio würdigen. Arnim, Immermann und Peter Cornelius sowie neuerdings Adolf Bartels und Franz Dülberg versuchten sich an Neugestaltungen des Stoffes. Gryphius verläßt hier zum ersten und einzigen Male in der hohen Tragödie das heroische Reich. Der Cardenio ist ein „bürgerliches Trauerspiel“ wider alle Schulregel. Der Dichter hielt es für angebracht, sich in der Vorrede bei dem „großgünstigen und hochgeehrten Leser“ dieserhalb zu entschuldigen: er habe die dem Stücke zugrunde liegende Fabel, die ihm in Italien als eine wahre Begebenheit berichtet worden sei — sie entstammt aber der spanischen Novelle „Die Macht der Enttäuschung“ von Montalvan, die Cialdini 1628 italienisch bearbeitet hatte — in Amsterdam auf dem Heimwege von einem Bankett Freunden zum Besten gegeben; unter dem Eindruck der düsteren Nachtstimmung sei die Wirkung auf die Zuhörer sehr stark gewesen, und man habe ihn bestrimmt, das Ereignis schriftlich abzufassen. Er habe sich dem Verlangen nicht entziehen können, nur sei aus der geplanten Erzählung ein Trauerspiel geworden. Freilich seien die Personen für ein solches fast zu niedrig, doch habe er an dem Stoffe nichts ändern wollen. Es war ein wichtiger prinzipieller Schritt, wenn ihn auch das strenge Humanistengewissen des Gryphius nicht gut heißen wollte. Vielleicht noch bedeutsamer aber als diese äußere Durchbrechung des überlieferten Tragödienrahmens war, daß hier, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln, Mächte des Gefühls und der Leidenschaft in Bewegung gesetzt wurden. Kein nackter, platt hinggelegter Moralsatz, kein bloßes Gegeneinander von Prinzipien und Überzeugungen, sondern ein seelischer Ablauf. „Mein Vorsatz ist zweierlei Liebe: Eine keusche, sittsame und doch inbrünstige in Olympien, eine rasende, tolle und verzweifelnde in Celinden abzubilden.“ Die Hauptpersonen machen eine innere Entwicklung durch: sie läutern sich von ungeordneter und gesekwidriger Leidenschaft zu frommem Verzicht. Die üblichen Blut- und Mordgreuel fehlen ganz. Die Tragik wird allein vom seelischen Erleben bestritten. Die Geistererscheinungen, sonst nur Sprachrohr höherer Mächte, greifen diesmal entscheidend in die Handlung ein; sie bewirken Cardenios und Celindens innerekehr. Dem Cardenio, der nach der tugendhaften Olympia Begier trägt und das Hindernis der Vereinigung mit ihm, den Gatten Eysander, aus dem Wege räumen will, gesellt sich ein Gespenst in Olympias Gestalt und verwandelt sich, als er sich dem Ziele schon ganz nahe glaubt, in ein drohendes Totengerippe. Und der Celinde, die auf den Rat einer alten Here sich nachts in das Grabgewölbe schleicht, um dem Leichnam ihres ersten Liebhabers das Herz auszuschnneiden und durch dieses Zaubermittel die verlorene Liebe Cardenios wiederzugewinnen, erscheint der Geist des Toten und bringt sie auf den rechten Weg. Das Ergebnis ist auch hier wieder die Erkenntnis der Eitelkeit irdischen Genusses. In den Schlusszeilen spricht Cardenio den Sinn des Trauerspiels aus:

„Wer hier recht leben will und jene Kron erwerben,
Die uns das Leben gibt, denk jede Stund ans Sterben.“

Die Sprache fällt auf durch ihre ungewöhnliche Schlichtheit und den Verzicht auf den Schwulst der großen Gebärde. Gryphius wollte die Rede-weise seiner Personen ihrem geringeren Stande anpassen und gab ihr deshalb größere Natürlichkeit. Im dramatischen Aufbau ist das Werk ebenso umgewandt wie die andern. Die ersten Aufzüge werden mit breiten Erzählungen der Vorgeschichte ausgefüllt. Die analytische Technik war für das deutsche Drama noch nicht entdeckt.

Zu den selbständigen Tragödien gesellen sich noch einige Überfetzungen. Zunächst die schon genannte der „*Felicitas*“ des Jesuiten Caussin als „*Beständige Mutter*“. Ein christliches Martyrerdrama: die Heldin muß mit eigenen Augen mitansehen, wie ihre sieben Söhne um des wahren Glaubens willen hingeschlachtet werden. Ihr unverzagter starrer Sinn ist von unmenschlicher Erhabenheit. Dann die „*Gibeoniter*“ Vondels, ein düsterer alttestamentlicher Stoff aus der Zeit des Königs David, wobei das Blut ebenfalls in Strömen fließt. Zufällige Gelegenheitsarbeiten sind die Freuden- und Gefangenspiele. Sie setzen die Tradition der Opitzischen Opernlibretti fort, ohne viel eigene Züge. Die „*Majuma*“, ein anmutiges Götter- und Nymphengetändel, mündet aus in ein Lob des Erzhauses Habsburg. Sie entstand 1653 aus Anlaß der Krönung Ferdinands IV., des frühverstorbenen älteren Bruders des späteren Kaisers Leopold, zum römischen König. Das Singspiel „*Piafius*“, zur Hochzeit Christians von Liegnitz geschrieben, dient der Verherrlichung des Abnherrn des herzoglichen Hauses. Es ist beachtenswert als ein Griff in die sagenhafte polnische Vorzeit Schlesiens. Vielleicht hätte Gryphius bei längerem Leben dieses Feld noch weiter angebaut, nachdem seine Teilnahme einmal geweckt war. In seinem Nachlasse fanden sich Bruchstücke eines Dramas über die heilige Hedwig und Herzog Heinrich II., die aber nicht erhalten sind. Ein Stück aus der älteren deutschen Geschichte, Heinrich der Vogler, blieb gleichfalls unvollendet. Zur Übung in der Komödienteknik überfetzte er die „*Balia*“ des Italieners Girolamo Razzi als „*Die Seugamme*“, ein echtes Renaissanceintriguenspiel mit Verwechslungen und Verkleidungen. In seinen letzten Jahren entstand dann noch der „*Schwer-mende Schäfer*“ nach dem „*Berger extravagant*“ des Thomas Corneille, eine bestellte Arbeit auf Wunsch eines hohen Herrn. Gryphius macht in der Vorrede kein Hehl daraus, daß er bei solchen Überfetzungsarbeiten nicht mehr mit dem Herzen dabei war.

Seine eigenen Lustspiele haben ein weit zäheres Leben bewiesen als die Tragödien. Sie fallen mit einer Ausnahme in die Zeit nach dem Papinian, und man mag daraus entnehmen, daß sein dunkler Pessimismus sich schließlich in das überlegene Lachen über die Torheit der Welt löste. Die Komödien zeigen den Weg, auf dem Gryphius den deutschen Bühnenbetrieb den Gebildeten hätte zurückgewinnen können: durch die Schöpfung eines nationalen Volksstücks. Die schlesischen Schultheater und die fürst-

lichen Liebhaberbühnen waren freilich viel zu abgeschlossene aristokratische Gebilde, um für die Masse in Betracht zu kommen. Mit den Trauerspielen sind die Komödien weder an Größe des Wurfes noch an geistigem Gehalt und Strenge des künstlerischen Willens auch nur entfernt zu vergleichen. Ihre stärkere Lebenskraft stammt überhaupt nicht aus dem humanistischen Bereich, sondern ist Erbe des 16. Jahrhunderts. An Sittenschilderungen aus dem Volksleben ist die Dramatik des Reformationsjahrhunderts überreich, und sie waren ja selbst in das geistliche Schuldrama eingedrungen. Auch Gryphius hatte den Blick für das Volkstum und eine gute Kenntnis von dessen charakteristischer Eigenart. Aber der Blickpunkt hat sich geändert. Die Lustspiele sind nicht, wie beim echten heiteren Volksstück, Erzeugnisse fröhlicher Laune, der Freude an der kraftvollen unverbrauchten Menschenart der einfachen Stände. Der gelehrte Humanist spottet über die Roheit und Unwissenheit der Ungebildeten, über ihr fleghaftes Benehmen, über ihre Mißhandlung der gebildeten Sprache, die sein höchster Stolz ist. Er läßt sie reden wie im Leben, sicher nicht um damit naturalistische Grundsätze zu verwirklichen, sondern weil ihre unverfälschte Naturhaftigkeit das dünnliche Gelächter der Gebildeten weckt und ihnen die eigene Überlegenheit zum Bewußtsein kommen läßt. Darum verzichtet er auch meist auf den Vers, mit dem solche Wirkungen nur sehr unvollkommen zu erzielen gewesen wären.

Das früheste dieser Stücke, „Absurda comica oder Herr Peter Squenz“ (1657), bringt den Stoff des Rülpelspiels aus Shakespeares Sommernachts Traum, aber ohne die romantisch traumhafte Elfenhandlung, die als Gegensatz einer höheren und freieren Welt zu handfester Bürgerlichkeit der berben Posse erst den tieferen Sinn gibt. Die überlegene Gegenüberstellung eines reichen gelösten und eines engen und dürftigen Seelentums fällt fort; was übrig bleibt, ist der billige Spott des Humanisten über klobige Unbildung. Ob Gryphius Shakespeares Komödie gekannt hat, ist eine offene Frage; damals hatten die Wandertruppen Shakespeare längst auf dem Spielplan, wenn auch in arger Verballhornung, und er hätte wohl Gelegenheit finden können, den Sommernachts Traum zu sehen. Jedenfalls beruft er sich nur auf den Altdorfer Professor Daniel Schwenter als seinen Vorgänger, der das Rülpelstück in eigener Bearbeitung hatte aufführen lassen. Der Peter Squenz ist eine recht grobe Parodie auf das Meisterfingerwesen und den handwerkerlichen Theaterbetrieb mit seinen armseligen Mitteln und seinen ungeschickten Knittelversen. Hans Sachs wird namentlich genannt. Er ist für Gryphius nur eine vornehm belächelte Figur aus einem barbarischen Zeitalter, ehe die Sonne der neuen Kunst aufgegangen war. Die Verse des von den Handwerkern aufgeführten Pyramusspiels sind übertreibende unmögliche Verzerrung.

1660 ließ Gryphius zur Feier der Hochzeit des Brieger Herzogs Georg III. mit der rheinischen Pfalzgräfin Elisabeth Marie Charlotte in Glogau außer den Gesangspielen *Majuma* und *Piaßus* ein Doppellustspiel aufführen: „Das verliebte Gespenst“ und „Die geliebte Dornrose“. Das

eine ein „vornehmes“ Verlustspiel in Alexandrinern, mit melodramatischen Musikeinlagen, das andere ein Bauernstück in der niederländischen Mundart um Glogau. Zum ersten Male wurde in Schlesien die Redeweise des heimischen Landvolkes in solchem Umfange verwendet. Beide Stücke sind in der Weise ineinandergeschoben, daß die vier Aufzüge der Bauernposse nach denen des Verstüekes gespielt werden; den Beschluß macht dann ein gemeinsamer Rehen der Verliebten des Gesangsstückes und der Bauern, der die Freuden der Liebe feiert und in eine Verherrlichung des fürstlichen Brautpaares ausklingt. Die Form eines solchen „Mischspiels“ aus zwei verschiedenen Bestandteilen ist eine italienische Erfindung, der man auch anderwärts begegnet. „Das verliebte Gespenst“ geht auf eine gerade damals (1658) erschienene Komödie des Franzosen Quinault, „Le phantôme amoureux“, zurück. Der Gespensterpfuf, von dem geistergläubigen Gryphius so oft als schaurige Wahrheit vorgeführt, wird hier zum Mittel heiterer Täuschung. Sulpicius liebt die schöne Cornelia und ihre Mutter liebt ihn, und ein zauberkräftiges Bannwerk soll ihn für sie entflammen. Da ist aber noch ein Freund, der die Mutter erringen möchte; und die beiden führen nun eine lustige Komödie auf: der angeblich an dem Genuß der Speise gestorbene Sulpicius gewinnt als Gespenst die Hand der Tochter, und der Freund darf die Mutter heimführen. Das Stückchen ist leichter und flüssiger als es sonst die Art des Gryphius ist, und hier trifft er ausnahmsweise auch einmal den galanten Ton. Das bäuerliche Scherzspiel lebt natürlich in wesentlichen Teilen von den Elementen, die vom Wesen dieser Gattung untrennbar schienen, den Rüpeleien und Unflätereien, und der heimische Schaks an Flüchen und Schimpfreden wird ausgiebig verwertet. Aber es ist doch ein ziemlich getreues Bild ländlichen schlesischen Lebens geworden; nicht nur die flegelhafte Lümmelei, auch die ungeschlachte Treuherzigkeit ist mit ungewöhnlicher Liebe behandelt. Das Ganze hat etwas von der erdhafte Realistik altniederländischer Bilder aus dem Volksleben, und die frassenhafte Verzerrung, in der Gryphius diese Sphäre sonst zu sehen liebt, tritt mehr zurück. Vondels „Leeuwendalers“, durch die sich der Dichter verschiedentlich anregen ließ, haben wohl das Hauptverdienst daran. Tochter und Neffe zweier verfeindeter Bauern lieben sich; die Alten wollen nicht in die Ehe willigen, und die Aussichten für die Liebenden stehen schlecht. Aber am Ende erringt der brave Greger Kornblume doch seine Lise Dornrose, nachdem er sie gerettet hat vor der Vergewaltigung durch einen rohen abgedankten Kriegsknecht, der sie mit Hilfe einer alten Kupplerin in seinen Besitz bringen will. Der Dorfrichter Wilhelm von hohen Sinnen bringt am Schlusse die streitenden Nachbarn durch die drohende Aussicht auf empfindliche Strafen rasch zu friedlicher Verständigung. Es ist ein feiner Zug, daß Gryphius die Dornrose, die als fein und zierlich geschildert wird, durch eine leider nur bisweilen allzu gespreizte hochdeutsche Redeweise aus dem übrigen Landvolk heraushebt. Noch viel geschraubter spricht der pedantische Dorfrichter, der auch gern mit Fremdwörtern glänzt und sie natürlich verunstaltet. So gering das innere Gewicht des harmlosen

Werkchens ist, so wäre es doch als volkstümlicher Barockleckerbissen auch heute noch auf dem Theater durchaus möglich.

Das letzte der Scherzspiele, „Horribilicribrifax oder Wehlende Liehaber“ (1663) ist ein Virtuosenstück des vielseitigen Sprachkenners. Der unsterbliche miles gloriosus feiert hier gleich in zwei Prachteremplaren fröhliche Urständ, den Hauptleuten Don Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wüsthäusen und Don Daradiridatumtarides Windbrecher von Tausendmord, Erbherr in und zu Windloch. Die beiden Prahlhänse, die sich gegeneinander ihrer ruhmwürdigen und weltbekannten Heldentaten rühmen und doch nicht gegeneinander anzugehen wagen, zeigen das alte Motiv sehr glücklich auf die abenteuernden entlassenen Offiziere des Dreißigjährigen Krieges übertragen, die nach dem Frieden mit einem Schlage zu recht kläglichen Existenzen herabsanken. Die kulturhistorische Ausbeute des Stückes ist überhaupt reich: neben allerhand allgemeiner verbreiteten Typen der Zeit fallen besonders die beiden verarmten Edelfrauen mit ihren Töchtern ins Auge, der dünkelfaften und der keusch bescheidenen, als Angehörige der durch den Krieg heruntergekommenen und in Armut gestürzten Gesellschaftsschicht. Der Hauptspatz des Stückes aber, nur dem Sprachkundigen recht zugänglich, liegt wieder im Sprachlichen. Der Kampf der Dpis und Logau gegen die Welscherei wird hier mit den Mitteln der heiteren Muse weitergeführt. Riesen jene das nationale und literarische Ehrgefühl gegen das Modelaster auf, so wird es im Horribilicribrifax ohne alle Polemik einfach zu Tode gelacht. Nicht weniger als sechs fremde Sprachen werden aufgeboten. Da sind zunächst die beiden bramarbasierenden Kapitäne selbst mit ihren Dienern, die sich höchst pomphaft Don Cacciadiavolo und Don Diego nennen, in deren Reden französische, italienische und spanische Brocken durcheinanderwirbeln — die Sprachen der Kavaliervelt und der abenteuernden Landsknechte. Dann die Sprachen des dünkelfaften Gelehrtentums, Latein und Griechisch, die der gravitatisch einherstolzierende verliebte Pedant Sempronius, „ein alter verdorbener Dorfschulmeister von großer Einbildung“, wichtiguerisch auch den ungebildtesten alten Weiblein gegenüber in der trivialsten Unterhaltung anbringt — natürlich versteht eine Person wie die alte Kupplerin Cyrilla statt des Fremdwortes immer ein ähnlich klingendes deutsches und zwar meistens etwas Unflätiges. Und endlich produziert sich der Rabbi Maschar mit einem deutsch-hebräischen Kauderwelsch. Es ist ein tolles und belustigendes Durcheinander; freilich nützt sich der Witz durch die stetige Wiederholung ab und wird schließlich schal. In kaum einem andern Stück schwelgt Gryphius so beharrlich in possenhafter Verfrakung des Lebens; nirgends sonst auch macht sich der überwiegend gelehrte Grundzug seiner Komik so stark geltend. Man vergift darüber fast, daß der Horribilicribrifax daneben auch noch so etwas wie ein Kulturbild sein soll, und kein sehr erfreuliches.

Gryphius hat von allen schlesischen Barockdichtern die größte seelische Reichweite. Seine Lyrik ist als einzige bis auf Günther schon zum großen Teil Persönlichkeitsausdruck im modernen Sinne, in ihrem Weltan-

schaungsgehalt der lebensverneinenden Weltanschauung der Mystiker schon ganz nahe verwandt, wenn Gryphius auch — zum mindesten vor der Welt — den letzten Schritt, den zur *unio mystica*, nicht tut; seine Dramen umfassen das dem Deutschen der Barockzeit zugängliche Bereich, vom feierlichen Pathos der großen Tragödie und den Ansätzen zu der Problematik seelischer Konflikte bis zum groben Pöbelspaß. Unmittelbar wegweisend wurde er für die Folgezeit hauptsächlich im Trauerspiel und im besonderen auch in dessen sprachlicher Formung. Mit ihm nimmt der „Schwulst“ unleugbar seinen Anfang. Was bei ihm aus der Not geboren war, aus dem heißen Bemühen, mit unzulänglichen Mitteln tiefe und großartige Eindrücke zu erzielen, die Schauer einer am Diesseits enttäuschten Seele in düsterische Gebilde zu bannen, das wird seinen Nachfolgern zum wohlfeilen Handwerkszeug stofflicher und rhetorischer Sensation. Lohenstein und Hallmann sind in allem folgerichtig und in der Kunstfertigkeit sogar noch überlegene Nachfolger des Gryphius; das eine ausgenommen, daß ihnen die sittliche Idee fehlt, die seine Gewalttätigkeiten begründet und rechtfertigt.

IV

Die Mystik von Franckenberg bis Kuhlmann.

Gryphius war eine tiefreligiöse Natur, die mitten im Weltstreben stand und es als schal und eitel empfand. Das Jenseits bot sich seinem Auge als eine ferne Hoffnung dar. Aber sein Weltbild ist vom Dunkel des Todes überschattet. So nahe ihn seine Weltentwertung den Mystikern stellt, in dem entscheidenden Punkte wird die Grenze deutlich. Der Mystiker lebt auf Erden schon in Gott. Er ist selig und der Welt abgestorben schon bei lebendigem Leibe. Die Sinnenwelt in ihrer Vergänglichkeit und Qual wird ihm nicht Gegenstand feindlichen Hasses oder leidvoller Trauer; er läßt sie in wesenlosem Scheine tief unter sich.

Die schlesische Mystik des Barock ist wie die der Zeit überhaupt aus der religiösen Laienbewegung des 16. Jahrhunderts mit ihrer Abneigung gegen festumgrenztes, durch Dogmen und Bekenntnispflicht zusammengehaltenes Kirchentum unmittelbar hervorgewachsen. Es gibt da keine Grenzen und Übergänge. Vor allem steht sie auf den Schultern Jakob Böhmes, der ihr Weltbild formt. Man darf sie nicht isoliert sehen. Die mystische Welle überflutet ganz Europa, von Spanien bis England einerseits, bis zu den östlichen deutschen Grenzlandschaften anderseits. Und überall bestehen enge Beziehungen. Im 16. Jahrhundert war die besondere Stärke der religiösen Bewegung im schlesisch-lausitzischen Bereich ganz wesentlich mitbestimmt worden durch die soziale Not, vor allem der Landbevölkerung; in der Erwartung einer kommenden Reformation der Welt schwang die Hoffnung der gedrückten Schichten auf Befreiung und auf Umgestaltung der äußeren Verhältnisse als be-

herrschendes Motiv mit. Das gab dem Schwarmgeistertum Schlesiens und der Lausitz, das in der starken Veranlagung dieses Menschenschlages zu triebhafter Gefühlsreligiosität einen ungewöhnlich günstigen Boden fand, seine besondere Note. Dies Schwärmertum ist an sich noch nicht Mystik, aber es stellt die seelische Verfassung dar, aus der in geistigerer Sphäre echte Mystik wurde. Die Übergänge sind so fließend, daß die Zeitgenossen in Böhme, dem theosophischen Grübler, einen gefährlichen Schwärmer sehen konnten. Die Mystik des Barock ist in diesem Sinne ganz gewiß nicht dumpfe Volksbewegung mehr. Wie Böhmes Theosophie aus der Verbindung mystischer Überlieferung mit Paracelsischer Naturphilosophie sich bildete, so sind die schlesischen Mystiker der Folgezeit hochbegabte, zu tiefgründiger Spekulation neigende Köpfe, die gleich Böhme intimes Schauen und philosophisches Denken zu fruchtbarer Einheit verschmolzen und des Erbes humanistischer Bildung teilhaftiger waren als er. Ihre Gedankenwelt ist ein System einer gründlich durchdachten, auf der Arbeit vieler Jahrhunderte aufgebauten Theologie oder richtiger Theosophie, die wirklich aufzunehmen nur ein geschulter Geist fähig war. Der Kreis der Beziehungen weitet sich. Das neuplatonische Erbe der mittelalterlichen Mystik wird in Böhmescher Formung übernommen. Wenn der Neuplatonismus reine schauende Erkenntnis war, so gesellt sich hierzu, wie überall in christlicher Mystik, der freie Willensentscheid als bestimmendes Wesensmerkmal: das Streben des Menschen nach Lösung aus der Verstrickung in die Vielheit der Erscheinungen, nach dem Aufgehen in Gott als der ewigen Ureinheit. Durch Übersetzungen wird die moderne Mystik des Auslandes aufgenommen und dem Weltbilde einverleibt. Die konfessionelle Verschiedenheit spielt dabei keine Rolle mehr. Wie alle Bekenntnisse in die mystische Bewegung hineingezogen werden, so wird das Kirchentum überhaupt für den Mystiker etwas Unwesentliches. Das lebendige Christentum, das er sucht, das die erstarrte Form überwindet und den Einzelnen in unmittelbare Beziehung zu Gott setzt, ist überall, wo der reine Wille zu Gott im Menschen lebt. Die große Gemeinschaft, die Böhme vorschwebte als Gegensatz zur „Mauerkirche“, umfaßt auch die frommen Heiden. Und Franckenberg antwortet auf die Frage des lutherischen Velfer Herzogs, welchem Bekenntnisse er sich zurechne: „Ego sum religionum COR, id est catholicae, orthodoxae, reformatae“. So reichen sich die Mystiker aus den verschiedenen Lagern über die trennende Schranke hinweg die Hand. Der geistige Vater ist überall Jakob Böhme: die gesamte große mystische Barockdichtung Schlesiens hängt unmittelbar oder mittelbar mit ihm oder dem Kreise seiner Jünger zusammen. Aber auch die neukatholische Mystik Spaniens wird als vollkommen geistesverwandt empfunden. Nicht erst Scheffler, schon Franckenberg hat die spanischen Mystiker eifrig gelesen und ihren Geist in sich aufgenommen.

Spanien ist die Wiege der katholischen Restaurationsbewegung, nach der mystisch-innerlichen wie nach der gegenreformatorisch-kämpferischen Seite hin. Hier hatte sich in dem jahrhundertelangen Abwehrkampfe

gegen die mohammedanischen Araber wie gegen das die völkische Eigenart bedrohende Judentum des Landes ein stolzes Nationalbewußtsein herausgebildet, das gleichermaßen politisch wie religiös gerichtet war. Im Dienste der spanischen Monarchie war die Einrichtung der Inquisition zur furchtbaren Waffe gegen alle geworden, welche das katholische Bekenntnis, das Bekenntnis der spanischen Nation, anzutasten wagten. Und der baskischen Urbevölkerung des Landes entstammte der Stifter des Jesuitenordens, der, zur Verteidigung und Verbreitung des christlichen Glaubens gegründet, bald bei der Rekatholisierung der verlorenen Gebiete die Führerrolle innehatte. Wir haben bereits gesehen, wie die Jesuiten klug den humanistischen Zeitgeist nutzbar zu machen wußten, wie sie die Renaissancekultur übernahmen und in den Dienst des katholischen Gedankens stellten. Die katholische Restauration bedeutet aber nicht nur Überwindung und Ausrottung des Ketzeriums, sondern nicht minder Erneuerung des religiösen Lebens, Wiedergewinnung der religiösen Innerlichkeit. Auch hier ist Spanien Träger des neuen Geistes. Durch die politische Vereinigung mit Flandern kamen die Schriften der deutschen und flämischen Mystiker ins Land und schlugen Wurzel. Die Grundtypen mittelalterlicher Frömmigkeit leben von neuem auf: die Flucht vor der Welt, die Abtötung des Fleisches, die Versenkung in mystische Seelenschau mit dem inbrünstigen Verlangen, schon hienieden in ekstatischer Verzücung der Gemeinschaft mit Gott teilhaftig zu werden. Im passiven Gebet, wo die Worte schweigen und Verstand und Einbildungskraft ruhen, öffnet sich die Seele in demütiger Hingabe der Gnade von oben. In diesem Bereich weltferner Innerlichkeit, fern vom Streit um Lehrmeinungen, ohne Veruf und Neigung zu tatkräftigem Vorgehen gegen die verlorenen Glieder der Kirche, leben die spanischen Heiligen dieser neuen Zeit, die neben den großen Kämpfern stehen: Teresa von Jesus und Johannes vom Kreuze. Auch hier ist das Willensmoment ganz stark betont: nicht die geistliche Wollust schwärmerischer Gefühlschwelgerei, sondern herbe Selbstzucht, demütige Selbstaufgabe, ein Handeln wider die eigenen Wünsche ist der wahre Weg zu Gott. Durch die Unterwerfung unter den „Seelenführer“ wird das Autoritätsprinzip der Kirche gewahrt. Die Anfänge des Jesuitenordens, ja Ignatius von Loyola selbst, stehen dem Geiste dieser Kreise gar nicht so fern. So stark war die Kraft dieses neuen Frömmigkeitsideals, daß die Bewegung in ihrem Fortgange alles Maß und Ziel verlor und sich in offenkundigen Widerspruch zu der von der Kirche geübten Andachtspflege setzte. Eine Art geistlichen Hochmuts erwachte. Man empfand sich als auserlesen und begnadet, glaubte den Weg der gewöhnlichen Sterblichen zum Heile kühn verlassen zu dürfen. Schon Johannes vom Kreuz überläßt die Freude am äußeren Gottesdienste dem Anfänger, den Fortgeschrittenen weist er auf die einsame Zwiesprache mit Gott, ohne Ablenkung durch die Außenwelt. Im mystischen Gebet, der passiven Innenschau, schien die höchste Stufe der Gottesverehrung erreicht; das Wortgebet, die kirchlichen Sakramente und Andachtsübungen waren gut genug für den Durchschnitt, die Erwählten bedurften ihrer

nicht. Sie glaubten sich im Zustande einer Vollkommenheit, wo es keine Sünde mehr für sie gab; was sollte ihnen da Bekenntnis und Buße? Im Guida spirituale des Michael de Molinos 1675 erreichte diese Buddhaisierung des Christentums ihren Höhepunkt. Daß die Kirche gegen solche vollständige Umformung des Christentums einschreiten mußte, verstand sich von selbst; der Kampf Bossuets gegen Fénelon und Frau von Guyon in Frankreich kurz vor 1700 bezeichnet die endgültige Niederwerfung des Quietismus.

In vielem berührt sich die Frömmigkeit der spanischen Quietisten mit dem Entseßungsdrange der schlesischen protestantischen Böhmesfänger. Manche von diesen entfernten sich von ihrer Kirche noch weiter als ihr Meister selbst. Den Stamm bilden nicht Männer des Volkes, sondern die gelehrten Edelleute und die Ärzte aus der Paracelsusschule. Hans Sigmund von Schweinichen, der den „Weg zu Christo“ drucken ließ und Böhme eine Zufluchtsstätte vor seinen Verfolgern bot, wurde im Alter ein schrulliger Sonderling, der sich von Welt und Kirche zurückzog und nur noch beschaulicher Betrachtung lebte. Für seine Burg Schweinhaus ernannte er keinen Geistlichen mehr. David von Schweinich, der lange Zeit das Amt des Landeshauptmanns bekleidete, hielt sich dagegen im Kreise seiner Kirche; seine geistlichen Sonette und die „Geistliche Herzensharfe“ (1640) vermeiden keßerische Seitensprüche, und seine „Hundert evangelischen Todesgedanken“ sind für lange Zeit ein beliebtes Erbauungsbuch des protestantischen Hauses geworden. Seine Jesusmystik und sein Drängen auf gefühlsmäßige Belebung des kalten äußeren Kirchentums zeigen freilich seinen Zusammenhang mit der Mystik und weisen vorwärts zum Pietismus. Von den bürgerlichen Ärzten ist neben Kober und Walther etwa noch Friedrich Krause aus Goldberg zu nennen, der dann in Liegnitz praktizierte; er hat um 1630 ein Büchlein „Via salutis. nächster und richtigster Weg zur Seligkeit“ geschrieben, das aber nicht gedruckt wurde und verloren gegangen ist. Franckenberg und Eschsch heben sich als die bedeutendsten Gestalten aus dem Böhmekreise heraus.

Vor allem Abraham von Franckenberg nimmt als der wichtigste Vermittler an die junge Generation eine zentrale Stellung ein. Zu den großen bahnbrechenden Geistern gehört er gewiß nicht. Er verspann sich in dunkle Grübeleien: Astrologie und Alchymie, magische Wortspielereien und chiliaistische Erwartungen beschäftigen ihn über Gebühr, und in Böhme sah er doch zuletzt vor allem den Offenbarer solcher geheimer Weisheit. Aber seine persönliche Reinheit und Lanterkeit muß etwas Bezwingendes gehabt haben und wirkte auf die empfängliche Jugend gewiß mehr als seine krausen Lehren. 1593 ist er auf dem väterlichen Schlosse Ludwigsdorf bei Ols geboren. So wenig wir von seiner Jugend wissen, die Richtung zur Innerlichkeit scheint von allem Anfang an festzustehen. Daß er nach dem Verlangen des Vaters sich der Rechtsgelehrsamkeit widmen soll, stürzt ihn in schwere Gewissenskonflikte. Ein Versagen bei öffentlichem Auftreten als Leichenredner nimmt er als Zeichen von oben. Er liest die Mystiker und trifft schließlich auf Böhme. Der Gedanke der Generalreformation und die Angst vor dem Weltende

erfaßt ihn. 1622 finden wir ihn im Kreise des Görlikers, und die beiden Böhmebriefe kurz darauf, die er seiner Ausgabe von Böhmes „Bedenken über Esaias Stiefels Büchlein“ von 1639 anhängte, scheinen an ihn selbst gerichtet zu sein.

Die Abkehr vom Welttreiben zeigt sich bald recht deutlich in seiner Lebenshaltung. Als Böhme tot ist, vergräbt er sich in Ludwigsdorf. Nach dem Ableben des Vaters erbt er 1633 das Gut; aber er überläßt es seinem Bruder Balthasar und bedingt sich nur ein paar kleine Zimmer aus. Die Aufforderung des Delfer Herzogs, in seine Dienste zu treten, schlägt er aus, weil es ihm unmöglich scheint, inmitten der Welthändler seinen sittlichen Grundsätzen getreu zu bleiben. Als die Pest ausbricht, nimmt er sich der Kranken hilfreich an und erfindet ein Heilmittel gegen die Seuche. Seine Schriften bezeugen die Wandlung schon längst. Da sind vor allem die „Schlußreden der Wahrheit“ von 1625, die in siebenundzwanzig Sätzen das Wesentliche seiner Gedankenwelt zusammenfassen. Die entscheidende Frage ist natürlich die nach dem Wege zu Gott. Die Vereinigung mit Gott durch Christum wird das rechte Mittel, und der Heilige Geist, der Geleitsmann der Wahrheit, muß seine Gnade spenden. Die Praxis aber lautet: Demut, Selbstverleugnung und Selbstvernichtung, Abkehr von Ich und Welt, von Leben und Daseinsgenuß, zum Lobe und Preise Gottes. Das ewige Leben ist nichts anderes als die heilige Ruhe und Gelassenheit, das Abgestorbensein von der Welt, die Anschauung Gottes durch Gemüt und Seele. Die Erkenntnis des rechten Weges bietet das dreieinige Buch der Schrift, der Natur und des Menschen. Sein Geheimnis ist beschlossen in Christus, dem wir ähnlich werden müssen, indem wir die drei Grade seines Lebens selbst durchleben: Erniedrigung, Stillestehen, Erhöhen; also: sich selber absterben, von allem Wirken und Wollen in der Welt ablassen, in den innerlichen Sabbat Christi treten. Nur dann können wir Christus recht um den Geist bitten, wenn wir ein gottseliges, keusches, nüchternes, demütiges, eingezogenes Leben führen. Wir müssen uns selbst, unser Gut, Leben und Willen um Christi willen lassen. Adam muß sterben, damit Christus in uns lebe. Eine ganze Reihe von Schriften ist dieser christusförmigen Lebensführung gewidmet. In dem 1629 entstandenen „Evangelium exulantum“ wenden sich die durch die Liechtensteiner Dragoner bedrängten Protestanten an Christus, was sie tun sollen, da man ihnen ihre Gotteshäuser raube. Er aber heiße sie dem Papste lassen, was des Papstes ist. An steinernen Kirchen sei nichts gelegen; der wahre Tempel des Herrn sei das eigene Herz. 1631 folgt der „Appendix Josephi redivi“, ein „kurzer und hochnützlicher“ Auszug aus Zauler, „wie Adam in uns sterben und Christus in uns auferstehen und leben solle“, 1633 der „Sacer septennarius“, in dem Psalmen zu Gebeten verarbeitet werden, und „Christliche und Andächtige Beicht-Gesänglin für die Einfältigen“, die, wie später die „Kleine Hauspostille“ von 1648, dem Viederschaße der Kirche wie der Mystik entnommen sind. In seinen Schriften verstreut finden sich auch eigene Gedichte, die den besten Kirchenliedern der Zeit nicht

nachstehen und sich zum Teil, wie das Lied „Christi Tod ist Adams Leben“ lange in den evangelischen Gesangsbüchern erhalten haben. Die kabbalistische Zahlenmystik fehlt natürlich auch nicht; sie wird 1631 abgehandelt in „Saephiriel, das ist ein himmlisches Licht und magischer Bericht, die Geheimnisse der Zahlen mit den Figuren usw.“.

Ein Anstoß von außen weckte den einsamen Grübler aus seiner Versunkenheit und machte ihn zum streitbaren Kämpfer. 1636 wandte sich ein zu den theosophischen Ideen Neubekehrter in seiner Gewissensbedrängnis an Frauenberg; das Luthertum wollte ihm schlecht und verwerflich erscheinen, vor allem um seiner Rechtfertigungslehre willen. Die Antwort war das Buch „Jordanssteine“, das offen ausspricht, daß die Zugehörigkeit zu einer offiziellen Kirchengemeinschaft mit dem wahren Heile nichts zu schaffen habe. Nicht Luthertum und nicht Katholizismus seien die wahre Kirche, sondern die unsichtbare Gemeinde der kreuztragenden Christen, die in Christo dem Leben ersterben und zum ewigen Leben wiedergeboren werden. Und nun hat der Funke gezündet. Die Hauptschaffensperiode Frauenbergs beginnt. Er setzt sich mit den Bräuchen und Ansichten seiner Kirche auseinander und führt scharfe Fehde gegen das äußerlich kirchliche Wesen. Wie die Beschneidung allein keinen Juden und die Vorhaut keinen Heiden, so macht die Taufe keinen Christen, wenn der Mensch nicht innerlich wiedergeboren ist. Diesen alten schwendfeldischen Gedanken verkündet der „Kurz apostolisch oder gründlich und endliche Hauptschluß vom wahren und falschen Christentum“ von 1638. 1637 entstehen die zwei Hauptschriften: „Mir nach!“ und das große Buch vom Leben der alten Weisen: „Vita veterum sapientum“, fast ganz aus Bibelsprüchen zusammengestellt, ein Ruf zur mystischen Weisheit statt der auf Menschenwitz gegründeten rosenkreuzerischen. „Raphael oder Arztengel“ (1638) ist der Versuch einer medizinischen Theorie auf der Grundlage des Böhmeschen Weltbildes. Der Mensch entsteht aus drei Prinzipien zum dreifachen Leben. Aus der Harmonie des paradiesischen Urzustandes hat er sich vom Teufel verlocken lassen und ist damit aus der Einheit ausgetreten. Krankheit ist nichts als die Disharmonie der Elemente im menschlichen Körper. Und bei der engen Wechselbeziehung zwischen Körperlichem und Geistigem wird das Sichhüten vor bösen Gedanken und bösem Tun als wichtigstes Heilmittel hingestellt.

1641 verläßt Frauenberg Schlesien. Damals schreibt er den berühmten Brief über Böhme, der diesen als den Gottgesandten, durch den Wunderstern von 1572 Verheißenen darstellt. Im folgenden Jahre dann entsteht, in Danzig, unter der Einwirkung des befreundeten Astrologen Hevelius, seine letzte Hauptschrift, „Oculus sidereus oder neu eröffnetes Sternlicht und Ferngeseht.“ Der Sinn des Lebens ist ewige Unrast, die doch, so martervoll sie sein mag, das Beste am Leben ist und bleibt. 1643 ist er in Holland, um die letzte Pflicht gegen Böhme durch Herausgabe seiner Schriften zu erfüllen. Dann geht er wieder nach Danzig, von wo er 1649, nach dem Tode des alten Freundes Tschesch, nach Schlesien zurückkehrt.

Der Wille zum Wirken in die Breite wird immer stärker, nun nicht so sehr durch eigene Schriften als durch Vereinigungen Gleichgesinnter. Immer wieder tauchen solche Gedanken zur Beförderung des wahren Reiches Christi auf Erden auf. An die Sprachgesellschaften mag er wohl einen Augenblick gedacht haben. Ihre Bemühungen um Wiedergewinnung der reinen ursprünglichen Volkssprache sind nicht nur von rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten, sondern auch von Gedankengängen angeregt, die denen Böhmies sehr verwandt sind. Und bei den Fürsten und Edelleuten, die den Grundstock bildeten, war die Neigung für Alchymie und Astrologie zu Hause. Es ist kaum Zufall, daß die meisten Angehörigen theosophischer Kreise Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft oder der Hamburger Deutschgesinnten Genossenschaft waren. Fränkenberg selbst gehörte keiner dieser Gesellschaften an, aber er hat ihren sprachlichen Bestrebungen zeitweilig große Teilnahme entgegengebracht, namentlich den auf die Volkssprache gerichteten. Sein Brief an Gottfried Sturm vom 26. August 1644 über der deutschen Sprache Natur und Eigenschaft ist geradezu ein Versuch, die Weiterbildung der Sprache in theosophischem Sinne ins Leben zu rufen; ihm ist ja die Sprache vor allem ein Mittel, zu verkünden, was der Menscheng Geist von der Gottheit erfährt. Wie Böhme grübelt er dem Problem der Natursprache nach, der Sprache aus der Signatur. Auch des Amos Comenius, der der Hamburger Vereinigung angehörte und damals sich Fränkenberg näherte, Plan einer Universalssprache und die Bemühungen des nach England übergesiedelten Hartlib bewegten sich auf ähnlicher Bahn. Von schlesischen Theosophen und Mystikern sind Mitglieder der Deutschgesinnten Genossenschaft gewesen: Tschesch, der Böhmebiograph Gottfried Hägenicht, Scherffer und Knorr von Rosenroth. Die Richtung auf das Mystisch-Religiöse, die die spätere Lyrik Jesens, des Gründers, nimmt und die ihn geradewegs zum Vorläufer des Pietismus stempelt, geht zweifellos auf den Einfluß solcher Kreise zurück. In Amsterdam war Jesen dem Comenius nahegetreten; und ähnliche Beziehungen verbanden diesen und Valentin Andreae mit Harsdörffer, dem Mitgliede des Palmenordens und Stifter der Pegnereßschen Blumenordens, und mit Rist, dem Begründer des Elbschwanordens.

Für Fränkenberg mögen freilich die wissenschaftlichen Ziele zu sehr im Vordergrunde gestanden haben, und die waren nicht das, was er erstrebte. Ihm war das Entscheidende die Anbahnung einer Reformation, die Christum in das Zentrum des ganzen Lebens stellte. Er glaubte den jüngsten Tag nahe und wollte dem Herrn den Boden bereiten. Er wollte Beförderung der wahren Weisheit, der Sophia, der Gotteskindschaft, der Gelassenheit. Da rief er nach Freunden. Und um ihn und Tschesch bildete sich eine lose Vereinigung verwandter Seelen: Hans Sigmund von Schweinichen, Roschwik, Poser aus Breslau, Johann Theodor von Saurma-Jeltsch; später kam der Breslauer Rektor Elias Major hinzu und der Delfer Leibmedikus Scheffler. Es fällt auch hier wieder auf, wie die Edelleute und Gelehrten, zumal die Ärzte, überwiegen; kaum ein Geist-

sicher, kein Mann des einfachen Volkes. Führer ohne Mannschaften! Nein, das war keine Volksbewegung mehr, das war ein Kreis weltferner Esoteriker, die zum größten Teil die Fühlung mit der großen Gemeinschaft verloren und sich in phantastische Träume einspannen. Auch zum Kreise um Czepko, der ähnlichen Tendenzen huldigte, bildeten sich Beziehungen. 1651 übergibt Czepko Frandenberg die Handschrift seiner *Monodisticha*, in welche dieser ein paar eigene Verse hineinschreibt.

1651 vollendet Frandenberg seine bekannteste Schrift: „Gründlicher und wahrhaftiger Bericht von dem Leben und Abschied des in Gott selig ruhenden Jakob Böhme“, die Hauptquelle für Böhmes Leben. Damit war sein Werk getan. Seit 1640 kränkelte er. Jetzt fühlte er das Ende nahen; und schon 1652 kam der Tod. Der orthodoxe Hofprediger Freitag, der ihm gewiß nicht hold war und bald Schefflern das Leben verbittern sollte, mußte ihm die Leichenrede halten. Gegen den angesehenen Edelmann wagte er nicht ausfällig zu werden. Mit Frandenberg fiel der theosophische Kreis rasch wieder auseinander. So rächte sich der mangelnde Sinn für kirchliche Bindung, ohne die keine religiöse Gemeinschaft bestehen kann. Frandenberg suchte immer nur die Einzelnen auf, und nur seine Persönlichkeit band sie zusammen. Sein begabtester Jünger, Scheffler, fand nach kurzem Schwanken neuen Halt im Katholizismus.

Wie Frandenberg suchte Johann Theodor von Zschesch das Heil auf einsamen Wegen. 1595 zu Voigtsdorf in der Grafschaft Glaz geboren, studierte er in Marburg Rechtswissenschaft, wurde dann Rat bei Friedrich von der Pfalz und kam nach der Schlacht am Weißen Berge am Liegnitzer Hofe unter. Ein Sturz von der Treppe macht ihn 1621 zum religiösen Grübler; er wird einer der treuesten Jünger Böhmes, gibt sein Amt auf und zieht nun ruhelos durch die Welt. In Padua gibt er 1627 seine erste Schrift vom wahren Lichte heraus. In der Fremde gewinnt er für Böhme seinen Landsmann Heinrich Prunner, den Verfasser einer „Einleitung in den edlen Lilienzweig des Grundes und Erkenntnis der Schriften des hocherleuchteten Jakob Böhmens“. Ein erneuter Versuch, sich in das Hofleben einzufügen — er wird Geheimer Rat beim Herzog von Brieg — endet schon 1629 mit der Niederlegung seiner Stellung. Wie Frandenberg ist es ihm nicht möglich, der Welt zu dienen. Bis 1641 lebt er noch in Schlesien, mit Frandenberg und andern Gleichgesinnten der rechten Weisheit nachgrübelnd. Die letzten Jahre verbringt er wieder in der Fremde, bald da, bald dort: bis 1646 in Amsterdam, dann in Danzig und Elbing, wo er 1649 stirbt. Er ist im Herzen ebensowenig Lutheraner mehr wie Frandenberg. Zauler stellt er über Luther. Und nur der allen Religionen gemeinsame Kern gilt ihm als wahr, das andere als menschliche Zutat. Religion ist die Wiederverbindung der durch den Sündenfall von Gott getrennten Seele mit ihrem Ursprung. Aller Streit aber um die wahre Lehre ist vom Teufel und nicht von Gott. Christi Herz und innerste Eigenschaft ist seine Gelassenheit, die die evangelische Welt als irrig und mönchisch verwirft. Seine Schriften, „Bericht von der wahren Religion“, „Vom dreifachen Amt“,

„Pfingstfestlinge“, „Vitae cum Christo“, kreisen alle um den Gedanken der Vertiefung und Verinnerlichung des religiösen Lebens. Neben lateinischen Epigrammen schrieb er, in den Werken verstreut, deutsche geistliche Lieder, deren Wärme und Gefühlsinnigkeit die Hochblüte der mystischen Poesie nicht unwürdig vorbereiten hilft.

Die Glanzzeit der mystischen Lyrik nun beginnt mit Czepko. Daniel Czepko von Reigersfeld entstammt einem alten mährischen Adelsgeschlechte. Von jeher war ein tiefreligiöser Drang der Familie eigen. Der Stammherr der schlesischen Linie ist der Großvater Samuel, aus Sternberg, Wittenberger Magister, dann Notar in Olmütz und seit 1555 in Liegnitz; schwere Krankheit führt ihn zur Religion, er studiert Theologie und wird Pastor zu St. Nikolai in Brieg. Auch von seinen Söhnen werden mehrere geistlich; sie legen den Adel ab. Der dritte Sohn Daniel wird Pastor in Koschütz bei Liegnitz, und hier kommt 1605 unser Dichter zur Welt. Schon im nächsten Jahre siedelt der Vater nach Schweidnitz über. Im Verkehr mit den Honoratiorensohnen und dem jungen Landadel wächst der Knabe heran. Schon auf dem Gymnasium beginnt er zu dichten, obwohl er dort sonst als „stupidi ingenii“ gilt. In Leipzig studiert er zwei Semester Arzneikunde, wendet sich dann der Rechtswissenschaft zu und geht nach Straßburg, damals der Hauptpflegetätte der jungen Renaissancedichtung. Kölner wird sein Freund, und er schließt sich nun in seinem Dichten der Opischen Moderne an. Von der ersten Berufstätigkeit am Reichskammergericht zu Speyer eilt er 1625 nach der vom Kriege verwüsteten Heimat, um das Habe der Familie zu retten. Vor den gegenreformatorischen Bedrückungen Dohnas, denen Schweidnitz ausgesetzt war, rettet sich Czepko zunächst in das sichere Gebiet der reformierten Brieger Pfasten, bekleidet dann verschiedene Hauslehrerstellen und findet endlich 1633 gastliche Zuflucht bei seinen alten Schulfreunden, den katholischen Brüdern von Czigan auf Dobrosławitz im Kreise Kosel, unweit Wrawa. Es ist ein Aufatmen: heitere Geselligkeit, durchsonnt von der Liebe zu der jungen Baroness Barbara Dorothea Czigan. Jetzt öffnet sich seine Seele weit der mystischen Ideenwelt, der er von Haus aus zuneigte und die ihn nun ganz gefangenimmt. 1635 kehrt er in das verheerte Schweidnitz zurück und heiratet die Tochter eines vermögenden Arztes, die ihm vier Rittergüter mit in die Ehe bringt. Noch waren die Jahre der Prüfung für Schweidnitz nicht vorüber: zwischen kaiserlicher und schwedischer Gewaltherrschaft hin und her geworfen, wurde die Stadt 1642 von Torstenson erobert. Nach dem Abzuge des Feindes mußte sich Czepko, trotzdem die Schweden drei seiner Güter zerstört hatten, für seine zum allgemeinen Besten ausgeübten Vermittlertätigkeit noch den Vorwurf des Landesverrats gefallen lassen, und es dauerte mehrere Jahre, bis das Mißtrauen schwand. 1647 wird er vom Landeshauptmann nach Striegau und Landeshut geschickt, um die zerrütteten Verhältnisse dieser Städte und der zugehörigen Landgemeinden in Ordnung zu bringen; er schrieb darüber eine „Abdankungsrede“. Im Auftrage des Breslauer Fürstentages von 1649 verfaßt er eine Be-

Schreibung der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer. Für die von der Gegenreformation unterdrückten Protestanten ist er eifrig tätig. Eine Bittschrift an den Kaiser von 1645 schlägt so scharfe Töne gegen die Katholiken an, daß man ihre Absendung mit Grund in Zweifel gezogen hat. 1654 unternimmt er eine Reise, um bei den auswärtigen Glaubensgenossen Gelder für den Bau der den Schweidnitzer Evangelischen bewilligten Dreifaltigkeitskirche zusammenzubringen, der aus Mangel an Mitteln ins Stocken gekommen war; sie führte ihn nach Norddeutschland und Skandinavien bis Stockholm hinauf, wo er die Hochzeit Karls X. erlebte. Aber das Ergebnis war gering; erst 1657 konnte die Einweihung stattfinden. 1656 wird ihm die nachgesuchte Erneuerung seines Adels bewilligt; bald darauf siedelt er als Regierungsrat in piastischen Diensten nach Wohlau über. Bei seinen Bemühungen, die im Kriege eingegangenen Reichensteiner Bergwerke wieder in Gang zu bringen, holt er sich in den giftigen Dämpfen der Schmelzhütten den Keim der tödlichen Krankheit, die ihn 1660 dahinrafft. In der Schweidnitzer Dreifaltigkeitskirche liegt er begraben.

Czepko ist ein ungemein fruchtbarer Dichter von bedeutendem Gehalt. Indessen blieb die Masse seiner Dichtungen der Öffentlichkeit völlig unbekannt, und so hat die Forschung Czepko selten nach Gebühr gewürdigt. Noch heute harren in der Breslauer Stadtbibliothek viele handschriftliche Bände, die wir einem Abschreiber zu Beginn des 18. Jahrhunderts verdanken, des Herausgebers. Mag zunächst die traurige Lage des vom Kriege heimgesuchten Landes es dem unbekannten Dichter erschwert haben, einen Verleger zu finden, so hat ihm später der unduldsame Breslauer Hauptpastor zu St. Elisabeth, Ananias Weber, der als oberster Zensor Schlesiens den geistlichen Werken des wegen seiner mystischen Richtung Verdächtigen die Druckgenehmigung versagte, wohl die Lust zu Veröffentlichungen überhaupt genommen. Zu Lebzeiten des Dichters sind nur ganz wenige, nicht sehr umfangreiche und auch inhaltlich für ihn nicht bezeichnende Gedichte im Druck erschienen, meist deutsche und lateinische Gelegenheitsgedichte, in der Mehrzahl an den Kaiser und sein Haus gerichtet. Dazu kommen dann noch die kurz vor seinem Ende verfaßte „Rede aus seinem Grabe“, die Andreas Gryphius den „Kirchhofsgedanken“ anhängte, und das „Siebengestirn königlicher Buße“, eine Nachdichtung davidischer Psalmen, die nach seinem Tode 1671 herauskam. Das bemerkenswerteste unter den gedruckten Stücken ist die kurze dramatische Dichtung „Pierie“ (1636). Hier versucht Czepko mit unzureichenden Kräften ein Kunstdrama im neuen Opistil zu schaffen; aber das unbedeutende Werkchen nimmt trotz des verwirrenden Reichtums an metrischen Formen, die der Verfasser nicht recht zu meistern versteht, und trotz des zeitlichen Vorantsehens dem Gryphius nicht das mindeste von seinem Ruhm.

Auch die übrige weltliche Dichtung Czepkos steht unter dem Zeichen Opisthens. Er erstrebt nach dessen Vorgange die Reinheit der Sprache und Form; und sein klarer verstandesheller Geist läßt ihn dem Meister nicht unverwandt erscheinen. Erst in seiner mystisch-religiösen Dichtung

wird seine große künstlerische Überlegenheit deutlich; doch steht er auch hier als der weitaus schärfste Denker und daher weltanschaulich Geschlossenste unter seinen Genossen. Viele der weltlichen Jugendgedichte sind verloren gegangen, aber es ist noch genug erhalten. Der erhaltene Rest seiner Liebeslyrik verteilt sich auf die „drei Rollen verliebter Gedanken“ und auf die Bruchstücke der drei Bände „unbedachtamer Einfälle“. Der Spruchcharakter wiegt hier vor, doch zeigen manche der liedförmigen Stücke eine liebenswürdig beschwingte Anmut, die es mit den besten Opißgedichten dieser Art aufnehmen kann:

„Was treibt, das bleibt.

Durch Fliehn entflieh ich nicht;
Wann ich durch Wind und Wellen
Gleich meinen Lauf will stellen,
Folgt doch das schöne Licht.

Durch Berge, Thal und Wald
Seh ich stets vor mir stehen,
Seh ich stets vor mir gehen
Die freundliche Gestalt.

Mich müßt ich selber fliehn,
Diweil hier steckt im Herzen
Dein Bild voll Liebeschmerzen,
Dem ich mich will entziehen.“

Seine Epigramme, sechs Bücher, nehmen gleich denen Logaus gern Bezug auf Zeitereignisse; sie enthalten manche bittere satirische Wendung und geißeln besonders scharf das Alamodewesen. Sein Vorbild ist Martial, während Owen wenig Einfluß ausgeübt hat. Auffallend ist, wie der sonst so ernste Mann hier der Behandlung schlüpfriger Stoffe nicht aus dem Wege geht. Ganz persönlicher Art ist die Gedichtsammlung „Angefangener und vollendeter Ehestand“, die vom Tage der Hochzeit an die Ereignisse seines engsten Familienlebens bringt. Zeitkritik großen Stils sucht er in dem gewichtigsten der weltlichen Werke zu geben, dem umfangreichen Lehrgebiht „Corydon und Phyllis“. Die drei Bücher umfassen mehr als neuntausend Verse in sechszeiligen trochäischen Strophen. Der äußern Einleitung nach ist die den Ezigans gewidmete Dichtung eine „Schäfersci“ nach Opißchem Muster: Corydon nimmt Abschied von seiner holdseligen Phyllis und dem Freunde Daphnis und tröstet sich mit der Hoffnung auf Wiederkehr. Doch spricht er sich bei diesem Anlasse über die verschiedensten Dinge aus. Den Kern enthält das zweite Buch, „gleichsam eine öffentliche Stachel- und Schimpfscrift“, eine breite Schilderung der Leiden des vom Kriege verwüsteten Vaterlandes und der Fehler und Torheiten der einzelnen Stände. Wie in Logaus Sinngebihten entrollt sich ein umfassendes Gemälde der Zeit: die Verheerungen durch die zügellosen

Söldnerscharen, die Not der armen Bauern, die von ihrem Boden in die Städte flüchten müssen und dort als lästige Gäste behandelt werden, die Verderbtheit des Hoflebens und die hoffärtige Überheblichkeit des Bürgerstandes, die Veräußerlichung und Verweltlichung des Kirchentums. Gegenüber dem Treiben in der großen Welt preist Corydon die selige Ruhe seines stillen Hirtenlebens. Das dritte Buch, das mit einer anschaulichen Schilderung der siegreichen Schlacht bei Nördlingen einsetzt, schildert weitschweifig und redselig die Tätigkeit des Landmannes in all ihren einzelnen Verrichtungen.

Das alles ist, trotz mancher persönlicher Züge, die herkömmliche Modekunst des Opizianers, oft formfreudig in bunten Künsteleien sich ergebend, doch dem Meister an formalem Können nicht ebenbürtig. Anders steht es mit den mystischen Werken. Hier spricht Czepko aus, was seine Seele bewegt, und vor der Größe des Gegenstandes versinkt alles manierierte Artistentum. Die ruhevolle Gelassenheit des Zones fällt dennoch auf. Der trunkene Überschwang etwa Schefflers liegt Czepko fern. Es ist kaum Zufall, daß der klarste und schärfste Kopf unter den protestantischen Mystikern, Weigel, weitaus am stärksten auf ihn gewirkt hat. Wie dieser tritt er aus der Sphäre nicht nur des Protestantismus, sondern überhaupt alles positiven Christentums heraus — mag er sich darüber klar geworden sein oder nicht —, so eifrig er auch für seine Glaubensgenossen im Leben eingetreten ist. Er zuerst greift auch wieder entschieden auf Eckehart zurück. Aber er stößt weiter vor als die Früheren. Gott und Natur sind ihm eine Einheit, Gott ist alles was ist; aber zugleich verknüpft er Gott und Menschenseele so untrennbar, daß er den Satz wagt: wäre der Mensch nicht, so wäre auch Gott nicht. Denn die Seele ist ihm ein Ewiges, das nur während der kurzen Verbindung mit dem Leibe an der Welt des Vergänglichen Anteil hat. Sein Hauptthema ist der Tod in der Zeit, die „Gelassenheit“, das freiwillige Brechen des aufs Irdische gerichteten Eigenwillens, das den Abgestorbenen noch im Fleische an der Ewigkeit teilnehmen läßt. Denn Himmel und Hölle sind in der eigenen Brust, kein von außen kommende Zustand. Die Wendung zur Mystik fällt in die Dobrowslawitzer Zeit, wo er viel mit dem theosophischen Grafen Lazarus Henckel von Donnersmard verkehrte; von großer Bedeutung für ihn wurde auch Franckenberg, dessen Schriften er las und in mehreren Gedichten feierte, wenn es auch erst kurz vor Franckenbergs Tode zu einer persönlichen Berührung gekommen zu sein scheint.

Der erste große Durchbruch ist die 1634 entstandene „Consolatio ad Baronissam Cziganeam“, sein umfangreichstes und gehaltvollstes Prosawerk. Diese Trostschrift an Barbara Dorothea, die ihre Schwester verloren hatte, wächst sich zu einem umfassenden Bekenntnis mystischer Frömmigkeit aus. Durch die vier Bücher zieht sich das Leitmotiv: der Tod ist nicht der Untergang, sondern das wahre Leben; man muß sterben, damit man lebe, leben, damit man sterbe. Wer, wie die Entschlafene, schon in der Zeitlichkeit dem Leben abgestorben ist, dem kann der irdische Tod nichts mehr anhaben. Ist doch der Tod „die gewünschte Ruh aller

geschaffenen Dinge", Vereinigung des Gemütes mit Gott. Er nimmt uns nichts Wesentliches und gibt uns alles; er befreit von der Sünde, erlöst vom Unglück, gibt für das irdische Leben eines voller Klarheit, für die Verwirrung der Sinne eine Einigung voller Lieblichkeit. Aus der Vereinzelnung und Absonderung des kreatürlichen Seins gehen wir ein in das Meer der alles umschließenden Gottheit. Für die Seele aber, das einzig Wesenhafte am Menschen, ist er nur eine Befreiung von Fesseln. „Ist nun der Leib der Scheidung und dem Tode unterworfen, was gehet der Seele ab? ... Die Seele ist ein abgeschieden Wesen von allen Dingen, und je mehr man ihr abnimmt, je tiefer zeucht sie ihre Wirkung zu sich und wird desto einfacher, um ihre Kraft aus sich zu vermehren, die sie je reiner entgeußt, je weniger sie mit den Dingen zu tun hat. . . . Wo Gott ist, da ist die Seele, und wo die Seele ist, da ist Gott. Sie gebiert sich in sich selbst, und aus sich selbst wieder in sich selbst, und die Geburt ist ewig. Indem nun die Seele vor sich besteht, ist sie keiner Zerstörung unterworfen und hat mit dem Leibe das mindeste nicht zu tun. Nehme ich den Zufall, den Leib, so bleibet doch der Mensch vor sich, das er ist, und gehet der Seele nichts ab, die den Menschen macht.“ Der Erstorbene steht den Dingen der Welt nicht in Haß und Feindschaft gegenüber, sondern mit überlegener Gelassenheit, „so wie ein Mann, der keinem unterworfen ist und in schlechter Kleidung geht, den Lakaien ihre prächtigen Livreen, als Zeichen ihrer Dienstbarkeit, nicht mißgönnen wird. Man muß das Leben vor dem Tode enden und alle Tage leben, als wenn man den Lauf schon vollendet hätte, der Fortuna keine Gewalt über sein Leben einräumen.“

Im dritten Buche entwickelt Ezepko seine mystische Gottesvorstellung, die jeden „historischen“ Glauben schroff ablehnt und die pantheistische Einheit von Gott und Natur lehrt. „Und ob es gleich ein großes Wunderwerk, daß alle Dinge so auf viele tausend Arten und Gestalten ungleiche sind und so weit unterschieden: doch ist es weit höher, weit wunderlicher, daß alle Dinge einander so gleiche sind, ja daß sie Eines sind, ja daß sie Gott sind. Sie sind gleiche, denn sie sind ewig aus einem Quell geflossen, sie sind ewig in Gott gebildet, sie sind von seiner Natur, sie sind von ihm geboren, sie sind mit ihm vereinigt. . . . Er wirkt alles in der Natur, und ist die Natur.“ Gott wird als Welt-Seele gefaßt: er verhält sich zum All, wie die Seele des Menschen zu seinem Leibe. „Die ganze Natur und der unergründliche Umkreis aller Dinge ist klein und enge, gegen dem unendlichen Wesen aller Wesen, und dennoch läßt es sich das Kleine umschließen. Aber gleichwie unsere Seele zwar mit dem Leibe umgeben ist und doch größere und vollkommeneren Gewalt außer dem Umkreise des Leibes hat: also ist Gott einverleibt und wirkt alle Dinge darinnen, aber seine Allmacht und Weisheit wird aus der Behältnis der Natur ausgeschlossen. Denn es bestehet außer ihr und bildet viel höhere Dinge vor, als die Natur begreifen mag.“ Insofern nun die Seele selbst ein Teil des göttlichen Wesens ist, von Gott einem jeden Leibe aufs neue eingesenkt, den der Mensch von seinen Eltern überkommen hat, ist es ohne Sinn, Gott außer oder über der Welt zu suchen. „Darum, o Mensch, erkenne

dich selber. Suche nicht das ewig bewegende Wesen außer dir, das in allen deinen Gliedern ist. Kehre deine Augen mit dem Gemüte um und besiehe das herrliche Gebäude deines Leibes. Bedenke wohl, wie es inwendig aus der Seele ohne Mittel gewirkt und geschaffen worden.“ Wie unter dem Winter der Frühling, so ist unter der Erde der Himmel; wie unter dem Tode das Leben, so unter der Zeit die Ewigkeit. Schon an einer früheren Stelle heißt es, mit schärfster Herausarbeitung des Gedankens der Göttlichkeit der Menschenseele und jenes gegenseitigen Sichbedingens von Gott und Mensch: „In des Menschen Geburt werden alle Dinge geboren, denn er ist eine Ursach aller Dinge, die in ihm bestanden, und wenn er wollte, es wären noch nicht alle Dinge, wäre er aber nicht, so wäre auch Gott nicht. Denn in dem Augenblicke, als er durch Gott kam, erkannte er in allen Dingen Gott, und in diesem suchet und findet er Ruhe... Wenn er aber in dem Nichts stehet, ist er über alle Kreaturen, und ist weder Gott noch Kreatur, sondern er ist, das er war (d. h. vor dem Ins-Leben-Treten) und das er bleiben soll igt und alle Zeit.“ Nur stammelnd vermögen die Worte die Vorstellung des ewigen Urgrundes anzudeuten, aus dem alles entsprungen ist und zu dem alles zurückkehrt: „Da (nämlich nach dem Tode) wird Gott nicht sein: denn alle Geschöpfe werden sich in den ersten Abgrund stürzen. Alles wird mit Gott in Gott, und durch Gott in Einem Alles sein.“

Die mystische Lyrik Czepkos bietet im wesentlichen nur immer neue Umformungen der bereits in der *Consolatio* dargelegten Grundgedanken. Es sind drei Sammlungen: „Das inwendige Himmelreich oder in sich gesammelte Gemüte,“ 1638 entstanden, die „Gegenlage der Eitelkeit“, und die 1647 vollendeten „Sexcenta Monodisticha Sapientum“. Während die beiden ersten Werke aus Gedichten mäßigen Umfanges bestehen, enthalten die *Monodisticha* sechshundert zweizeilige Alexanderersprüche. Die *Monodisticha* stehen weit voran; sie geben die Weltanschauung des reifen Mannes. In der Form war Czepko nicht ohne Vorgänger. Schon 1628 hatte Daniel Sudermann mystischen Gehalt in die Form kurzer deutscher Reimsprüche gekleidet. Im Frandenbergreiße wurden sie eifrig gelesen. Erst durch Czepkos Werk aber wurde der Sinnspruch zum bevorzugten Gefäß mystischer Weisheit. Die *Monodisticha* sind unmittelbares Vorbild für die berühmteste mystische Spruchsammlung geworden, für den Eherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius. Scheffler hat sie durch Frandenberg kurz vor dessen Tode kennen gelernt, und nicht nur aus der Gemeinsamkeit der Gedankenwelt, sondern bisweilen auch aus der Venußung und deutlich erkennbaren Umbildung einzelner Czepkoscher Sprüche wird der Einfluß des älteren Dichters klar ersichtlich. Vielleicht hat Scheffler durch die *Monodisticha* überhaupt erst den Anstoß zur Abfassung seiner Sammlung erhalten.

In bunter Mischung, ohne Bändigung durch einen ordnenden und gliedernden Leitgedanken, schüttet Czepko die Fülle seiner Einfälle aus. Dennoch aber herrscht überall jene „heilige Nüchternheit“, die lieber einmal gelegentlich spröde und trocken wird, als daß sie in rauschhafter

Verzückung sich der Forderung klarer und deutlicher Ausprägung des gedanklichen Gehaltes entzöge. Als gestaltender Künstler steht Czepko der Renaissance näher als dem Barock. Die beherrschenden Gedankenzüge wiederzufinden ist nicht schwer. Die innere Wesensverwandtschaft von Gott und Mensch, ihr gegenseitiges Sichbedingen wird oft und mit Nachdruck betont; die Vorstellung einer außerweltlichen Gottheit zurückgewiesen:

„Gott schafft die Seel', und sie schafft Gott im Gegensein:
Indem er sie gebiert, will er geboren sein.“

„Was außer der Natur das höchste Wesen ist,
Das bist du, wenn du dich ohn' Leib und Sinne siehst.“

„Wohin, o Mensch? Zurück! Umsonst gehst du herfür,
Bleib in dir, willst du Gott; Gott selber wartet dir.“

„Wer in sich schaut, der schaut, was Sonn' und Erden trägt.
Es regt sich alles zwar, doch er bleibt unbewegt.“

Selbst Goethes „Wie einer ist, so ist sein Gott“ erscheint bereits vor-
ausgenommen:

„Dem, der es sehen kann, ist Gott ein ew'ger Tag;
Ein' ew'ge Nacht ist Gott dem, der es nicht vermag.“

Gott ist in der Natur, und das letzte Ziel alles Geschaffenen ist folgerichtig das Aufgehen im All-Einen:

„Ich hatte kaum das Licht in dieser Welt erkliest,
Da schrie ein jedes Ding mir ständig zu: Gott ist.“

„Ein Wurm, ein Kraut, ein Stein (o könntest du es lesen!)
Weiß sonst kein Wort als das: Ich eil ins höchste Wesen.“

„Mensch, der Bewegung Quell und Ursprung ist die Ruh;
Sie ist das Best'; ihr eilt die ganze Schöpfung zu.“

Es ist das quietistische Ideal, das auch die neukatholische spanische Mystik beherrscht, ohne daß indes Czepko von ihr unmittelbar angeregt worden zu sein scheint. Besonders häufig wird dieses Motiv natürlich im Hinblick auf den Menschen herausgearbeitet. Hier wird der alte Ekkehartgedanke vom Leibe als dem Gefängnisse der Seele aufgenommen; und wiederholt ist die Mahnung, durch Vordringen zur Gelassenheit schon im Fleische die Seligkeit zu erwerben, von dem Hinweise begleitet, daß nur der, der schon im Leben zur Gemeinschaft mit Gott gelangt ist, wahrhaft begnadet sei, nicht aber der in den Verstrickungen des Irdischen Verbliebene sich auf eine Erlösung nach dem Tode Hoffnung machen dürfe.

„Der Weise, wo er steht, weiß nichts von Ort und Zeit:
Er lebt zwar hier und ist doch in der Ewigkeit.“

„Mensch, scheide dich von dir und lern im Leben sterben,
So kannst du durch den Tod dein Heil im Tod erwerben.“

„Wo du nicht heute kannst bei Gott im Himmel sein,
So kommst du stets zu spät, und morgen gar nicht rein.“

„Der wird nicht auferstehn, der vor nicht auferstanden:
Der Jüngste Tag ist igt und nicht darnach vorhanden.“

Dementsprechend werden Himmel und Hölle durchaus als Daseinsformen der in der Zeitlichkeit wirkenden Seele gefaßt, das Gut- oder Bösesein als Zustände persönlicher Seligkeit oder Qual; und da das Böse für Ezepto nur Sinn hat als Nichtabwendung des auf das Irdische gerichteten Willens zu Gott hin, so ist ihm die Hölle das Verharren im Eigenwillen mit seiner rastlosen Begehr.

„Das Gut' ist voller Lohn, das Böse voller Pein;
O Mensch, wie soll in dir nicht Höll und Himmel sein?“

„Dort in der Hölle hat ein jeder seinen Willen;
Drum steckt sie voller Pein, und nichts nicht kann sie stillen.“

Da die Gleichförmigkeit des Willens mit dem göttlichen schon das höchste Gut ist, bedeutet der Wunsch nach Belohnung für eine gute Tat nur einen Durchbruch der selbstischen Begehrlichkeit und damit zugleich den Verlust der Seligkeit, die ja in der wunschlosen Gelassenheit selbst besteht:

„Der etwas Gutes tut, greift Gott, den Höchsten, an,
Begehrt er Lohn und meint, er hab es selbst getan.“

„Mensch, bist du darum fromm, daß dich Gott soll erwählen,
Du suchst das dein', und was du findest, wird dir fehlen.“

So stark steht die Überzeugung, daß einzig in der Aufgabe des Eigenwillens die Seligkeit bestehe, im Mittelpunkt des Ezeptoschen Denkens, daß er die kühne Folgerung wagen kann, der zu Gott Gewandte könne selbst in der Hölle selig sein, und sogar der Teufel sei nur böse durch sein Beharren im Eigenwillen und den Mangel der Liebe und Gelassenheit:

„Wer in der Hölle läg und kehrt' ins höchste Wesen
Sein unverwandtes Herz: er könnt' in Gott genesen.“

„Du kannst, willst du gerecht in Gottes Willen stehn,
So sicher in die Höll' als in den Himmel gehn.“

„Indem der Teufel ist, ist er so gut als du,
Dem Wesen nach, in Gott, nichts mangelt ihm als Ruh.“

Erfüllung äußerer Kirchenpflicht bedeutet wenig im Vergleich zu der beim gelassenen Menschen eingetretenen Heiligung des gesamten Lebens mit seinen alltäglichen Verrichtungen:

„Der auf dem Schemel flücht und sich um Brod bemüht,
Erlangt mit dem ein' Lohn, der vor dem Altar kniet.“

Die Zahl der Epigramme protestantisch-kirchlicher Färbung erreicht kaum ein halbes Dugend, und besonders Luthers Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben tritt völlig in den Hintergrund. Die Monodisticha sollten dem Herzog Wilhelm von Weimar gewidmet werden, dem Nachfolger Ludwigs von Anhalt in der Leitung der Fruchtbringenden Gesellschaft, und Czepko hatte bereits ein umfangreiches Zueignungsgebidht verfaßt; da aber Ananias Weber die Druckerlaubnis mit einem höhnischen Begleitdschreiben verweigerte, mußte die Veröffentlichung unterbleiben, und es kam auch nicht zu der von dem Dichter erstrebten Aufnahme in den Palmenorden.

Neben der reinen Mystik spann sich Czepko auch in böhmisch-paracelsische Spekulationen auf alchymistischer und kabbalistischer Grundlage ein, zu der ihn das Studium der Frankenbergischen Schriften hingeführt haben mag. Den stärksten Einschlag dieser Geheimwissenschaft zeigt sein letztes 1657 abgeschlossenes Werk, „Semita amoris divini. Das heilige Dreieck oder die fürnehmsten Tage unseres Heils“. Während die Gedichte des Hauptteils in drei Gruppen, und zwar wieder unter allerhand formalen Virtuosenstückchen, die drei Hauptfeste der Kirche behandeln, sucht die lange Einleitung mit Zuhilfenahme kabbalistischer Zahlenspekulation das Geheimnis der Dreieinigkeit zu erklären. Er beweist sie aus dem Zeugnis der Weisen des Altertums, des Hermes Trismegistos, Pythagoras und Platon, denen Gott schon im Heidentum Offenbarungen über seine Geheimnisse gegeben habe, aus der Natur, die in die korporalische, geistige und seelische zerfalle, aus dem Wesen des Menschen, der gleichfalls zugleich Leib, Seele und Geist und doch eine Einheit sei, und endlich aus Leben und Lehre Christi, die unter dreifachem Gesichtspunkte gedeutet werden.

Was dem nüchternen und besonnenen Denker Czepko abgeht, die lebendige künstlerische Gestaltungskraft, die reiche Phantasie, der begeisterte Aufschwung der Seele, die visionäre Entrücktheit, die gerade in der Welt des Mystischen erst die letzten und stärksten Kräfte entbindet, das eignet fast im Übermaß dem Riesengipfel der mystischen Poesie nicht nur des Ostens, sondern Deutschlands überhaupt, A n g e l u s S i l e s i u s. Sein Hauptwerk ist neben dem Grimmelshausens das einzige des Barockzeitalters, das bis auf den heutigen Tag in unverminderter Lebendigkeit unter uns wirksam ist. Der Streit um seinen Sinn hat bisweilen Formen angenommen, wie sie nur dann sich einstellen, wenn etwas die Lebenden noch unmittelbar angeht. Protestanten und Katholiken, Fromme und Weltfinder nahmen ihn als einen der Ihren in Anspruch. Und doch ist dieser Cherubinisher Wandersmann nur eine Episode in einem vielfach bewegten, auch von sehr entgegengesetzten Tendenzen erfüllten Leben. Als Gesamterscheinung aber verkörpert der Dichter die große Bewegung der katholischen Restauration nach ihren beiden Seiten: der mystisch-innerlichen und der gegenreformatorisch-streitbaren.

Johann Scheffler — dies ist sein bürgerlicher Name — vertritt noch unzweideutiger und eindrucksvoller als selbst Czepko das slavische Element innerhalb der mystischen Bewegung des Ostens. Er bringt den leidenschaftlichen Gemüthston hinein, der Czepko fehlt. Der Vater Stanislaus ist 1562 in Krakau geboren. Seine Ahnen mögen zu jenen deutschen Kolonisten gehört haben, die im 12. und 13. Jahrhundert über Schlessien hinaus in das Herz des polnischen Landes vorstießen und namentlich dem Krakauer Gemeinwesen jenen ausgeprägt deutschen Wesenszug gaben, der ihm bis zur polnischen Reaktion eigen war. Jedenfalls aber hat das Geschlecht später viel polnisches Blut in sich aufgenommen. In Stanislaus Scheffler selbst sind polnische Stammeszüge unverkennbar: so die leidenschaftliche Erregbarkeit, die den jähzornigen Mann in manche unangenehme Lage brachte; der Sohn hat das heiße Blut von ihm geerbt. Stanislaus zeichnete sich in kriegerischen Unternehmungen der polnischen Krone aus und wurde 1597 von Sigismund III. als Herr von Wormitze geadelt. Spätestens 1618 siedelte er, wohl weil für ihn als Protestant das Leben in Polen manche Unannehmlichkeiten mit sich brachte, nach Breslau über und ging hier, schon an der Schwelle des Greisenalters, eine Ehe ein. Im Dezember 1624 kam Johann Scheffler zur Welt. Auf dem Elisabethgymnasium erhielt er seine humanistische Bildung. Elias Major, der deutsche und lateinische Poet, war sein Rektor, der Dpizianer Köler gehörte dem Lehrerkollegium an. Kein Wunder, daß auch unter den jungen Leuten poetischer Geist sich regte. Andreas Scultetus war Schefflers Mitschüler und Freund; vergleicht man die ersten poetischen Versuche der beiden, so erscheint Scultetus als der Gereifere und der größere Könner. Von Scheffler selbst wissen wir, daß er bei einer „deutsch-poetischen Mapenlust“, die Köler 1642 „mit der in der Schule zu St. Elisabeth blühenden Jugend anstellte“, die Nachtigall besungen hat; unmittelbar vor ihm besang Scultetus die „Waldblust“. Im nächsten Jahre finden wir ihn als Jünger der Heilkunde an der Straßburger Hochschule eingeschrieben. Köler, der ihm Empfehlungsbriefe mitgab, hat ihn wohl an die Hauptpflegestätten der neuen Renaissancedichtung gewiesen. Von hier aus ging er nach Leyden, und hier trat ihm die Welt der Mystik nahe. Das Winkel- und Konventikelwesen der wiedertäuferischen und mystischen Sekten blühte üppig in dem duldsamen Holland, und es übte auf Scheffler eine starke Anziehungskraft. Frandenberg zwar, der längst aus Amsterdam nach Danzig zurückgekehrt war, kann er hier noch nicht kennen gelernt haben; dagegen wäre eine persönliche Berührung mit dessen Freunde Ischsch recht wohl möglich. In Padua holte er sich 1648 den Doktorhut. „Mundus pulcherrimum nihil“ schrieb er damals einem Freunde ins Stammbuch. Das Wort kennzeichnet die neue Richtung seines Geistes. Im nächsten Jahre wurde er Leib- und Hofmedikus des Herzogs Sylvius Nimrod zu Württemberg und Ols, der kurz zuvor das Erbe der Olsrer Fürsten aus dem Geschlechte Georg Podiebrads angetreten hatte. Und im benachbarten Ludwigsdorf saß Abraham von Frandenberg. Ob Scheffler schon vorher Czepko persönlich näher getreten

ist, zu dessen Breslauer Kreise er Beziehungen angeknüpft hatte, ob er ihm vielleicht gar die Bekanntschaft Franckenbergs verdankt, ist nicht auszumachen. Jedenfalls verband ihn mit Franckenberg bald innige Freundschaft, die auf der Gemeinsamkeit der religiösen Anschauung beruhte. Wie tief er sich in die Gedankenwelt des Franckenbergkreises eingelebt hat, zeigt das für seine innere Entwicklung so bedeutsame „Christliche Ehrengedächtnis“, das er dem verehrten Manne nach dessen Tode widmete, mit den charakteristischen Schlußversen:

„Wer Zeit nimmt ohne Zeit und Sorgen ohne Sorgen,
Wem gestern war wie heut und heute gilt wie morgen,
Wer alles gleiche schätzt — der tritt schon in der Zeit
In den gewünschten Stand der lieben Ewigkeit.“

Sie sind die deutlich erkennbare Umbildung des bekannten Böhmeschen Stammbuchblattes. Und sie sprechen zugleich den Lieblingsgedanken Ezequios aus.

Herzog Sylvius Nimrod war orthodoxer Lutheraner und dem mystischen Schwärmertum wenig gewogen. Sein Oberhofprediger war der unbuldsame Christoph Freitag, der Freund Ischernings und gefrönte lateinische Poet. Für einen Mann von Schefflers Art konnte in solcher Luft kein langes Bleiben sein. Der Zusammenstoß kam auch bald. Scheffler hatte aus den Offenbarungen der heiligen Gertrud und aus des neukatholischen Mystikers Konstantin de Barbançon „Verborgenem Fußsteige der göttlichen Gnade“ die schönsten Stellen übersezt und wollte sie drucken lassen. Freitag als Zensor verweigerte die Erlaubnis; er wolle Herzog und Geistlichkeit des Landes nicht in Verdacht bringen, als unterstützten sie den Enthusiasmum. Wenig später tat Scheffler den entscheidenden Schritt: am 12. Juni 1653 legte er in der Breslauer Matthiaskirche — der heutigen Gymnasialkirche, damals den Kreuzherren mit dem roten Stern gehörig — das feierliche Bekenntnis zum katholischen Glauben ab. Es war für ihn der Weg in die Freiheit. Die Kirche bot ihm willig den Raum für die Entfaltung seiner mystischen Gedankenwelt, den ihm der Protestantismus verwehrte; war ja doch die *theologia mystica* ihrem eigenen Schoße entsprungen. Bald konnten seine eigenen religiösen Dichtungen erscheinen. Aber seine Entwicklung geht nun von mystischer Spekulation fort zu strenger Kirchlichkeit. Sein Bemühen gilt von nun an nur noch dem Kampfe für den Katholizismus und gegen das Ketertum. Als Mitglied der Rosenkranzbruderschaft ist er die Seele der Bestrebungen, die auf Wiederherstellung der in Breslau unterdrückten Professionen zielen. 1661 empfängt er die Priesterweihe und im selben Jahre trägt er bei der Prozeßion das Allerheiligste. Als sein Gönner Sebastian von Rostock 1664 zum Fürstbischof von Breslau und Meisse und bald darauf auch zum kaiserlichen Oberhauptmann in Schlessien ernannt wird, macht er Scheffler zu seinem Hofmarschall. Nach zwei Jahren legt er das Amt nieder; ein Zusammenstoß mit andern bischöflichen Beamten scheint die Ursache gewesen zu sein. Seine letzten Jahre verbringt er in

befchaulicher Zurückgezogenheit im Stifte der Kreuzherren zu St. Matthias. Sein nicht unbeträchtliches Vermögen gibt er den Armen; hinterlassen hat er so gut wie nichts. Schwere körperliche Leiden, anscheinend die Folge seiner übertrieben asketischen Lebensweise, verdüstern seinen Lebensabend. Im Juli 1677 stirbt er und wird in der Gruft der Matthiaskirche beigesetzt. Der Jesuitenpater Daniel Schwarz hält ihm die Leichenrede.

Der Schriftsteller Scheffler zeigt einen Januskopf. Hier der in seliges Schauen versunkene Mystiker, der innige Sänger von der Liebe der Menschenseele zu Jesus; dort der hitzige Eiferer gegen den Protestantismus, der in seinen Streitschriften den klogig derben Kraftstil der Zeit nicht verschmäht. So gegensätzlich und unvereinbar schienen diese beiden Seiten seines Wesens, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein deutscher Gelehrter allen Ernstes nachzuweisen versuchte, der milde Dichter Angelus Silesius könne unmöglich die gleiche Person sein wie der grimme Streittheologe Scheffler. Der Übertritt zum Katholizismus hätte sich an sich recht wohl vertragen mit weiterer liebevoller Hingabe an mystische Schau. Ein wenig gemäßigter vielleicht, unter Vermeidung des radikalen Zuendedenkens gewisser bedenklicher Gedankenketten. Das Beispiel der neuen mystischen Heiligen Spaniens zeigte ja zur Genüge, welch weites Betätigungsfeld die Kirche der mystischen Spekulation ließ. Statt dessen wirkt sich der einstige Kündler einer ganz verinnerlichten und vergeistigten Religiosität immer mehr einem dumpfen, engen und unduldsamen konfessionellen Fanatismus in die Arme, der schließlich selbst den eigenen Glaubensgenossen zu arg wird und ihn bisweilen in die gefährliche Nähe blutigen Kerkerrichtertums rückt. Der leicht entzündbare und beeinflussbare Mann erlag widerstandelos dem Einfluß der starken Persönlichkeiten, die ihn für ihre Sache zu gewinnen wußten. Wie ihn einst Brandenberg beherrscht hatte, so jetzt Sebastian von Rostock und schließlich Bernard Rosa. Und diese beiden waren leidenschaftliche Vorkämpfer der schlesischen Gegenreformation.

Seinen unvergänglichen Nachruhm aber verdankt er einzig den mystischen Dichtungen. Es sind dies die „Geistlichen Sinn- und Schlussreime“ und die „Heilige Seelenlust oder Geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche“. Beide erschienen im Jahre 1657 und wurden von Scheffler bei der Neuauflage um je ein Buch vermehrt. Die Sinn- und Schlussreime erhielten in dieser Ausgabe von 1675, die das sechste Buch brachte, den Namen „Cherubinischer Wandersmann“, der ihnen bei der Nachwelt geblieben ist. Als Dichter nannte sich Scheffler stets Angelus Silesius. Angelus war sein Firmname, den er zur Erinnerung an einen alten spanischen Mystiker gewählt haben soll. Durch die beiden Bücher flutet in machtvollem Überschwang der Strom der Mystik. Doch trägt jedes sein eigenes Gesicht. Wandelt der Cherubinische Wandersmann die Pfade areopagitisch-neuplatonischer Spekulation, so schlägt die Heilige Seelenlust das Motiv der bernhardinischen Brautmystik an, die Darstellung des Verhältnisses der Menschenseele zu

Gott unter dem Bilde irdischer Liebe; ein Gedanke, der übrigens auch dem Franckenbergkreise nicht fremd war.

Der „Eherubinische Wandersmann“ ist eine Sammlung von mehr als anderthalbtausend, meist zweizeiligen, gereimten Alexandrinersprüchen, für die Ezequios Monodisticha das Vorbild der Form und die Grundlinien des Inhalts boten. Der Wandersmann entbehrt aller systematischen Anordnung, aber er schließt fast den gesamten Ideengehalt der Mystik in sich. Scheffler ist in keiner Weise Neuschöpfer oder Weiterbildner des alten Gedankengutes, aber keiner hat vor ihm der mystischen Ideenwelt eine so kühne, leidenschaftliche und hinreißende künstlerische Form zu geben verstanden. Ellinger hat als Hauptquelle die Schriften Valentin Weigels nachgewiesen; daneben Zauler (und die unter seinem Namen gehenden Schriften Ekehart's), Jakob Böhme und die Deutsche Theologie. Dazu kommt dann noch die neuere katholische Mystik; ein spanisches Erbauungsbuch *El desideroso* erwähnt Scheffler selbst als „Begierer“ in der Anmerkung zu einem seiner Sprüche. Doch ist der Wandersmann nicht Verkündigung einer einheitlichen Lehre, Ausdruck einer in sich geschlossenen Weltanschauung wie etwa Ezequios Monodisticha. Vielmehr kreuzen sich bei Scheffler die verschiedenartigsten Gedankenreihen, und es ist nicht schwer, seitenweise Sprüche einander gegenüberzustellen, die sich inhaltlich nicht miteinander vereinigen lassen und sich gegenseitig ausschließen. Schweifende neuplatonische Spekulation steht neben einwandfreien kirchlichen Formulierungen. Eine Sonderstellung nimmt das späte sechste Buch ein, das zum großen Teil inhaltlich an die Seite der Streitschriften und der Sinnlichen Beschreibung gehört. Aber auch innerhalb des mystischen Bezirks tun sich schwindelnde Risse auf, so etwa zwischen dem maßlosen Selbstbewußtsein des gottgleichen Menschen und der demütigen Vernichtung vor der Gottheit. Die Hauptmasse der Epigramme der ersten fünf Bücher dürfte — das kann man Ellinger sicher zugeben — noch aus der Zeit vor dem Übertritt stammen; soll ja doch das erste Buch in vier Tagen entstanden sein. Ihr Gott-Begriff entstammt der Welt Böhmes, Weigels und Ezequios. Gott ist der wesenslose Urgrund, menschlicher Erkenntnis un erreichbar und nur durch Verneinung irdischer Eigenschaftsbegriffe von fern andeutbar. Scheffler kann sich nicht genug tun in Wendungen, die die absolute Erhabenheit Gottes über alle menschlicher Fassungskraft zugänglichen Bestimmungen veranschaulichen sollen:

„Die zarte Gottheit ist ein Nichts und Übernichts:
Wer nichts in allem sieht, Mensch, glaube, dieser siehts.“

„Gott ist ein lauter Nichts, ihn rührt kein Nun noch Hier:
Je mehr du nach ihm greiffst, je mehr entwid er dir.“

„Was Gott ist, weiß man nicht: Er ist nicht Licht, nicht Geist,
Nicht Wahrheit, Einheit, Eins, nicht was man Gottheit heißt,
Nicht Weisheit, nicht Verstand, nicht Liebe, Wille, Güte,

Kein Ding, kein Unding auch, kein Wesen, kein Gemüte,
Er ist, was ich und du, und keine Kreatur,
Eh wir geworden sind, was er ist, nie erfuhr."

Um ihm nahe zu kommen, müssen wir uns aus der Verstrickung durch die Vielheit der Dinge lösen, aus der Verwirrung der Begierden und Leidenschaften; in uns selbst, in der Versenkung in die große Stille, werden wir ihn finden, wir müssen „noch über Gott in eine Wüste ziehn“, d. h., nach Schefflers eigener Anmerkung, über alles, was man von Gott erkennt oder von ihm gedenken kann. Das ist Ezequels Tod im Leben, die Vergottung der Seele durch Vernichtung des Ich. Die also geläuterte Seele wird selbst Gott und ihm wesensgleich; ihr ist die Fähigkeit angelegt, sich über alle geschaffenen Geister zu erheben.

„Geh hin, wo du nicht kannst: sieh, wo du siehest nicht;
Hör, wo nichts schallt und klingt, so bist du, wo Gott spricht.“

„Dann wird das Blei zu Gold, dann fällt der Zufall hin,
Wann ich mit Gott durch Gott in Gott verwandelt bin.“

„Nichts bringt dich über dich als die Vernichtigkeit:
Wer mehr vernichtet ist, der hat mehr Göttlichkeit.“

„Je mehr du dich aus dir kannst austun und entgießen,
Je mehr muß Gott in dich mit seiner Gottheit fließen.“

„Mensch, werde wesentlich: denn, wann die Welt vergeht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.“

„Du selber machst die Zeit: das Urwerk sind die Sinnen,
Hemmst du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinnen.“

In der verwegenen Formulierung, in der herausfordernden Unterstreichung der Wesensgleichheit von Gott und Menschenseele geht Scheffler noch weit über Ezequus hinaus. Die Schranke zwischen Schöpfer und Geschöpf scheint völlig aufgehoben; die unmittelbare Gleichsetzung von Gott und Seele und ihre gegenseitige Abhängigkeit ist auf die Spitze getrieben.

„Dafern mein Will ist tot, so muß Gott, was ich will,
Ich schreib ihm selber für das Muster und das Ziel.“

„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben,
Werd ich zu nicht, er muß vor Not den Geist aufgeben.“

„Daß Gott so selig ist und lebet ohn' Verlangen,
Hat er sowohl von mir, als ich von ihm empfangen.“

„Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein:
Er kann nicht über mir, ich unter ihm nicht sein.“

„Gott ist so viel an mir, als mir an ihm gelegen,
Sein Wesen helf' ich ihm, wie er das meine hegen.“

„Ich trage Gottes Bild: wenn er sich will besehn,
So kann es nur in mir und wer mir gleicht geschehn.“

„Ich selbst muß Sonne sein, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.“

„Weg, weg ihr Seraphim, ihr könnt mich nicht erquicken:
Weg, weg ihr Heiligen und was an euch tut blicken:
Ich will nun eurer nicht: ich werfe mich allein
Ins ungeschaffne Meer der bloßen Gottheit ein.“

„Die Welt ist mir zu eng, der Himmel ist zu klein:
Wo wird doch noch ein Raum für meine Seele sein?“

Verse dieser Art sind es vor allem, an denen sich der Streit um Scheffler immer wieder aufs neue entzündet hat. Ihnen gegenüber vermag auch Seltmanns sonst so geschickter Versuch, unter Heranziehung der Heiligen Schrift, der Kirchenväter und dogmatischer Entscheidungen die einwandfrei katholische Grundanschauung des Buches darzutun, nicht mehr zu überzeugen. Scheffler selbst hat, als er über die von der christlichen Weltanschauung der mystischen Spekulation gezogene Grenze zur Klarheit gelangt war, sich bemüht, gewisse allzu kühne und leicht mißzuverstehende Gedankengänge durch eindeutige Sinngebung im Geiste der Kirche zu retten. In der Vorrede betont er, seine Meinung sei nirgendes, „daß die menschliche Seele ihre Geschaffenheit solle oder könne verlieren und durch die Vergottung in Gott oder sein ungeschaffenes Wesen verwandelt werden: welches in alle Ewigkeit nicht sein kann.“ Die Seele werde durch Gnade, was Gott von Natur sei; durch die Vereinigung mit Gott werde sie völlig von einem göttlichen Wesen durchdrungen: mit einem Worte, nicht von dem Einssein mit Gott, dem Ursprunge und Wesen nach, sondern von dem Einswerden mit ihm sei die Rede. Genügt diese Erklärung auch dem übrigen Inhalt des Werkes gegenüber: vor der stolzen Überheblichkeit dieser Sprüche muß sie versagen. Man mag sich damit bescheiden, daß der übergetretene Scheffler auch sie mit seiner katholischen Überzeugung vereinigen zu können glaubte.

Das Lobpreis der Gelassenheit, des Gestorbenseins der Seele in Gott, der Aufgabe aller irdischen Willensregungen tritt bei Scheffler oft in einer Form auf, die ihn in unmittelbare Nähe der spanischen Mystiker rückt, wie er denn auch dem Andenken der heiligen Theresia einen Reimspruch gewidmet hat. Indes geht er nie bis zu den letzten Konsequenzen des Quietismus etwa im Sinne eines Molinos. Er wird nicht müde, die Unerläßlichkeit der aktiven Mitwirkung des Menschen zu betonen:

„Wird Christus tausendmal in Bethlehem geboren
Und nicht in dir: du bleibst noch ewiglich verloren.“

„Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht'et, erlösen.“

„Drei Werke muß man tun, wenn man für Gott will treten,
Er fordert sonst auch nichts als: Wachen, fasten, beten.“

Ein hochmütiges Sichhinwegsetzen über die kirchlichen Gnadenmittel wird man vergebens suchen. Allerdings ist er von dem hohen Werte des passiven Gebetes tief durchdrungen:

„Gott ist so über all's, daß man nicht sprechen kann,
Drum betest du ihn auch durch Schweigen besser an.“

„Geschäftig sein ist gut; viel besser aber beten;
Noch besser, stumm und still vor Gott den Herren treten.“

„Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
In das, für dem er kniet, verwandelt inniglich.“

Und ebenso wenig fehlt der Ezeptsche Gedanke, daß nicht in der Erfüllung der äußeren Form als vielmehr in der Durchbringung des ganzen Lebens mit göttlichem Geiste die wahre Heiligung liege:

„Gott sind die Werke gleich; der Heil'ge, wann er trinkt,
Gefallet ihm so wohl, als wann er bet'et und singt.“

„Wenn du vergöttet bist, so ißt und trinkst du Gott
(Und dies ist ewig wahr) in jedem Bissen Brot.“

Auch noch manch andere Gedanken Böhmischer oder Ezeptscher Prägung tauchen auf:

„Freund, glaub es: heißt mich Gott nicht in den Himmel gehn,
So will ich lieber hier, auch in der Hölle stehn.“

„Wie magst du was begehren? Du selber kannst allein
Der Himmel und die Erd und tausend Engel sein.“

„Wer Gott um Gaben bitt'et, der ist gar übel dran:
Er betet das Geschöpf und nicht den Schöpfer an.“

„Der Himmel ist in dir und auch der Hölle Qual,
Was du erkiebst und willst, das hast du überall.“

„Dafarn der Teufel könnt aus seiner Seinheit gehn,
So sähest du ihn stracks in Gottes Throne stehn.“

Weder an gedanklicher Tiefe noch an künstlerischer Vollendung kann sich die „Heilige Seelenlust“ mit dem Cherubinischen Wandersmann messen. Auch sie ist von mystischer Inbrunst erfüllt; doch während im

Wandersmann der Geist sich zu schwindelnden Höhen empor schwingt, waltet hier ein aufs höchste gesteigerter Überschwang des Gefühls, wie er dort höchstens in dem schwärmerischen dritten Buch annähernd ähnlich anzutreffen ist. Die Seele singt von ihrer Liebe zu Christus, dem himmlischen Bräutigam, oft in wunderbar innigen Tönen. Aber nicht immer bleibt der Eindruck rein und erhebend. Die Freude wird getrübt durch die Zeitbedingtheit der äußeren Einkleidung. Barocke Stilmerkmale herrschen auch im Wandersmann mit seiner Freude an Antithesen, an spiessindigen Wortspielereien. Aber jetzt greift Scheffler bewußt zu modischem Zierprunk, ohne daß es ihm immer gelänge, ihn zu durchseelen. Er will zeitgemäß wirken, und so borgt er das Gewand der weltlichen erotischen Schäferpoesie, wie sie damals besonders von den Nürnbergern gepflegt wurde. Er schreibt „geistliche Hirtenlieder“. Er will es sich von den „Weltverliebten, welche von ihrer schnöden und blinden Liebe so viel singen und sagen, nicht zuvortun lassen“. Christus ist ihm „der huldvolle Daphnis, der sorgfältige Corydon, der treue Damon, ja der Preis und die Krone aller tugendhaften und auserlesenen Schäfer und Schäferinnen“. So gerät er ins Spielende und Süßliche; er berauscht sich an der körperlichen Schönheit des „edlen Schäfers“, an Liebesungen und Küßen. Dann wieder geht die Sprache auf Stelzen; er möchte einem ekstatischen Gefühl den rechten Ausdruck geben und wird nur erhitzt und geschraubt; er häuft Bild auf Bild und Gleichnis auf Gleichnis und führt keines durch. Zinzibergs läppisch tändelnde, verzückerte und verniedlichende Jesuslyrik hat hier ihren Ausgangspunkt. Viele der Lieder sind „Parodien“ beliebter Gesellschaftslieder von Opitz und andern. Aber auch ein von Rist übersehtes Gedicht von Johannes vom Kreuze erscheint in verwandelter Gestalt. Die Mannigfaltigkeit der rhythmischen und strophischen Formen ist überraschend. Die „Heilige Seelenlust“ ist ein geistliches Gegenstück zu der weltlichen Barocklyrik Hofmanswaldbaus; freilich darum weiter in die Zukunft weisend, weil hier das subjektive Ichgefühl schon mächtig hervortritt. Die enge stilistische Verwandtschaft mit der marinesken Liebespoesie des Hochbarock ist oft mit Händen zu greifen:

„Deine tausendschöne Wangen
Sind zwei edle Hügelein,
Da mans Morgenrot sieht prangen
Bei dem frühen Tageschein;
Sind zwei Felder, derer Zier
Unverwelkt bleibt für und für:
Sind zwei Berge, da die Flammen
Und der Schnee bestehn beisammen . . .

Soll ich deine Haar' abmalen,
Sag ich, daß dieselben sein
Guldne Faden, guldne Strahlen
Und ein guldnes Lustwäldlein;

Afte voll von Honigseim
 Und bewährtem guldnem Leim:
 Neße, die mein Herze fangen,
 Bände, die ich tu verlangen.

Deine Lippen sind Korallen,
 Sind zwei Pfosten von Rubin,
 Die den Göttern wohlgefallen;
 Sind ein Tuch von Kermesin;
 Sind zwei Sammetröselein,
 Die mein bestes Labfal sein:
 Sind zwei Kissen, drauf ich wollte,
 Daß mein Mund stets liegen sollte."

Doch an starken und eindrucksmächtigen Stücken fehlt es schließlich auch nicht. Lieder wie „Liebe, die du mich zum Bilde deiner Gotttheit hast gemacht“, „Mir nach, spricht Christus, unser Held“, „Ich will dich lieben, meine Stärke“, „Auf, auf, o Seel, auf, auf zum Streit“ gehören zu den schönsten Perlen unserer geistlichen Lyrik. In der Geschichte der Naturbeseelung kommt der Heiligen Seelenlust eine bedeutsame Stellung zu. Die Waldböglein sollen Gott loben, die ganze Natur den himmlischen Bräutigam preisen. Aber in Spees „Truhsnachtigall“, die Scheffler übrigens wahrscheinlich nicht gekannt hat, ist das alles viel ungezwungener, natürlicher, echter. Die drei ersten Bücher, denen eine Widmung an Christus vorangestellt ist, haben einen fortlaufenden inneren Zusammenhang; Kahlerl nennt sie ein geistliches Epos. Das erste singt von der brünstigen Sehnsucht der Seele nach dem Erlöser und huldigt dem neugeborenen Kinde; das zweite begleitet mit innigem Mitgefühl den Leidensweg des Herrn; das dritte feiert Auferstehung und Himmelfahrt und läßt Psyche dem Geliebten sich ganz zu eigen geben. Die letzten beiden sind mehr als geistliches Gesangbuch gedacht und enthalten auch Lieder an Maria und einzelne Heilige. In dem fünften Buch von 1668 fällt ein kraftvoll männlicher, ja zuweilen streitbarer Ton auf, der dem Dichter Scheffler sonst fremd ist. Den Gedichten sind Melodien beigegeben, deren sonst nicht weiter bekannter Tonsetzer Georg Joseph Musikus bei der fürstbischöflichen Kapelle zu Breslau war. Sie sind in dem ariosen Stil der Zeit gehalten und wenig bedeutend. Die Heilige Seelenlust hat zu ihrer Zeit fast stärker gewirkt als der Wandersmann; vor allem stehen die namhafteren Dichter des Pietismus, Arnold, Zinzendorf, Zerstegen, ganz unter Schefflers Einfluß. Zerstegen nahm in seine Liedersammlung 50 Lieder von Scheffler auf, und mehrere haben sich bis heute im evangelischen Gemeindegesang erhalten.

Die dritte große Dichtung Schefflers, die zwei Jahre vor seinem Tode erschienene „Sinnliche Beschreibung der vier letzten Dinge“, ist wieder von gänzlich verschiedenem Gepräge. Hier wendet sich Scheffler nicht an den kleinen Kreis der Eingeweihten, der Esoteriker; er schreibt als



Original im Besitze des Klosters der
Barmherzigen Brüder in Breslau

Angelus Silesius in seinen letzten Lebensjahren

Jobannes Schefflerius
Pb. et M.D. Archiater
et Physicus Olsnens.
Äo. 1652. d. 22 Jul.
Olsna. *app.*



Stich von R. White (1683)

Q. S. S. S.

Volksprediger, zur Aufrüttelung und religiösen Belehrung der breiten Massen. So malt denn der Dichter, der sonst die metaphysischen Fragen in der geistigsten Weise angefaßt hatte, Verdammnis und Seligkeit in recht irdischen Farben. Er schildert dem Volke seine Hölle mit Feuer und Schwefel, Gestank und Ungeziefer, mit körperlichen Martern widerlichster Art, und ebenso seinen Himmel als das phantastisch ausgeschmückte Neue Jerusalem der Apokalypse, aus funkelnden Gesteinen in kostbarer Märchenpracht aufgebaut; ja er gibt gar die Schilderung eines himmlischen Gastmahles, bei dem Christus seinen Erwählten die erlesensten Leckereien aufstischen läßt und zu dem sie alle, ordnungsgemäß abgestuft nach dem Range ihrer Heiligkeit, aufziehen und ihre Plätze einnehmen. Es ist ein Bild der letzten Dinge im Traktätleinfil — die Erhabenheit und geistige Höhenluft Dante'scher Jenseitsvisionen darf man hier nicht suchen. Wie ein Stück aus dem 16. Jahrhundert ragt dieses derbsinnliche Schauer- und Prunkgemälde in die vergeistigte Luft der religiösen Poesie des Barock fremdbartig hinein. Sucht man nach Verwandtem in der zeitgenössischen Literatur, so mag man es am ehesten bei den österreichischen und bayrischen Volkspredigern finden, bei Abraham a Sancta Clara etwa, nur daß freilich Scheffler der erquickend urwüchsige Humor des süddeutschen Kapuziners völlig abgeht. Scheffler war sich des Bedenklichen dieser Hervorbringung durchaus bewußt und betont geflüstert in der Vorrede, er habe diesmal auch den „niedrigen Gemütern“ etwas geben wollen. Eben aber weil diese Vergrößerung des Geistigsten, die eckig derbe Holzschnittmanier, die aufdringliche Grellheit der Farbengebung gewollt und erstrebt sind, darf man nicht so ohne weiteres von einem Versagen seiner dichterischen Gestaltungskraft reden. Besonders in der realistischen Schilderung der Höllequalen sind freilich die Geschmacklosigkeiten gehäuft, und vieles liest sich wie eine Groteske. Da gibt es Stellen wie diese:

„Die Schlangen sieht man fort und fort
An ihrem Fleische hängen
Und sie auf jeder Stell' und Ort
Anfallen und bedrängen;
Die Nattern haben ihre Lust,
Wenn sie Maul, Nas' und Ohren
Durchschlüpfen und die ganze Brust
Bis auf das Herz durchbohren.

Der Läuse ist ein unzählig Heer,
Ingleichen auch der Wanzen,
Die nach der Läng' und nach der Quer
Auf ihrer Haut rumtanzen;
Die Mücken fühlen ihren Mut,
Die Bremsen sind ergetzt,
Wenn sie die Hunde bis aufs Blut
Gestochen und verkehzt. . . .

Ein unnatürliches Geschrei
 ertönt aus ihrem Rachen,
 Sie grunzen wie die volle Sau,
 Sie krächzen wie die Drachen;
 Sie bellen wie das Hundevieh,
 Sie heulen, blöken, brüllen,
 Sie murren und brummen ie und ie
 Mit ew'gem Widerwillen."

Aber im letzten Abschnitt, der „ewigen Freuden der Seligen“, herrscht doch manchmal der Ton eines holden naiven Kindermärchens, und am Schlusse kann der Dichter des Cherubinischen Wandermannes sich den Hinweis nicht versagen, daß ja alle diese Bilder nur Gleichnisse seien für die grobe menschliche Fassungskraft, und so klingt denn für einen Augenblick von ferne sein altvertrauter Klang wieder auf.

In den mystischen Bezirk zurück führt Schefflers letzte Veröffentlichung, die Übertragung der Margarita evangelica. Das war die lateinische Übersetzung eines niederländischen Erbauungsbuches aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das Exemplar, das er benutzte, entstammte noch dem Nachlaß Brandenbergs. Den Alternnden ergriff noch einmal die Sehnsucht nach der gottinnigen Beschaulichkeit, der er, der ewig Raftlose und Unstete, sich so lange entzogen. Die Leichenpredigt des Paters Schwarz erwähnt dann noch ein Werk, an dem er in seiner letzten Zeit gearbeitet habe, den Libellus desideriorum Johannis Amati, in deutscher Prosa. Die Handschrift ist verloren, aber die Zitate der Leichenrede lassen den Inhalt ahnen: der Weg des Menschen zum Gottesreich, das Einmünden alles menschlichen Strebens in die Gottheit, vom Standpunkt des gläubigen Katholiken aus.

Den Eiferer Scheffler zeigen die Streitschriften. Über ein Jahrzehnt, von 1663 bis 1675 hat er der Kehlerbekämpfung seine besten Kräfte gewidmet. Nicht weniger als 55 polemische und apologetische Schriften entstanden in dieser Zeit. 1677 ließ er 39 von ihnen als „Ecclesiologia oder Kirche-Beschreibung“ in zwei starken Foliobänden gesammelt erscheinen; ein genaues Verzeichnis der behandelten Fragen erhöhte die Brauchbarkeit für den Kontroversprediger. Der Freiherr Georg von Dyhern und der Abt der Grüssauer Zisterzienser, Bernard Rosa, gaben die Anregung zu dem Sammelwerke und halfen die Druckkosten decken. Ausgeschieden wurden vor allem die rein persönlichen Streitschriften, die in einzelnen Fällen, wie bei den Auseinandersetzungen mit Christian Chemnitz in Jena und dem Leipziger Philosophieprofessor Adam Scherger, zu stattlicher Zahl angewachsen waren. Das Erstaunliche an dieser Seite von Schefflers schriftstellerischer Tätigkeit war nicht, daß er für die als wahr erkannte neue Übersetzung eintrat, sie verteidigte und für sie zu werben suchte, sondern die Art wie er es tat: der blinde fanatische Haß, die kalte ägende Schärfe des Tones, die so weit entfernt ist von der verstehenden christlichen Liebe und der seelischen Weite des heru-

binischen Sängers. Und damit paart sich eine seltsame Naivität: er, dem kein Ausfall zu heftig, keine Beschimpfung zu stark ist für die lutherischen Keßer, ist überrascht und im Innersten verlezt, wenn die Angegriffenen sich wehren und ihm mit gleicher Münze heimzahlen. Scheffler tat eben nichts halb: was ihn entflammte, dem gab er sich mit ganzer Seele hin. Der Anstoß kam von außen, und es hat wohl einiger Überredung bedurft. Er bekennt selbst, „daß ich mich auch, weil ich in dieser Materie etwas zu tun vorher keine Lust, noch einigen Gedanken gehabt, auch meine . . . geistliche Ruhe am allerungernsten durch äußerliche Geschäfte zerrüttet sähe, mit großer Gewalt aus der anmutigen Innigkeit, von welcher die in ihren Jesum verliebte Psyche und der Cherubinische Wandersmann samt anderen zeugen, habe herausziehen müssen und wirken können. Aber die Liebe Christi zwang mich dazu, weil ich nach dem hl. Augustino nicht allein wünschte, daß alle mit ihm leben möchten, sondern sähe, daß ich auch meine Mühe und Arbeit dazu anwenden müßte.“ Man braucht nicht lange zu suchen, wer ihn auf diese Bahn gewiesen hat; es war Sebastian von Rostock. Der Grottkauer Seilerssohn (1607 bis 1671) war schon vor seiner Erhebung zum Fürstbischof, erst als Pfarrer in Meise und dann als bischöflicher Offizial, ein glühender Verfechter des gegenreformatorischen Gedankens in Schlesien gewesen. Als der Kaiser nach dem Westfälischen Frieden an die Einziehung der evangelischen Kirchen in den ihm unmittelbar unterstehenden Teilen Schlesiens ging — also mit Ausnahme von Breslau und den selbständigen protestantischen Fürstentümern —, wurde Rostock für die Gebiete von Schweidnitz und Jauer mit dieser Aufgabe betraut. Im Winter von 1653 zu 1654 brachte er 254 Gotteshäuser an die Kirche zurück. Aber er wußte, daß es mit der Gewalt allein nicht getan sei; es galt die widerstrebenden Seelen zu gewinnen. Bereits hatten die Jesuiten in Breslau erst heimlich, dann seit 1650 öffentlich, eine großzügige Bekehrungstätigkeit ins Werk geleitet. Ihre Kontroverspredigten in der Matthiaskirche dienten dem großen Ziele. Eine reiche apologetische Literatur war entstanden; voran standen die Schriften des Rheinländers Iodokus Kebb, die Scheffler eingehend studiert hat. Wer konnte geeigneter scheinen, bei dem gottwohlgefälligen Werke der Keßerbekehrung mitzuwirken, als der eifrige Konvertit, dessen Dichtungen von der Macht seines Wortes Zeugnis ablegten und dessen leidenschaftliche Abneigung gegen die Persönlichkeit und die Lehre Luthers kein Geheimnis war! Das notwendige theologische Rüstzeug besaß er längst. Schon die im Jahre seines Übertritts veröffentlichte Bekenntnisschrift „Gründliche Ursachen und Motiven, warum er von dem Lutherthumb abgetreten, und sich zu der Catholischen Kirchen bekennet hat“ enthielt in kurzer Zusammenfassung alle jene Beweisgründe, die er später in den Streitschriften eingehender ausführte: die ununterbrochene Tradition der katholischen Kirche, ihre Beglaubigung durch zahllose Wundertaten, die Unsicherheit der freien Bibelauslegung, die Uneinigkeit der Bekenner der neuen Lehre in wichtigen Glaubenspunkten, ihre Geringschätzung der Heiligen, die Abschaffung des welt-

flüchtigen Klosterlebens, das die alten Väter so hoch gehalten, die Lehre von der Unmöglichkeit, die Gebote zu halten (welches eine Lästerung Gottes sei), die „hochschädliche und in die Hölle stürzende Lehre von der Rechtfertigung“, die freventliche Verwerfung der theologia mystica. Es waren theils die geläufigen Argumente der zeitgenössischen Apologetik, theils Beweggründe mehr persönlicher Art. Nun griff Scheffler in den Kampf ein. Im Jahre 1663 hatten die Türken einen glänzenden Sieg errungen; wieder wie zu den Zeiten des ersten Ferdinand bedrohten ihre Scharen die mährischen und schlesischen Grenzen. Da ließ Scheffler seine „Türkenschrift von den Ursachen der türkischen Überziehung und der Zertretung des Volkes Gottes“ hinausgehen. Die Reformation trägt die Schuld an allem Unheil, weil sie die Einheit der Kirche zerrissen hat; die Türkengefahr ist nichts als Gottes gerechte Strafe für den Abfall vom Glauben. Es war ein so leidenschaftlicher und maßloser Ausbruch, daß nicht allein die Protestanten aufbegehrten, sondern selbst katholische Kirchenfürsten Schefflers Bestrafung forderten. Doch er ließ sich nicht einschüchtern, sondern setzte den Feldzug fort. Bald häuften sich die Gegenschriften, Polemiken ernsthafter Männer wie anonyme Pamphlete und Lieder. Kübel von Unrats wurden über ihn ausgegossen, und gehässige Zwischenträger versorgten die Gegner mit vollkommenem Material zu persönlichem Unglimpf. Besonders den boshaften Erinnerungen an seine frühere Gemeinschaft mit Schwärmern und Sektierern war schwer zu begegnen, und nicht immer blieb der sonst so Aufrechte bei der reinen Wahrheit; selbst die einstige Verehrung für den Meister Böhme wollte er nicht mehr zugestehen. Aber er wich nicht. Immer mehr verrannte er sich in die Überzeugung, daß der Kampf bis aufs Messer sein gutes Recht und seine sittliche Pflicht sei. Scharf wandte er sich gegen den Vorboten der Aufklärungstoleranz, den ebendamals aufkommenden „Politizismus“, der den religiösen Hader aus der Politik verweist und um der Staatswohlfaht willen Duldsamkeit gegen die Andersgläubigen empfiehlt. Die Leidenschaft kocht und brodelt in diesen Schriften, und an Federgewandtheit bleibt er seinen Gegnern weit überlegen. Durch mannigfache Einkleidungen sucht er geschickt eine nachhaltige Wirkung zu erzielen. Er läßt einen in seinem Glauben wankend gewordenen gewissenhaften Lutheraner sich an die lutherischen Fakultäten der Hochschulen wenden und von der erhaltenen Auskunft enttäuscht im Katholizismus das Heil finden. Er läßt einen Heiden, der Christ werden will, bei Lutheranern und Calvinisten anklopfen, deren Lehren ihn nicht befriedigen, bis er bei den Katholiken vor die rechte Schmiede kommt. Er läßt einen lutherischen Geistlichen sich vergebens mühen, einen katholisch gewordenen Bauern seiner Lehre zurückzugewinnen. Er läßt den wohlmeinenden Bonamicus den einfältigen Simplicius überzeugen, daß er nur in der katholischen Kirche zur Seligkeit gelangen könne. Diese anonyme Schrift ist um des Namens willen für ein Werk Grimmelehaufens gehalten worden. Solange Rostock lebte, wahrte Scheffler immerhin noch ein gewisses Maß; der geschickte Politiker hielt ihn vor allzu wilden Aus-

schreitungen zurück. Nachher war er nicht mehr zu zügeln. Sein „Rechtfertigter Gewissenszwang“ (1673) tritt für die Berechtigung der zwangsweißen Kegerbefeuerung ein. Kekeret als das schlimmste aller Verbrechen müsse auf jede Weise ausgerottet werden; man trage ja auch kein Bedenken, Wölfe, Mörder und Diebe in der Verteidigung niederzumachen. Seine Befürchtung, daß ihm solche Ansichten auch „bei vielen Katholischen nichts als üble Nachrede und Ungunst verursachen“ würden, war nur zu begründet; die Anschauung einer neuen Zeit, die des ewigen konfessionellen Haders müde war und ein gegenseitiges Verstehen, einen Ausgleich der Gegensätze und eine Annäherung der im Glauben getrennten Christenheit erstrebte, gewann immer mehr Boden und fand in Leibniz einen machtvollen Verkünder.

Die Streitschriften gehören trotz ihrer extremen Haltung zu den bedeutungsvollsten Urkunden des religiösen Kampfes auf katholischer Seite und haben zweifellos bei den Zeitgenossen mehr Aufsehen erregt als die mystischen Werke. Noch 1735 wurde eine Neuaufgabe der Ecclesiologia notwendig. Jetzt ist sie nur noch ein historisches Kulturdokument. Die mystischen Dichtungen haben eine Zeit lang noch in den Kreisen des Pietismus eine starke Nachwirkung ausgeübt, wenn auch der Pietismus in der Hauptsache weniger eine Weiterführung der neuplatonischen Spekulation darstellt als vielmehr den Versuch, das erstarrte Luthertum durch gefühlsmäßige Vertiefung, Bußgesinnung und werktätiges Christentum wiederzubeleben und mit einem neuen Geiste zu erfüllen. Gottfried Arnold war ein großer Bewunderer Schefflers und hat 1701 eine neue Ausgabe des Cherubinischen Wandermannes veranstaltet; auch Auswahlen traten am Beginn des 18. Jahrhunderts ans Licht. Auf die Dichtung der pietistischen Kreise war der Einfluß des Cherubinischen Wandersmannes ähnlich stark wie der der Heiligen Seelenlust; am auffallendsten tritt die Verwandtschaft in Form und Inhalt zutage bei Gerhard Zersteegens „Blumengärtlein christlicher Seelen“ von 1729. Mit dem Vordringen der Aufklärung sank Scheffler in Vergessenheit, aus der ihn erst die Romantik zu neuem Leben erweckte. Die Auswahlen von Haid und Varnhagen, die nachdrücklichen Hinweise des Literaturhistorikers Horn und vor allem Friedrich Schlegels — so in dem 1820 in den „Zweigen“ erschienenen Aufsatz „Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens“ — riefen eine lebhafteste Teilnahme für den Dichter wach, die trotz mancher Schwankungen bis auf den heutigen Tag eher zu- als abgenommen hat.

Den Großen Czepko und Scheffler gesellen sich noch einige Dichter und Schriftsteller, die, wenn auch nicht Mystiker im strengen Sinne, doch ihnen gefühlsmäßig nahe stehen und wie sie als Vorbereiter der pietistischen Bewegung gelten können. Von den protestantischen geistlichen Dichtern der Zeit gehören zu ihnen etwa Matthäus Apelles von Löwenstern, der Gönner Ischermings, und vor allem Christian Knorr von Rosenroth. 1636 in Alt-Raudten, nahe der Heimat Heermanns, als Sohn eines Pastors geboren, besuchte er seit 1648 die

lateinische Schule zu Fraustadt, dann das Stettiner Pädagogium und schließlich, von 1655 bis 1660, die Hochschulen zu Leipzig und Wittenberg. Schon früh zog ihn rabbinische und chaldäische Weisheit an. Noch während der Studienjahre wird er als der „Schamhaftige“ in Jesens „Deutschgesinnte Genossenschaft“ aufgenommen. 1663 tritt er seine Gelehrtentour an, die ihn nach Holland, den spanischen Niederlanden, Frankreich und England führt. Hier knüpfen sich die Freundschaftsbande zu gleichstrebenden Seelen, zu Henry More und zu dem jüngeren van Helmont, dem großen Kabbalisten und Freunde Leibnizens. Helmonts Empfehlung verschafft ihm 1666 eine angesehene Stellung als fürstlicher Hofrat am oberpfälzischen Sulzbacher Hofe. Er war eine Art Minister für Finanz- und Steuerangelegenheiten und führte zeitweilig den Titel Kanzler; die eigentliche Absicht bei seiner Berufung aber war, für die hebräischen, kabbalistischen und alchymistischen Studien des Fürsten Christian August einen sachverständigen Beirat zu gewinnen. Nachdem er aus Gesundheitsrückichten sein Amt niedergelegt hatte, starb er 1689 auf seinem Gute Großalbershof.

Fast alle seine Schriften sind pseudonym erschienen; er trat nicht gern öffentlich hervor und hatte einen Widerwillen gegen literarische Fehden. Der Schwerpunkt liegt auf den kabbalistischen Werken. Sein Hauptwerk ist die zweibändige „Kabbala denudata“, die 1684 fertig war. More, Helmont und jüdische Rabbiner standen ihm dabei zur Seite. 1680 übersehte er des Thomas Brown „Pseudodoxia epidemica“ und des Johann Baptist Porta „Magia naturalis oder Haus-, Kunst- und Wunderbuch“; 1683 gab er die medizinischen Schriften des älteren Helmont heraus. An einem 1684 erschienenen syrischen Neuen Testament, das mit hebräischen Lettern gedruckt wurde, ist er auch beteiligt.

Unter den deutschen Dichtungen sind zunächst zwei dramatische Versuche zu nennen. Für die dritte Hochzeit Leopolds I. dichtete er das Ehythmische allegorische Prachtspiel „Coniugium Phoebi et Palladis oder die durch Phoebi und Palladis Vermählung erfundene Fortpflanzung des Goldes“, die einzige deutsche Schrift, wo er mit vollem Namen und Titel auftritt. Es ist ganz im Stile der höfischen Prunkfeierlichkeiten gehalten; ein Ausstattungstück, bei dem sich der Theatermacher Burnacini Vorbeeren holte. Der Alexandrinerdialog wird in den Arien durch mannigfach wechselnde Metren unterbrochen. Der Kaiser erhob Knorr dafür in den erblichen Freiherrnstand, und der Dichter bedankte sich dafür nach der Geburt Josefs I. durch ein Carmen gratulatorium in schäferlicher Manier. Auch das zweite dramatische Werk, das „geistliche Lustspiel“ „Von der Vermählung Christi mit der Seele“ ist eine Allegorie. Versuchungen und Läuterung der Seele werden durch eine spannende Handlung versinnbildet, in der wir Liebe und Totschlag, Schiffsbruch und Seeräuberüberfall erleben und in der Seele, Tugenden und Leidenschaften unter arabischen Namen als Personen auftreten.

Das lyrische Werk Knorrs liegt gesammelt vor in seinem „Neuen Helikon mit seinen neun Mufen, das ist: Geistliche Sittenlieder“ (1684),

der auch das geistliche Lustspiel brachte. Die Lieder stammen mit Ausnahme von fünfen sämtlich aus Knorrs Feder; einem jeden ist seine Singweise mit beziffertem Vasse beigegeben. Unentschieden ist die Frage, ob Knorr auch die Melodien erfunden hat. Vieles steht dem protestantischen Kirchenlied sehr nahe, doch konnten sich nur wenige Gesänge dauernd im gottesdienstlichen Gebrauche behaupten; so vor allem der bekannteste:

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit
Deine Strahlen zu Gesichte
Und vertreib durch deine Macht
Unsre Nacht.“

Im allgemeinen sind die Knorrschen Lieder für den Gemeindegesang viel zu persönlich gehalten, mit subjektiven Stimmungen erfüllt, viel zu stark mit mystischer Philosophie durchtränkt. Die schwärmerische Jesusliebe, die das Thema von Schefflers Heiliger Seelenlust ausmacht und dann ebenso innig von den Pietisten gepflegt wurde, lebt auch in der Knorrschen Sammlung. Ganz verwandt den Liedern der verliebten Psyche ist ein Ausbruch inbrünstiger Liebessehnsucht wie dieser:

„O süßester Jesu, ich lieg in der Höhle!
Ich wart, o du Hoffnung der seufzenden Seele:
Ich suche dich eifrig mit kläglichen Tränen;
Ich schrei in dem Herzen mit kläglichem Sehnen.“

oder:

„Mein schönster Freund verließ mich mir:
Ich sollt im Kreuzesgarten
Ein wenig seiner warten.
Nun sitz ich und verschmachte schier.
Wo bleibest du, mein liebstes Leben?
Komm doch, mein Sonnenschein,
Mit Tränen wart ich dein.
Du hast mir ja das Wort gegeben.“

Anderes wieder bringt Gedanken der spekulativen Mystik in Verse, wie die folgende Umschreibung der mystischen Vereinigung:

„So werd ich mich denn endlich scheiden
Von Ichheit, Zweiheit und von beiden:
Ich werd Ein-all und All-in-ein,
Necht Ich, und eins, und alles fein.“

Knorrs ganze Art reiht ihn ebenso wie Scheffler unter die Vertreter des Hochbarock ein, wenn er auch zu den zahmeren gehört. Die

Freude am Verkünstelten, Gefuchten, Schnörkelhaften ist manchmal nicht zu verkennen. Auch die beiden Dramen zeigen ihn ja auf demselben Wege. Immerhin ist bei dem hymnischen Prachtspiel auch die Rücksichtnahme auf den Geschmack des Wiener Hofes zu berücksichtigen.

Der Prosaiter Samuel von Butschky hat mit mystischen Gedankengängen eigentlich kaum noch etwas zu tun. Indessen mag er in diesem Zusammenhange seine Erwähnung finden, da seine Schriften, mögen sie auch noch so verschiedenartige Gegenstände behandeln, von einer so innigen und gemüthstiefen beschaulichen Frömmigkeit durchpulst sind, die zudem sich von jedem Pochen auf äußere Rechtgläubigkeit vollständig fern hält, daß er immerhin als eine Art Geistesverwandter angesehen werden kann. Er ist 1612 zu Breslau als Sohn eines evangelischen polnischen Predigers geboren. Er studierte in Wittenberg die Rechte, trat später zur katholischen Kirche über und wurde 1657 vom Kaiser geädelt. Als Kaiserlicher Rat starb er 1678 auf seinem Gute Unisch. Er gibt in seinen ungemein umfangreichen Schriften eine Art Philosophie des täglichen Lebens. Auf seine Weise will er den Leser ebenso zur Bildung und Weltläufigkeit erziehen, wie das in so manchen Handbüchern der Zeit angestrebt wurde und sogar Lohenstein in seinem Arminius als Neben Zweck vorschwelte, nur daß eben bei Butschky der religiöse Gesichtspunkt dem Ganzen den Stempel aufdrückt. In bunter Folge reiht er ganz kurze Betrachtungen aphoristischen Charakters über die mannigfaltigsten Dinge aneinander. Dabei zeigt er eine ebenso reiche Erfahrung in den Angelegenheiten des Herzens wie des öffentlichen Lebens, und seine große Verlesenheit in der Bibel und den Kirchenvätern wie in den Alten und der juristischen und politischen Literatur seiner Zeit trägt er fast ein wenig aufdringlich zur Schau. Er betrachtet die Licht- und Schattenseiten des Hoflebens, verbreitet sich über die menschlichen Laster und Unvollkommenheiten, sagt seine Meinung über die Dinge des politischen Lebens, wobei seine Vaterlandsliebe und besonders seine Verehrung für das österreichische Herrscherhaus zum Ausdruck kommt, und ergeht sich besonders gern in erbaulichen Betrachtungen von oft schwärmerischer Gefühlswärme. Auf unbedingte Neuheit und Originalität machen seine verschiedenen Sammlungen keinen Anspruch, und er nimmt häufig Stellen aus den früheren Werken in die späteren hinüber. Seine Sprache ist kernig und hält sich mit Bewußtsein von dem schwerfälligen Kanzleistil der Zeit wie von der modischen Vorliebe für Fremdwörter fern, wenn er auch den besten Stilisten der Epoche, Lohenstein, bei weitem nicht erreicht. Die verschiedenen Bände seiner „Hochdeutschen Kanzley“, der er auch einen „Hochdeutschen Schlüssel zur Schreibrichtigkeit oder Rechtschreibung“ beigab, wollen der Verbreitung eines gefälligen Stiles dienen. Sie sind ein Briefsteller für alle möglichen Verhältnisse und Lebenslagen. Den Hauptteil macht der Liebesbriefsteller aus, die „Hochdeutsche Venus-Kanzley“, in dem sich die wortreiche gezielte Umständlichkeit dieses überhöflichen Zeitalters besonders ergötzlich ausnimmt. 1657 übersetzte er aus seinem geliebten Seneca erbauliche Betrachtungen „von einem stillen

und ruhigen Gemüthe, wie dieses nämlich zu erlangen und zu behalten" und ließ dann noch „Senecae Flores. Des Seneca Weisheit-, Lehr- und Jugendblumen" folgen. Endlich noch seine eigenen großen Sammlungen: „Fünf Hundert Sinnen-, Geist- und Lehrreiche Reden und Gemüths-Übungen" 1666, „Pathmos, enthaltend Sonderbare Reden und Betrachtungen allerhand Curioser etc. Hof-, Welt- und Staats-Sachen" 1677 und „Wohlbehauter Rosen-Zal, darinnen ein curioses Gemüthe, in allen Ständen, allerhand nützliche und belustende Karitäten und curiose Sachen, Zeit-, Welt- und Staats-Rosen, auch Seelen-nährende gute Früchte, in sechshundert sinnreichen ungemeinen Reden und Betrachtungen findet" 1679. Vorübergehend fröhnte Butschky, ähnlich wie Zesen, einer absonderlichen schrullenhaften Rechtschreibung, für die er sich eine eigene Druckerei, die Perfertische in Schweidnitz, einrichtete. Eine kurze Probe möge zeigen, wie auch er, bei allem Ernst der Gesinnung, der überladenen barocken Schönrednerei und Metaphernmuth seinen Tribut zollt: „O der himmlischen Liebe! Sie ist eine solche Tugend, welche den Allerhöchsten zum Vater, die Ewigkeit zur Schwester und die Seraphinen zu Brüdern hat. Ihre sonnenhelle Krone besieget alle Kronen der Welt, ihre Diamanten sind nicht tödliche Pfriemer, ihre Rubinen nicht geronnenes Menschenblut, ihre Smaragde nicht gefroren Glas, ihre Granaten nicht zornige Feuerballen, ihr in dem Blute Christi gefärbter Feuermantel übertrifft Paulinens und Alexanders unschätzbare Kleider, ihre unverzehrlliche Fackel ist der holdselige Leitstern, durch welchen man in das glückselige Arabien der unvergänglichen Freude gelangen kann. Vor ihrem Szepter erbebet die Welt, erzittert der Tod, erstarret der Teufel. Durch sie werden die Koloquinten derer bittersten Trübseligkeiten in süße Zuckerrosen, die kläglichsten Leichhyppressen in siegprangende Lorbeerkränze, die erschrecklichsten Folterhöhlen in die annehmlichsten Paradiese, ja die Hölle selbst in einen Himmel verwandelt. In einem: sie ist eine solche Göttin, welche aus Jünglingen Engel, aus Jungfrauen himmlische Liebesbilder machet; denn Christum lieb haben ist besser als alles wissen."

Endlich verbleiben noch jene sonderbaren religiösen Schwärmer-naturen, die das Nahen des Gerichtes und des Gottesreiches Christi auf Erden verkündigten. Wir haben im vorigen Buche gesehen, wie häufig solche Erscheinungen im 16. Jahrhundert in Schlessien waren, wo die besonderen Verhältnisse ihr Auftreten begünstigten, und wie sie geradezu den Boden für die Aufnahme der Böhmeschen Mystik vorbereiten halfen. Sie fehlen auch im 17. Jahrhundert nicht, wenn auch die vergeistigte, an die neuplatonische Tradition anknüpfende Mystik durchaus vorherrscht. Nur die Front hat gewechselt: war das ältere Schwärmertum vornehmlich gegen die lutherische Orthodorie und die gutherrlichen Bedrücker gerichtet gewesen, so wendet sich das neue vor allem gegen die Katholisierungsbestrebungen der Habsburger und tritt daher vielfach gar nicht aus dem Rahmen des rechtgläubigen Protestantismus heraus. Martin Güthler, im Dienste des Herzogs von Brieg, ließ 1652/53 anonyme Schriften hinausgehen, die den Sturz der antichristlichen Gewalten, des Papsttums

und des Hauses Österreich, ankündigten, die Erhöhung eines evangelischen Herrschers und die Rückkehr der Exulanten weisagten. Der Teoböschiger Pastor und spätere schwedische Feldprediger Gerstenmayer träumte davon, wie er an der Spitze des Hauses der Gottesstreiter das Papsttum auszurotten berufen sei. Paul Rahm, kaiserlicher Zolleinnehmer zu Liegnitz, hatte noch mit Böhme korrespondiert und für das Jahr 1630 den Untergang Babels als Ziel des großen Krieges in Aussicht gestellt. Als das erwartete Ereignis ausblieb, hielt er seine apokalyptischen Träume zurück. Seine letzten Schriften zeigen die Toleranzgedanken Böhmes und Franckenbergs bei ihm wirksam: auch gerechte Juden und Heiden können der ewigen Seligkeit teilhaftig werden.

Der nicht zu überbietende Gipfel dieses Prophetentums, Genie und Wahnsinniger zugleich, ist *Quirinus Kuhlmann*, der entrückteste und verworrenste aller religiösen Erwecker dieses Jahrhunderts. Bei ihm überlagert sich die Ekstase und wird zur offenbaren Tollheit. Hier geht es nicht um die Verkündigung des religiösen Erlebnisses des mystischen Menschen: hier wirbt ein in religiösem Wahn befangener geisteskranker Narr für die Anerkennung seines Messiastums und seines phantastischen Königreiches. Aus Breslau, wo er 1651 geboren ist, geht er 1669 nach Jena zum Studium der Rechte. Aber bald wendet er allen weltlichen Absichten den Rücken und lebt allein noch seiner Sendung. Gott ist ihm erschienen und hat ihm geoffenbart, daß er ihn zur Heraufführung des Gottesreiches in den letzten Tagen ausersehen habe. Raslos zieht er von Land zu Land. In Holland und England vor allem, im Verkehr mit verwandten Seelen wie dem Amsterdamer Propheten Johannes Rothe befestigt sich der Wahn seiner Gottessohnschaft. Christus ist in ihm noch einmal Mensch geworden, und durch seine Lehre, das Kuhlmannstum, soll er die Welt erlösen, die wahren Christen ohne Unterschied des Bekenntnisses, um sich sammeln. Das Zeugnis der Weltuntergangspropheten, eines Kottler, Drabig, Kregel und anderer, bezieht er auf sich. Sein Leben wird nun ein einziger Kampf gegen den Teufel und seine Anhänger, das heißt gegen die, welche seine messianischen Ansprüche nicht anerkennen. Der irregeleiteten Welt droht er die furchtbarsten Strafen an. Er fährt nach Konstantinopel und läßt dem Sultan einen Brief überreichen, damit er sich zu ihm bekehre. In Moskau findet er 1689 sein tragisches Ende: auf Geheiß des Patriarchen wird er als staatsgefährlicher Ketzer verbrannt.

Manche der frühen Prosawerke, wie „Der hohen Weisheit Fürtreflicher Lehr-Hoff“ (1672) oder der „Lehrreiche Geschicht-Herold“ (1673) erinnern in ihrer lehrhaften Erbaulichkeit an verwandte Schriften Butschkys, zu dem überhaupt Beziehungen bestanden haben müssen. Das bleibende Denkmal seines Fieberwahns aber ist sein „Kühlpfalter oder Die Funfzehngefänge“, 75 Psalmen auf sein kommendes Reich, dessen beide Teile 1684/85 in Amsterdam, der Hochburg alles Schwärmertums, erschienen. Vor der schwelenden Glut dieser Duodezbandchen verblasst alles, was die Phantasie Lohensteins und verwandter Geister in wildem

Furioso herausschleuderte. Sein Fanatismus will um jeden Preis be-
 rauschen, betäuben, niederwerfen. Nichts Zeitgenössisches ist seiner
 Sprachgewalt auch nur von fern vergleichbar. Was je barocker Wirkungs-
 wille ersann an dynamischen Steigerungsmitteln, an peitschenden Ef-
 fekten, es ist weit überboten durch den ekstatischen Taumel dieser Verse.
 Man muß schon die wütesten Ausgeburten der rasch verebbten expressio-
 nistischen Welle unserer Tage heranziehen, um auf ähnliche sprachliche Ge-
 waltthaten, auf verwandte ungeheuerliche Neubildungen zu stoßen.
 Aber er hat auch sehr eindrucksvolle und fortreißende Prägungen: Gottes-
 zornblitze, Schandteufeleien, Zornsündflut. Aus Substantiven bildet er
 sinnlose neue Zeitwörter; er häuft, Gryphius und Lohenstein weit hinter
 sich lassend, über Duzende von Zeilen einsilbige Wörter; durch unablässige
 Wiederholung von Wort und Gedanken hämmert er dem Leser ein, was
 er ihm zu sagen hat. Er liebt die bevorzugten barocken Stilmittel, Anti-
 these und Ozymoron. Sein Name dient ihm zu den seltsamsten Spiele-
 reien und Wortzusammensetzungen: er nennt sich den ewigen Kielmann,
 spricht von Kühlpopheten, Kühlpsternen, Kühlpjebel, Kühlpweissagungen,
 Kühlpstandartfiguren. Oft genug reißt ihn die Virtuosität seiner Sprach-
 meisterschaft ganz mit sich fort und das religiöse Ethos verflüchtigt sich.
 Zwischen wahrhaft religiösem Empfinden und den Äußerungen seines
 persönlichen Machtwillens und seiner Messias Hoffnungen ist bei ihm na-
 turgemäß schon an und für sich kaum zu scheiden. Deutlich ist der allmäh-
 liche Wandel des Tones von der frommen demüthigen und bußfertigen
 Schlichtheit der ersten Psalmen bis zu dem chaotischen Wortschwall und
 der wahnwitzigen Selbstvergöhung der späteren. In einer Zeit, wo die
 weltliche Lyrik immer mehr ins Konventionelle geriet und sich persönlicher
 Gefühlsausdrücke geradezu absichtsvoll verschloß, bietet er den denkbare
 extremen subjektiven Ausdruck eines leidenschaftlichen, wenn auch durch
 und durch krankhaften Innenlebens. Der Kühlpsalter ist geradezu eine
 poetische Autobiographie. Jeder der chronologisch geordneten Gesänge
 schließt sich an ein Ereignis seines unsteten Propheten- und Wander-
 lebens, und die Überschrift nimmt auf den jeweiligen Anlaß Bezug. So
 lautet die Aufschrift des ersten Gesanges: „Als er zum Davidisiren unter
 geistlicher Anfechtung getrieben ward in Jehna, dahin er von Breslau den
 20. Septemb; 1670 ausreisend, 15 Monden nach seinem Erleuchtungs-
 may 1669, über Liegniz, Bunzlau, Görlitz, Leipzig, Lützen, Naumburg
 im Oktober ankommen.“ In der Vorrede zum ersten Buche spricht er es
 aus — immer in seiner eigenwilligen Schreibung —, daß seine Gesänge
 den Ungeweihten notwendig unverständlich erscheinen müßten: „Gegen-
 wartige Funfzehngefaenge werden nimals mit bloßem lesen oder be-
 trachten; sondern alleine in dem stande voellig verstanden werden, darinnen
 si geschriben. Denn si sind aus lebendiger Erfahrung hervorgeflossen, und
 wirst du erst wissen, was hir geschriben, wann du es wirst wissen.
 Wann dir dergleichen widerfaehret, so wirst du solche erst schaeken, und
 dich hirinnen bespigel, ob du si schon zuvor verlachet oder vertreten. Von
 den Gesichtern, welche hir solche Zerknirschung verursachet, wirst du gar

wenig erfassen, und solst du versichert sein, es sei kein kleines vor einen einzeln Menschen solchen Grimm zu tragen, der ganzen Laendern gehohret.“ In der That hält es schwer, den Sinn seiner Gefühlsausbrüche, deren Dunkelheit oft noch durch geheimnisvolle Zahlen und Buchstabenmystik gesteigert wird, verstandesmäßig zu erfassen. So „tönt er am allerheimlichsten zukünftige Jerusalemische Verhohlenheiten aus“:

Nacht dunkelt mich das Dunkel,
Weil Wesenheit so heimlichst anbeginnt.
O seltner Glücksfarkunkel!
Es stroemt, was euserlich verrinnt,
Und wird ein Meer, was kaum ein baechlein gründt.

Je dunkler, je mehr lichter:
Je schwärzer Alls, je weißer weißt sein Sam.
Ein himmlisch Aug ist Richter:
Kein Irdscher lebt, der was vernahm;
Es glänzt je mehr, je finster es ankam.

Ach Nacht! und Nacht, die taget!
O Tag, der Nacht vernünftiger Vernunft!
Ach Licht, das Kaine plaget
Und helle strahlt der Abelzunft!
Ich freue mich ob deiner finstern Kunst.

O längst erwarttes Wunder,
Das durch den Kern des ganzen Baums auswächst!
Du fängst neu Edens Zunder!
Ei Lieber, sieh, mein Herze lechzt!
Es ist genug: hör, was es innig ächzt.“

Das verworrene Stammeln seines Freudenrausches im Vorgefühle des kommenden Gottesreiches spricht etwa aus den verzückten Ausrufungen des 60. Kùhlpfalmes:

„Triumph! Gott hats vollbracht! Triumph! was er gewollt!
Triumph! es ist geschehn! Triumph! was nun gesollt!
Triumph! sein großer Arm! Triumph! hat uns geleitet!
Triumph! Gott ist allein! Triumph! der alls bereitet!
Triumph! auf, auf, mein Geist! Triumph! in Gott entzüct!
Triumph! stimm herrlichst an! Triumph! Triumphsgefänge!
Triumph! die Wunderzeit! Triumph! ist hergerüct!
Triumph! der Tag ist da! Triumph! der Hauptgepränge!
Triumph! o Prachttriumph! Triumph! zum Jesuspiel!
Triumph! Triumphs Triumph! Triumph! der ohne Ziel!

Triumph! Gott hats vollbracht! Triumph! was er gesagt!
 Triumph! sieh, Wunder, sieh! Triumph! wie es nun tagt!
 Triumph! die Finsternis! Triumph! wird ganz erschrocken!
 Triumph! sie floret sich! Triumph! statt Freudenlocken!
 Triumph! das stolze Rom! Triumph! wird voller Schand!
 Triumph! es trinkt selbst aus! Triumph! was es einschenkt!
 Triumph! der Höchste hats! Triumph! es meist verwandt!
 Triumph! weil nun sein Jorn! Triumph! an Rom gedenket!
 Triumph! O Machttriumph! Triumph! zum Jesuspiel!
 Triumph! Triumphs Triumph! Triumph! der ohne Ziel!"

Und so geht es nun weiter, in atemlosem Fortissimo, noch acht ganze Strophen lang. Endlich noch ein Beispiel seiner Androhungen des „Feuergerichts über den unseligen Korahshaufen“, aus dem 75. Psalm:

„Recht trifft euch das Recht, das ihr von Gott aus zwingt,
 Der euch allein zur Lust an seiner Brust erschuf!
 Ihr tobtet gegen Gott und sein erwähltes Volk,
 Daß höchst ihr Glauben ward am äußersten geprüft!
 Eur höchstverfluchtes Recht hob Gottes Recht selbst auf.
 Was schreckt euch der kleine Tropf?
 Ihr müßet Meere nun von solcher Art auslaufen:
 Die Meere sind unendlich weit und breit!
 Die Meere dieser Welt sind kaum der kleinste Tropf,
 Wann sie zusammen sind, am Meer der Gottesrache.

Schreck kommet vor dem Schreck, damit ihr uns geschreckt,
 Als wir an Gott und Christ nie brachen unsre Treu,
 Die recht der Schöpfer ja gefordert vom Geschöpf!
 Groß steigt eur Schrecken auf; noch größer wird sein Recht:
 Sein Größern größert sich aus seinem ewgen Nichts.
 Habt, Teufel, habt eur Schreckenbild,
 Habt, Doppelteufel, habt an ihrem Schrecken Schreck!
 Erschrecklich war eur schrecklich Missetun.
 Erschrecklich ist die Straf, die euch mit Recht erschreckt:
 Doch weit erschrecklicher wird stets eur Straf aufsteigen.

Tod gehet aus vom Tod, der in dem Abgrund lag,
 Als Jesus Christus straft nun seinen Tod mit Tod.
 Tod tötet ganz das Bild vom Engel oder Mensch;
 Verdracht, verbockt, verwürmt nach eigener Todesart,
 Die in dem Abgrund war bis dar versiegelt tief.
 Christ zündet an den Schwefelpfuhl,
 Der noch unangezündet, den Teufeln nicht erkannt;
 Nun steigt sein Rauch durch sich in sich aus sich.
 Er kerkert Luzifern auf nie versehne Weis:
 Es ist der Schwefelpfuhl, eh dessen Urgeheimnis."

Höchst beachtenswert sind hier wie an vielen anderen Stellen die reimlosen Jamben; zu einer Zeit, wo der Reim eine Selbstverständlichkeit war, über die es keinerlei Meinungsverschiedenheiten gab.

Eine Nachwirkung Kuhlmanns ist kaum zu verspüren. Mag er vereinzelte Schwärmer für das Kuhlmannsthum gewonnen haben, wie es anscheinend bei jener Moskauer Böhmegeiminde der Fall war, der seine letzten Bemühungen galten: der ersehnte Erfolg seiner Bekehrungsversuche blieb aus. Die Zeiten waren auch nicht mehr dazu angetan, dem aus dem kirchlichen Rahmen heraustretenden Sektentwesen neue Anhänger zuzuführen, zumal in Schlesien nicht. Die Orthodorie, die einst aus gesicherter Stellung heraus den Regungen einer freieren gefühlsmäßigen Religiosität so unnachlässig entgegengetreten war, hatte jetzt selbst schwer zu kämpfen. Hatte der Beginn der Gegenreformation nur einen Teil Schlesiens betroffen, da die Bewohner der piastischen Lande vor dem Eingriffe der habsburgischen Katholisierungsbemühungen geschützt waren, so wurde das völlig anders, als 1675 mit Georg Wilhelm von Liegnitz, Brieg und Wohlau das Piastengeschlecht ausstarb und sein Gebiet an den Kaiser fiel. Nun blieb Dels die einzige Zufluchtsstätte. Zwar war wenigstens den Bekennern der Augsbürgischen Konfession freie Religionsübung zugestanden, aber bei einigem bösen Willen bot sich leicht einmal Anlaß, diesen oder jenen Pastor wegen Abweichungen von der Lehre seiner Amtes zu entsetzen und die Kirche zu schließen. Diese äußeren Bedrückungen schlossen die Protestanten notgedrungen wieder enger zusammen und hatten eine innere Neubelebung der vielfach stark veräußerlichten evangelischen Religiosität zur Folge. Es gehörte Standhaftigkeit und Überzeugungstreue dazu, dem Protestantismus treu zu bleiben, wo dem Katholiken in allen militärischen und Verwaltungsstellen so augenfällige Vorteile winkten. So wurde die Religion wieder Herzenssache, und der Pietismus fand einen günstigen Boden. Die Liederdichter der Folgezeit sind fast sämtlich von pietistischem Geiste durchdrungen, ohne dadurch wegen ihrer Rechtgläubigkeit in Konflikte zu kommen. Um die Jahrhundertwende ist die mystische Hochflut verebbt und nur eine stärkere Betonung des religiösen Erlebnisses und der gefühlsmäßigen Frömmigkeit übrig geblieben.

V.

Die Gesellschaftskunst des Hochbarock

a) Lyrik: Hofmanswaldau und Abschatz.

In der lyrischen Dichtung wird das Auseinanderstreben der beiden großen Tendenzen des Hochbarock, der mystisch irrationalen seelischen und der weltlich verstandesmäßig formalen, am deutlichsten. Das Verwandte der Stilmittel springt bei den führenden Charakterköpfen sofort in die Augen: Schefflers Heilige Seelenlust hat den gleichen künstlichen Zierstil

wie ihn Hofmannswaldaus erotische Gedichte aufweisen. Aber die seelische Haltung ist von Grund aus entgegengesetzt. Hier das höchstpersönliche Bekennertum eines gesteigerten Subjektivismus, dort die bewusste und gewollte Einordnung in die Lebensform und die Anschauungen einer festumrissenen gesellschaftlichen Sphäre. Die neue höfische Gesellschaft hat nun ihre Form gefunden und wird immer eindeutiger richtungsgebend für die Bildungsdichtung. Sie empfängt ihr Gesetz von dem absoluten Herrscher als dem alles belebenden Zentrum. Für Schlessien ist es der Kaiser, und die Poesie des schlesischen Hochbarock ist abgesehen von der Österreichs selbst vielleicht der repräsentativste Ausdruck des Wiener Hofgeschmacks; in den übrigen Teilen des Reiches konnte er bei der politischen Machtlosigkeit des Kaisertums nicht den gleichen entscheidenden Einfluß ausüben.

Dafß dieses neue Lebensideal so vorwiegend weltlich und diesseitig war, machte seine rasche und reibungslose Übernahme in dem stark protestantischen Schlessien möglich. Ohne die religiösen Werte zu verneinen zwingt es sie in den Dienst seiner aristokratischen und weltmännischen Grundauffassung. Kennzeichen des barocken Weltmannes sind glatte und geschmeidige Haltung und kühl überlegene Beherrschtheit. Die ekstatische Leidenschaftlichkeit der religiösen Bekennergaturen paßt zu seiner Art so wenig wie das eifernde Gezänk konfessionellen Haders. Auch Kunst und Wissenschaft können sich der Macht des höfischen Bildungsideals nicht entziehen. An die Stelle des humanistischen Gelehrten tritt der Kavalier. Überall gibt in der Dichtung der Adel den Ton an, oder zum mindesten das gehobene Bürgertum in angesehenen Staatsstellungen. Die Gelehrten von Beruf spielen als Dichter kaum mehr eine Rolle. Wissen hat seinen Sinn nicht an sich, sondern nur indem es dem Manne von Welt gesellschaftliche Überlegenheit verleiht. Tiefgründige Gelehrsamkeit weiß man auch weiter wohl zu würdigen, aber sie muß in zierlicher, kunstvoller, unterhaltfamer Form ausgesprochen werden. Wie die geistlichen Erbauungsschriften durch Komplimentierbücher, Lehrbücher des guten Tons im geselligen Verhalten ersetzt werden, so stellt sich die Dichtung von dem pedantisch gelehrten auf den leichten weltmännischen Ton um. Die gezielte, preziose, verschnörkelte Redeweise der vornehmen Kreise hält in der Poesie ihren Einzug. Was sich bei Gryphius etwa aus dem Bestreben nach verstärkter Ausdrucksfähigkeit des noch ungefügigen Sprachstoffes heraus angebahnt hatte, das gelangt jetzt aus der Artistenfreude an virtuoser Sprachbehandlung zu prunkvoller Entfaltung. Und es ist gar nicht zu leugnen, daß die deutsche Sprache der vielgescholtenen Poesie des Hochbarock eine Schmeidigung und Biegsamkeit, eine Stufungsfähigkeit und einen Farbenreichtum verdankt, den sie vorher nicht kannte.

Wenn sie dadurch auch zum Ausdruck seelischer Feinheiten geeigneter wurde, so ist das doch nur gewissermaßen eine unbeabsichtigte Nebenwirkung. Denn kaum jemals war die Dichtung weiter davon entfernt, sich mit Angelegenheiten des persönlichen Innenlebens zu befassen. Sie dient ausgesprochenenmaßen der Unterhaltung und Ergözung; sie will konventionell sein und spricht nur aus, was den Anschauungen der Ge-

gesellschaft entspricht. Weniger noch als die Poesie der Opitzzeit ist die der Kavallerzeit Herzenssache. Die Dichter erstreben in erster Linie gesellschaftliche Geltung, vorbildliche Erfüllung ihrer Berufs- und Standespflichten. Keiner, der allein seinem poetischen Schaffen gelebt hätte. Dichten ist eine angenehme Ausfüllung unbeschäftigter Nebenstunden. Und man dichtet für den kleinen vornehmen Kreis der Kenner, an die große Öffentlichkeit denkt man kaum. Nicht einmal auf den Druck wird sonderlicher Wert gelegt; viele gerade unter den Führenden gehen überhaupt nicht oder erst spät, auf Drängen ihrer Verehrer, an die Veröffentlichung ihrer Werke. Fremde Herausgeber halten aus dem Nachlaß reichliche Ernte und manches geht überhaupt verloren.

Entsprechend der geselligen Bedingtheit dieser Poesie engt sich die seelische Reichweite der Lyrik immer mehr ein. Zuletzt bleibt fast nur noch ein Thema übrig, das erotische. Und hier zeigt sich eine beachtenswerte Veränderung in der Auffassung des Verhältnisses zum Weibe. Wieder wie in der höfischen Poesie des Mittelalters wird die Frau das erstrebenswerte, leidenschaftlich umworbene Wesen, Ziel und Mittelpunkt des männlichen Gefühlslebens. Das ältere Volkslied hatte mit Vorliebe den Empfindungen des liebenden Mädchens Ausdruck gegeben, hatte es nicht selten verschmäht und verlassen gezeigt. So etwas ist in der erotischen Dichtung des Barock undenkbar. Aber ihr ist nun wesentlich, daß der Wert der Frau nicht in ihrem Menschentum liegt, sondern lediglich in ihrem geschlechtlichen Anreiz. Sie wird ganz einseitig gesehen als Gegenstand männlicher Lust und Brunst. In der Poesie wenigstens kennt diese Zeit keine andere Liebe als die körperliche; man überbietet sich denn auch im Ausmalen der körperlichen Reize und geht in der unzweideutigen Enthüllung der geheimsten Dinge erstaunlich weit. Das Seelische der Frau findet kaum Beachtung, oder wo das doch geschieht — wie in einigen Dramen Lohensteins —, ist sie die raffinierte Intrigantin, die ihre erotische Anziehungskraft zur Erreichung höchst selbstsüchtiger Zwecke benutzt und sich unbedenklich über Liebe und Treue hinwegsetzt.

Indessen ist die in der galanten Poesie zutage getretene Auffassung der Liebe als eines lediglich sinnlichen Begehrens weniger das Zeichen einer angefaulten Gesellschaftsmoral als vielmehr die modische Nachahmung des von den ausländischen Literaturgrößen gegebenen Vorbildes. Denn die Überfremdung der deutschen Dichtung erreicht jetzt ihren höchsten Gipfel. Keineswegs darf man darin einen Mangel an deutschem Nationalbewußtsein sehen. Gerade die Dichter des Hochbarock sind von der Überzeugung des deutschen Eigenwertes aufs höchste durchdrungen und geben ihm oft in einer Weise Ausdruck, die an größenwahnsinnige Übertreibung grenzt. Aber ihnen mangelt völlig das Empfinden für die besondere Artung des deutschen Geistes, und gerade aus dem Bestreben heraus, der deutschen Poesie auch im Auslande Ruhm und Ansehen zu verschaffen, warfen sie sich widerstandslos dem internationalen Modewesen in die Arme, das Gryphius und Logau so nachdrücklich bekämpft hatten.

Das Vorbild für die internationale Modedunst der großen Welt sind

nun nicht mehr die Alten und die an ihnen geschulte klassische Dichtung der älteren Franzosen und Holländer, sondern die verzierte, geblünte und verschnörkelte Schreibart, in der jetzt die Italiener und neueren Franzosen den Ton angaben. Die weiche, sinnliche und einschmeichelnde italienische Dichtung beherrschte den Geschmack des Wiener Hofes vollständig; es war nur natürlich, daß auch die schlesischen Poeten sich diesem Muster in die Arme warfen. Man nennt diese bilderreiche gespreizte Zierkunst Marinismus, nach dem Neapolitaner Giovanni Marino; sie überflutete aber wie eine ungeheure Welle das gesamte europäische Schrifttum. In Spanien war Luis de Gongora der glänzendste Vertreter dieses Stils, und man spürt seine Nachwirkungen noch in der blumenreichen Sprache mancher Calderonschen Dramen; in England sprach man von Euphuismus nach des John Lyly Werk: „Euphues oder die Anatomie des Witzes,“ und noch Shakespeare zollt in seinen Jugenddramen diesem modischen Geschmack seinen Tribut. Am frühesten machte sich Frankreich frei, wo die Schöngelster des Hotel Rambouillet dem künstlichen und überladenen Stile huldigten. Moliere gab sie 1659 in seinen „Précieuses ridicules“ der Lächerlichkeit preis, und noch mitten im Barockjahrhundert bildeten die großen Tragiker Frankreichs einen neuen klassizistischen Stil heraus, der indes erst nach einem halben Jahrhundert allmählich auf die deutschen Nachbarn seinen mäßigen Einfluß ausüben sollte. Die Deutschen, die ihre Renaissancedichtung als verspätete Nachzügler zustande gebracht hatten, verfielen auch dem Marinismus später als alle andern Völker, zu einer Zeit, wo er seine beherrschende Rolle längst ausgespielt hatte; dafür übertrieben sie ihn in ausschweifendstem Maße, und da die schwerfällige und verwahrloste deutsche Sprache gerade erst notdürftig die Fähigkeit einer reinen und gebildeten Ausdrucksweise erworben hatte, so wurde hier vielfach zur läppischen Karikatur, was in den weit durchgebildeten und biegsameren romanischen Sprachen angemessen und natürlich erschien. Nichtsdestoweniger wurde durch dieses marinistische Zwischenspiel unserer Literatur der deutschen Sprache Glätte und melodischer Fluß gewonnen, die sie zum Ausprechen feinerer und gestufter Seelenregungen überhaupt erst befähigten. Die nüchterne und steife Pedanterie der Opitzschule wurde abgelöst von dem anmutig bewegten Spiele höfischer Galanterie, und eben von der oft weit hergeholten Bilderfülle empfing auch die vernachlässigte Phantasie manch neue Anregung. Das Wesen des Marinismus läßt sich geradezu damit kennzeichnen, daß er die gewöhnliche Ausdrucksweise als unvornehm verschmäh und sich statt ihrer einer gewählten und gesuchten Bilder- und Gleichnißsprache bedient. Soviel Geschraubtheit und Unnatur dabei im einzelnen manchmal unterlief, eine Verfeinerung und Bereicherung der poetischen Rede blieb als dauernder Gewinn; und das Hauptverdienst dabei kommt dem Führer der schlesischen Marinisten zu, Hofman von Hofmanswaldau, einer der glänzendsten formalen Begabungen unseres Schrifttums.

Christian Hofman von Hofmanswaldau ist am Weihnachtstage 1617 zu Breslau geboren. Die Familie war 1612 durch

Kaiser Matthias erblich geadelt worden. Der Vater war kaiserlicher Rat und Kammersekretär, und in seinem angesehenen Hause gingen die vornehmen Edelleute aus und ein. Wie bei den meisten Dichtern dieser Zeit, denen die Poesie nur ein angenehmer weltmännischer Zeitvertreib war, hat auch Hofmanswaldaus glänzender äußerer Lebensgang für seine künstlerische Entwicklung wenig zu sagen. Nachdem er auf dem Elisabethgymnasium die Erziehung Elias Majors und Kölers genossen hat, geht er nach Danzig, wo er sich Opitzens Gönnerschaft erfreut, und schließlich nach Leyden zur Universität. 1639 tritt er mit einem flämischen Edelmann zusammen seine Kavaliertour an, die ihn nach England, Frankreich und Italien führt. Wichtig wird der längere Aufenthalt in Paris, wo er Zutritt zu der Privatakademie der Brüder du Puy und des Jacques Auguste de Thou erlangt und so die elegante Modedichtung Frankreichs kennenlernt, die seine eigene Poesie maßgebend beeinflusst. 1641 ist er wieder daheim, wird nach einigen Jahren Ratsherr und als solcher wiederholt mit diplomatischen Sendungen nach Wien betraut; bei solcher Gelegenheit erhebt ihn Leopold I. 1657 zum Kaiserlichen Rat. 1677 wird er Ratspräsident. Nachdem er längere Zeit gekränkelt, stirbt er 1679. Lohenstein hielt ihm die Grabrede. „Der große Pan ist tot!“ — so begann die feierliche Ansprache, ein Meisterstück barocker Prunkberechsamkeit.

Persönlich war Hofmanswaldau ein behaglicher Epikuräer, den Freuden der Tafel nicht abgeneigt, wie denn auch die Vergleiche aus dem Reiche des Geschmacks und Geruchs in seiner Dichtung eine große Rolle spielen. Auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehend und in manchem ihr voran — so in der auffallenden Teilnahme für die damals fast vergessene mittelalterliche deutsche Dichtung — war er von ernsterer und tieferer Gemütsart, als die Erzeugnisse seiner leichtgeschürzten Muse vermuten lassen. Er galt als sehr religiös und beschäftigte sich namentlich in seinen letzten Jahren gern mit metaphysischen Fragen.

Seine fruchtbarste Zeit fällt in die vierziger und fünfziger Jahre; dann nahmen ihn seine Amtspflichten stärker in Anspruch und zogen ihn von der Dichtung ab. Die frühesten seiner erhaltenen Werke, die Übersetzungen von Diondis Roman „L'Eromena“ und von Théophile de Viaus Dialog „La Mort de Socrate“ (nach Platons „Phädon“) zeigen ihn noch im Banne der Opitzschen Renaissancepoesie, während die „Tränen Johannis unter dem Kreuze“ und die „Klage Hiobs“, die später mit drei andern Stücken als „Poetische Geschichtsreden“ vereinigt wurden, sich mehr dem schweren düsteren Pathos des Gryphschen Stils annähern. Mit der Übersetzung des „Pastor fido“ von Guarini 1652 beginnt die Wendung zum Marinismus. Am ausgeprägtesten zeigen die überladene Schreibart die „Heldenbriefe“ (1663), das Hauptwerk der späteren Zeit. Dazu kommen noch geistliche Oden, erotische und Gelegenheitsgedichte und Epigramme. Zu seinen Lebzeiten hat er nur die Epigramme veröffentlicht, 1663; und das auch nur, weil sie schon durch einen unbefugten Druck entstellt in die Öffentlichkeit gedrungen waren. Gegen Ende seines Lebens plante er eine Gesamtausgabe derjenigen Werke, die er selbst der Erhaltung für wert

befand. Sie kam erst nach seinem Tode, 1679, heraus und brachte außer den Übertragungen des „Getreuen Schäfers“ und des Sokrates die Heldenbriefe, Epigramme, Geschichtsreden, Geistlichen Oden, eine Auswahl vermischter Gedichte und Lohensteins Leichenrede. Von den vielfach schlüpfrigen galanten Gedichten hatte er in kluger Erwägung die große Mehrzahl zurückgehalten. Sie brachte dann erst die Neukirchische Sammlung von 1695, vereint mit noch ungedruckten Gedichten zahlreicher anderer Poeten. Dieser Ausgabe verdankt Hofmannswaldau den üblen Ruf eines lasterhaften und schamlosen Erotikers. Der Vorwurf trifft ihn aber nicht ganz mit Recht. Denn gerade die Gedichte, auf die er sich gründet, stammen von anderen Verfassern und sind ihm fälschlicherweise zugeschrieben worden.

Für die seelische Haltung der Gedichte Hofmannswaldaus ist kaum etwas so kennzeichnend wie ihre ausgesprochene Diesseitigkeit. Der Genuß, und vor allem der Liebesgenuß, ist der höchste, ja fast einzige Wert. Die Gesinnung, aus der seine Dichtung erwächst, ist jedes höheren Ethos bar. Mag es immerhin sein, daß Hofmannswaldau seinen äußeren Kirchenpflichten getreu nachgekommen ist: eine im Kern weniger religiöse, stärker im Weltlichen verhaftete Natur läßt sich kaum denken. Die Vergänglichkeits-trauer seiner Geistlichen Gedichte steht damit keineswegs im Widerspruch. Sie sind aber deshalb noch lange nicht bloße anempfundene Spielerei eines virtuosen Könners, kein willkürliches Sichstimmen auf den Ton ernster Frömmigkeit, weil die Zeit von einem angesehenen Dichter auch das verlangte. Vielmehr hat Günther Müller durchaus recht, wenn er in dem Vergänglichkeitserlebnis den eigentlich tragenden Grund von Hofmannswaldaus ganzer Persönlichkeit sieht. Die gleiche Erkenntnis, die einen Gryphius zu düsterer Weltverneinung führte, war für Hofmannswaldau zunächst der Stachel, der ihn zu um so inbrünstigerem Erleben der schönen Welt aufrufen ließ, solange man noch jung und genussfähig war. Er war freilich nicht oberflächlich genug, um nicht die Ode zu empfinden, die am Ende jedes bloßen Genießerlebens steht. Wie anders konnte seine Sehnsucht nach dem Bleibenden und Unvergänglichen sich äußern als indem er zu Gott rief gemäß dem Glauben, in welchem er aufgewachsen war? Aber der Überdruß und die Enttäuschung des alternden Weltkinds und der innere Aufschwung des religiösen Menschen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Freilich — diese Erkenntnis des stetigen Wandels und Entgleitens war ein seelisches Erleben, stärker noch als das von Freude und Schönheit; und darum berühren seine geistlichen Gedichte, wennschon nicht religiös erhebend, doch viel echter, tiefer, persönlicher als seine weltlichen.

Solcher Gefühlsausbruch ist unwillkürlich, fast zufällig; er hat mit Hofmannswaldaus bewußtem Kunstwillen kaum etwas zu tun. Dieser ging vielmehr auf den kunstreichen Schmuck der äußeren Form. Seine Meisterschaft ist nicht das Ergebnis klügelnder Berechnung, sondern glückliche Gabe eines leichten, spielend produzierenden und auch meist geschmackssicheren Talentes. Seine Formgebung ist wunderbar ebenmäßig, der Reichtum der strophischen Bildungen erstaunlich. Wie bei Gryphius wird der Wechsel des Versmaßes dem Ausdruck dienstbar gemacht. Die mari-

nistische Freude an bildlicher Redeweise geht so weit, daß die Metapher gern ohne vermittelndes Band den ursprünglichen Begriff ersetzt. Der ganze Reichtum marinesken Gleichnisprunkes entfaltet sich. Die Küsse der Frau sind trinkbar Gold, ihre Lippen ein Purpurkissen, ihre Schultern elfenbeinern oder warmer Schnee, die Natur ein Saal voll zimmetreicher Lüfte. Die Brüste der Geliebten besingt er einmal — in der „Lobrede an das liebwerteste Frauenzimmer“ — mit der folgenden phantasievollen Bilderreihe:

„Die Brüste sind mein Zweck, die schönen Marmorbällen,
Auf welchen Amor ihm ein Lustschloß hat gebaut;
Die durch das Atemspiel sich heben und auch fallen,
Auf die der Sonne Gold wohlriechend Ambra taut.
Sie sind ein Paradies, in welchem Apfel reifen,
Nach deren süßer Kost jedweder Adam lechzt,
Zwei Felsen, um die stets des Zephirs Winde pfeifen,
Ein Garten schöner Tracht, wo die Vergnügung wächst,
Ein überirdisch Bild, dem alle opfern müssen,
Ein ausgeputzt Altar, für dem die Welt sich beugt,
Ein Krystallinenquell, aus welchem Ströme fließen,
Davon die Süßigkeit den Nektar übersteigt.
Sie sind zwei Schwestern, die in einem Bette schlafen,
Davon die eine doch die andre keinmal drückt;
Zwei Kammern, welche voll von blanken Liebeswaffen,
Aus denen Eppipor die goldnen Pfeile schießt.
Sie sind ein zäher Leim, woran die Sinnen kleben,
Ein Feuer, welches macht die kälteste Herzen warm;
Ein Bezoar, der auch Entseelten gibt das Leben,
Ein solcher Schatz, für dem das Reichthum selbst ist arm.
Ein kräftig Himmelbrot, das die Verliebten schmecken,
Ein Alabasterhaus, so mit Rubinen prahlt,
Ein süßer Honigseim, den matte Seelen lecken,
Ein Himmel, wo das Heer der Liebessterne strahlt.“

Damit nicht genug, läßt er noch weitere vierunddreißig Umschreibungen folgen. All diese Vergleiche freilich sind der Sphäre des sinnlich Fühl- und Greifbaren entnommen, auf eine zufällige äußere Ähnlichkeit hin, ohne jeden tieferen Wesensbezug. So wirkt ihre übertriebene Häufung unorganisch und seelenlos, anstatt der lebendigen Anschaulichkeit zu dienen. Oft gehört reiches Wissen und Belesenheit dazu, um die Beziehung von Gegenstand und Bild aufzufinden; aber gerade das Weitergeholte, nicht schon dem Alltagsverstande Eingehende gab der Vergleichung ihren Wert.

In den Übersetzungen tritt Hofmannswaldaus Eigenart naturgemäß noch am wenigsten zutage. Immerhin hat er das verworrene, das platonische Vorbild durch stillose lyrische Zutaten entstellende Werk de Vias klar und sinnvoll zu verdeutschen gewußt und dem „Pastor fido“ zum ersten Male eine seiner besondern Stilrichtung angemessene Gestalt in

deutscher Sprache gegeben, was seinen beiden Vorgängern — Eilgerus Mannlich 1619 und Statius Adermann 1636 — in keiner Weise gelungen war. Die etwa gleichzeitige, aber von seiner eigenen Arbeit unabhängige Übersetzung von Abschatz schätzte er allerdings selbst höher ein. In späteren Jahren hat er der mühsamen, Zeit und gründliche Vertiefung erfordernden Übersetzungstätigkeit keinen Geschmack mehr abgewinnen können; in der Vorrede zu den Heldenbriefen nennt er sie eine „dienstbare Arbeit“, die mehr Mühe als Ruhm mit sich bringe.

Die Epigramme entfernen sich weit von der bis dahin in Deutschland gepflegten Richtung. Weber Martial noch Owen oder Logau haben irgendwelchen Einfluß geübt. Auch hier gab wieder ein Italiener die Anregung: Giovanni Loredano, der geistvolle Marinofschüler, den Hofmannswaldau persönlich kannte. 1635 hatte er das erste Hundert seiner Epitafii giocosi, „Il cimeterio“, erscheinen lassen; weitere Sammlungen folgten bald nach. Nach diesem Vorbilde schrieb Hofmannswaldau seine „Poetischen Grabchriften“ auf historische und mythologische Gestalten, auf Repräsentanten menschlicher Laster und Tugenden und selbst auf Tiere und abstrakte Begriffe, wie die Jungfrauschaft. Viele, durchaus nicht alle, haben satirischen Charakter. Es ist das spöttische Lächeln des illusionslosen Weltmannes. Gern läßt er seine Vierzeiler in einer überraschenden, witzigen oder zweideutigen Pointe gipfeln. Sie sind das geistreiche Spiel eines witzigen Kopfes, und mit gutem Rechte konnte der Dichter in der Vorrede sagen, auch mittelmäßigen Augen werde leicht zu erkennen sein, „daß diese wenigen Reimen schwerlich in einem Gehirn jung worden, so ganz und gar einen Kalbs-Kopf zum Meister gehabt hat.“

Die Heldenbriefe, Hofmannswaldaus berühmtestes Werk, suchen eine Gattung zu neuem Leben zu erwecken, die ihren Ruhm dem galantesten Dichter des Altertums, Ovid, verdankt: die Heroide. Zwar hatte sich schon Johann Peter Fis darin versucht, doch dürfte Hofmannswaldau schwerlich durch ihn angeregt worden sein. Dagegen hat offenbar der Engländer Michael Drayton, Shakespeares Zeitgenosse, stark auf ihn eingewirkt. Wie dieser läßt er seine Liebespaare sich gegenseitig ihre Sehnsucht und ihre Schmerzen bekennen, während bei Ovid die Briefpaare die Ausnahme bilden. Abgesehen von den später hinzugegedichteten Briefen von Abälard und Heloise wählt er Helden und Heldinnen aus der vaterländischen Geschichte. Es sind im ganzen vierzehn Paare, durchweg Personen von Rang, wie Eginhard und Emma, der Graf von Gleichen und seine Gattin usw. In einzelnen Fällen, wo er fürchtete, bei regierenden Häusern anzustoßen, gab er den geschichtlichen Gestalten durchsichtige Decknamen, so bei Herzog Ferdinand und der Philippine Welfer, bei Herzog Albrecht und der Agnes Bernauerin. Vor jedem Briefpaar steht eine breit ausgeführte Prosa einleitung, die über die Geschichte des liebenden Paares berichtet, dann folgen die beiden Briefe. Die Heldenbriefe sind unter den für Hofmannswaldau bezeichnenden Werken am meisten reine Zierkunst geblieben, prunkvoll und überladen im Stil, mit großer technischer Meisterschaft ausgeführt, aber viel zu wenig die

seelische Stimmung individualisierend, um tiefere Anteilnahme erwecken zu können. Zudem ermüdet ihre Lesung rasch durch die stete, das seelische Thema kaum variiierende Wiederholung der gleichen Motive, der gleichen Gefühlslage. Unter dem bunten Behang der kunstvollen Wortspiele und Gleichnisse werden die leidenschaftlichen Gefühlswallungen, die hier ihren Ausdruck finden sollen, fast völlig erstickt. Dabei ist doch das Ganze die Apotheose des wildesten, ungehemmtesten Gefühlsrausches, der unwiderstehlichen Gewalt schrankenloser sinnlicher Liebesleidenschaft, die alle vernünftige Überlegung übertäubt, vor der jede Säkung und jede sittliche Pflicht zerbricht. Fast immer ist der Mann der werbende Teil, wiederum im Gegensatz zu Ovid, aber durchaus dem Geiste der galanten Zeit entsprechend. Ein jeder Brief ist genau hundert Verse lang, eine spielerische Fessel der freiströmenden Phantasie, die sich der Dichter von nun an auch in andern Werken gern auferlegte, so daß man beispielsweise die Entstehungszeit seiner Hochzeitsgedichte danach zu bestimmen gesucht hat, ob sie bereits den genannten Umfang aufweisen oder nicht.

Am ungezwungensten und eigentümlichsten entfaltet sich Hofmannswaldaus Begabung in der reinen Lyrik. Die weltlichen Gedichte sind meist Erotika, zum größten Teil leicht frivol. Doch begegnen bei ihm nur in Ausnahmefällen einmal jene groben, massiven Unanständigkeiten, in der sich manche seiner Nachtreter so gefielen. Dagegen liebt er es, Anzüglichkeiten und Schlüpfrigkeiten in der leichten Hülle spielerischer Zweideutigkeit, in an sich ganz unverfänglichen Ausdrücken zu sagen, wofür ihm seine virtuos gehandhabte Bilder- und Gleichnisssprache ein vorzügliches Mittel bot. In diesem Punkte erinnert er schon geradezu an die Art des Rokoko, dem er durch seine leichte, weiche, spielende Manier auch sonst verwandt erscheint. Stücke dieser Art sind es vor allem, die, von ihm selbst sorgfältig zurückgehalten, durch die Neukirch'sche Sammlung verbreitet wurden. Es sind Nachahmungen der oft sehr weitherzigen erotischen Fäuleleien der Italiener und namentlich Franzosen. Sie bleiben durchaus in der konventionellen Sphäre, sind ohne jeden Bekennnischarakter. Das Motiv der Eifersucht kennt er darin so wenig wie andere tiefere Seelenregungen. Nur der Vergänglichkeitschauer weht manchmal herein, und dann geschieht es, daß die weltmännische Kavaliersmaske fällt und das Antlitz des ganz ursprünglich, echt und persönlich empfindenden Menschen sichtbar wird, wie in dem folgenden, vielleicht seinem schönsten Liede, dem an Innigkeit und Gefühlstiefe aus dem ganzen Jahrhundert kaum etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen ist:

„Wo sind die Stunden
Der süßen Zeit,
Da ich zuerst empfunden,
Wie deine Lieblichkeit
Mich dir verbunden?
Sie sind verrauscht. Es bleibt doch dabei,
Daß alle Lust vergänglich sei.

Das reine Scherzen,
So mich ergötzt
Und in dem tiefen Herzen
Sein Merkmal eingeseht,
Läßt mich in Schmerzen:
Du hast nur mehr als deutlich kundgetan,
Daß Freundlichkeit nicht ankern kann. . . .

Ich schwamm in Freude.
Der Liebe Hand
Spann mir ein Kleid von Seide.
Das Blatt hat sich gewandt.
Ich geh im Leide.
Ich wein' jegund, daß Lieb und Sonnenschein
Stets voller Angst und Wolken sein."

Anderwärts freilich wird der Vergänglichkeitsgedanke gerade zum Anlaß, zu um so intensiverem und bedenkenloserem Lebensgenusse aufzufordern:

„Was willst du, Doris, machen,
Brich deinen stolzen Geist;
Dies, was du Schönheit heißt,
Sind blumengleiche Sachen,
Die unbeständig sind
Und fliehen wie der Wind.

Es wird auf deinen Wangen
Nicht steter Frühling sein.
Es weicht der Sternen Schein,
Als wie der Blumen Prangen.
Die Zeit, so alles bricht,
Schont auch des Leibes nicht.

Was ist der Schönheit Glänzen
Als ein geschwinder Bliß?
Sein zubereiter Sitz
Besteht in engen Grenzen.
Kein Fluß verrauscht so bald
Als Schönheit und Gestalt. . . .

Nun, Doris, lerne kennen,
Was falscher Hochmut sei:
Bleib nicht alleine frei,
Laß deine Jugend brennen,
Und laß der Liebe Blut
Durchwandern Herz und Blut.

Gebrauche deine Schätze,
 Weil Blut und Blüte siegt.
 Wann dich die Zeit betrügt,
 So reißet auch das Neße,
 So vormals um dich hing
 Und manche Seele fing. . ."

Die Quintessenz der weltzugewandten Lebens- und Genußphilosophie Hofmannswaldaus enthält etwa das Gedicht „Die Wollust“, das zugleich zu den bezeichnendsten Beispielen ausgeprägt marinerster Schreibart gehört:

„Die Wollust bleibet doch der Zucker dieser Zeit.
 Was kann uns mehr denn sie den Lebenslauf versüßen?
 Sie läßt trinkbar Gold in unsre Kehle fließen,
 Und öffnet uns den Schatz beperlter Lieblichkeit.
 In Tuberosen kann sie Eis und Schnee verkehren
 Und durch das ganze Jahr die Frühlingszeit gewähren.

Es schaut uns die Natur als rechte Kinder an:
 Sie schenkt uns ungespart den Reichtum ihrer Brüste,
 Sie öffnet einen Saal voll zimmerreicher Lüste,
 Wo aus des Menschen Wunsch Erfüllung quellen kann.
 Sie legt als Mutter uns die Wollust in die Armen
 Und läßt durch Lieb und Wein den kalten Geist erwärmen.

Nur das Geseze will allzu tyrannisch sein:
 Es zeigt jederzeit ein widriges Gesicht,
 Es macht des Menschen Lust und Freiheit ganz zu nichte
 Und flößt für süßen Most uns Vermutstropfen ein;
 Es untersteht sich uns die Augen zu verbinden
 Und alle Lieblichkeit aus unsrer Hand zu winden . . .

Was nuket endlich uns doch Jugend, Kraft und Mut,
 Wenn man den Kern der Welt nicht reichlich will genießen
 Und dessen Zuckerstrom läßt unbeschriftet verschicken?
 Die Wollust bleibet doch der Menschen höchstes Gut.
 Wer hier zu Segel geht, dem wehet das Gelücke
 Und ist verschwenderisch mit seinem Liebesblicke . . ."

Dann wieder sieht der Dichter den Weltlauf mit ernüchterten Augen an:

„Was ist die Welt und ihr berühmtes Glänzen?
 Was ist die Welt und ihre ganze Pracht?
 Ein schnöder Schein in kurz-gefaßten Grenzen,
 Ein schneller Witz bei schwarzgewölkter Nacht,
 Ein buntes Feld, da Kummer-Disteln grünen,

Ein schön Spital, so voller Krankheit steckt,
 Ein Slavenhaus, da alle Menschen dienen,
 Ein faules Grab, so Maaßter deckt . . ."

und mahnt angesichts der Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge zu weise gelassenem Genießen, ohne sich zum Sklaven der Weltlust zu machen:

„Was ist die Welt? Ein Ball voll Unbestand,
 Da sich verknüpft Tod, Leben, Bau und Brand,
 Da Freud und Leide fast stets beisammen liegen
 Und Ja und Nein einander recht bekriegen . . .
 Wer nun allhier ganz sicher gehen will
 Den runden Ball, das ungewisse Spiel,
 Der sei vorhin bemühet und beflissen,
 Sich in den Geist vernünftig einzuschließen.
 Er muß ein Herr der leichten Sinnen sein,
 Das Wesen nicht vermischen durch den Schein
 Und alles dies mit halben Händen fühlen,
 Was uns der Wiß will aus der Stirne spielen . . .
 Er soll sich nicht vergaffen in die Pracht,
 Die ohne Grund den Firnis scheinbar macht,
 Soll Ehre, Gut und Schönheit so genießen,
 Als einen Strom, der leichtlich kann verfließen.
 Er denke nur, daß Armut, Spott und Leid,
 Gleichwie es kommt, auch schwindet mit der Zeit,
 Und daß ein Geist, der Jugend in sich heget,
 Nicht durch den Reif der Zeiten wird bewegt.
 Wer weislich sich in diesen Schranken übt,
 Den leichten Sinn der Zucht zum Schüler gibt,
 Der Ungeduld nicht läßt zum Herzen treiben,
 Der kann bei Lenz und Winter grüne bleiben,
 Der ist allein ein König dieser Welt,
 Den keine Brunst an ihren Fesseln hält,
 Und dieses sind die rechten freien Sinnen,
 Die sich durch sich vernünftig zwingen können . . ."

In den geistlichen Gedichten steigert sich solche illusionslose Weltansicht zu positiver Bußgesinnung, und so persönlich ist oft ihre Haltung, daß man sich der geläufigen Anschauung, es liege hier nur geschickte Nachzuehmung vor, unmöglich anschließen kann. Die folgenden Strophen aus einer geistlichen Ode stellen in ihrer ergreifenden Schlichtheit und Innigkeit jedes Erzeugnis der gleichzeitigen Kirchenliederdichtung in den Schatten:

„Ich liebte bloß das Glänzen,
 Die Eitelkeit der Welt:
 Die Lust vergaß der Grenzen,

So man ihr vorgestellt.
 Mein Auge war ein Spiegel,
 Der alle Formen fing,
 Der frei von Zaum und Zügel
 Durch geile Felder ging.

Ich hörte deine Worte
 Mit tauben Ohren an;
 Und stund ich in dem Orte,
 Der uns erbauen kann,
 So waren meine Sinnen
 Auf Sünden stets gelenkt,
 Auf nichtiges Beginnen,
 So deine Gotttheit kränkt.

Ich hörte kein Geseke,
 Die Lüfte dieser Welt,
 Die waren meine Schätze,
 Hier war mein Ziel gestellt.
 Den Himmel zu erkiesen,
 Da war ich allzublind.
 Ich habe mich erwiesen
 Oft schlechter als ein Kind.

Doch kann ein Kind erlangen
 Des Vaters alte Gunst,
 So komm auch ich gegangen
 Und hoffe nicht umsonst.
 Ich lasse meine Tränen
 Mit reichen Strömen aus;
 Ich weiß, du kennst mein Sehnen
 Und nimmst mich in dein Haus."

Hofmanswaldau genoss bis zur Jahrhundertwende den Ruhm des unbedingt führenden deutschen Lyrikers. Neukirch rühmt von ihm, daß er einen andern Weg als Opitz und Gryphius eingeschlagen und „die liebliche Schreibart, welche nunmehr in Schlessien herrscht, am ersten eingeführet“ habe. Er ist auch überzeugt, daß die deutsche Poesie mit dem strahlenden Dreigestirn Gryphius, Hofmanswaldau und Lohenstein den Zenith ihres Ruhmes überschritten habe. In der That ist etwa in den ersten beiden Bänden der Neukirchschen Sammlung der ganz beherrschende Einfluß des Hofmanswaldauschen Stils auf die lyrische Poesie auch außerhalb Schlesiens mit Händen zu greifen. Doch sind unter denen, die als die Hauptvertreter dieser sogenannten zweiten schlessischen Schule gelten, gerade die engeren Landsleute nur sehr mit Einschränkung zu Hofmanswaldaus unbedingten Jüngern zu rechnen. Von namhafteren

Schlesiern gehört im Grunde nur Neukirch selbst mit seinen früheren Erzeugnissen hierher; gerade er aber ist ja später einer der Führer der Abfallbewegung vom marinesken Hochbarock geworden. Die andern haben dem Zierstil doch eigentlich nur in sehr bescheidenem Maße und gelegentlich gehuldigt; und man weiß nicht recht, ob man sie als Nachfahren der alten Schule oder schon als Vorbereiter des kommenden neuen Klassizismus betrachten soll.

Gleich Heinrich Mühlpfort ist trotz seiner Freundschaft mit Hofmanswalbau der Grundrichtung nach weit eher Opitianer als Marinist. Er ist 1639 zu Breslau geboren. Der Vater, Ältester der Weichkrämerinnung, starb früh. Der Knabe sollte erst Maler werden und erhielt bei dem polnischen Hofmaler Ezechiel Paricius Unterricht, kam aber dann auf das Elisabethgymnasium — auch er genoss noch den Unterricht Elias Majors und Kölers — und bezog 1657 die Leipziger Universität. Dort heiratete er eine junge Witwe. Das stets gespannte Verhältnis zu ihren Angehörigen hat Anlaß zu der Legende von seiner unglücklichen Ehe gegeben. 1662 wurde er als Registrator in die Breslauer Ratskanzlei berufen. 1681 starb er am Schläge.

Seine Gedichte sind erst nach seinem Tode gesammelt worden. 1686 kamen seine „Teutschen Gedichte“ heraus, denen im nächsten Jahre noch eine Nachlese folgte; weiter brachte das Jahr 1686 noch eine Ausgabe seiner lateinischen Poesien. Die überwiegende Mehrzahl sind Gelegenheitsverse, Hochzeits- und Leichengedichte, denen nur wenig Sonette, geistliche und verliebte Gedichte gegenüberstehen. Er schreibt leicht und gewandt. In den Hochzeitsgedichten finden sich die üblichen mythologischen Spielereien; die Leichengedichte zeichnen sich vorteilhaft aus durch das Bemühen, sie nach der Persönlichkeit des Verstorbenen individuell zu stimmen. Von Hofmanswalbau unterscheidet ihn schon wenig günstig die geringe Abwechslung in der Formgebung. Der Alexandriner herrscht weitaus vor, auch in strophischen Gedichten, in bescheidenerm Maße auch vierfüßige Jamben. Nur die geistlichen und Liebesgedichte weisen größere Mannigfaltigkeit auf. Mit ganz wenigen Ausnahmen aus der Frühzeit meidet er den Daktylus. Wie ihm Opitz bei seinen ersten Versuchen Vorbild und Leitstern war, so hielt er sich bei seinem ganzen Schaffen sehr genau an die Vorschriften und Verbote der deutschen Poeterei. Besonders bemüht er sich, dem Rate des Meisters folgend, um neue Wortzusammenstellungen; ein Zug, der bei Hofmanswalbau ganz fehlt. Die geistlichen Lieder halten wie wenige der Zeit an dem alten herben Kirchenliederton fest, sind auch meist auf bekannte Weisen geschrieben. Der hofmanswalbausche Zierstil findet sich hauptsächlich in den Hochzeitsgedichten und einigen Erotika, und zwar da ziemlich kräftig und absichtsvoll aufgetragen, als wolle er zeigen, er könne auch das. Unmittelbare Nachbildung der Hofmanswalbauschen Heldenbriefe sind die drei Wechselbriefe zwischen Bräutigam und Braut aus den Hochzeitsgedichten der Jahre 1670 und 1671. Am unmittelbarsten ist er in den Liebesgedichten der Leipziger Zeit, die ja auch persönlichem Erleben entstammen. Hier ist natürlich von

Marinismus noch keine Rede. Viel näher stehen sie dem volkstümlich gehaltenen älteren Gesellschaftsliede:

„Alles, was ich denk und tu,
Ist, mein Kind, auf dich gestellet;
Wann ich wache oder ruh,
So bin ich zu dir gesellet.

Nimm die Hand voll Jahre hin,
Die voll frischer Jugend blühen,
Und laß deinen treuen Sinn
In der Gegenliebe glühen.“

Weit bedeutender als Mühlpsfort ist Hans Adamn Freiherr von Abschat, der aber ebensowenig als ausgesprochener Hofmanswaldaunjünger gelten kann. Die Familie ist alter Adel und läßt sich weit zurückverfolgen. Schon 1294 ist der Name urkundlich belegt. Als angesehene Ministerialen standen seine Ahnen den Pfaffen zur Seite und erwarben im Laufe der Jahrhunderte reiche Güter im Suhrauer, Wohlauser und Liegnitzer Kreise. 1828 erlosch das Geschlecht. Lohenstein läßt im „Arminius“ den Ahnherrn des Hauses von Marbod zum Ritter geschlagen werden. Der Dichter ist 1646 auf dem Familiengute Würbitz geboren. In Straßburg und Leiden studierte er die Rechte, machte seine Kavaliertour durch Belgien, Frankreich und Italien und lebte dann der Bewirtschaftung seiner Güter. Wiederholt wurde er als Vertreter der schlesischen Stände an den Kaiserhof entsandt. Der Kaiser erhob ihn in den Freiherrnstand. 1699 starb er in Liegnitz. Auch seine Werke kamen erst nach seinem Tode gesammelt heraus: die „Poetischen Übersetzungen und Gedichte“ 1704, von Christian Gryphius herausgegeben.

Seine Hauptwerke sind Übersetzungen. Großen Ruhm hat ihm vor allem der „Teutsch-redende Treue Schaffer“ gebracht, den er etwa zwischen 1672 und 1678 drucken ließ, also noch bevor Hofmanswaldaus Verdeutschung des Guarinischen Schäferspiels veröffentlicht wurde, die er allerdings in der Handschrift gelesen zu haben scheint. Viele Kenner stellten seine Arbeit höher als die seines berühmten Landsmannes, und dieser selbst soll der Übersetzung Abschatens vor seiner eigenen den Vorzug gegeben haben. In der Tat zeichnet sie sich durch weichen melodischen Fluß, einheitliche und gleichmäßige Metrik, freie und natürliche Sprache aus; und sie klebt auch nicht so ängstlich am Wortlaut wie Hofmanswaldaus. Dann hat er des Alessandro Abimari (1580 – 1649) 1637 erschienene „La Tersicore o vero scherzi e paradossi poetici sopra la beltà delle donne frà difetti ancora ammirabili e vaghi“ als „Scherz-Sonette oder Kling-Gedichte über die auch bey ihren Mängeln vollkommene und Liebwürdige Schönheit des Frauenzimmers“ übertragen und sich hier allerdings dem Zierstil der Galanten ziemlich weitgehend angenähert. Dann steht in seinen gesammelten Schriften eine Sammlung

von Liebesgedichten, „Anemons und Adonis' Blumen“, die das Hofmanswaldbausche Erbe weiße und maßvoll verwaltert. Die Themen sind die üblichen: Sehnsucht des schmachtenden Liebhabers, aber auch die Leiden der einsamen Verliebten wie der unglücklich an einen alten abgelebten Gatten verheirateten Frau, deren Mann die ganze Nacht schnarcht und ihr den „kalten Rücken“ zuehrt. Er ist in erotischen Dingen auffallend zurückhaltend, und zwar durchaus mit Absicht. In der Vorrede sagt er: „Die mit allzu vielem Venus-Saltz marinierten Speisen einiger Welschen stehen der deutschen Mund-Art, welche die Keinlichkeit liebet, und der Schamhaftigkeit unseres Frauenzimmers, welches bey zugelassener mehrerer Freyheit weniger auf Geheimnisse und Räthsel der Liebe nachzuspinnen und mit Gedanken zu wuchern Anlaß nimmt, gar wenig an, unerachtet es Opitz und andere etwas fremden Zucker aus Virginien mitunter zu kosten angewehnet haben.“ Zahlreich sind die Gelegenheitsgedichte. Mehr als anderthalb Bogen der Sammlung sind angefüllt mit „Glückwünsungen an Gefrönte und Erlauchte Häubter“, an den „großen Leopold“ und sein Haus, zu Hochzeiten und Trauerfällen, auf siegreiche Kämpfe, wie auf die Eroberung des Türkenlagers bei Zenta 1697. Unter den Leichen- und Ehrengedichten fällt das auf den Tod des letzten Piasten Georg Wilhelm auf, sowie das dreißigstrophige Lob auf Lohensteins „Arminius“. Ferner schrieb er geistliche Gedichte; sie gehören nicht zu seinem Besten und sind sehr verstandesmäßig gehalten, wurden aber beim Gottesdienste in den Gemeinden gesungen und noch zu seinen Lebzeiten in schlesische Kirchengesangbücher aufgenommen. Endlich fehlen auch satirische Grabchriften in Hofmanswaldbaus Manier nicht, während andere Epigramme sich mehr der kernhaften Art Logaus nähern.

Abſch 4 hat von Hofmanswaldbau den glatten Fluß des Verses und die kultivierte Sprache gelernt; er meistert auch mit gleicher Gewandtheit die Vielgestaltigkeit freierer strophischer Formen. Dagegen scheint er die Auswüchse der schwülstigen marinesken Metaphernsprache geradezu bewußt vermieden zu haben. Wo er auffallend „hofmanswalbauisiert“, da geschieht es in der Regel sehr nachdrücklich und mit unverkennbarer Absicht zu bestimmtem Zwecke, etwa um der humoristischen Wirkung willen in der „Beschwerde über den Bart“:

„Was ist bei schönem Mund ein stark gewachsner Bart?
Der Liebe Wespennest, ein Dornstrauch um die Rosen,
Ein Stoppel süßer Frucht, ein scharfer Distelzaun,
Ein Schranken, welchen wir den Hafen sperren schaum,
Ein spitzer Schieferfels in stiller Venus Fahrt.
Wer preist die Käste (Kastanie), so die Stachelchale deckt?
Die Perle, welche noch in rauher Muschel steckt?
Mit was für Anmut ist dem Barte liebzuſosen?“

Übrigens ist diesen Versen ein ähnlich launiges „Lob des Bartes“ gegenübergestellt.

Ganz eigentümlich ist Abschaz bisweilen ein Ton scheuer Verhaltensart, der vor der Schmeidigung und Differenzierung des sprachlichen Ausdrucks durch Hofmanswaldbau ganz undenkbar ist und an die feinsten und stillsten Lyriker des 19. Jahrhunderts erinnert:

„Du pflegest dich ganz laut, ich heimlich zu beklagen.
Die Seufzer sind gemein bei dir und mir, mein Kind:
Ich weiß, daß meine nur auf dich gerichtet sind:
Von deinen weiß ich nichts zu sagen.“

Ein anderer mag uns Neid um unsre Seufzer tragen:
Ich weiß, daß meine nur auf dich gerichtet sind.
Wohin die deinen gehn, mein allerliebstes Kind,
Da weiß ich nichts und will nichts sagen.“

In dem „Deutschen Ehrenpreis“ und in „Jßbrandts Vardenliedern auf die Teutoburger Schlacht“ hat Abschaz zum ersten Male in unserer Dichtung das „Vardengetön“ angestimmt, das erst tief im 18. Jahrhundert, in Klopstocks und Gerstenbergs Tagen, allgemeinen Widerhall finden sollte. Den Anstoß dazu gab natürlich Lohensteins Arminiusroman. Der „Deutsche Ehrenpreis“ beginnt:

„Hört, Helden söhne,
Mein Vardengetöne,
Gebt fleißig acht,
Was aus dem Haine,
Darin ich erscheine,
Wird an euch gebracht!“

Und dann folgen Strophen, die aus einem alten Landsknechtliede zu kommen scheinen und wie aus einer fremden Welt in das verweichlichte Zeitalter der galanten Kavaliers hineintönen:

„Zu Hause liegen,
Die Gläser bekriegen
Und stiften Zank,
Bringt euch ja Schande,
Vom Fürsten und Lande
Geringen Dank.“

Laßt euch doch dauern,
Im Mist zu sauern
Auf fauler Haut!
Geht, liebe Deutschen,
Die Feinde zu peitschen,
Und secht's ums Kraut!

Wo Waffen knallen
 Und Hörner erschallen,
 Das ist das Feld,
 Wo euren Tagen,
 Auf Ehre zu jagen,
 Der Raum bestellt."

Noch volleren Klang hat das „Eisenhüttel“, ein vaterländischer Weckruf aus den Tagen, da Ludwigs XIV. räuberische Horden ein Stück deutsches Land nach dem andern losrissen. So mannhaft und entschlossene Worte hatte deutsche Dichtung seit langem nicht mehr gefunden:

„Nun ist es Zeit zu wachen,
 Eh Deutschlands Freiheit stirbt
 Und in dem weiten Rachen
 Des Krokodils verdirbt.
 Herbei, daß man die Kröten,
 Die unsern Rhein betreten,
 Mit aller Macht zurücke
 Nach Saon' und Seine schießt!

Der Feind braucht Gold und Eisen,
 Wendt Stahl und Silber an,
 Der deutschen Welt zu weisen,
 Was List und Hochmut kann.
 Laßt euch das Gold in Händen
 Die Augen nicht verblenden,
 Damit euch hinterm Rücken
 Die Fesseln nicht bestricken.

Laßt Lerch und Falken fliegen,
 Seht alle Kräfte bei,
 Mit ihnen zu besiegen
 Des Hahnes Prahlerei.
 Er prangt mit feinen Federn,
 Drum müßt ihr ihn entädern
 Und jeder sich bemühen,
 Das Seine wegzuziehen.

Wollt ihr euch unterwinden
 Zu tun, was sich gebührt,
 Ein Hermann wird sich finden,
 Der euch an Reih'n führt.
 Laßt euch verstellten Frieden
 Zum Schlafe nicht ermüden:
 Mit Wachen und mit Wagen
 Muß man die Ruh' erjagen."

Am fernsten hofmanswaldauscher Art steht wohl Hans von Affig. In Breslau 1650 als Sohn des Kaiserlichen Rates und städtischen Ober Syndikus Andreas von Affig geboren, studierte er in Leipzig die Rechte und trat 1674 in schwedische Kriegsdienste. Als „Commandeur-Lieutenant“ machte er in dem Kriege gegen Dänemark auf dem Admiralschiffe mehrere Seeschlachten mit. Nach zwei Jahren rief ihn der Tod des Vaters wieder in die Heimat zurück; er scheint sich in Schlessen aber nicht recht wohl gefühlt zu haben und folgte gern dem 1692 an ihn ergangenen Rufe des Kurfürsten von Brandenburg als Hauptmann und Kammerdirektor des Kreises Schwiebus. Schon 1694 starb er.

Von seinen Gedichten ist wohl nur ein geringer Teil auf die Nachwelt gekommen. Erst 1719 gab ein Unbekannter seine Gesammelten Schriften heraus. Mehr als die Hälfte des Bandes wird von den „Parentationes“ eingenommen, Leichenreden auf verstorbene Standesgenossen. Von den Gedichten sind die Mehrzahl geistliche Oden und Begräbnis-gefänge, ernst und würdig gehalten. Möbische Schönrednerei bricht am ehesten in vereinzelt weltlichen Gelegenheitsgedichten durch, wie in dem auf das Langenau-Hermannische Beilager:

„Harminie! darf ich mit einem Töne,
Der voller Glut und Flammen ist,
Mich nähern deinem Schönheits-Throne
Wo Anmut hat den Sitz erkliest?
Darf ich der Pfeile Grimm, die in der Seele stecken,
Und den verborgnen Brand des Herzens dir entdecken?
Harminie! Harminie!“

Doch bleiben solche gelegentliche Übungen im Zierstil äußerst zahm, und Schlüpfrigkeiten meidet er ganz. Den Tabak, der bald ein Lieblingsgegenstand schlessischer Reimer werden sollte, besingt Affig in Versen, die er französisch und deutsch gibt, und die vielleicht Übersetzerarbeit sind. Das Gedicht mündet in nachdenkliche Beschaulichkeit aus:

„Du schenkst mir ins Gedächtnis ein,
Was dermaleinst ich werde sein.
Ich, lebend Asche, kann verstehen,
Dass so zerstreuet, wie dein Rauch,
Ich (schnell und flüchtig) endlich auch
Werd in mir selbst, wie du, vergehen.“

Gelegentlich bekundet er derben Humor, der von dem spiken Wit Hofmanswaldaus merklich absticht, wie in der „Grabchrift eines Versoffenen“:

„Unendlich war mein Durst, dadurch ich bin verdorben,
Mich durst't auch nach dem Tod, und bin doch voll gestorben;
Drum, wo ich euch nicht soll aus Sarg und Grabe laufen,
So leget meinen Leib hin unter einen Traufen.“



Virginitas ut croceis, adamas radiare capillis
 Resolet et formae divinitus agendere honorem,
 Sic HOEMANNUS ADE destillans nectare Lingua,
 Munda Venus morum doctrina ingentis abysus,
 Colorum, lenis Italique sagaxis haecumen
 Inducunt ipsi fumam Brüllage decorem

Georg Schulz pinxit

Philipp Kilian sculpsit

Stich von Philipp Kilian nach einem
 Gemälde von Georg Schulz im Besitz
 des Breslauer Kunstgewerbemuseums

Christian Hoemann
 von Hoemann und Waidah



Stich von Johann Eschering (1688)

Leffor von Eschering.

Dem großen Lohenstein, so führend er in Drama und Roman ist, kommt als Lyriker doch nur ein bescheidenes Plätzchen im Gefolge Hofmanswaldaus zu. Ein Eigner ist er nirgends. Die Anfänge stehen unter dem Einfluß grypphischer Vergänglichkeitsstrauer. Der „Denk- und Dankaltar“ von 1652, in dem er mit abstoßendem Naturalismus den verwesenden Leib der verstorbenen Mutter betrachtet, sucht die „Kirchhofsgedanken“ an grauenhafter Eindringlichkeit zu übertrumpfen. Später hat er dann von Hofmanswaldau viel gelernt, ohne dessen weiche und anmutige Kunst auch nur von fern zu erreichen. Seine Gedichte gab er 1680 als „Blumen“ gesammelt heraus; die weltlichen Gedichte gliedern sich in „Rosen“ und „Hyacinthen“, die geistlichen in „Thränen“ und „Himmel-Schlüssel“. Bezeichnend für die ganze Auffassung des Zeitalters von der Poesie ist es wieder, wenn er in der Vorrede betont, er habe „aus der Lichter-Kunst niemals ein Handwerk gemacht, weniger davon Aufenthalt oder Gewien zu suchen von nöthen gehabt“, und mit heuchelnder Bescheidenheit erklärt, er mache von seinen Gedichten wenig her, „zumal da allezeit meine wichtigere Geschäfte mir hiermit viel Zeit zu verschwenden verboten, sondern mir selbst nur als bloße Nebendinge einen erleuchtenden Zeit-Vertreib, nicht aber eine beschwerliche Bemühung abgegeben.“ Wieviel höher als er Hofmanswaldau als Lyriker geschätzt wurde, zeigt eine zeitgenössische literarische Fälschung. In einem Buche von 1693, das die Lebensgeschichten pfälzischer Kurfürsten behandelt, finden sich drei Briefe in Versen, „Liebe zwischen Chur-Fürst Carl Ludwig in der Pfalz und Maria Susanna von Degensfels“, als deren Verfasser hier Hofmanswaldau bezeichnet wird. Sie stammen aber aus Lohensteins „Rosen“, wo sie zwischen dem König Peter von Castilien, seiner Gemahlin Blanca und der Johanna Castria gewechselt werden. Durch geschickte Kürzungen hat sie der Fälscher auf den für Hofmanswaldaus Heldenbriefe typischen Umfang von genau hundert Versen gebracht.

b) Drama: Jesuitenkomödie; Lohenstein und Hallmann.

Im Drama des Hochbarock tritt die immer inniger werdende Verbundenheit des schlesischen Kulturlebens mit dem gegenreformatorischen Österreich besonders klar zutage. Die Jesuitenkomödie (vgl. S. 246 f.), die in der zweiten Jahrhunderthälfte ihre Hochblüte erreicht, hat sich auch in Schlesien reich entfaltet; und die glänzenden Erfolge der jesuitischen Theaterpflege erwecken auch das protestantische Schultheater aus seiner Erstarrung. Dies zeigt sich besonders bei den beiden städtischen Gymnasien Breslaus, die etwa seit der Jahrhundertmitte mit der Ordensbühne in eifrigen und erfolgreichen Wettbewerb treten. Auf die literarische Kunsttragödie, die bei der Kluft zwischen Literatur und Berufs-theater kaum jemals anders denn als protestantisches Schuldrama in lebendige Erscheinung treten konnte, währte der jesuitische Einfluß, auf den schon bei Grypphus hingewiesen wurde, unverändert weiter.

Seinen Höhepunkt erreicht er bei Hallmann, mit dem freilich auch das gelehrte Barockdrama sein Ende findet.

Die dramatisch-theatralische Wirksamkeit der Jesuiten in Schlesien mag hier, vom Zeitpunkt ihrer stärksten Stellung aus, im Zusammenhange betrachtet werden. Denn gegenüber dem Barock hat das Vorher und Nachher, wenigstens was Schlesien anbetrifft, für das Ordens-theater nicht viel zu bedeuten. Sie spielten auch noch weiter, als Schlesien preussisch geworden war; aber unter der Herrschaft des protestantischen Friedrich war es mit der Möglichkeit, ihre verbende Kraft zu entfalten, vorbei, trotz aller Begünstigung ihrer Anstalten. Eben das aber, das praktische Wirken für Erhaltung und Ausbreitung des katholischen Glaubens, war der Nerv ihrer ganzen Spielfreudigkeit. Dieses Ziel bestimmte die Sonderart ihres Theaters: das Zurücktreten des Wortes, das sich zu sehr auf die Gebildeten hätte einstellen müssen, das Hervorheben des Sinnfälligen, das auch breitere Schichten anzog, von Bühnenbild, Maschinerien, Musik und Tänzen. Und um dieses Zieles willen wurde das Jesuitenstück zur Gesellschaftskunst, blieb nicht rein erbauliche oder gar religiöse. Der in der Blütezeit noch selbstverständliche Gebrauch der lateinischen Sprache wahrte den vornehmen Grundzug und verhütete das Herabsinken auf die Stufe des Vandenstücks; eine Gefahr, die bei der Vernachlässigung des Literarischen und der einseitigen Ausbildung der äußeren Wirkungsmittel nicht ganz fern lag. Dem des Lateinischen Unkundigen erleichterten das Verstehen der Bühnenvorgänge die in lateinischer und deutscher Sprache abgefaßten sogenannten Perioden, die meist sehr ausführliche Inhaltsangaben enthielten. Ein Pater verteilte sie einige Tage vor der Aufführung mit den Einladungen bei den angesehenen Persönlichkeiten des Ortes. Die Auflage betrug in manchen Fällen bis an 600.

Wo irgendetwas Ordensniederlassung erfolgt war, begann man auch baldmöglichst mit dem Theaterspielen. Die ersten Aufführungen in Deutschland fallen schon in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Anfänglich spielte man im Freien, auf dem Markte etwa; seit ungefähr 1600 benutzte man geschlossene Räume, meist ein Auditorium der Ordensanstalt. In Schlesien ging man zur Aulabühne über, sobald die Verhältnisse es gestatteten. Dazwischen kommen aber immer wieder Aufführungen auf einem öffentlichen Plage vor, bei denen man auch mit Zuschauern rechnen konnte, die sich scheuten, die Räume des Kollegs zu betreten. Die alte Simultanbühne des Volksschauspiels weicht bald der neuen Kulissenbühne. Knüpfte man zunächst an das an, was man gerade vorfand, an die Ausläufer des mittelalterlichen Volksspiels oder an das Renaissance-drama, so war man doch bald in der Lage, den Spielplan mit Stücken von Ordensmitgliedern zu bestreiten. Die maßgebende „Ratio studiorum“ von 1599, die auch den Theaterbetrieb regelte, erklärt es geradezu für notwendig, eigene Dramen im Sinne der Ziele und der Weltanschauung des Ordens hervorzubringen. Nur selten soll gespielt werden, und in lateinischer Sprache. Die deutsche wurde erst sehr spät zugelassen.

Weibliche Rollen und Trachten, die nach der Studienordnung ganz verboten waren, wurden für die deutsche Ordensprovinz bald gestattet; die Spieler waren natürlich die Jöglinge der Ordenschulen.

Die Stücke selbst waren in Akte — meist drei — und Szenen gegliedert. Von dem strengen Aufbau des Renaissance-dramas ist aber keine Rede. Von den drei Einheiten hielt man nur an der der Handlung fest, obgleich auch diese vielfach, durch die allegorische Parallelhandlung, in Frage gestellt erscheint. Gewöhnlich begann man mit einer Prolusio, in der allegorische Gestalten auftraten und die den Hauptgedanken des Dramas zu versinnlichen hatte. Eine große Rolle spielten die „stummen Vorstellungen“, lebende Bilder, die vordeutend auf den Inhalt des kommenden Aktes hinwiesen. Daß das Wunderbare und Übernatürliche fortwährend in die Handlung hineinspielt, ist selbstverständlich. Der Dramenvers der Jesuiten ist der lateinische jambische Senar; auch der Hexameter ist nicht selten. Nur die gesungenen lyrischen Stellen werden den gereimten lateinischen Kirchenliedern nachgebildet. Mit dem Aufblühen der Oper beginnen die musikalischen Bestandteile einen breiten Raum einzunehmen. Viele Stücke der späteren Zeit sind ohne weiteres als Opern oder Oratorien d. h. geistliche Opern anzusprechen. Stofflich sind die Möglichkeiten fast unbegrenzt. Gern griff man in die reiche Schatzkammer der Geschichte und Legende, wobei natürlich Themen gewählt wurden, an denen sich die Bekehrung oder Bestrafung von Sündern, Ungläubigen oder Tyrannen, die Standhaftigkeit und der Glaubensmut von Heiligen oder Märtyrern darlegen ließ. Viele namhafte Stoffe der Weltliteratur sind durch die Jesuiten dem Theater gewonnen worden. Vor allem schlug man mit berechtigtem Stolz die Ruhmesblätter der Ordensgeschichte selbst auf. Wie muß die Kunde von den Leiden und Wundertaten der todesmutigen Glaubensboten in Japan, von ihren Bedrückungen durch einheimische Herrscher, von ihren Missionserfolgen auf die Zuschauer gewirkt haben! Daneben sind alttestamentliche und mythologische Stoffe beliebt, Fronleichnams- und Passionsspiele nicht selten, und pädagogische Tendenzstücke zeigen die Erzieher der Jugend unmittelbar bei der Arbeit. Höhen Gönnern wird gehuldigt, indem man sie oder ihr Geschlecht verherrlicht, und namentlich die hehre Sendung und die politische Macht des glorreichen Erzhauses Oesterreich erstrahlt in vollem Glanze.

Freilich darf man die Leistungen der schlesischen Ordenschulen nicht an dem Maßstabe der berauschenden Aufführungen in den großen Hauptstädten messen. In München und später in Wien, während der Glanzzeit unter Leopold I., vertreten die Jesuitentheater geradezu die Stelle der Hofbühnen. Die *ludi caesarei* des großen barocken Ordens-theaterdichters Avancini in Wien wetteifern an Pracht und Pomp der Ausstattung mit der italienischen Oper und suchen sie zu übertrumpfen. Davon konnte in Schlessen natürlich keine Rede sein, wenn man auch die Provinzler blenden mochte. Was hier geboten wurde, war nur ein schwacher Abglanz der Sonne Wien. Der Charakter von Schulveranstaltungen

bleibt doch zuletzt vorherrschend. Das zeigt schon ein Blick auf die Dichter. Sie werden kaum je namentlich genannt; für gewöhnlich schrieben die Leiter der Aufführungen, zumeist die Klassenlehrer, die Stücke selbst. Bei solcher Massenarbeit konnte auf Form und Aufbau naturgemäß wenig Wert gelegt werden; Hauptsache war, daß die Moral klar und eindrucksvoll herauskam. Einem Werke der großen Dramatiker des Ordens, der Widermann, Balde, Gretzer, Masen, Caussin, begegnet man nur in seltenen Ausnahmefällen. Daher haben auch nur wenige Schlesier, wie der Liegnitzer Johann Baptist Adolph (1657–1708), einen Namen in der Geschichte der Ordensdichtung. Übrigens sind von den meisten Stücken nur die Titel erhalten, dann noch eine größere Anzahl Perioden. Die wenigen Fälle, wo einmal aus besonderm Anlaß ein ganzes Werk zum Druck kam, lassen sich an den Fingern herzählen. Von vielen Aufführungen haben wir überhaupt keine besondere Kunde. Der Spieleifer war aber groß, trotz der wiederholten Mahnungen der Ordensobern zum Maßhalten. War zunächst auch nur eine jährliche Aufführung die Regel, so bürgerten sich daneben doch vielfach bescheidenere Vorstellungen der einzelnen Klassen ein, bei denen dann nur Lehrer, Eltern und Schüler zugegen waren. So sind in Glatz beispielsweise in einer ganzen Reihe von Jahren nicht weniger als acht verschiedene Stücke gegeben worden; ganz abgesehen von den Wiederholungen, zu denen man sich bei freundlicher Aufnahme gern verstand.

Leicht ist es den Jesuiten nicht geworden, in dem protestantischen Schlessen Fuß zu fassen. Die Bemühungen, durch ihre Berufung dem Niedergange des schlesischen Katholizismus zu steuern, reichen weit ins 16. Jahrhundert zurück. Schon 1577 war dem Bischofe Martin Gerstmann dieser Gedanke nahegelegt und Glogau als geeigneter Ort namhaft gemacht worden. Doch erst 1581 wurden zwei Väter nach Breslau berufen, die im Dome predigten und zahlreiche Bekehrungen erzielten; sie wirkten auch in den einzelnen Städten der Provinz. Ihres Bleibens war aber nicht lange, und weitere Maßnahmen erfolgten nicht. Einzig das zum Prager Erzbistum gehörige Glatz hat noch vor der Jahrhundertwende, 1597, sein Jesuitengymnasium erhalten. Erst mit dem Einsetzen der Gegenreformation kommt die Tätigkeit der Jesuiten in Fluß: 1622 ziehen sie in Neiße ein, 1625 in Glogau, 1628 in Sagan, 1629 in Schweidnitz, 1630 in Troppau. Mit der Niederlassung war auch die Gründung eines Gymnasiums verbunden, und damit war die Voraussetzung für das Theaterspielen von selbst gegeben. Am meisten Schwierigkeiten boten sich in Breslau, das als Landeshauptstadt sich einer verhältnismäßigen Selbständigkeit erfreute. Der geschlossene Widerstand von Rat und Bürgerschaft vermochte die gefürchteten Gäste noch auf eine Reihe von Jahren der Stadt fernzuhalten.

Wenigstens in einigen dieser Städte läßt sich die Entwicklung notdürftig verfolgen. Da war vor allem die Landeshauptstadt. Dem Geschehnisse des habsburgischen Kammerpräsidenten Freiherrn von Schellendorf war es schließlich doch geglückt, zwei Patres im Matthiasstifte unter-

zubringen. Die Zahl der Schüler wuchs rasch, und schon 1639 konnte man es wagen, in den Räumen der Kaiserlichen Burg, wo man vom Räte der Stadt unabhängig war, eine Aufführung zu veranstalten. Gleich das erste Stück, „*Animae Immortalitas in Atheo Peccatore declarata*“, war ein Treffer. Es schilderte das Leben des Sünders und Glaubensspötters Fulvius und sein furchtbares Ende; einen besonderen Reiz gab ihm die Verwendung des Motives vom steinernen Gast: Fulvius läßt in freventlichem Übermut einen Totenschädel zum Nachtmahl, der Verstorbene erscheint wirklich und bricht dem Gottesleugner das Genick. Das ergab einen wirkungsvollen Abschluß. 1640 folgte ein „*Nabuchodonosor*“ nach Caussins Tragödie von 1620 und im folgenden Jahre eine Tragikomödie „*Die göttliche Fürsichtigkeit in dem Patriarchen Joseph erklärt*“. Hier gab es tanzartige Zwischenakte; so wurde dargestellt, wie die Fruchtbarkeit mit den sieben fruchtbaren Jahren durch den Hunger mit den sieben unfruchtbaren Jahren vertrieben wird. Seit der Errichtung des Kolleggebäudes 1649 wurde eine Saalbühne im dritten Stocke benutzt. Als dann auf dem Platze der früheren Kaiserlichen Burg ein neuer prächtiger Bau aufgeführt worden war (begonnen 1728), in dem die von Leopold I. 1703 dem Gymnasium angegliederte Universitas literarum Leopoldina ihre Unterkunft fand, spielte man dort in dem Raume über der Aula Leopoldina, dem heutigen Auditorium maximum. Die besondern Züge des Jesuitendramas lassen sich auch in Breslau gut beobachten. Allegorische Eingänge und Chöre finden sich schon in den ersten Stücken; der „*Patriarch Joseph*“ hat bereits die charakteristische Doppelhandlung. Schäferliche Elemente dringen ein, wie sie sich ähnlich im Kunstdrama bei Hallmann finden. Seit 1660 sind Fronleichnamsspiele nachzuweisen; biblische, meist alttestamentarische Stoffe wurden auf die hl. Eucharistie ausgedeutet: Absalon und Joab, das Opfer des Moses, der verlorene Sohn. Politische Anspielungen sind häufig. So wird 1666 im „*Cultus Davidicus*“ die Bestrafung des Michal mit Unfruchtbarkeit auf die aussterbenden protestantischen Pfaffen gegenüber dem gesegneten Hause Habsburg gedeutet, später wiederholt die Türkenkriege mit der Haupthandlung in Parallele gebracht. Die Darstellung der Passion wird nicht allein mit alttestamentarischen Bildern verbunden, sondern auch mit allegorischer Deutung antit-mythologischer Stoffe wie der Herkulesage. Die Befreiung der Andromeda durch den Göttersohn Perseus dient zum Gleichnis der Missionstätigkeit des Ordensheiligen Franciscus Xaverius in Indien. Aus späterer Zeit, 1703 bis 1709 und 1717 bis 1723, sind drei Handschriftenbände mit 31 Dramen erhalten. Im Jahre 1757 wurde zum letzten Male gespielt.

In Glogau begann man 1629 mit einem Fronleichnamsspiel. Im nächsten Jahre wurde am Karfreitag ein Mysterienspiel mit lebenden Bildern vorgeführt, Szenen von Christi Kreuzigung. 1631 mußten die Glogauer Jesuiten ebenso wie die Saganer vor den anrückenden Schweden nach Glatz flüchten. Nach dem Prager Frieden lehrten sie zwar wieder zurück und mieteten nun für ihre Aufführungen den Tanzboden des Rat-

hauses, aber schon 1641 sahen sie sich erneut zum Verlassen der Stadt genötigt. Erst nach Kriegsende konnten sie ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Das 1654 neuerbaute Kolleg enthielt ein eigenes Auditorium comicum. 1685 schenkte der Landeshauptmann Graf Herberstein den Vätern die reichausgestattete Bühne, die er sich im Schlosse hatte einrichten lassen; schon seit 1668 hatte er sie regelmäßig dorthin zu Gastspielen geladen. Für die Zeit von 1662 bis 1748 sind die Perioden von 43 Stücken erhalten, die indes nur einen Bruchteil der wirklich aufgeführten darstellen. Zweifellos ist noch einige Jahrzehnte länger gespielt worden. Das 1668 aufgeführte Stück „Lamentabilis Solymae et Glogoviae constitutio“, in dem das durch den Schwedenkrieg und Feuersbrünste verheerte Glogau mit dem verödeten Jerusalem verglichen wird, trägt die Bezeichnung *utraque lingua*; es ist also offenbar deutsch und lateinisch gespielt worden, wie das später öfter geschah. Im 18. Jahrhundert sind dann rein deutsche Stücke nicht mehr selten. Deutsch sind auch die beiden Singspiele, die 1746 und 1747 zu Ehren des neuen Landesherrn, Friedrichs des Großen, zur Aufführung gelangten; im ersten Jahre wohnte Prinz Ferdinand von Braunschweig mit verschiedenen Generälen der Vorstellung bei, im zweiten der König selbst. Es sind die einzigen Stücke, die im Wortlaut erhalten sind; der besondern Umstände wegen sogar gedruckt. Bezeichnend sind die Titel: „Ein vorher im Blut-Feld zum Heil des Landes Glor- und Siegreich Streitender, nun aber im Blumen-Feld ausruhender Großer Kriegs-Held usw.“ und „Friedsamer Planeten-Streit, welcher aus ihnen den Vorzug habe, das im Irdischen Königlichen, und Souverainen Hertzoglichen Schleßischen Bezirck erscheinende Allerburchlauchtigste Licht, in allertiefster Erniedrigung, zum ersten zu verehren, durch den Ausspruch des Jupiter entschieden, womit Allerhöchst dasselbe, weilen dero Hochpreussliche Tugenden bey allen Planeten gefunden, von allen und jeden zusammen allertiefst verehret werde“. Man sieht, daß die Väter dem protestantischen Könige sehr geschickt und wirkungsvoll zu schmeicheln verstanden, was übrigens die Textbücher selber noch viel überzeugender dartun. Sie zeigen aber auch zugleich in ihrer Inhaltsarmut, Ungeschicklichkeit und Phrasenhaftigkeit, mit wie geringem Glück sich die Jesuiten in der ungewohnten deutschen Sprache bewegten. Der fast vollständige Mangel an Handlung gibt den Stücken fast Dramencharakter. Text und Musik der beiden Königsopten, von denen die erste als „musikalische Garten-Lust“ bezeichnet ist, stammen von dem damaligen Rektor Karl Regent.

Besonders eifrig scheint man in Glogau gewesen zu sein. Schon 1646 muß hier der Provinzial daran erinnern, daß durch die Menge der Aufführungen der Unterricht leide, und er läßt nur noch eine Aufführung jährlich zu. Aber bald wußte man es wieder durchzusetzen, daß jede Klasse einmal im Jahre spielen durfte, wozu natürlich noch die „großen“ Aufführungen kamen, zu Fronleichnam, bei der Prämienverteilung am Ende des Schuljahres usw. Im ganzen sind 180 Dramentitel erhalten. Lange spielte man im Freien, auf dem Markte oder auf einem Platze des Stiftes

am Schloßberge. Erst 1667 hören wir von einem Auditorium. 1722 wurde ein prächtiges neues Theater errichtet, das dann 1757 einem Brande zum Opfer fiel. 1617 bis 1623 und 1757 bis 1763 nötigten die Kriegswirren zur Unterbrechung der Vorstellungen. 1764 wurde eine Bühne im Museum des Konviktes errichtet. Für die Ausstattung tat man in Glas besonders viel; sie wird schon 1609 prächtig genannt und wiederholt wird später der Aufwand besonders hervorgehoben. 1640 wurde am Feste des Ordensgründers Ignatius zur Hundertjahrfeier der Bestätigung des Ordens auf dem Markte ein Ehrentheater von großen Ausmaßen hergerichtet.

Sonst fließen die Quellen recht spärlich. Aus Meise wissen wir aus älterer Zeit nur von einer Darstellung von Christi Kreuzabnahme und Grablegung am Karfreitage 1630. Doch war man offenbar auch hier sehr rührig; ein Folioband, der aus dem großen Brande von 1807 gerettet wurde, weist für die Jahre 1706 bis 1709 nicht weniger als vierundzwanzig Dramentitel auf. In Troppau gab man 1632 die erste Vorstellung. Das Troppauer Gymnasium besaß einen eigenen Theateraal mit ständiger, durch einen Vorhang gegen den Zuschauerraum abgeschlossener Bühne. Aus den Ausgabenbüchern der Anstalt sind für die Zeit von 1728 bis 1757 die Aufführungen nachzuweisen, zu denen Neuanfassungen gemacht werden mußten. Aus späterer Zeit sind auch einige wenige Stücke handschriftlich erhalten. Opern und Singspiele wurden zahlreich gegeben, meist eigens für den Abend komponiert. Die Jesuitenspiele spornen hier auch die Minoriten zu ähnlichen Versuchen an; doch war es ihnen mehr um Erbauung als um theatralische Wirkung zu tun. Ein erhaltenes Singspiel über die Leiden des heiligen Josef von Copertin legt den Hauptwert auf die Musik und verzichtet auf reiche Ausstattung. Mit dem Jahre 1768 wurden die Schuldramen in ganz Österreich aufgehoben.

Im protestantischen Schultheater werden die erbaulichen geistlichen Stücke nun ganz verdrängt von der gelehrten Kunsttragödie mit ihrer wortreichen und schwülstigen Rhetorik. Die eigentümlich zwiespältige Stellung Schlesiens zwischen Österreich und dem Norden zeigt sich aber unverkennbar in dem immer stärkeren Eindringen von Elementen der Jesuitenkomödie. Dem Meister Gryphius gesellen sich im Hochbarock Lohenstein und Hallmann, Dramatiker von geringerem künstlerischem Ernste zwar, aber stärkerem Sinne für das bühnenmäßig Wirksame und Nervenanziehende. Lohenstein wahrt noch die alte große Form; bei Hallmann erliegt sie den andringenden Mächten des Südens: Jesuitentstück, Oper und Schäferci.

Daniel Casper, zubenannt von Lohenstein, ist das rechte Seitenstück zu Hofmanswaldbau im Drama, auch er Kavalier und Nebenstundenbildner. Er ist 1635 zu Nimptsch im Fürstentum Brieg geboren, wo der Vater Johann Casper das Amt eines Zolleinnehmers und Ratsmanns bekleidete. Über seiner Jugend lagen die düsteren Schatten des großen Kriegees. 1643 wurde er nach dem sicheren Breslau auf das

Magdaleneum gebracht, das ebendamals zum Gymnasium erhoben wurde. 1651 ging er nach Leipzig zum Studium der Rechte und erwarb sich 1655 zu Tübingen durch die Abhandlung „De voluntate“ die Doktormürde. Nach der üblichen Bildungsreise, die ihn als Hofmeister der beiden Herren von Kleindienst nach der Schweiz, dem Rheinland und Holland führte, ließ er sich in Breslau als Rechtsanwalt nieder. Nun folgt der ehrenvolle berufliche Aufstieg: 1666 wird er ölsnischer Regierungsrat, 1670 wählt ihn der Breslauer Senat zum Syndikus, 1675 wird er zum Protosyndikus ernannt, geht in einer wichtigen diplomatischen Mission an den Kaiserhof und erwirbt sich dort die Würde eines kaiserlichen Rates. 1670 wird der Vater erblich geadelt, und so wird auch aus dem bürgerlichen Beamten Daniel Casper der angesehene Edelmann mit dem tönenden Namen, als der er in der Geschichte fortlebt. 1683 starb er am Schlag.

Das Drama Lohensteins knüpft unmittelbar an Gryphius an. Seine Stoffquelle ist einzig die Geschichte; die des alten Rom und der neuzeitlichen Türkenherrscher. So ziemlich alle Lohensteinschen Tragödien-vorwürfe sind auch in der zeitgenössischen erzählenden oder dramatischen Dichtung namentlich der Franzosen anzutreffen. Die äußere Form der strengen fünfaktigen Senecatragedie mit dem Chor als Aktschluß wird beibehalten. Die Rede bewegt sich im wohlvertrauten Versmaß des gereimten Alexandriners, der an Stellen stärkerer Gemütsregung gern von freieren und bewegteren Rhythmen abgelöst wird, besonders in den Geister-szenen. Auch bei ihm gipfeln die Dialoge in dialektisch zugespitzter Wechsel-rede, die bei ihm in ihrer übertreibenden Knappheit des Ausdrucks zu dem bombastischen Schwulst des übrigen in grellem und wohlberechneten Gegen-satz steht. Wie Gryphius liebt er es, dort wo die Leidenschaft einen Höhe-punkt erreicht oder Schrecken und Schauer sich türmen, den ruhigen Fluß des Alexandriners durch gehäufte Interjektionen zu zerbrechen oder den einzelnen Vers durch Verteilung an verschiedene Sprecher bis zur Un-kenntlichkeit zu entstellen. Er geht dabei weit über sein Vorbild hinaus; das bezeichnende Beispiel ist jener siebenfach zerspaltene Vers in der „Sophonisbe“, wo die Königin unter den gefangenen Mauren, die sie sich selbst zu töten erboten hat, ihren ersten Gemahl Sypphar erkennt:

Soph. Ach dies . . .

Laelius. Was träumt ihr?

Soph. Ist . . .

Lael. Wer?

Soph. Sypphar.

Lael. Sypphar?

Soph. Ja.

Wie hier die abgerissen hervorgestoßenen Worte dem furchtbaren Seelenzustande Sophonisbes aufs beste entsprechen, so finden sich bei Lohenstein auch sonst nicht selten Ansätze zu dramatisch wirkungsvoller Charakteristik. Aber es bleiben immer nur Ansätze, weil bei ihm jeder Versuch zu fernerer Stufung im rollenden, dröhnenden Pathos der Rede

untergeht. Zarterer Farbengebung, behutsamer Abschattungen ist er ganz und gar unmächtig. Alles ist bei ihm jagende, atemlose Hast, übersteigerte Gewaltsamkeit, jähes Sichüberschreien. Je älter er wird, desto mehr steigert sich der hohle Wortschwall, die bombastische Prunkrede, desto umfangreicher auch werden die Stücke. Seine Neigung zu theatralischer Vielrednerei steht in seltsamem Widerspiel zu seinem ursprünglichen dramatischen Instinkt. Darin ist er dem Gryphius unzweifelhaft überlegen: es gibt bei ihm keinen Stillstand der Handlung, kein Verschleppen der Einleitung durch langatmige Berichte; fast immer sind wir mit den ersten Worten mitten darin im spannenden Geschehen, und ebenso glücklich weiß er von einem Auftritt zum andern fortzuleiten. Aber er vergift sich immer wieder über seiner fürchterlichen Beredsamkeit. Zu der zierlichen, feindurchdachten Gleichnisrede nach der Art Hofmanswaldaus läßt ihm seine drängende Hitze keine Zeit, wenn er auch die gängigen marinesken Schmuckwörter an ihrem Ort mit selbstverständlicher Geläufigkeit anwendet. Viel lieber häuft er knallige Kraftworte, worin er Gryphius bei weitem überbietet, und schwelgt in Roheit, Brutalität und Gemeinheit. Seine Kaiser und Könige schimpfen wie betrunkene Kutscher, und selbst die zarten Frauen schleudern ihren Bedrängern die derbsten Unflätigkeiten ins Gesicht.

Den krassen Ausbrüchen der Sprache entspricht die Krasheit des Inhalts. Er will Furcht und Schrecken erregen, und dazu weiß er keinen besseren Weg als sinnlose Massenanhäufung von Gift und Dold, Mord, Hinrichtungen und Foltergreueln. Dazu kommt nun noch als seine besondere Stärke eine üppig wuchernde geile und lüsterne Erotik, gegen deren Schamlosigkeit Hofmanswaldaus prickelnde Zweideutigkeiten verblasen. All diese Scheußlichkeiten sind Selbstzweck, nicht wie bei Gryphius dazu da, um an ihnen sittliche Größe sich bewähren zu lassen. Hallmann zeigte dann freilich, daß selbst die Greuel Lohensteinscher Martererszenen noch zu übertrumpfen waren. Liebt es Lohenstein auch, den jähen Wechsel menschlichen Glückes vorzuführen, so ist er doch weit entfernt, von der Unbeständigkeit der irdischen Dinge den Blick auf die Ewigkeit zu richten. So werden die stoischen Wesenszüge, die er von Gryphius übernimmt, nur zum billigen Anlaß grobkörniger Effekte, weil sie nicht in einer überlegenen Sittlichkeit wurzeln. Auch seine Helden ertragen den Tod und die schrecklichsten Martern mit kühllosem Gleichmut; aber es fehlt die große Idee, die solches Heldentum verständlich macht. Was übrig bleibt, ist ein protziges Kraftmeiertum, das an Zynismus grenzt und eine erstaunliche seelische Roheit bei Lesern und Zuschauern voraussetzt.

Der gelehrte Zug, der dem humanistischen Kunstdrama in Deutschland von Anbeginn eigen ist, wird bei Lohenstein so stark, daß er die künstlerische Freiheit seines Schaffens gefährdet. Hatte sich Gryphius in den beigegebenen Anmerkungen, die stets nur wenige Seiten umfassen, auf die Erläuterung einiger „dunklen Orter“ beschränkt, so belegt Lohenstein Szene für Szene durch Hinweise und Anführungen aus seinen antiken und modernen Quellen, wie in einer wissenschaftlichen Abhandlung, und

in einigen der Spät Dramen nehmen die Anmerkungen mehr denn halb so viel Raum in Anspruch als der Tragödiertext selbst. Keinen noch so nebensächlichen Zug, den er bei seinen Gewährsleuten findet, läßt er sich entgehen, und er vermeidet es sorgfältig, etwa aus dramatischen Gesichtspunkten von der Überlieferung abzuweichen — tat das je ein Dichter, der die Bühne im Auge hatte? Nein, Lohenstein dachte an seine gelehrten Leser, an die Kenner der einschlägigen Literatur; für sie schrieb er, ihnen wollten er seine Belesenheit, seine philologische Zuverlässigkeit bekunden. Trotz aller Schulaufführungen hat er denn auch in der Hauptsache als Buchdramatiker gewirkt. Bei allen festlichen Prunkaufzügen, bei allen stofflichen Reizungen und vereinzelt glücklichen theatermäßigen Griffen sind seine Stücke doch nicht eigentlich bühnenwirksam, eben weil die endlosen Reden alles überwuchern. Da hat Hallmann ganz anders gezeigt, wie man von den Brettern aus wirken und szenische Möglichkeiten ausnützen kann.

Nichtsdestoweniger muß aber noch auf eine wesentliche Eigenschaft von Lohensteins Trauerspielen hingewiesen werden, die seinen wichtigsten Schritt über Gryphius hinaus bedeutet. Wenn er immer und überall Handlung gibt, obgleich sie durch den betäubenden Redeschwall nur zu oft verdunkelt wird, so hängt das vor allem mit dem durchaus aktiven Wesen seiner Dramengestalten zusammen. Von der halblyrischen Situationstragödie des Gryphius, in der der untätige Dulder der Held ist und nur der „böse“ Gegenspieler stärkere Regsamkeit entfaltet, schreitet er vor zum spannenden Intrigenstück; dieses aber wird dadurch zu erhöhter Bedeutsamkeit erhoben, daß die dramatischen Verwicklungen aus dem Charakter der handelnden Personen hervorgehen. Hier ist Lohenstein wirklich neu und wegweisend. Sein seelentundiger Scharfblick ist im deutschen Drama ohne Vorgang. Gewiß fehlt es an den üblichen Tyrannen und Theaterbösewichten auch bei ihm durchaus nicht. Aber im allgemeinen sind seine Figuren nicht einfach Verkörperungen guter oder böser Charaktereigenschaften, wie noch bei Gryphius zumeist, sondern weisen höchst fesselnd zusammengesetzte Mischcharaktere auf. In ihrer Seele kämpfen die verschiedenartigsten Triebe und Leidenschaften miteinander, und der Ausgang ihres inneren Ringens bestimmt ihr Handeln. Vor allem der Frau hat Lohenstein wie keiner vor ihm in die verborgensten Winkel des Herzens geschaut; allerdings nur dem reifen ränke- und männerkundigen Weibe, das sich seiner Wirkungen auf den sinnlich erregbaren Mann bewußt ist und sie klug zur Erreichung seiner Ziele zu nutzen weiß. Die keusche Unschuld dagegen wird unter seinen Händen zu einem unmöglichen Zerrbild. So sind denn auch zumeist Frauen bei ihm die bewegenden Triebkräfte der Handlung.

Wir kommen zu den Dramen selbst. Sie gliedern sich zwanglos nach dem geschichtlichen Hintergrunde paarweise zu Gruppen. Da sind zunächst die beiden Türkenstücke, die sein dramatisches Schaffen einschließen. „Abraham Bassa“, nach dem letzten Bande des gleichnamigen von Jesen übersetzten Romanes der Madeleine de Scudéry, ist das erstaunlich

frühreife Erstlingswerk des fünfzehnjährigen Gymnasiasten. Aber es verrät in nichts den Anfänger. Lohenstein hat schon hier die gewandte und überlegene Sicherheit der Technik, die er auch später nicht mehr überboten hat. Die Anlage ist knapp, die Greuel in erträglichen Grenzen gehalten; Anmerkungen fehlen, denn mit seiner Gelehrsamkeit zu prunken fühlt der junge Mann noch kein Bedürfnis. Um dieser Vorzüge willen hat man den Ibrahim Bassa meist über die späteren Werke gestellt, aber doch kaum ganz mit Recht. Fehlen auch noch die Auswüchse des reifen Lohenstein, so ist doch sein Bestes, die kunstvolle psychologische Verankerung der Handlung, noch nicht zur Meisterschaft gebiehen. Natürlich ist er Gryphius noch aufs stärkste verpflichtet; er bekennt selbst, daß er sich „in einem und dem anderen einen fürtrefflichen Landsmann zu einem Wegweiser genommen, der hierinnen die Bahn gebrochen“. Den glücklichen Schluß des Romans biegt er ins Tragische um, nicht ohne sich durch Berufung auf andere Gewährsmänner zu rechtfertigen. Ibrahim Bassa, der Christ und bewährte Feldherr Solimans des Großen, sucht seine Gattin Isabella vor den Nachstellungen des undankbaren Tyrannen zu retten. Das Paar wird aber ergriffen und eingekerkert. Der lange schwankende Sultan, der im Widmungsschreiben ein „tugendhafter, doch von den zwey schärfsten Gemüts-Regungen übermeisterter Fürst“ genannt wird, wird von seiner Gemahlin Koxelane endlich doch vermocht, den Befehl zu Ibrahim's Hinrichtung zu geben. Da erscheint ihm im Schlafe der Geist des einst von ihm gemordeten Mustapha; vor Angst widerruft Soliman das Urtheil — doch es ist zu spät, und so läßt er Rustan, den Vollstrecker des Befehls, seinen Gehorsam mit dem Tode büßen. Isabella erhält die Freiheit wieder. Das Werk wurde, wohl 1650, am Magdaleneum gespielt und dann 1653 gedruckt. Später hat es Lohenstein in seiner schmucklosen Einfachheit nicht mehr als vollbürtiges Erzeugnis seiner Feder anerkennen mögen.

„Ibrahim Sultan“ (1673) ist ein höfisches Festspiel, zur Vermählung Kaiser Leopolds mit der Erzherzogin Claudia Felicitas geschrieben. Daß ein solches Stück dem hohen Brautpaar zu Füßen gelegt werden konnte, nimmt wunder, denn es ist eine Orgie sinnlicher Raserei. Wieder treibt eine Frau die Handlung vorwärts, die verführte und verschlagene Sekierpera, die dem Lüstling auf dem Throne die unschuldige Ambre, des Musti Kind, gewinnen will. Diese reine Mädchengestalt glaubhaft auszuführen war der überreizte Kaufskünstler Lohenstein nicht fähig. Ambre nennt den nach ihr gierenden Sultan nur immer „Bluthund“ und „geiler Hengst“ und zeigt eine unheimliche Kenntnis sittlicher Verworfenheit. Ibrahim selbst ist der entnervte Knecht seiner Sinnenlust. Er opfert seine Söhne, weil ihm Ambre gesagt hat, daß sie von ihnen für ihre etwaigen eigenen Kinder fürchte. Schließlich notzuchtigt er das spröde Mädchen und schickt sie in Dirnenkleidern weg. Voll Verzweiflung ersticht sich die Entehrte; und nun zettelt ihr Vater eine Verschwörung gegen den Sultan an, entthront ihn und läßt seinen eigenen Sohn krönen. Dem eingekerkerten Tyrannen erscheint Ambres

Geist und droht ihm mit den qualvollsten Höllestrafen; dann wird er von vier Stummen erwürgt. „Ibrahim Sultan“ ist wohl das schwächste der Dramen: zu unendlicher Breite aufgequollen, ohne den Reiz psychologischer Feinkunst, lebt es nur von den Nervenschauern sinnlicher Brutalitäten.

Dagegen zeigen die beiden afrikanischen Trauerspiele Lohenstein auf der Höhe seiner Kraft. Ohne allzu aufdringliche Brellheiten, verhältnismäßig maßvoll selbst in Sprache und Stil, nähern sie sich noch am ehesten klassizistischem Ebenmaß; ihre Handlung fließt aus den Charaktereigenschaften der Titelheldinnen. Besonders „Cleopatra“ (1661 gedruckt, aber wohl schon 1656 geschrieben; die Entstehungszeiten der Lohensteinschen Tragödien sind zumeist sehr unsicher) scheint der Dichter selbst sehr geschätzt zu haben. Sie ist das einzige seiner Werke, dem er später eine durchgreifende Umarbeitung angedeihen ließ, die 1680 erschien. Die Ägypterkönigin ist in ihrer ehrgeizigen Kühnheit, in dem Widerstreit ihrer Gefühle vielleicht Lohensteins menschlich anziehendste Frauengestalt. In ihr kämpft die Liebe zu Gemahl und Kindern mit dem brennenden Wunsche, den bedrohten Thron zu behaupten. Antonius, halb Held, halb Schwächling, ist nicht der Mann, auf den sie unbedingt sich verlassen kann; das hat sie erkannt. So weiß sie geschickt seine Ausöhnung mit Augustus zu vereiteln, die ihr Verderben sein würde. Sie opfert den bisherigen Geliebten und geht zu dem voraussichtlichen Sieger über. Sie facht erst die Liebe des Antonius noch einmal zu wilder Flamme an und spielt ihm dann eine Selbstmordkomödie vor, die ihn dazu bringt, sich das Leben zu nehmen. Alles ist von der gewiegten Kennerin des Männerherzens klug im voraus berechnet. Cleopatras Selbstgespräch in der zweiten Abhandlung (so nennt Lohenstein die Aufzüge) gibt den Schlüssel zu ihrem Handeln, wie überhaupt Lohenstein sich gern des Monologs bedient, um uns einen Blick in das Herz seiner Personen tun zu lassen.

„O strudelreiches Meer der jammervollen Welt!
Die Segel stehn gespannt, die Netze sind gestellt,
Uns in den Hafen, ihn ins Garn und Grab zu führen.
Die Vorbeern mögen stets die klugen Frauen zieren,
Für welchen Männerwitz meist muß zu scheitern gehn!
Schaut, auf was Grunde nun die Liebesanker stehn,
Die durch Verleumdungswind schon auf den Trübsand kamen.
Wo sind die Nebel hin, die uns das Licht benahmen?
Die Sonne der Vernunft vertreibt den eiteln Dunst . . .
Du mußt, Cleopatra, begehrst du Hilf und Heil,
An Kaisers Gnadenport dein strandend Schiff anlanden . . .
Anton, durch deinen Tod fahrn wir in Hafen ein.
Wie aber werden wir das Steuerruder lenken?
Geheimes Gift und Dold in seine Brust zu senken,
Führt bösen Klang nach sich und sieht gefährlich aus.
Uns fällt was bessers ein, zu retten unser Haus
Und Ptolomaeens Stuhl. Anton ist jetzt im Lieben

Bis auf den höchsten Punkt der blinden Brunst getrieben,
 Die ihn nach unserm Wunsch gar unschwer stürzen kann
 Auf den Verzweiflungsfels; wir wolln uns stellen an,
 Als hätten selbst wir uns das Lebensgarn zerschnitten.
 Wird ihn nun Lieb und Leid auf einen Sturm umschütten,
 So rennt sein schwacher Mast des Lebens segellos
 Auch auf das Totenmeer. Dann ist die Kunst nicht groß
 Der, die den Julius für ihr sah kniend liegen,
 Durch süßen Liebesreiz den Kaiser zu besiegen . . .“

Doch in der so fein ausgedachten Rechnung steckt ein Fehler. Augustus ist aller Weibeschlauheit gewachsen. Er spielt nur den Verliebten vor der sich ihm unverhüllt anbietenden Cleopatra, um desto sicherer beim Triumphzuge in Rom mit ihr prunken zu können. Als sie das erkennt, geht sie mit stoischer Gefaßtheit in den Tod. Solche todesverachtende Seelengröße sühnt bei Lohenstein jeden Fehl; sie hebt den Menschen ins Reich des Erhabenen. Nach bloß moralischen Maßstäben mißt die Tragödie des Hochbarock nirgends: wo Ehrgeiz und Machtverlangen, die adeligen Leidenschaften, die Triebfedern bilden, ist heldische Größe, und ähnliches gilt von der unbezwinglichen Liebe großen Ausmaßes; selbst Verbrechen werden durch sie zwar nicht entschuldigt, doch dem Gemeinen und Niedrigen entrückt.

Wie hier, so siegt auch in „Sophonisbe“ (gedruckt 1680, entstanden wohl 1666, wie die Beziehungen der Chöre auf Leopolds Hochzeit mit Margarita Theresia von Spanien dartun) staatsmännische Klugheit über die Leidenschaften der Liebe und persönlichen Ehrsucht. Wie dort Augustus, so steht hier der Römer Scipio den von ihren Trieben ausgewählten Menschen als der Überlegene gegenüber. „Ich bin ein Mensch wie du, doch der Begierden Herr,“ sagt er zu dem Numidertönig Masinissa. Der ist für das Barockempfinden der Größte, der seine Leidenschaft durch kühl verständige Überlegung im Zaume zu halten versteht. Die Karthagerin Sophonisbe, die Tochter des großen Hasdrubal, ist der Cleopatra in manchem verwandt, nur noch mehr ins Großartige und Heroische gesteigert. Sie zeigt mehr als gewöhnliche Tatkraft und Heldensinn, aber auch fühllose Unbedenkllichkeit und Grausamkeit, wo es die Erreichung des Zieles gilt. Die eigenen Kinder ist sie bereit den Göttern zu opfern, um den Sieg an die Waffen ihrer Krieger zu heften. Ungerührt läßt sie die römischen Gefangenen in die glühenden Arme des Bösen legen. Sie selbst will an der Spitze des Heeres in den Kampf ziehen. Den gefangenen Gatten Syphax befreit sie mit eigener Lebensgefahr; aber dann betört sie seinen Gegner Masinissa mit ihren Reizen und vermählt sich mit ihm. Als Masinissa, nach langem Seelenkampfe durch Scipios Zureden sie aufzugeben bewogen, ihr Gift schickt, weiß sie ihm Dank, daß er sie nicht den Römern in die Hände fallen läßt, und nimmt beherzt mit ihren Kindern den tödlichen Trank. Wie die beiden Knaben mit großen Worten zu sterben wetteifern ist freilich wieder reinste Unnatur.

Endlich die Nerotragödien „Agrippina“ und „Epicharis“, beide 1665 gedruckt. Sie stellen so ziemlich das Äußerste an Verruchtheit und Gräßlichkeit dar. „Agrippina“ schwelgt in den Zersetzungserscheinungen des kaiserlichen Rom. Überall ist schrankenlose Selbstsucht der Stachel des Handelns. Und wieder fehlt es nicht an buhlerischen Weibern, die durch schamlose Preisgabe ihrer Reize den Platz an der Sonne erringen oder behaupten wollen. Wenn Poppäa Sabina, die berechnende Kokotte, den lüsternen Nero mit allen Künsten der Verführung sinnlich aufreizt, doch Mäglich ihm das Letzte versagt, weil sie dafür ihren Preis will, die Welt Herrschaft an seiner Seite, die Beseitigung der andern Frauen, die ihn beherrschen, der Mutter Agrippina, der Gemahlin Octavia, der Geliebten Acte —, wenn Agrippina selbst, eifersüchtig auf Poppäas wachsenden Einfluß, den eigenen Sohn in einem Auftritt von brünstiger Schwüle zur Blutschande zu verlocken sucht — das Stärkste, was Lohenstein gewagt hat —: immer ist es die unersättliche Machtgier, die dahinter steht. Aber auch das verbrecherische Machtweib Agrippina bleibt ungebeugt und stolz, als der unmenschliche Sohn sie abschlachten läßt. Und nun die Männer: Nero, der vom Cäsarenwahnsinn Besessene, dem Menschenleben nichts gelten, der nur der Befriedigung seiner schamlosen Geilheit fröhnt, der selbst den nackten Leib der gemordeten Mutter mit lüsternen Augen betrachtet; der Feldherr Otho, der, um vorwärts zu kommen, seine Gattin Poppäa dem Kaiser versteckt selbst anbietet und ihr Betragen billigt! Möchte Lohenstein auch jeden kleinsten Zug aus seinen Quellen belegen können, unfasslich bleibt es doch, daß dieses Stück auf dem Breslauer Schultheater mit lebhaftem Beifall aufgeführt wurde. Und bezeichnend ist es für ihn, bei aller gerühmten bürgerlichen Ehrbarkeit: nirgends sind ihm Verse von so berauschemdendem Glanz und brennender Farbenpracht gelungen wie in diesem Gemälde üppiger Wollust und fieberhaft heißer Sinnenglut. Auch „Agrippina“ ist einer regierenden Fürstin gewidmet, der Herzogin Luise von Liegnitz, Brieg und Wohlau. „Epicharis“ ist politisches Greueldrama, schon ganz in den Bahnen der Haupt- und Staatsaktionen. Das immer stärkere Eindringen des verrohten Massengeschmackes auch in die hohe Tragödie wird hier am deutlichsten. Vom Bandenstück trennt nur noch die kunstvolle Form, der planvolle Aufbau der Handlung. Nero wird als Henker und Massenhändler vorgeführt. Das Thema bildet die pisonische Verschwörung. Sie wird schon in der zweiten Abhandlung verraten, durch einen von Epicharis verschmähten Liebhaber. Diese Frau ist die Seele des Unternehmens. In ihrer Hand laufen alle Fäden zusammen; noch vom Gefängnis aus treibt sie zu beherzter Gegenwehr an. Mehrmals muß sie sich auf offener Bühne den unmenschlichsten Folterqualen unterwerfen; schließlich erwürgt sie sich selbst mit einer Vinde. Unbändiger Trotz und Haß gegen den Tyrannen geben ihr in Schmerzen und Tod die Haltung starrer Gefühllosigkeit. Auch die Peinigung der Mitverschworenen bleibt dem Zuschauer nicht erspart: dem einen werden die Adern aufgeschnitten, ein anderer wird enthauptet, einem dritten reißen die Henker die Zunge heraus. Der Tod des

weisen Seneca fehlt nicht in dieser Reihe abstoßender Henkerszenen. Ausnahmsweise werden einige der Verschworenen durch Drohungen und Martern eingeschüchtert und verraten sich gegenseitig; denn gerade das war ja die Hauptursache für das Mißlingen der Verschwörung. „Epicharis“ ist ein Massendrama großen Stils; meist ist die Bühne überfüllt und das klare Erfassen der Handlung wird durch die große Zahl der Mitwirkenden aufs äußerste erschwert. Dennoch ist Lohenstein bemüht, auch die nebensächlichsten Personen individuell zu charakterisieren. Geistererscheinungen kommen in „Epicharis“ nicht vor. Bei diesem betäubenden Qualm von Blut und Grauen war allerdings eine weitere Steigerung des Entsetzens durch das Eingreifen übernatürlicher Wesen nicht vonnöten.

Ein Wort bleibt noch zu sagen über Lohensteins Behandlung der Geister Szenen und des Chors, dieser wichtigen Bestandteile des Barocktrauerspiels. Nicht so sehr die Art der Anwendung wandelt sich als vielmehr der innere Sinn im Gefüge des Ganzen. Eine zunehmende Veräußerlichung ist nicht zu verkennen. Die Geistererscheinungen werden der metaphysischen Bedeutsamkeit entkleidet, die ihnen bei Gryphius anhaftet; dem aufgeklärten Weltkind Lohenstein sind sie nur dankbares technisches Mittel, um Furcht und Schrecken, den Hauptzweck der Tragödie, zu erzielen. Gewöhnlich erscheint der Geist dem Helden im Schlaf; seine Aufgabe ist, ihn durch Verwünschungen und Racheandrohungen in Angst und Verzweiflung zu versetzen. Dem Antonius in der „Cleopatra“ erscheinen sogar gleich drei auf einmal, die miteinander Zwiesprache halten. Anton erfährt durch sie von Cleopatras Ende und wird so in den Tod gejagt, und auch in andern Stücken treiben die Gespenstervisionen die Handlung vorwärts. In einem Chore der „Sophonisbe“ wirkt der Geist der Heldin mit, während sie nachher im Stücke selbst wieder lebendig auftritt. Ganz außer der Reihe steht der von Sophonisbe zur Verkündigung der Zukunft beschworene Geist der Dido: er weissagt Karthagos Untergang und Afrikas fernere Schicksale, um mit einer übertreibenden Verweihrauchung der habsburgischen Weltmacht zu schließen.

Noch viel auffallender ist der Bedeutungswandel bei den Rehen. Lohenstein löst sie aus dem Zusammenhange des Geschehens ganz heraus und gestaltet sie um zu selbstständigen umfangreichen lyrischen Zwischenspielen, reichbewegten Prunktszenen, die das Vorbild der Jesuitenkomödie deutlich erkennen lassen. Der Zusammenhang mit der Handlung ist, wenn überhaupt vorhanden, äußerst locker und wird etwa durch Bezugnahme auf Personen des Stückes hergestellt: so wenn in „Epicharis“ der Liber und die sieben Hügel Roms Neros Tyrannei bezeugen oder in „Agrippina“ die Vestalin Rubria, die im Drama gar nicht vorkommt, ihren Genossinnen klagt, daß Nero sie genotzüchtigt habe. Am engsten ist die Verbindung im dritten Agrippinachor; er zeigt den Schiffbruch der Heldin, über den Dreaden und Nereiden ihre Betrachtungen anstellen. Der Schlussszenen bringt hier sogar die Fortsetzung des Trauerspiels, indem Furien und Rachegeister den durch die Erscheinung von Agrippinas Geist zu Tode geängstigten Nero bedrängen. Meist aber bietet Lohenstein artige

Kleingemälde aus der Umwelt des Stückes oder Bilder mythologischen oder allegorischen Inhalts. So bringt er in „Cleopatra“, um die unheilvolle Wirkung der weiblichen Schönheit zu veranschaulichen, das Urteil des Paris, in der „Sophonisbe“, veranlaßt durch den Kampf von Liebe und Staatswohlfahrt in der Seele Masinissas, die Geschichte von Herkules am Scheidewege. Ein anderer Sophonisbechor läßt die Eifersucht der Einbildung verschiedene „seltsame Bländungen des Ehebruchs“ vorgeaukeln, und am Schlusse nimmt diese trotz des Einspruches der Vernunft von der Verzweiflung Strick und Dolk. In den beiden Hochzeitsstücken „Sophonisbe“ und „Ibrahim Sultan“ benutzt Lohenstein mit Vorliebe die Ehre zu Huldigungen an das Herrscherhaus. Doch auch der Schlußreihen der „Cleopatra“ gehört hierher: nachdem der Nil dem Tiber sich unterworfen hat, weisagen Donau und Rhein den künftigen Übergang der Weltherrschaft von den Römern auf die Deutschen. Ähnlich wie die Ehre stehen auch die Prologe, die Lohenstein seinen beiden Türkendramen nach dem Muster der „Katharina von Georgien“ voranschickt, der Handlung fast ganz selbständig gegenüber. Im „Ibrahim Bassa“ gedenkt Asien wehmütig seiner alten Herrlichkeit und verflucht Solimans Gewaltherrschaft; im „Sultan“ preist der vor Ibrahim's Greueln auf irdischem Wege entwichene Bosphorus das Glück der österreichischen Länder.

Die dramatische Hauptschaffenszeit Lohensteins fällt mit der früher erwähnten Hochblüte des Breslauer protestantischen Schultheaters so ziemlich zusammen, und es liegt nahe, ursächliche Zusammenhänge anzunehmen. Ein großes Verdienst um den Aufschwung der Schulbühne kommt ohne Zweifel Elias Major zu, dem langjährigen Leiter des Elisabethgymnasiums (1588–1669, seit 1631 Rektor). Seine Tagebuchaufzeichnungen geben uns wertvolle Aufschlüsse über die dargestellten Stücke. Von Gryphius wurden bei St. Elisabeth aufgeführt: 1652 die „Gibeoniter“, 1658 „Felicitas“, 1660 „Papinianus“, 1661 „Cardenio und Celinde“, von Lohenstein bei St. Elisabeth 1661 „Cleopatra“ und 1666 abwechselnd „Agrippina“ und „Epicharis“; bei St. Maria Magdalena 1669 „Sophonisbe“. Der Rat bekundete für die Schülervorstellungen rege Teilnahme; Elias Major hat sich mit Hofmanswaldbaurn gern über Fragen der Besetzung und anderes beraten. Nach Majors Tode nahm das fruchtbare Bündnis zwischen Literatur und Schultheater bald ein Ende, obwohl man auch noch von Hallmann einiges spielte. An die Stelle des anspruchsvollen großen Dramas tritt wieder wie früher der belehrende oder erbauliche Schulkaktus.

Übrigens geht es auch mit dem Drama selbst nach dem letzten Gipfel Lohenstein sehr rasch abwärts. Der Lausitzer August Adolf von Haugwitz, der in diesen Zusammenhang gehört, ist ein unbedeutender Epigone, Gryphius näher als Lohenstein; er schrieb eine „Maria Stuarda“ und behandelte in seinem „Soliman“ den Stoff von Lohensteins Jugendtrauerspiel. Mit Hallmann dann, der in Schlesien Lohensteins Erbe antrat, sehen wir die hohe Barocktragödie schon in voller Auflösung.

Jo h a n n C h r i s t i a n H a l l m a n n ist etwa 1640 geboren; der

Vater, aus Goldberger Patriziergeschlecht, war Verwaltungsbeamter im Dienste der Liegnitz-Brieger Pfaffen. Ob Hallmann gebürtiger Breslauer ist, steht in Frage; doch hat er das Magdaleneum besucht und schon 1648 als Prologsprecher auf dem Schultheater mitgewirkt. 1662 ist er auf der Hochschule zu Jena eingeschrieben, 1668 läßt er sich als Advokat in Breslau nieder. Sein Übertritt zum Katholizismus, dessen Zeitpunkt völlig ungewiß ist, entfremdet ihm seine Freunde. Er, der Breslaus besten Kreisen angehört hatte, kommt in Not und muß sich an seinem Lebensabend durch Komödienaufführungen mit einer wohl von Fall zu Fall zusammengestellten studentischen Truppe sein Brot verdienen. 1704 stirbt er.

Hallmann hat ziemlich viel geschrieben. Neben den 18 Theaterstücken haben wir von ihm zahlreiche Gelegenheitsgedichte, 26 Reden, die Übersetzung von 100 Grabschriften aus dem Italienischen des Loredano, die „Schlesischen Adlersflügel“ (1672; Lobgefänge auf die schlesischen Herrscher von Pfaff bis Leopold) und endlich noch „Deutsche Epigrammata über die Kaiserlichen Viktorien in dem kigen Türken-Kriege“ (1689). Der Schwerpunkt liegt in den Dramen.

Sein Ausgangspunkt ist natürlich das gelehrte Kunstdrama, für das Gryphius den Deutschen das Vorbild aufgestellt hatte. Aber die strenge Form wird je länger je mehr zerseht durch Aufnahme wesensfremder Elemente. Es ist geradezu Hallmanns geschichtliche Bedeutung, daß in seine Werke alle wesentlichen Stilrichtungen des zeitgenössischen Theater-schaffens eingehen. Dadurch wird er trotz der künstlerischen Geringswertigkeit seiner meisten Erzeugnisse eine ganz einzigartige Erscheinung. Vom Jesuitenstück, das ihn schon vor seinem Übertritte stark beeinflusst, übernimmt er die „stummen Auftritte“ und Allegorien; musikalische Einlagen und Balletszenen werden eingeflochten, wie er denn später auch Opern schreibt; er verfaßt Schäferspiele und bringt komische mundartliche Auftritte. Und zwar scheidet er die Gattungen keineswegs streng, sondern nimmt oft im gleichen Stück von jeder, was ihm wirksam erscheint, so daß ein wenig erquicklicher Stilmischmasch entsteht. Selbst die volksmäßigen Stücke der Wandertruppen haben seinem Drama Züge geliefert: von ihnen hat er die komische Person, die Nebenhandlungen und Verkleidungen, die Bedientenszenen; alles Zugeständnisse an das große Publikum. Darüber geht die Geschlossenheit und Einheitlichkeit der tragischen Handlung verloren. Natürlich ist eine Grenze gegen die Bardenstücke immer vorhanden: die Versform und die kunstvolle Gliederung weisen Hallmanns Stücke eben doch dem Kunstdrama zu. Aber eine weitgehende Annäherung von Literatur und Berufstheater ist hier schon festzustellen, nur freilich gar nicht zum Vorteil der Dichtung. Hallmann selbst fühlt sich weit über die fahrenden Komödianten erhaben. Die Vorrede der Gesamtausgabe von 1684, welche die bis dahin verfaßten Stücke enthält, betont denn auch „die Würde und Nutzbarkeit derjenigen Schauspiele, so von Ehrliebenden und Gelehrten, nicht plebejischen und herumschweifenden Personen an Tag gegeben werden“, und stellt die

folgenden Dramen „dem Urtheil der gelehrten Welt höflichstermaßen anheim“. So sehr Hallmann hinter Gryphius und Lohenstein an Kraft der Rede zurücksteht, so sehr übertrifft er sie an theatermäßigen Wirkungen, die oft zum Selbstzweck werden. Überhaupt sind diese Stücke unter ganz anderm Gesichtspunkte zu werten als die seiner Vorgänger: nicht vor allem als literarische Kunstwerke für gelehrte Kenner, sondern als Erzeugnisse eines kundigen Theaterpraktikers, der seine Zuschauer um jeden Preis durch starke Effekte verblüffen und blenden will, mögen diese auch noch so sehr an den Haaren herbeigezogen sein und der inneren Begründung entbehren. Dies wird durch ein weiteres bestätigt. Hallmann verzichtet nämlich meist auf die erklärenden Anmerkungen; in der „Mariamne“, die einige Seiten bietet, erklärt er, er habe diese „mehr der jetzigen Gewonheit als Nothwendigkeit wegen (weil Gelehrten ohne diß hierdurch zu viel, Ungelehrten aber anoch zu wenig berichtet wird) kürzlich hindanfügen wollen“. Ein Wühlen im Schmutz, wie bei Lohenstein, ist bei Hallmann kaum anzutreffen; selbst die Stellen, wo er es offensichtlich auf sinnliche Reizung anlegt, sind doch verhältnismäßig zahm. Hingegen übertrifft er ihn womöglich noch in der Häufung wüster Greuel. In höfischen Huldigungen an das kaiserliche Haus tut es ihm keiner zuvor; auch bei den unpassendsten Gelegenheiten weiß er seine dick aufgetragenen Schmeicheleien anzubringen.

Sein erstes Stück entstammt wohl noch seinen Gymnasialjahren. Es ist verloren, aber wahrscheinlich identisch mit einem 1662 von den Schülern des Magdaleneums aufgeführten Werke „Der bestrafte Geiz oder Hingerichte Mauritius, Kaiser zu Konstantinopel“, von dem das Szenar erhalten ist. Dieses erweist sich als Bearbeitung des lateinischen Dramas „Mauritius Orientis Imperator“ von dem Jesuiten Masen, das 1654 in dessen Lehrbuche „Palaestra“ als Tragödienbeispiel erschienen war. Auch die folgenden Werke haben vielfach noch am Magdaleneumgymnasium ihre Aufführung erlebt, wenn mehrere auch erst in der Ausgabe von 1684 ans Licht traten. 1666 gab man das Drama „Die Göttliche Rache oder Der Verführte Theodoricus Veronensis“, eine Staatsaktion und Märtyrertagödie ohne Liebeshandlung. Es handelt von dem traurigen Schicksal des Boethius und Symmachus, die Theoderich als Katholiken hinrichten ließ, weil sie angeblich das römische Volk gegen den arianischen Herrscher aufgewiegelt hätten. Der Versuch, eine psychologische Entwicklung zu geben, nämlich die des Theoderich vom gerechten, nur übel beratenen Fürsten zum blutdürstigen Tyrannen, ist mißlungen, da Hallmann die sich während mehrerer Monate abspielenden Vorgänge gemäß der Regel von der Einheit der Zeit auf einen einzigen Tag zusammenzieht und so der seelischen Wandlung jede Wahrscheinlichkeit nimmt. Hallmanns mangelnder Sinn für geschlossenen dramatischen Aufbau wird schon hier ersichtlich; in epischer Breite fließt das Ganze dahin, um der Vollständigkeit willen mit nebensächlichsten Auftritten beschwert. Auch die Neigung zu plumpen und rohen Effekten tritt schon in diesem Frühwerke erschreckend hervor. Der von Theoderich eingekerkerte Papst Johannes erleidet mit drei andern edlen

Römern auf der Bühne den Hungertod, wobei sie, nacheinander verabscheidend, in wohlgefügten Versen ihrer verzweifelten Stimmung Ausdruck geben. Im letzten Aufzug verwandelt sich dem von Gewissensbissen gepeinigten König der zur Mahlzeit aufgetragene Fischkopf in das Haupt des hingerichteten Symmachus. Darauf verfällt er in Wahnsinn, und es erscheinen ihm acht Geister von ihm Ermordeter, die ihm seine Sünden vorhalten und schließlich „mit einem knallenden Feuerwerk“ verschwinden. Nachher ertönt noch ein „trefflicher Donnerschlag“, der dem Theoderich sein Ende ankündet. Die Hinrichtungen des Symmachus und Boethius erfolgen natürlich auf offener Bühne. Der Geist des Kaisers Augustus, der der Prinzessin Amalosuntha und ihren Frauen im Lustgarten erscheint und sie vertreibt, wird hauptsächlich darum bemüht, um dem „großmächtigen Leopold“ eine Huldigung darzubringen. Schon hier gibt es musikalische Einlagen, darunter ein Schlummerliedchen für den König. In den Neben, die meist von allegorischen Figuren gebildet werden (im letzten Chore die zwölf Zeichen des Zierkreises), geht Hallmann den Weg Lohensteins weiter, doch läßt er die Beziehungen zur Handlung schärfer hervortreten.

Von seiner ernstesten und würdigsten Seite zeigt Hallmann noch das Trauerspiel „Mariamne“, der Stoff Hebbels, obwohl auch hier mit Grellheiten nicht gespart wird. Schon Hans Sachs hatte das dankbare Thema 1552 dramatisch behandelt; Italiener, Franzosen und Spanier, darunter Calderon und Tirso de Molina, schrieben Mariamnedramen, von denen das des Tristan l'Hermite von 1636 Hallmann sicherlich bekannt war. Auch La Calprenède's Cleopatraroman verwertet den Stoff. Hallmanns Werk wurde 1669 von den Elisabethanern und dann noch 1673 in Liegnitz aufgeführt; wegen der günstigen Aufnahme ließ er es 1670 drucken. Als einziges der Hallmannschen Stücke hat die „Mariamne“ einen Prolog, der vom Berge Sion gesprochen wird. Im Erfinden sadistischer Foltergreuel erweist sich Hallmann geradezu als genial: den beiden Bedienten der Mariamne, die sich weigern, ihre Herrin des Ehebruchs zu beschuldigen, läßt der ergrimnte Herodes geschmolzenes Pech in den Mund gießen, Salz aufs rohe Fleisch streuen und die Wunden mit Bürsten kitzeln. Auch mit einigen Hinrichtungen wird aufgewartet. Herodes ist überhaupt der richtige Theaterwüterich. Dafür wird auch nicht bloß ein einziger Geist um ihn bemüht. In der vierten Abhandlung erscheint ihm König David, in der fünften gar vier Geister Ermordeter und sagen ihm sein Unglück voraus. Die unvermeidliche Verherrlichung des Kaiserhauses wird diesmal dem Geiste Salomons in den Munde gelegt: er tröstet das unglückliche Palästina mit der Aussicht, daß es unter Leopolds Zeppter Glück und Frieden finden werde; und hierauf bezeugen Palästina und Salomon „dem Bildniß Unsers Aller-Gnädigsten Leopoldi demüthigste Ehr-Erbietung“. Die Prophezeiung war nach dem Stande der Dinge natürlich vollkommen sinnlos und hat sich ja auch tatsächlich nie erfüllt; aber Hallmann behauptet keck in den Anmerkungen: „Die Sonne darff keiner Fackeln und angebohrne Schönheit keiner schmücke. Also ist auch nicht von nöthen,

diese Christliche und wolgegründete Muthmachung wegen wieder Erlangung des gelobten Landes mit geist- und weltlichen Schluß-Reden (derer nicht wenig vorhanden wären) weitläufftig zu erleuchten."

Die „Himmliche Liebe oder Die beständige Märterin Sophia“, 1671 gedruckt und bei Maria Magdalena aufgeführt, ist nach Stachel „ein lateinisches Jesuitendrama in deutscher Sprache“. Sophia soll mit ihren drei Töchtern auf Befehl des Kaisers Hadrian der Diana opfern; als sie sich weigern, werden sie gemartert, aber wie durch Wunderkraft sind sie gegen die Qualen gefeit. Endlich werden die Mädchen getötet, und die Mutter stirbt ihnen nach drei Tagen nach. Die Ähnlichkeit des Vorwurfs mit der „Felicitas“ von Caussin-Gryphius ist deutlich. Wieder schwelgt Hallmann in Theatereffekten bösester Art. So werden die Köpfe der Mädchen und drei mit ihrem Blut gefüllte Gläser auf die Bühne gebracht. Um die Verlockungen der Welt darzustellen, werden die Töchter durch Pagen mit Zuckerzeug und drei Liebesgötter in Versuchung geführt; die Mutter gar wird, an einen Baum gebunden, von dem liebegirrenden Hadrian im Schäfergewande umbuhlt. Als er sie nothzichtigen will, streckt ihn ein gewaltiger Donnerschlag ohnmächtig zu Boden.

Auf neuen Wegen zeigt Hallmann das „Freudenspiel“ „Die Merkwürdige Vater-Liebe oder Der von Liebe sterbende Antiochus und die vom Tode errettete Stratonica“, das 1669 am Magdaleneum abwechselnd mit Lohensteins „Sophonisbe“ aufgeführt wurde. Es ist die beliebte Geschichte vom kranken Königssohne, die damals in Frankreich auch Thomas Corneille und Quinault behandelt haben. Hallmann hielt sich an den Roman des Italieners Lucas Assarino von 1635. Der syrische Prinz Antiochus ist vor Liebe zu seiner jugendlichen Stiefmutter Stratonice krank geworden und will seinen Leiden durch den Hungertod ein Ende machen. Der Arzt erkennt aber die Natur des Leidens, und König Seleucus, der das Reich des Thronerben nicht berauben will, tritt seinem Sohne Gattin und Krone ab. Während Giovanni Battista Cartolari, der Assarinos Roman 1641 weiterführte, über das frevelnde Paar noch am Vermählungstage das Gericht hereinbrechen läßt, führt Hallmann die an sich ernste Handlung, in der auch mit Geistererscheinungen, Wahnsinn, Folter und Hinrichtungen nicht gespart wird, zu glücklichem Ausgang. Den Beschluß macht ein von Violinen, Trompeten und Pauken begleiteter „Reyen der panquettierenden Syrer“. Während desselben wird die Eheschließung und Thronübergabe in lebenden Bildern vorgeführt; das letzte Bild zeigt das Paar schlafend auf einem Purpurbette, umstanden von blumenstreuenden Liebesgöttern mit brennenden Lichtern und Fackeln.

Während die bisher genannten Stücke noch die Herkunft vom strengen Kunstdrama trotz aller ungewöhnlichen Reizmittel erkennen lassen, führen die Schäferspiele schon ganz in den Bereich höfischer Unterhaltungskunst. Das älteste ist „Die Triumphirende Keuschheit oder Die Getreue Urania“, die abwechselnd mit dem „Theodoricus“ gegeben wurde und in vierzehn Tagen fünf Wiederholungen erlebte. Hallmann schlingt hier vier Handlungen ineinander, um vier verschiedene Arten der Liebe darzustellen. Die

heitere Schäferhandlung verwendet aber die Mittel der großen Tragödie. Der Hochzeit Leopolds mit Margareta von Spanien widmete Hallmann 1667 das an Allegorien reiche Spiel „Das Beperrte Leuen-Herz oder Die Vergnügte Majestät“. Die vollkommenste Stilverwirrung bringt dann das Pastorell „Adonis und Rosabella“. Es ist zur Feier von Leopolds zweiter Eheschließung 1673 verfaßt, für die Lohenstein den „Ibrahim Sultan“ schrieb. Hallmann überreichte das Stück selbst in Wien; doch ist über eine Aufführung nichts bekannt. Es ist offensichtlich auf einen Wettbewerb mit den pomphaften Operaufführungen des Wiener Hofes angelegt. Das Schäferspiel, für das verschiedene Szenen aus der „Urania“ herübergenommen werden, bildet die Grundlage; daneben finden aber auch Bestandteile der Oper und der Tragödie Verwendung. Es gibt 16 Lieder mit Orchesterbegleitung, eine reiche Instrumentation ist vorgeschrieben, und vor allem die Reyen sind musikalisch reich bedacht. Die stillen Vorstellungen stellen Schrecknisse aus der antiken Mythologie dar: Medeas Kindermord, das Thyestesmahl usw.; das Stärkste ist wohl die Vergewaltigung der Philomela durch Tereus. In der „Urania“ und im „Adonis“ bringt Hallmann komische bäuerliche Zwischenspiele in heimatlicher Mundart.

Das musikalische Trauerspiel „Die Sterbende Unschuld oder Die Durchlauchtigste Catharina, Königin in Engelland“ (die Gemahlin Heinrichs VIII., 1673?) leitet dann schon zur Oper hinüber. Das Stück ist ein Zwitter: neben echten Opernszenen, die strophisch gegliedert sind oder durch die verschiedene Länge der gereimten Verse die Bestimmung für den Gesang verraten, stehen ganz schauspielmäßige Alexandrinerauftitte, sogar stichomythische Dialoge. Die ungewöhnliche Kürze läßt aber keinen Zweifel, daß das Ganze als Opernbuch gedacht war. Die geschichtlichen Ereignisse folgen einander etwas gewaltsam; kein Wunder, da Hallmann das Geschehen sieben ganzer Jahre wieder in einen einzigen Tag zusammenpreßt. Die verstosene Königin läßt er auf ihre glückliche Nebenbuhlerin Anna Bolena einen Mordversuch unternehmen. Der Reyen der zweiten Abhandlung zeigt Jupiters Ehebruch mit Callisto und seine Entdeckung durch Juno, worauf Jupiter die Geliebte in das Sternbild des Großen Bären verwandelt. Im letzten Auftritt erscheint der Geist Katharinas dem Könige und führt ihn in „stillen Vorstellungen“ die „künfftigen auf dem Laster der Geilheit und der Keckerey entspringenden Unglücks-Fälle“ der englischen Geschichte vor Augen bis zur Hinrichtung Karl Stuarts.

Sodann hat Hallmann zwei italienische Opern als Schauspiele übersezt (er hat schon diese Bezeichnung). „Adelheide“ führt in die Ottonenzeit; „Die listige Rache oder Der tapffre Heraclius“ ist dadurch bemerkenswert, daß Ziegler das Stück in seine „Asiatische Banise“ aufnahm, wo er es als Festspiel der Portugiesen aufführen läßt. Den Hallmannschen Prosalog hat er dabei in Alexandriner umgegossen.

Soweit bis 1684. Dann entschwindet Hallmann auf lange Jahre dem Blick. Erst 1699 taucht er mit seiner Studententruppe in Breslau wieder auf. Von den Stücken dieser letzten Zeit sind nur die Szenare

erhalten. Die Ankündigung sucht noch einmal einen scharfen Trennungsstrich gegen das Bandenstück zu ziehen; in Wahrheit schaltet jetzt Hallmann bedenkenlos mit den Mitteln der Wandertruppen. Das erste Jahr brachte zwei Schauspiele, die umgearbeitete und erheblich vergrößerte „Catharina“ und „Die unübertreffliche Keuschheit oder Die Großmütige Liberata, Prinzessin von Portugal“. Hallmann verwendet hier ein altes Legendenthema: die von ihrem Vater mit unnatürlicher Liebe verfolgte Prinzessin wird auf ihr Gebet in einen Mohren verwandelt. Der König läßt sie als Zauberin kreuzigen, wird aber hernach durch ihren Geist zum Christentum bekehrt. Abgesehen von dem etwas bedenklichen Stoffe wandelt Hallmann hier ganz auf den Pfaden des Jesuitenstücks; dahin weisen auch die Chöre, in denen die himmlische Liebe, die streitende und die triumphierende Kirche auftreten. Im nächsten Jahre eignete Hallmann die „Liberata“ in Troppau den Fürsten und Ständen zu; er erhielt dafür zwar ein Geldgeschenk, doch wurde ihm, wie ein gleichzeitiges Troppauer Landesprotokoll berichtet, bedeutet, daß er „ins Künftige mit dergleichen Dedikationen die Fürsten und Stände verschonen solle“. 1700 ließ er drei dem Kaiser Leopold gewidmete Stücke aufführen, den wohl nach einer italienischen Vorlage bearbeiteten „Ariaspes, König von Pontus“, die „Unbarmherzige Laodice, Königin in Armenien“, wo ausnahmsweise einmal einer Frau die Tyrannenrolle zufällt, und den „Vergnügten Alexander Magnus“, ein Verschwörungsgstück, in das die Geschichte der Liebe Alexanders zu der gefangenen Griechenprinzessin Antigone hineinspielt. Es ist dies das erste und einzige Mal, daß im ernstesten schlesischen Barockdrama eine Jungfrau Trägerin einer Liebeshandlung ist; denn die wüste Vergewaltigung der grob verzeichneten Ambre durch Ibrahim Sultan kann man schwerlich hierher rechnen. 1704 endlich wurden sechs Opern aufgeführt. Drei davon sind Bearbeitungen älterer Stücke: „Sophia“, „Katharina“ und „Heraclius“; weiter gehören dazu der „Triumphierende Salomon“ und „Die betrogene Keuschheit oder Entehrte Paulina“, eine römische Liebes- und Eifersuchtsgeschichte aus der Zeit des Tiberius, und schließlich die Pastoraloper „Das Frohlockende Hirten-Volk oder Der Ge-krönte Schäffer Lionato“ mit allegorischen Beziehungen auf den Spanischen Erbfolgekrieg. Motivisch bringt Hallmann in den letzten Stücken manches Neue und erweitert den Umkreis des Barockdramas erheblich. Die Huldigungen für Leopold fehlen fast nirgends, trotzdem der Dichter durch Fürstengunst wahrlich nicht verwöhnt worden war.

Hallmann bezeichnet ein Ende. Die Kunstform des ernstesten Barockdramas wird in steigendem Maße gelockert und mit Fremdem durchseht, so daß es schließlich ganz in die höfische Prunkoper, das Schäferstück und die Jesuitenkomödie übergeht, während andererseits trotz aller Ablehnungen der starke Einfluß der Wandertruppen sich geltend macht. Die neuen Bestandteile mit dem Überlieferten organisch zu verschmelzen fehlte Hallmann die Kraft wie der künstlerische Ernst. Er kommt von der Literatur her, aber er hat sie in unverantwortlicher Weise den Bedürfnissen der schaulustigen Masse dienstbar gemacht. Erst Gottsched fand den rechten Weg,

Dichtung und Bühne einander wieder näher zu bringen: durch Hebung des Theaters. Aber zu seiner Zeit kam Schlesiens längst nicht mehr in Betracht.

c) Roman: Lohenstein.

Die erzählende Prosadichtung war bisher in Schlesiens recht stiefmütterlich behandelt worden. Die wenigen Ansätze aus der Zeit vor Opitz (vgl. S. 147) können auf die Bezeichnung Roman keinen Anspruch erheben. Opitz selbst lieferte einige Übersetzungen und bot mit seiner Schäfersci ein sehr unzulängliches Muster der Gattung. Seine Nachfolger gingen an der Prosaerzählung überhaupt vorüber; wohl weil sie ihrem auf die Meisterschaft der poetischen Form gerichteten Bemühen keine Aufgaben bot. Erst am Ende des Hochbarock wendet sich die Kunstdichtung Schlesiens dem Romane zu; nun aber gleich mit einem Werke, das im zeitgenössischen Schaffen eine Stellung ersten Ranges einnimmt. L o h e n s t e i n s „Großmütiger Feldherr Arminius“ ist der mächtige Riesen-gipfel, in den die Entwicklung des höfischen Geschichtsromans ausläuft.

Als die neue aristokratische Gesellschaft des Barock sich zu bilden begann, hatte die Renaissance ritterlicher Adelsherrlichkeit ihren angemessenen Ausdruck gefunden in der bunten Zauber- und Märchenwelt der aus Spanien stammenden, in Frankreich und Deutschland weitergeführten Amadisromane mit ihren Riesen, Feen und Drachen, ihren ritterlichen Heldentaten und galanten Liebesabenteuern. Bald aber schlug der Geschmack um. Vor der ausschweifenden Phantastik der Amadisromane flüchtete man auf den gesicherten Boden der Geschichte, die ja, wie wir sahen, auch für die Barockdramatik die Hauptstoffquelle gewesen ist. In Frankreich bildet sich der Geschichtsroman zuerst aus; um 1640 erreicht er in den vielbändigen Werken von La Calprenède und der Madeleine de Scudéry seinen Höhepunkt. Trotz aller historischen und antiquarischen Belesenheit ist der Barockroman aber weit entfernt von geschichtlicher Treue. Handeln und Fühlen der Personen entspricht der Seelenhaltung der eigenen Zeit. Ereignisse der Gegenwart, besonders Vorkommnisse aus der Hofgesellschaft von Paris und Versailles werden unter durchsichtiger Maske in das zeitlich und räumlich ferne Geschehen hineingearbeitet. Sehr bald greift der neue Geschichtsroman nach Deutschland über. Zesen und andere besorgen durch Übersetzungen die Vermittlung. Dann schreitet man weiter zu eigenen Versuchen; Bucholz, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig und Zesen bezeichnen die Hauptstufen der Entwicklung. In dem Werke Lohensteins laufen alle Fäden zusammen. Er starb über der Abfassung hinweg; der Prediger Wagner in Leipzig führte den schon fast vollendeten Roman zu Ende, und 1689 konnte das Riesenwerk in zwei Bänden mit 3076 zweispaltigen Folioseiten erscheinen. Der betriebsame Benjamin Neukirch steuerte eine umfangreiche Vorrede bei und eine gereimte „Lobschrift“ für den zweiten Teil. Noch 1731 konnte Georg Christian Gebauer eine zweite, vierbändige Ausgabe veranstalten. Damals

freilich sah er sich schon genötigt, in einer eingehenden Vorrede die inzwischen immer häufiger gewordenen Angriffe gegen Lohenstein zurückzuweisen.

„Großmüthiger Feld-Herr Arminius oder Herrmann als ein tapferer Beschürmer der deutschen Freyheit, nebst seiner Durchlauchtigsten Thronelbda in einer sinnreichen Staats-, Liebes- und Helden-Geschichte dem Vaterlande zu Liebe, dem deutschen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge vorgestellt und mit saubern Kupfern ausgezieret“ — so lautet in echt barocker Umständlichkeit der Titel. Aber er bezeichnet das Wesentliche sehr gut. Der Barockroman hat höhere Ziele als nur der Unterhaltung zu dienen. Wie einst die Verseromane der Ritterzeit will er der guten Gesellschaft ein Vorbild seiner Lebensart und tugendhafter Gesinnung bieten. Die Romane des Braunschweiger Herzogs sollen nach der Absicht des Verfassers „rechte Hof- und Adelschulen“ sein, sollen „das Gemüthe, den Verstand und die Sitten recht adelig ausformen und schöne Hofreden in den Mund legen“. Der bürgerliche Geistliche Bucholz will vor allem religiöse und moralische Wirkungen erzielen und entwirft völlig ungeschichtliche freierfundene Gemälde aus der Frühzeit eines vorbildlichen und tugendhaften Germanentums. Die Spätwerke Jesens endlich zeigen in ihrer eingehenden, auf gründlichen Studien beruhenden Ausmalung der kulturellen Verhältnisse einer fernen Vorzeit deutlich einen lehrhaften und gelehrten Zug. All dieses will auch Lohenstein geben, aber mit einer Folgerichtigkeit und einem sorgsamem Gelehrtenfleiß wie keiner seiner Vorgänger. Die vaterländische Gesinnung und das Streben nach Vermittlung umfangreichen Wissens auf allen möglichen Gebieten sind die hervorstechendsten Züge.

„Dem Vaterlande zu Liebe.“ Das starke Deutschgefühl, das im Barock so häufig begegnet, hat nirgends so nachdrücklichen Ausdruck gefunden wie in Lohensteins „Arminius“. Es ist humanistisches Erbe. Die wiederaufgefundene „Germania“ des Tacitus, mit ihrem Lobpreis germanischer Heldenart und Sitte, die Berichte in den Annalen und andern antiken Quellen hatten willkommenen Anlaß gegeben, der von den Welfen an den Tag gelegten Geringschätzung der zeitgenössischen Deutschen wirkungsvoll entgegenzutreten. Je weniger die politische Ohnmacht und Zerissenheit des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation dem völkischen Selbstgefühle Nahrung geben konnte, desto mehr ließ man die glorreiche Vergangenheit in magischem Glanze erstrahlen. Als erster hatte Hutten in seinem lateinischen Arminiusdialoge den germanischen Nationalhelden einem Hannibal, Alexander und Scipio als Ebenbürtigen zur Seite gestellt und die Teutoburger Schlacht als vaterländische Befreiungstat gefeiert. Freilich lag die Kenntnis der germanischen Frühgeschichte noch sehr im Dunkeln, doch eine vom Willen zu völkischer Größe getriebene Einbildungskraft war geschäftig bemüht, die Lücken zu füllen; Lohensteins Werk gibt nur in wirksamer Zusammenfassung die höchste Steigerung dieser vaterländischen Geschichtslegende. Wer vermag zu sagen, wie weit er sich bewußt war, wo er Geschichte, wo frommen Trug

gab? Ein ganz neues Bild der Weltgeschichte wird entrollt. Die Germanen sind das eigentliche Heldenvolk der alten Zeit gewesen. Man mußte es nur nicht bisher. Denn sie hatten keine eigene Geschichtsschreibung; sie „handelten mehr als daß sie schrieben“; und so gelang es den neidischen Römern, das Bild der Geschichte zu fälschen, indem sie die großen Leistungen der Germanen auf die verschiedensten Völker vertheilten, ohne zuzugeben, daß auch diese germanischen Ursprunges waren, wie die Scythen und Kelten. Nun aber soll die Wahrheit an den Tag. Und so erfährt man denn erstaunliche Dinge. Schon zu den Zeiten des ägyptischen Sesostris verrichteten die Goten in Asien ruhmwürdige Thaten. Odysseus ist auf seinen Irrfahrten nach Deutschland gekommen. Medea war mit einem Deutschen in zweiter Ehe vermählt. Während der Regierung des Römerkönigs Tarquinius Priscus sind Germanen in Italien eingewandert und haben Städte gegründet. Brennus, der gallische Bezwiner Roms, war ein Herzog der Semnonen. Philipp und Alexander haben nur durch deutschen Beistand ihre weltumwälzenden Siege errungen. Hannibal, dessen Gattin eine deutsche Fürstin war, verdankt der Hilfe der Deutschen seine Erfolge, ihrer Abwendung infolge des punischen Undanks seine schließliche Niederlage. Germanische Söldner schlugen Rom schon gegen die Kimbern und Teutonen. Selbst Cäsar, so sehr er in seinen Geschichtswerken das germanische Verdienst zu verdunkeln sucht, hat nur mit deutscher Kraft seine Siege erfochten. Das sind nur ein paar Kostproben. Von den achtzehn Büchern des Romans sind das zweite, das sechste und ein großer Theil des siebenten der gesprächsweisen Erzählung der ruhmreichen deutschen Geschichte gewidmet. Aber noch mehr. Lohensteins Germanen sind keineswegs urwüchsige Urwaldsöhne, sondern ein Volk reicher und hoher Kultur, das freilich anders als die Römer sich die Tugend und Unschuld der Sitten bewahrt hat. Seine Priester sind in antiker Philosophie und Wissenschaft bewandert wie nur irgendein humanistischer Magister; sie kennen die Systeme der großen Denker, und die Weisheit des Orients ist sogar eher zu ihnen gedrungen als zu den Griechen. Als einziges Volk außer den Juden sind sie der Verehrung des Einen Gottes treu geblieben. Die Abschnitte, in denen Lohenstein die religiösen Bräuche der Germanen schildert und in denen er sich gern einer mystischen Stimmung hingibt, sind ganz in das nordisch empfindsame Landschaftskolorit getaucht, das dann bei Klopstock und den Bardendichtern wiederkehrt: der mondbeschienene heilige Hain mit seinen Tempeln und Höhlen, in denen halbverwitterte Inschriften angebracht sind, findet sich schon bei ihm. Auch der ungeschichtlichen Vorstellung von den Druiden und Barden als altgermanischer Priester und Sänger, die von der Klopstockzeit nicht zu trennen ist, hat er als erster in deutsche Dichtung Eingang verschafft. Und auch in andern Zügen hat seine Darstellung der germanischen Vorzeit, die alles Licht auf die Deutschen, allen Schatten auf die Römer fallen läßt, bei den Späteren weitergewirkt. Die maßlosen Übertreibungen freilich, durch die er seine so berechnete und gerade damals bitter not-

wendige Schilderung einstiger deutscher Größe zum phantastischen Zerrbilde gestaltete, mußten bald den fortschreitenden Erkenntnissen geschichtlicher Forschung weichen. Seine kühne Geschichtsphtasie zeigt übrigens eine bezeichnende Kehrseite. Der begeisterte Ränder altdeutscher Herrlichkeit kann die von ihm behauptete Kulturbllüte seiner Vorfahren nur zeichnen nach dem Bilde seiner eigenen Zeit, also der durch und durch überfremdeten, von welschen Einflüssen beherrschten Barockkultur. Die gerade bei solchem Vorwurf so naheliegende und dankbare Aufgabe, deutsche Sonderart modischer Ausländerei gegenüberzustellen, liegt gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises. Nicht einmal die alte deutsche Dichtung, die ihm damals zu einem guten Teile schon zugänglich sein konnte, wird irgendwie herangezogen. Aber in der Beherrschung der gesellschaftlichen Formen des Barock sind seine Helden Meister.

Denn dies ist das zweite: „dem deutschen Adel zu Ehren und rühmlicher Nachfolge“. Der Edelmann soll in dem Werke eine Schule adeliger Lebenskunst und Sitte finden, zur Nachahmung der dargestellten Tugenden, zur Vermeidung der Laster angetrieben werden. Das Ideal des vornehmen Barockmenschen ist selten in gleich umfassender Vollständigkeit vor Augen gestellt worden. Erhabenheit und Größe eignet allen vorbildlichen Helden; ein leidenschaftliches Gemüt spornt sie zu großen Taten, und die Vernunft, die oberste Herrscherin, gibt ihm die rechte Richtung und bewahrt es vor Abwegen. Beständigkeit und Seelengröße verleiht ihnen die Überlegenheit über allen Glückswechsel und läßt sie auch im Leid ihre Würde wahren. Alle Spielarten des barocken Menschheitsideals sind vertreten: der todverachtende tapfere Kriegsheld, der Weise, der alle weltliche Eitelkeit überwunden hat, der höfisch gegeschmeidige weltkluge Lebenskünstler, der duldbende Heilige, der Lieblingsheld des barocken Dramas, in dem sich Heldentum und stoische Passivität einen, und über allen der absolute Herrscher, in dem alle Vorzüge sich zur Vollendung steigern und der im vollen Glanze seiner kaiserlichen Macht auftritt, nicht aus persönlicher Eitelkeit, sondern weil die Würde seines Amtes es erfordert. Man sieht, wie die Lebensphilosophie der spanischen Jesuiten, eines Balthasar Gracian und Guevara, auch für die protestantischen Kreise bestimmend geworden ist. Vor den adeligen Geschlechtern macht Lohenstein seine Verbeugung, indem er ihre freierfundenen Ahnherrn neben den geschichtlichen Gestalten an dem deutschen Befreiungskampfe teilnehmen läßt; es werde „nicht leicht ein altes berühmtes Haus übrig seyn, dessen edlen und Gold und Steine wegstehenden Namen er nicht in diesem Purpur seines Helden-Gedichtes eingewürdet habe,“ bemerkt Gebauer. Das Haus Schaffgotsch erhält seine Sonderhuldigung in der Gestalt des edlen Ritters Schaff. Das habsburgische Erzhaus aber als die Krone aller edlen Geschlechter wird in ebenso feiner wie ungewöhnlicher Weise verherrlicht. Die Betrachtung der Bilder von Hermanns Vorfahren gibt Anlaß, ihre Geschichte erzählen zu lassen; es ist dies aber zugleich in durchsichtiger Verhüllung die Geschichte der habsburgischen Kaiser seit Rudolf I. So kann Lohenstein seine Germanen sogar schon

die „atlantischen Inseln“, also Amerika, entdecken und in Besitz nehmen lassen. Eine der zu leichterer Übersicht beigegebenen Geschlechtertafeln gibt den Schlüssel: sie führt neben den habsburgischen Herrschern die entsprechenden Cheruskerfürsten auf. Hermann selbst wird dabei mit Leopold I. gleichgesetzt. Diese Übertragung der Modiform des Schlüsselromans auf geschichtliche Vorgänge dehnt Lohenstein nun verschiedentlich auch noch auf andere Völker aus, so auf Spanier, Engländer, Schweden und Niederländer, weiter wird mit der Schilderung des Zwistes der Druiden, Warden und Eubagen eine maskierte Darstellung der Religionsstreitigkeiten zwischen Katholiken, Protestanten und Reformierten gegeben. Bei dieser eigenartigen Geschichtsmaskerade verfährt Lohenstein mit erstaunlichem Geschick, ohne es freilich vermeiden zu können, daß zuweilen die gleiche Romanfigur verschiedene geschichtliche Persönlichkeiten zu verkörpern hat und ebenso auch umgekehrt. Damit aber nicht genug, läßt er auch noch Fürsten fremder Völker, die er in den Annalen erwähnt fand, wie der Armenier und Thraker, an Hermanns Hof kommen und über die Geschichte ihres Heimatlandes berichten. Selbst über die Schicksale der Inder und Chinesen wird der Leser belehrt. So bekommt Lohenstein das Kunststück fertig, im Rahmen der Arminiusbehandlung einen Abriss von einem guten Teil der alten und neuen Geschichte zu geben. Freilich handelt es sich immer nur um Fürsten und Edelleute. Das Volk ist Pöbel, dumpfe ungebildete Masse, Werkzeug in der Hand der Mächtigen. Das Geschichtsbild, das so entsteht, ist trotz aller historischen Grundlagen so unwirklich und phantastisch wie nur irgendein Ritterroman. Zwischen gesicherter Überlieferung und willkürlicher Erfindung, zwischen Geschichte und Anekdote wird keinerlei Unterschied gemacht. Das Verhältnis zu den Quellen hat sich den Dramen gegenüber geändert. Lohenstein scheut sich nicht, die Geschichte zu berichtigen, wenn sie Ungünstiges für die Germanen berichtet. Wenn Thusnelda mit ihren Frauen zu Rom im Triumphzuge aufgeführt wird, wenn der junge Thumelicus getötet wird, so erleiden nicht sie selbst solche Widerwärtigkeiten, sondern untergeschobene Personen.

Mit diesen geschichtlichen Belehrungen ist indessen der Schatz des dargebotenen Wissens noch längst nicht erschöpft. Auf allen Gebieten sucht das allumfassende Werk dem Leser förderliche Belehrung zu vermitteln. Wenn Eichendorff in seiner Literaturgeschichte die Romane jener Zeit gutgelaunt als „tollgewordene Realenzyklopädieen“ bezeichnete, so ist dieses Scherzwort offenbar hauptsächlich auf den „Arminius“ gemünzt. Wie solche gänzliche Verkennung der Aufgaben eines Kunstwerks bei den Zeitgenossen statt Ablehnung nur staunende Bewunderung hervorrief, mag das Urteil eines Schweizers zeigen, den Gebauer als Kronzeugen für Lohenstein anführt: „Es ist auch allen Gelehrten bekannt, daß Herr von Lohenstein den Zweck, welchen er sich in diesem seinem Werk vorgesetzt, vollkommen erreicht, zumahlen er darinnen nicht nur den Reichtum der deutschen Sprach eröffnet, und was immer in der Welt in allen Wissenschaften vorkommet, mit trefflichen und genugsamen Red-Arten

durchgehend ausgetructet hat, sondern zugleich auch seine weitläufige Gelehrsamkeit, von dem natürlichen Eintrud, so die Menschen von Gott, von seinem Wesen, und dem ihm gebührenden Dienst bey sich entdecken können, von der Wissenschaft und Beschaffenheit der natürlichen Dingen, von dem Geheimnuß der wahren Staats-Klugheit, von den merkwürdigen Sitten und Gebräuchen der alten Völkern, zur Verwunderung gezeigt und seinem geliebten Teutschland zu allgemeinem Nutzen übergeben... In diesem Werk findet der Gottes-Gelehrte die herrlichsten Betrachtungen von Gott und seinem Wesen. Der Staats-Gelehrte findet die vollkommene Kunst, Stätt und Länder vernünftig zu beherrschen und durch weise Gesetz glücklich zu machen. Der Naturkündiger findet die Betrachtung der irdischen Leibern und so viel seltsame Wirkungen der Natur, die er vergeblich an andern Orten suchen würde. Der Sittenlehrer findet natürliche Abschilderung der unordentlichen Gemüths-Bewegungen der Menschen, samt dem Mittel selbige zu hemmen, und hernach vergnügt und glücklich zu leben. Der Kriegermann, welcher ein Vergnügen traget an den blutigen Eroberungen der Stätten und Ländern, findet von Schlachten, von Zweykampf, von Belagerung und Bestürmungen so viel nachträgliche Beschreibungen, daß ihm in diesem Stüd keine angenehmeren Erzählungen werden zu Gesichte kommen und endlich findet der Liebhaber der Jahrzeit Büchern und des Alterthums, wordurch er sein Verlangen stillen kann; so daß kein Stand und Alter, deme die Lesung dieses Buchs nicht in alle weg nützlich und angenehm seyn kan, weilen der grundgelehrte Lohenstein, der eine lebendige Bibliothek gewesen, seinen großen Schatz vor seinem Ableben ausgeschüttet und seinen Teutschen in seinem Arminius übergeben.“ In der That ist Lohenstein unerschöpflich in der Behandlung der mannigfachen Stoffe, die er meist von seinen Personen gesprächsweise erörtern läßt. Da wird darüber gestritten, ob das Spiel für die Fürsten angemessen sei, ob die Frauen von Natur zur Tapferkeit oder zur Staatsverwaltung Anlage haben; es wird über Heilkräuter und Schönheitsmittel geredet, altdeutsche Hochzeitsbräuche werden geschildert, und ein alter Barde verbreitet sich ausführlich über fürstliche Herrscherpflichten. Daß solche Belehrung als eine der Hauptaufgaben des Romans betrachtet wurde, zeigt das angehängte umfangliche Register. Nicht mehr werden wie in den Dramen ausführliche Belegstellen aneinandergereiht, sondern die behandelten Gegenstände werden in alphabetischer Folge verzeichnet, damit sich der Leser über das Gewünschte mühelos unterrichten kann.

Wenn man von den Dramen mit ihrer überhitzten und geschraubten Sprache kommt, so staunt man über die kernige, gedrungene und sachliche Schreibweise. Natürlich fehlt die blumige Arabeskenmanier nicht ganz, aber Lohensteins Prosa kann doch für seine Zeit geradezu als vorbildlich gelten. Noch ein Moses Mendelssohn konnte in einer Zeit, da der „Lohensteinsche Schwulst“ tiefster Verachtung anheimgefallen war, in den Berliner Literaturbriefen auf den wohlgerundeten Periodenbau des Arminius und seine ans Erhabene grenzende Verebbarkeit rühmend hinweisen. Im Aufbau des Ganzen kommt dafür barocke Stileigentüm-

lichkeit um so nachdrücklicher zur Geltung. Wenn uns das Werk den Eindruck der stofflichen Überladung und betäubend verschlungener Linienführung macht, so ist das durchaus nicht die Folge nachlässiger Technik oder unzulänglicher Gestaltungskraft, sondern bewusster und überlegter Kunst. Die Zeit forderte vom Romanschriftsteller eine „reizende Verwirrung“, und Zesen erfuhr herben Tadel, weil er es daran fehlen ließ. Lohenstein verliert auch nie die Fäden aus der Hand. In kunstvoller Verschränkung und Verschachtelung verwebt er die Vorgeschichten der neuauftretenden Personen und ihrer Vorfahren, die Schicksale der Nebengestalten mit der an sich einfachen Haupthandlung, läßt sie sich kreuzen und überschneiden; und die zahlreichen gelehrten oder moralisierenden Gespräche helfen die Übersichtlichkeit noch weiter erschweren. Ein folgenreicher Fehler gegen die zielstrebige Anlage des Ganzen ist es freilich, daß die Teutoburger Schlacht, der eigentliche Angelpunkt, schon im ersten Buche erzählt wird. Aber die Barockkunst legt ja vielfach größeren Wert auf die kunstvolle Ausgestaltung der Teile als des Gesamtwerks. Und durch spannend erzählte Episoden weiß Lohenstein den unterhaltungsbedürftigen Leser für den ungeheuren Aufwand an Gelehrsamkeit ausreichend zu entschädigen. Der Meisterpsychologe des Lasters, als den wir ihn aus den Dramen kennen, zeigt sich von seiner glänzendsten Seite in der Darstellung der Ränke der römischen Kaisertochter Julia und der Ruchlosigkeiten der ehrgeizigen und wollüstigen Thrakerfürstin Uda. An phantastischen und abenteuerlichen Zügen ist der Arminius reich: an Verkleidungen, Kindesunterschiebungen, merkwürdigen Verwandtschaftsverhältnissen. Tapfere Ritter entpuppen sich als verummumte Fürstinnen; selbst Thusnelde wird als junger im Zweikampfe siegreicher Ritter eingeführt. Marbod trifft in den Schluchten des Riesengebirges einen uralten Einsiedler, der sich hernach als den vermeintlich längst verstorbenen Ariovist zu erkennen gibt. In der Schilderung des Schäferspiels bei dem Grafen Schaff, der prunkvollen allegorischen Tänze und Spiele bei Hermanns Vermählung zeigt sich der Meister höfischen Festprunks.

Man versteht, daß ein Werk von so überwältigendem stofflichem Reichtum, von solcher Fülle der Gesichtspunkte und so umfassender Gelehrsamkeit die ehrfürchtig stammende Bewunderung der Zeitgenossen erwecken mußte. Einer der begeisterten Lohensteinverehrer, der aus Wabnitz bei Ols stammende, später nach Stargard in Pommern verschlagene Prediger Johann Christoph Männling (1658–1723) hat in seinem „Lohensteinius enucleatus“ (1708), die nach seiner Meinung schönsten und lehrreichsten Stellen aus dem „Arminius“ zusammengestellt; zwei Jahre darauf ließ er einen „Lohensteinius sententiosus“ folgen, der aus den übrigen Werken „curieuse Sachen, sinnreiche Reden, durchdringende Worte, accurate Sententien, haupt-fluge Staats- und Lebens-Regeln“ enthielt. Nachfolge aber hat das ungeheuerliche Werk, diese in mehr als einer Hinsicht seltsamste Leistung des Barock, in Schlesien nicht gefunden. Nicht einmal zu weiteren Versuchen im Roman hat es Lohensteins Landsleute angeregt. Der aus Halle gebürtige Augustus Bohse, genannt La-

lander (1661–1742), der Schöpfer des galanten Romans, ist ja zur schlesischen Literatur kaum zu rechnen, obwohl er lange Jahre als Oberprofessor an der Liegnitzer Ritterakademie gewirkt hat. Denn als er 1708 an diese soeben von Kaiser Josef I. ins Leben gerufene Anstalt berufen wurde, lag sein umfangreiches Romanschaffen bereits so gut wie abgeschlossen hinter ihm. Böhse vertritt ein neues Geschlecht. Höfischer Weltmann wie Lohenstein, teilt er doch in seiner Dichtung nicht dessen auf allseitige Bildung zielendes Streben. Ihm kommt es vor allem auf das galante, „politische“ Wesen an, auf die Beherrschung der gesellschaftlichen Formen, auf die zierliche gewandte Sprache, die Kunst der Komplimente. Sein einziges Thema ist die Liebe, und er behandelt sie von allen Seiten. Er zeigt, wie die Leidenschaft den Menschen in einen Irrgarten führt, beleuchtet den Schaden, den die Eifersucht anrichtet, lehrt alle die kleinen Schliche und Ränke kunstvoll berechneter Liebeständelei, die damals den Deutschen noch so neue und ungewohnte Kunst des Flirts, gibt Vorbilder oberflächlich geistreichelnder Rede, durch die man sich bei den Frauen beliebt macht. In Hunolds „Satirischem Roman“ übt sich ein Leipziger Student für die abendliche Gesellschaft aus einem „Excerptenbuch von allen Complimenten aus des Herrn Zalanders Romanen“. Schon die Titel seiner Werke verraten ihre Art: „Der Liebe Irregarten“, „Liebes-Cabinet der Damen“, „Amor am Hofe“, „Die Eifersucht der Verliebten“, „Die Amazoninnen im Kloster“, „Die Verliebten Verwirrungen der Sicilianischen Höfe“. Wenn er auch in zahlreichen Romanen in geschichtliche Vergangenheit führt, so vermeidet er doch alles gelehrte Beiwerk. Andere spielen in der Gesellschaft der Gegenwart, wie es bald im verliebten Roman die Regel wurde. Wenn er auch in einzelnen Geschichten tiefere Gefühle und echte Leidenschaft zu schildern weiß, ja sogar einmal eine Frau aus vornehmer Stande um die Liebe eines ihr nicht ebenbürtigen Mannes werben läßt, so überwiegt doch das verstandesmäßig bewusste Liebespiel. Gern führt er den von seiner jungen Frau betrogenen alternenden Gatten vor, der dann als eifersüchtiger Ock eine lächerliche Rolle spielt. Obwohl weder tief noch ein Meister in der Führung der Handlung, fesselte Böhse seine Zeit doch durch die Neuartigkeit des Stoffes und seiner Behandlung. In der Folgezeit sank der galante Roman rasch; wie die Lyrik wurde er zum Tummelplatz lüsterner Schamlosigkeit. Vielleicht ist ein Roman, der fälschlich lange unter Zalanders Namen ging, die „Albanische Sulima“ (1698), eine ziemlich flott geschriebene und unterhaltende Geschichte, von einem schlesischen Verfasser; die gelegentliche Verwendung der schlesischen Mundart läßt darauf schließen.

VI.

Ausgang und Übergang: Neufirch und Günther.

Die Meister des Hochbarock hatten die schlesische Poesie auf den Gipfel ihres Ruhmes geführt. Schlessien galt als das deutsche Dichterland schlechthin; schlesische Herkunft schien von vornherein auch dichterische Be-

gabung zu gewährleisten. Der schlesische, der Breslauische Geschmack war vorbildlich für ganz Deutschland. Aber schon in den letzten Jahren Hofmanswaldaus und Lohensteins kündigt sich ein Rückschlag gegen den hochbarocken Zierstil an. Der Zittauer Rektor Christian Weise gab den marinesken Sprachprunk in seinen Romanen und Dramen seit Beginn der siebziger Jahre bewußt auf zugunsten einer natürlichen und jedermann verständlichen, allerdings auch vielfach niedrigen und platten Schreibart; und selbst in den Kreisen der vornehmen Gesellschaft mußte die italienisierende Geschmacksrichtung dem kühl verständigen höfischen Klassizismus der neueren Franzosen und ihres Theoretikers Boileau weichen. Boileaus Kritik erledigte in seinem Lande das Präziosentum vollständig und damit auch seine italienischen Vorbilder. Für Deutschland, wo der Marinismus besonders üppige Blüten getrieben hatte, bedeutete dieser Stilwechsel im wesentlichen die Rückkehr zu Opitz, der den letzten Jahrzehnten als ein zwar achtenswerter, aber von der fortschreitenden Kunstentwicklung weit überholter Dichter gegolten hatte. Am frühesten vollzieht sich der Umschwung in den höfischen Kreisen Berlins; es ist das erste Mal, daß von hier ein bedeutungsvoller Anstoß auf die deutsche Dichtung ausgeht. Auch Schlessen wird von Berlin aus sehr bald von dem Geschmackswandel erfaßt, in weit stärkerem Maße als Österreich, wo das Barock noch tief bis ins 18. Jahrhundert herrschend bleibt. Die eigentümliche Zwischenstellung des Landes zwischen Nord und Süd wird dadurch wieder hell beleuchtet.

Die brandenburgische Hauptstadt hatte im Literaturleben bisher bescheiden zur Seite gestanden. Als ganz Deutschland von dem Ruhm der schlesischen Barockdichter widerhallte, bezeichnete ein bescheidener Durchschnittspoet wie Michael Schirmer, der Rektor des Berliner Grauen Klosters, die höchste Stufe der märkischen Poesie. Neben ihm wirkte ein Schlesier, der eine ehrenvolle Erwähnung verdient: Nikolaus Peuckert, zwar nur ein Gelegenheitsdichter ohne höheren Ehrgeiz, aber von angenehmer auffallender frischer Ursprünglichkeit. Er ist zwischen 1620 und 1625 in Jauer geboren, das damals noch einen andern, wenig bedeutenden Poeten in seinen Mauern beherbergte, den 1650 gestorbenen Johann Bürger, Verfasser geistlicher Lieder und Übersetzer des seinerzeit sehr geschätzten „Joseph“ von dem Niederländer Jakob Cats. Peuckert besuchte das Breslauer Magdaleneum und kam 1641 nach Cölln an der Spree, wo er bis zu seinem Tode 1674 lebte. Er war Kammergerichtsadvokat, Stadtrichter und Ratskämmerer. Die meisten seiner Gelegenheitsgedichte, etwa hundert an der Zahl, hat der Berliner Buchhändler Otto Christian Pfeffer 1702 gesammelt und als „Wollklingende lustige Paucke“ herausgegeben. Dem modischen marinistischen Geschmack zollt Peuckert nur in einigen Alexandrinergedichten bescheidenen Tribut; desto stärker sind die Einflüsse des Volks- und Gesellschaftsliedes, wie er auch gern volkstümliche Redensarten und Sprichwörter anbringt. Mit solchen Neigungen erinnert er sehr an seinen schlesischen Landsmann Scherffer; ebenso mit seiner in diesem steifgelehrten Jahrhundert ganz ungewohnten Freude an derbem, launigem Witz, der freilich auch vor Schlüpfrigkeiten

und Zweideutigkeiten nicht zurückschreckt. Mit seinem Landesherrn, dem großen Kurfürsten, stand er sich aufs beste. Als er einmal wegen eines Schmähegedichtes zu einer Geldstrafe verurteilt worden war, sorgte Friedrich Wilhelm dafür, daß er frei ausging. Und als er in einem Preisgedicht auf eine kurfürstliche Saujagd eine Bettelrei mit einfließen ließ, stellte ihm der Kurfürst in einem gereinten Dekret die Übersendung eines Wildschweins in Aussicht. Darauf machte der feste Poet in seinem nächsten Gedichte darauf aufmerksam, daß zu einem guten Bissen auch ein guter Tropfen gehöre. Überhaupt war Peucker eine Art Hausdichter des Kurhauses, ein Vorläufer der späteren Hofpoeten; er pries die Heldentaten des Kurfürsten, seine Bemühungen um die Verschönerung des Landes und um die Hebung des Wohlstandes seiner Bewohner. Aber nie verfällt er in platte aufdringliche Schmeichelei; immer weiß er neue und originelle Züge anzubringen und adelt das höfische Lobgedicht durch echt menschliche Wärme. Wie entzückend ist es, wenn er in dem anmutigen Wiegenlied von 1655 dem Kurprinzen Karl Aemil die Herrlichkeiten des kurfürstlichen Lustgartens vor Augen führt:

„... Und morgen, wills der liebe Gott,
Sollst du den Garten sehn,

Den Garten, den dein Vater hat,
So wunderschön gebaut,
Desgleichen Babylon die Stadt
Kaum jemals angeschaut.

Du wirst dich wundern um den Mann
Mit einem Gabel-Stiel,
Der Wasser von sich sprützen kann,
Sobald der Gärtner will.

Du siehst den wunderschönen Klee
Dem Lenz entgegen gehn,
Und Männerchen, weiß als der Schnee,
Nach gutter Ordnung stehn.“

Natur und Landleben besingt er gern und ohne alle Empfindelei. Der gezierten galanten Schäferdichtung stellt er ein plattdeutsches Lied gegenüber, in dem ein Hirt die Mühsale seines arbeitsreichen Lebens schildert. Im „Baum-Garten“ von 1654 führt er den Landmann vor, der nach dem Ende des großen Krieges erlöst und hoffnungsfreudig aufatmet, den Soldaten, der seine Klage um das Ende des schönen freien Landsknecht-lebens anstimmt. Die Hochzeitsgedichte verzichten meist ganz auf die übliche galante Schönrednerei; dafür findet er die wichtigsten neuartigen Einkleidungen: er erzählt von den Körben, welche die Schönen austheilen, malt das Los des Bräutigams aus, wenn er eine faule, unsaubere, puß-

süchtige oder geizige Gattin bekommen hätte, oder ruft einer jungen Witwe bei ihrer Wiederverhehlung zu:

„Macht Veränderung nicht Lust?
Wann ein Weib von jungen Jahren,
Die recht quabblich um die Brust,
Ihren alten Mann läßt fahren
Und bekommt ein junges Blut,
Alsdann kommet Stroh und Feuer
Auch durch Eisen und Gemäuer:
Dann gehts aus der Mäßen gut.“

Das ist alles leichte Ware, gewiß. Aber es steht uns in seiner anspruchslosen Art menschlich doch näher als die stolze, gelehrte, pomphafte Feierlichkeit.

Die Hofdichter der neuen Zeit sind nun von sehr anderem Schlage als Peucker. An unterwürfiger Schmeichelei und platter Verherrlichung der wichtigsten Dinge standen sie hinter keinem der bald allseitig gescholtenen Barockpoeten zurück. Anders geworden war nur der Stil: an die Stelle der geblümten und bilderreichen Sprache trat nun eine nüchterne, trockene und langweilige Ausdrucksform, die sich von marinistischen Ausschweifungen freihielt und natürlich, geschmackvoll und vernünftig sein sollte. Der erste, der dem französischen Geschmack Eingang verschaffte, war der märkische Freiherr Friedrich Ludwig von Canik. Er war in der Welt und an den Höfen herumgekommen, hatte in Paris den neuesten Geschmack kennen gelernt und betrachtete den Schwulst als arge Verirrung. So übersehte er Boileaus Satiren und suchte seine Art zu treffen. Canik selbst ist den Hofpoeten noch nicht beizuzählen. Er war ein unabhängiger, vornehmer Herr, der das Ragbuckeln nicht nötig hatte; er dichtete wie die Barockkavaliere nur in seinen Mußestunden zum Zeitvertreibe und überließ die Herausgabe seiner Verse Späteren. Seine Schreibart drang in der Hofgesellschaft durch, und die festangestellten und besoldeten Hofpoeten, die wir jetzt als neueste Mode an allen größeren Höfen finden, konnten gar nicht anders als seinen Spuren folgen, so in Berlin der Kurländer Johann von Besser, der nach dem Tode Friedrichs I. das gleiche Amt in Dresden bekleidete, sein Nachfolger am sächsischen Hofe Johann Ulrich von König (beide kamen zu ihrem Abel erst durch ihr Amt), in Wien der Stockholmer Karl Gustav Heräus. Auch einige nicht an Höfen beschäftigte Dichter, wie der Königsberger Valentin Pietsch, der Lehrer Gottscheds, der Leipziger Professor Burchard Mendé (Philander von der Linde) und sein Kieler Amtsgenosse Daniel Morhof gehören ihrer Richtung nach zu dieser Gruppe. Mit ihnen erreicht die deutsche Dichtung einen erschreckenden Tiefstand. Daß sie dem Schwulste absagten und nach Canikens Beispiel sich einer reineren und weniger verschnörkelten Schreibart beflissen, war gewiß löblich. Aber die unfägliche Platttheit und Gedankenarmut ihrer Erzeugnisse läßt die Hofmanswaldau und Lohenstein

neben ihnen wie Riesen erscheinen. Denen war es bei ihrem Dichten doch noch um ernste Aufgaben zu thun gewesen, und sie hatten etwas zu sagen gehabt. Obendrein gelang es diesen Hofpoeten nicht einmal, Höfe und Adel mehr als vorübergehend für die deutsche Dichtung zu gewinnen; vielmehr machte die Französelei reißende Fortschritte. Die Zukunft des deutschen Schrifttums beruhte durchaus auf dem Bürgerstande, wie das auch in dem bisher gewiß ganz überwiegend höfischen Schlesiens sehr bald deutlich wurde.

Der Vermittler des neuklassizistischen Berliner Geschmacks wurde für Schlesiens Benjamin Neukirch. Geboren 1665 zu Reinkte im Fürstentum Glogau, als Sohn eines Gerichtshalters, erhält er seine Erziehung im nahen polnischen Bosanowo, auf dem Breslauer Elisabethan und auf der evangelischen Schule zu Thorn. In Frankfurt a. d. O. studiert er die Rechte und läßt sich 1687 in Breslau als Rechtsanwalt nieder. Aber der Trieb zur Dichtkunst ist stärker als die Sorge ums tägliche Brot. Schon 1691 finden wir ihn wieder in Frankfurt, wo er öffentlichen Unterricht in Poesie und Redekunst gibt; durch adelige Hörer eröffnen sich Beziehungen zum Berliner Hofe, doch trotz kriechender Bettelgedichte bleibt die ersehnte Anstellung aus, wahrscheinlich infolge von Ränken des eifersüchtigen Vesser. Neukirch liest zeitweilig an der neuen Universität Halle, geht mit einem Kammerherrn Freiherrn von Niedel auf Reisen und schlägt sich als Hofmeister junger Edelleute durch; endlich, 1703, wird er zum Professor an der neuerrichteten Berliner Ritterakademie ernannt. Als Friedrich Wilhelm I. 1718 die Anstalt aufhebt, folgt er einem Rufe nach Ansbach als Erzieher des Erbprinzen, des späteren Schwagers Friedrichs des Großen. Mit vollem Gehalt in den Ruhestand versetzt stirbt er hier 1729.

Neukirchs dichterische Entwicklung spiegelt den Wandel des Zeitgeschmacks getreulich ab. Alles andere als ein Eigener, ist er für fremde Einflüsse sehr empfänglich und stets bestrebt, auf der Höhe der Zeit zu bleiben. Seine Anfänge zeigen ihn als eifrigen Jünger der marinistischen Schulhäupter Schlesiens. Wie er an der Herausgabe von Lohensteins Arminiusroman beteiligt war, so ließ er 1695 eine Auslese zeitgenössischer Dichter erscheinen: „Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte“. Schon 1697 wurde eine zweite Auflage nötig; gleichzeitig erschien ein zweiter Teil, den auch noch Neukirch besorgte. Die beiden Bände sind eine geschlossene und eindrucksvolle Rundgebung der Hofmanswaldauschule, und vielfach suchen die Jünger den Meister noch gehörig zu übertrumpfen. Die Neukirchsche Vorrede enthält verschiedene Spitzen gegen Boileau und die Franzosenachahmer, ermahnt aber andererseits die Deutschen, sich nicht allzuviel auf ihre Poesie einzubilden. „Denn wir haben noch einen grossen Berg vor uns und werden noch lange klettern müssen, ehe wir auff den gipfel kommen, auff welchem von denen Griechen Homerus und Sophokles, von denen Römern Horatius und Maro geseffen.“ Bekannt ist Neukirchs Stilcharakteristik: dem Opitz und Fleming spricht er die heroische

Schreibart zu, dem Gryphius die bewegliche und durchdringende, dem Hofmanswalbau die liebliche, galante und verliebte, dem Lohenstein endlich die scharffsinnige, spruchreiche und gelehrte. Etwas eigentümlich berührt seine Bemerkung: „Allzu freye gedanken habe ich in dieses werck nicht rücken wollen; und dafern sich ja einige darinnen finden, so sind sie wider meinen willen mit eingeschlichen.“ Dabei enthält die Sammlung das Stärkste, was die deutsche Lyrik der Zeit in dieser Hinsicht überhaupt aufzuweisen hat; und Neukirch selbst führt den Reigen mit dem mehr als schlüpfrigen Gedicht „An Charatinen“. Von ähnlicher oder noch etwas schlimmerer Art sind „Die Ruhestatt der Liebe oder Der Schooß der Geliebten“ und das Menstruationsgedicht „Nicht schäme dich, du saubere Melinde“ von Besser, der in seiner Jugend einer der ärgsten Marinisten war, das „Lustgespräch zweier herzlich verliebten Personen“, und aus dem zweiten Bande die „vollkommene Schönheit“. Das alles geht weit über Hofmanswalbau hinaus. Neukirchs eigene Erzeugnisse sind sklavisch von Hofmanswalbau abhängig, nur daß er manchmal viel geschmackloser wird als dieser; so in dem Gedicht „An Sylvia“:

„Was fluchst du, Sylvia, wenn meine schwarze Hand
Um deinen Busen spielt? . . .
Du sprichst: Sie hat hier nichts zu suchen und zu tun.
Gar recht; es soll auch bleiben.
Sie suchet nichts als dich, sie wünschet bloß zu ruhn
Und ihren Scherz zu treiben.
Was Ursach hast du dann, daß du dich so beklagst,
Da du doch diese Günst den Flöhen nicht verlagst?“

Er pflegt alle Gattungen: Alexandrinergedichte, Madrigale, Sonette und Epigramme; an Reichthum des strophischen Baues übertrifft er selbst Hofmanswalbau noch. Wie er anfänglich in dessen Banne steht, so später in dem Lohensteins, mit dem er im Zurschaustellen gelehrter Wisserei wetteifert.

Etwa seit der Mitte der neunziger Jahre gerät er durch seine Berliner Beziehungen unter den Einfluß des französischen Geschmacks. Nach einigen Jahren des Schwankens sagt er dem Marinismus endgültig ab und hat seitdem nur noch Hohn und Spott für ihn übrig. In Berlin liefert er eine stattliche Reihe höfischer Lobgedichte, so vor allem auf die Erhebung Preußens zum Königreich. Auch einige Singspiele („Streit des alten und neuen saeculi“, „Die vier Teile der Welt“) fallen in diese Jahre; sie wurden vertont und aufgeführt. Beachtenswerter als alles andere aber sind seine hochdeutschen poetischen Satiren. Diese Gattung, deren letzter Meister der Mecklenburger Joachim Rachel gewesen war, war während des Barock wenig gepflegt worden; man bevorzugte das knappere und schneidigere Epigramm. Aus Schlesien ist einzig der Breslauer Advokat Paul Winkler (1630–1679, aus Glogau) zu nennen, dessen Satire auf den Breslauer Adel, „Der Edelmann“, erst nach seinem Tode 1696 ge-

druckt wurde. Nun gelangten die gereimten Stachelschriften durch Voileaus Vorgang zu erneuter Beliebtheit. Neukirch ist als Satiriker nicht zu unterschätzen. Denn er verspottete nicht wie Caniz allgemein menschliche Laster und Torheiten, sondern bot ganz unmittelbare Zeit- und Gesellschaftskritik; und wiewohl diese Gedichte zweifellos zumeist persönlicher Verärgerung entsprungen sind, gab er doch von den vornehmen Kreisen Berlins unter dem ersten Preußenkönig ein im ganzen wohl zutreffendes Bild, das freilich nicht allzu schmeichelhaft ausfallen konnte. So behandelt er die „schlechte Erziehung der adelichen Jugend“ und wendet sich „wider die Reizungen der Wollust“, „wider den Geldgeiz“, „wider die Müßiggänger und Schwelger“; auch Voileau übersezt er. Am bekanntesten ist die Satire „Auf unverständige Poeten“ geworden mit dem berühmten Ausfall gegen die Marinisten:

„Ein halb mit Pickelscherz vermengtes Operettchen,
Ein sinkender Roman vom rasenden Chrysettschen,
Ein geiles Myrthenlied und ein nach dem Abon
Des üppigen Marin erbauter Venusthron,
Der den entblößten Schoß bis auf den Grund entdeckt
Und Brunn und Waldungen und Vogelnester hecket,
Ein lügenvolles Lob, das uns ins Angesicht
Dem lasterhaften Ruf der Toten widerspricht,
Ein rohes Trauerspiel, in dem die Regeln fehlen,
Wo soviel Schnitzer fast, als Silben sind zu zählen,
Ein Brief, den Adam schon der Eva zugesandt,
Da beide dazumal doch keine Schrift gekannt,
Ein kreisendes Sonett, das mit dem Tode ringet
Und der Gedanken Rat so wie die Reime zwinget,
Und ein nach Pöbelart gepriesener Buhlerblick
Ist oft bei dieser Zeit das größte Meisterstück.“

Gegen die Satiren tritt alles andere zurück: die geistlichen Gedichte, in denen neben schlichten Liedern gereimte Nacherzählungen biblischer Geschichten stehen, die formell gelungene Alexandrinerübertragung des Hohen Liedes nach Luther, die strophischen Psalmbearbeitungen, die erst aus dem Nachlaß 1757 gedruckten Poetischen Briefe, die wohl durch Hofmanswaldaus Heldenbriefe angeregt sind, aber statt überreizter Erotik moralisierende Betrachtungen alter Philosophen und rechtschaffener Christen bieten. Eine ganz schwache Leistung ist die von Neukirch für seinen fürstlichen Zögling besorgte Alexandrinerbearbeitung von Fénelons „Télémaque“ als „Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaka“. Doch hat gerade dieses Werk Neukirchs Namen am längsten lebendig gehalten und vielfach, nicht gerade zu seinen Gunsten, das Urtheil über ihn als Dichter bestimmt. Der Ansbacher Hof veranstaltete nicht nur 1727 eine kostbare Ausgabe des ersten Theils, sondern ließ auch noch 1739 aus dem Nachlaß den zweiten und dritten in prächtigen, mit Kupfer gezierten Foliobänden

folgen. Dazu kommen dann noch die Brieffsammlungen: die „Galanten Briefe“ von 1695 und die „Deutschen Briefe“, die seit 1745 in zahlreichen Auflagen ständig vermehrt aus dem Nachlasse herausgegeben wurden; später fügte man ihnen auch noch andere Briefe „aus den Federn gelehrter, erleuchteter und großer Männer“ bei.

In seinen letzten Jahren hat Neukirch eine Art Verschmelzung vollzogen zwischen der neuen Schreibart und marinistischen Elementen, doch herrscht der klassizistische Kunstwille unbedingt vor. Er neigt zu einem gewichtigen, bisweilen etwas überladenen Pathos und lacht auch nicht mit Wildern und Gleichnissen, nur daß diese jetzt nicht mehr um ihrer selbst willen an den Haaren herbeigezogen werden, sondern sich natürlich und zwanglos aus dem Gegenstande ergeben. Unter den Dichtern der neuen Richtung ist er immerhin noch einer der gehaltvollsten; zahlreiche neue und vielfach eigentümliche und kraftvolle Wortbildungen kennzeichnen seine Schreibart. Für seine Landsleute wurde er bald maßgebendes Vorbild; alles schreibt jetzt nach seiner Weise, und selbst Günther nennt ihn mit hohen Ehren. Wie die übliche, aber nicht ganz unbedenkliche Einteilung zwischen einer an Opitz sich anschließenden ersten und einer auf Hofmannswaldau und Lohenstein fußenden zweiten schlesischen Schule unterscheidet, so haben die Literaturhistoriker des ausgehenden 18. Jahrhunderts daneben noch eine dritte schlesische Schule gestellt, deren Haupt sie in Neukirch sahen. Keinesfalls aber könnte man dieser eine gleiche maßgebende Stellung in der deutschen Poesie zuerkennen wie ihren Vorgängerinnen; vielmehr ist ein jäher Niedergang nicht zu leugnen, der den kommenden Tiefstand der schlesischen Dichtung vorausahnen läßt. Man nimmt im Reiche auch nicht mehr viel Notiz von diesen späteren schlesischen Poeten; wenn in den literarischen Kämpfen der Zeit von Schlesiern die Rede ist, so meint man mehr oder weniger die Anhänger des Marinismus. Auch ist es geradezu auffallend, wie gering nun der Anteil der Edelleute und vornehmen Beamten an der schlesischen Dichtung wird. Den ersten Vorstoß gegen Neukirchs Ansehen unternahmen 1722 die Züricher im zweiten Teile der „Discourse der Mahlern“. Dafür rechnete ihn Gottsched mit Pietsch zusammen zu den ersten deutschen Poeten und ehrte ihn noch 1744 durch eine Ausgabe seiner auserlesenen Gedichte, die den rechten Geschmack gegen die Schweizer wieder zur Geltung bringen sollte.

Die beiden ersten Bände der Neukirchschen Gedichtsammlung von 1695/97 waren noch eine glanzvolle Heerschau des Marinismus gewesen. Der ungewöhnliche Erfolg des Werkes gab die Veranlassung zu seiner Fortführung; im ganzen sind sieben Teile erschienen. Den letzten von 1727 hat der Leipziger Gottlob Friedrich Wilhelm Juncker herausgegeben. Der Umschwung des Geschmacks wird in den späteren Bänden sehr merkbar, ebenso die Verschiebung des literarischen Schwerpunktes: hatten anfänglich die Schlesier dem Ganzen das Gepräge gegeben, so zuletzt die Leipziger und Hamburger. Als Ganzes bietet die Sammlung einen vortrefflichen Überblick über die zeitgenössische Lyrik; es fehlt kaum ein einigermaßen bekannter Name. Von Schlesiern der großen Zeit sind

neben Hofmanswaldau Lohenstein, Tscherning, Abschak, Affig und Mühl-
pfort vertreten, von Späteren: Christian Gryphius, Martin Hanke, der
Breslauer Kanzleinotar Georg Kamper, der Herausgeber von Mühl-
pforts Gedichten († 1696), Christian Anton Knorr von Rosenroth, der
Neffe des Kirchendichters († 1721), Johann Georg Hamann, der Oheim
des Magus aus Norden (1697–1733), Caspar Neumann, Stieff,
Schmoldt, Stolle und Günther. Zu ihnen treten von namhafteren „Aus-
ländern“ Dach, Caniz, Besser, König, der Leipziger Theologieprofessor
Valentin Alberti, Mende, Feind, David Schirmer, Eltefter, Bohse-
Zalander, Richey, der durch seine scharf kritische Magisterdissertation von
1695 (*Specimen dissertationis historico-criticae de poetis Ger-
manicis huius saeculi praecipuis*) bekannte Erdmann Neumeister und
Gottsched. So führt die Anthologie von den Großmeistern des Barock
bis zu den literarischen Wortführern des Aufklärungszeitalters.

Mit der Neukirchischen Sammlung kann sich eine ähnliche, die bald
darauf, offenbar von ihr angeregt, hervortrat, nicht messen: „Des
Schlesischen Helikons auserlesene Gedichte oder Etllicher Vortreflicher
Schlesier biß anhero ohnbekandte Poetische Galanterien“. Herausgeber
war der aus Liegnitz gebürtige Gottfried Balthasar Scharff (1676 bis
1744), der 1708 Diakonus an der Schweidnitzer Friedenskirche und 1737
ebenda als Oberpfarrer Benjamin Schmoldts Nachfolger wurde. Diesmal
sind sämtliche Mitarbeiter Schlesier, was der Sammlung schon etwas
provinziell Abgeschlossenenes gab; und weiter ist wenigstens der 864 Seiten
starke erste Band (1699), der zum überwiegenden Teile Hochzeits- und
Begräbnisgedichte enthält, strengstens bemüht, alle modischen Aus-
schweifungen (und damit auch die beliebten Anstößigkeiten) zu vermeiden
und der Forderung nach verständiger Klarheit und Nüchternheit Genüge
zu tun. Das ist der Sammlung nicht gut bekommen; trockene, langweilige
Mittelmäßigkeit herrscht fast durchgehends. Zwar trägt eines der Hoch-
zeitsgedichte den Namen des großen Andreas Gryphius; aber er befindet
sich in einer ihm sehr wenig gemäßen Gesellschaft. Denn außer Hallmann
sind nur Größen dritten und vierten Ranges vertreten, wie der jüngere
Knorr von Rosenroth, Kamper, Georg Krank und der Panthenauer
Pastor Johann Leopold Mauersberger, dessen Vater Andreas (1649 bis
1693) Brieg und Breslau im Opikgeschmack nicht übel besungen hatte;
von noch unerheblicheren Reimern ganz zu schweigen. Bedeutend kurz-
weilliger ist der 1700 erschienene „ander Teil“, der nur Gedichte von
Leander aus Schlesien, das ist Gottlieb Stolle, enthält. Schon die Vor-
rede wirkt erheiternd in ihrem schlesischen Selbstbewußtsein, wenn sie mit
gehuchelter Bescheidenheit die Ansicht zurückweist, als seien die Musen von
Griechenland nach Schlesien geflohen, oder großmütig zugesteht, daß „auch
die andern Deutschen ihre Poeten“ aufwiesen, wiewohl keiner an Opik
heranreiche, den doch Hofmanswaldau, Lohenstein und die beiden Gryphii
weit übertroffen hätten.

Gottlieb Stolle (1673–1744) stammte aus Liegnitz, wo sein
Vater Ratsvorsteher war. In Breslau waren Martin Hanke und

Christian Gryphius seine Lehrer. Nachdem er in Leipzig studiert und sich die Magisterwürde erworben hatte, machte er an verschiedenen Orten lange Hofmeisterjahre durch, wurde dann Direktor des neuen Gymnasiums zu Hildburghausen und schließlich Professor der Poesie in Jena; hier bekleidete er auch bei der Deutschen Gesellschaft den Posten eines Bücherwarts und war zeitweilig ihr Leiter. Die Hauptmasse seiner Schriften sind gelehrte Abhandlungen aus den verschiedensten Wissenschaftsgebieten; ohne gerade ein tiefgründiger und bahnbrechender Forscher zu sein, weiß er doch durch seine anregende Darstellungsart die Aufmerksamkeit wachzuhalten. Die Gedichte entstammen meist der Jugendzeit; sie finden sich außer im Schlesischen Helikon vor allem in der Neukirchischen Sammlung, wo sie im fünften und sechsten Teil (1705 und 1709) weite Strecken füllen. Leander ist ein Nachzügler des Marinismus, wenngleich ein sehr gemäßigter; wie er sich von Abgeschmacktheiten und gekünstelter Gleichnissprache ziemlich freihält, so wahrt er auch in sittlicher Hinsicht die Grenzen. Manches wirkt schon ganz „leipzigigerisch“ galant, er weiß mit großer Anmut verliebt zu tändeln, und jedenfalls ist er unter den Schlesiern seiner Zeit einer der lesbarsten. Viele seiner Gedichte sind Übersetzungen, und zwar bevorzugt er bezeichnenderweise die Franzosen der vorklassizistischen Zeit: Ronsard, die Scudery, du Pays, Voiture. Er liebt es, seine Verse aus einer bestimmten Situation herauswachsen zu lassen: „als er eifersüchtig war,“ „als er seine Liebe nicht offenbaren durfte“, „als sie ihm saure Augen machte“. Übrigens ist auch bei ihm eine allmähliche Hinwendung zur Verständigkeit und Beschaulichkeit nicht zu verkennen. Wiederholt hat er die Einsamkeit besungen. Überhaupt ist er nicht einseitig Erotiker. In seiner Jugend neigte er stark zur Mystik, und dem entspricht es, wenn er das erste Buch der „Nachfolge Christi“ des Thomas a Kempis in Verse bringt. Der melodische Fluß seiner Rhythmen kann manchmal überraschen:

„O ihr Augen!

Wollt ihr mir Kometen sein?

Stellet Blik und Eifer ein

Und laßt mein getreues Herze statt der Galle Zucker saugen . . .

O ihr Träume!

Die ihr den verliebten Geist

Oftermals zurechte weist,

Macht, daß ich bei Aramenen mein Glück nicht versäume.

O ihr Mächte!

Stellt ihr meine Flammen für.

Sagt ohn' Unterlaß zu ihr,

Daß ich niemals an was anders als allein an sie gedächte.

O ihr Hände!

Die ihr mein Verhängnis strickt,

Nehmet, was Leander schickt,

Und verheißt, daß sie ihr Herze mir vor meines übersende . . .“

Ist Stolle zweifellos noch zum Gefolge Hofmanswaldaus zu rechnen, so kann bei Christian Gryphius, dem Sohne des großen Andreas, trotz vereinzelter marinistischer Jugendversuche davon keine Rede sein. Er ist eine nüchterne, trockene Natur, vermeidet den Schwulst geflissentlich und verdient eher den Vorwurf pedantischer Schulmeisterei. Er ist 1649 in Fraustadt geboren, besuchte das Gymnasium zu Gotha und studierte in Jena und Straßburg. 1674 wurde er Professor am Breslauer Elisabethgymnasium und 1686 Rektor bei Maria Magdalena. 1706 ist er gestorben. Seine Gedichte vereinigte er 1698 zu der Sammlung „Poetische Wälder“, die 1718 zum dritten Male aufgelegt wurde, wobei noch ein „anderer Teil“ aus dem Nachlasse ans Licht trat. Die Vorrede zeigt ihn als grundsätzlichen Gegner des Zierstils: er habe sich „niemals einbilden können, daß mit dergleichen Künsteleyen der Deutschen Sprache viel gedienet oder geholfen sey.“ Wenn schon viele seiner Landsleute „den heutigen Welschen und Spaniern unzeitig nachahmen und sich mit ihren nicht selten mercklich abschießenden Farben ausputzen,“ so sollten sie wenigstens ihren Vorbildern auch darin folgen, daß sie „vielmehr den rechten Verstand einer Sache, als zwar köstlich lautende, aber vielmal wenig oder nichts bedeutende Worte und den hieraus entspringenden Mischmasch, welchen man in Frankreich Gallimatias und Phoebus zu heißen pfleget, beliebten.“ Das war deutlich. Die Sammlung enthält meist geistliche und Gelegenheitsgedichte ohne große Eigenart, dann aus seinen Schuldramen herausgezogene Oden und Gesänge. Er hat sehr viel für die Schulbühne geschrieben, ohne indessen den Namen eines Dramatikers zu verdienen, den er auch kaum beansprucht haben dürfte. Die Schulaufführungen waren längst von ihrer stolzen Höhe zu den Zeiten eines Andreas Gryphius und Lohenstein herabgesunken. Man sah jetzt in der allzueifrigen Pflege des Theaterspiels eine unnötige Ablenkung der Jugend von ihren eigentlichen Aufgaben, den Studien, und suchte die öffentlichen dramatischen Redeübungen wieder dem ursprünglichen erzieherischen Zwecke dienstbar zu machen. Christian Gryphius kam es ganz einseitig auf Vermittlung nützlichen Wissens an, und darin unterscheidet er sich sehr zu seinen Ungunsten von seinem Zittauer Amtsgenossen Weise, mit dem er sich sonst mannigfach berührt. Seinen ersten deutschen Schulaktus, „Der deutschen Sprache unterschiedene Alter und nach und nach zunehmendes Wachsthum“ von 1690, ließ seine Tochter 1708 drucken; die übrigen sind handschriftlich erhalten. Das Stück sucht von dem angeblichen biblischen Stammvater der Deutschen Astenaz an bis auf Kaiser Josef I. die Entwicklung deutscher Dichtkunst und Gelehrsamkeit zu veranschaulichen. Bemerkenswert ist, daß eines der Minnelieder Herzog Heinrichs darin zum Vortrage gelangt. Die sieben Akte, von denen 1692 bis 1704 jedes zweite Jahr einer aufgeführt wurde, stehen im Zusammenhange und führen den Gesamttitel „Der Deutschen Rästelweisheit“. Von Rätseln, Sprichwörtern und Fabeln ausgehend behandeln sie die deutsche Dichtkunst: Romane, Trauerspiele, Lustspiele und Opern; dann kommen Turniere und Fechtkunst an die Reihe. In weiteren Stücken wollte Gryphius Heraldik

und Münzkunde zum Gegenstand nehmen, doch ließ der Tod dieses Vorhaben nicht zur Ausführung kommen. So langweilig und schulmeisterlich das Ganze geraten ist, so fand es doch Anerkennung und Nachahmung. Gryphius' Amtsnachfolger Christian Stieff (aus Liegnitz, 1675 – 1751), der Verfasser eines vielgenannten „Schlesischen historischen Labyrinths“ (1737), brachte 1709 einen Aktus „von der Beschaffenheit der teutschen Poesie“ zur Aufführung, in dem er Christian Gryphius redend einführt, wie dieser selbst Opiz und andere hatte auftreten lassen; und der Rektor Keller behandelte 1722 „das in Sprichwörtern redende Schlesien“. In solchen lebernen Erzeugnissen war freilich kein Hauch mehr von der großen Zeit des schlesischen Dramas. Aber diese Art der Schulakte war noch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch beliebt.

Das schlesische evangelische Kirchenlied erhebt sich um diese Zeit noch einmal zu höherem Schwunge. Ausgesetzt hatte es ja während des ganzen 17. Jahrhunderts nicht. Besonders die Dichter mystischer Richtung sind hier mit wertvollen Leistungen anzuführen, so vor allem Knorr von Rosenroth und Apelles von Löwenstern sowie der Konvertit Scheffler, aus dessen „Heiliger Seelenlust“ eine ganze Reihe von Liedern in protestantische Gesangbücher übergegangen ist. Selbst Vertreter des Zierstils, wie Hofmanswalbau, Abschak und Affig, weisen in ihren geistlichen Dichtungen zumeist eine überraschende und ergreifende Schlichtheit und Innigkeit auf. Zu ihnen gesellen sich noch zahlreiche Prediger, die schon ihr Beruf auf die Pflege des Gemeindegesanges hinwies, sowie einzelne fromme Edelleute. Starke und eigenartige Dichterpersönlichkeiten sind jedoch nicht unter ihnen, wenn auch gern zugegeben werden mag, daß ihr Schaffen in seiner Gesamtheit von standhaftem Glaubensmut gegenüber den Bedrückungen der Gegenreformation Zeugnis ablegt und manches kraftvolle und zu Herzen gehende Lied aufweist. Sie können nicht alle namentlich angeführt werden; wer hier Vollständigkeit wünscht, der sei verwiesen auf die umfängliche Namenliste bei Kahlert, auf Güthlings Programmschrift über schlesische Kirchenliederdichter und auf Eduard Emil Kochs „Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs“. Nur die namhaftesten dieser geistlichen Dichter seien genannt. So der Breslauer Pastor Kaspar Neumann (1648 – 1715), der Freund Leibnizens und Lehrer Christian Wolffs, Mitglied der preussischen Sozietät der Wissenschaften; er hat das schlesische Gemeindegesangbuch von 1703 besorgt und auch vortreffliche Predigten hinterlassen. Seine Lieder sind reichlich nüchtern, aber schlicht und eingänglich. Ferner sein Breslauer Amtsgenosse Andreas Alcoluth (aus Bernstadt, 1654 – 1704), der sich gleich Neumann in etwas wunderbar phantastischer Weise um orientalische Sprachwissenschaft bemühte; der Wohlauer Johann Heinrich Calisius (1633 – 1698), der als Geistlicher an den Neckarstrand verschlagen wurde und sich in der Manier der Pegnitzschäfer als Dichter einführte („Blaue Kornblumen oder Einfältige Hirtengesänge von Eloridon“ 1655), bevor er 1676 mit seiner „Andächtigen Hauskirche“ hervortrat; endlich Johann Neunherz (1653 – 1737), der, aus Waltersdorf bei Kupferberg

gebürtig, mit seinen Eltern vor der Gegenreformation nach der Lausitz übersiedelte und als Oberpfarrer in Hirschberg starb; in seinen Liedern stören schon jene wenig wählerischen Alltagswendungen, die durch Weises Natürlichkeitsstreben vielfach auch in der ernstern Literatur heimisch wurden.

Alle diese überragt weit Benjamin Schmold. In Brauchitschdorf bei Liegnitz kam er 1672 als Sohn des dortigen Pfarrers zur Welt. 1694 bezog er die Universität Leipzig und geriet bald ganz in den Bann der dortigen Schöngeister; die Neukirchische Sammlung enthält Beiträge von ihm im üppigsten Zierstil. Vielleicht wäre er gänzlich dem Literatenwesen verfallen, wenn ihn nicht der Vater, der in seinem Alter eine Hilfe brauchte, heimgerufen hätte. 1702 wurde er Diakon an der Schweidnitzer Friedenskirche, 1714 Oberpfarrer. 1737 starb er nach langen Leiden. Er war eine weiche, liebenswürdige Natur, friedliebend und versöhnlich bis zur Schwäche. Mit den Schweidnitzer Katholiken ist es selbst in den gespanntesten Zeiten, als von Karl VI. die Dekatholisierung Schlesiens mit äußerstem Nachdruck wieder aufgenommen wurde, zu keinem ernstlichem Zermwürnisse gekommen. Schmolds übertriebenes unterwürfiges Verhalten dem Adel gegenüber wie auch seine unleugbare große Eitelkeit und Selbstgefälligkeit paßt recht gut zu seinem Bilde.

Wie der Mann so ist auch sein Werk. Schmold ist nächst Heermann wohl der meistgenannte schlesische Kirchenliederdichter; aber mit dessen kraftvoll eigenwüchsiger, scharfgeprägter Persönlichkeit ist er gar nicht zu vergleichen. Wohl spricht aus seiner Dichtung echtes religiöses Gefühl und feste Glaubenszuversicht, aber er hat sie sich nicht in innerem Ringen erkämpft und zu eigen gemacht, sondern als selbstverständlich übernommen. So fehlt auch seiner Poesie trotz der dem Zeitstil entsprechend zur Schau getragenen Inhaltung jedes ausgesprochen persönlichen Gepräges. Sein starkes Anlehnungsbedürfnis führt ihn oft sogar zur Übernahme von Zügen, die seinem eigentlichen Wesen geradezu entgegenstehen. Weber paßt die von Andreas Gryphius überkommene asketische Weltverachtung zu dem behaglich zufriedenen Manne, noch die überstarke Betonung der eigenen Sündhaftigkeit, für die er nichtsdestoweniger eindringliche Töne zu finden weiß:

„Freund, wer hat dich so geschlagen?
 Ach, meine Sünde hats getan.
 Was sind das vor Jammer-Plagen?
 Ach, mein Gewissen klagt mich an.
 Ich hab's verschuldet,
 Du hast's erduldet;
 Ach Leid!
 Dir hab ich Pein bereit!“

Sein Bestes, seine Wärme und Innerlichkeit, verdankt Schmold wohl pietistischen Jugendeindrücken; nicht umsonst hatte er in Leipzig an Bibelfunden bei Francke und P. Anton teilgenommen. Zwar hat er sich stets

einwandfrei orthodox gehalten, was bei ihm fast selbstverständlich erscheint, wenn er auch, als der Pietismus in Schlessen immer weitere Kreise erfasste, niemals in den Streit eingriff; anders als viele andere Geistliche, von denen Kaspar Neumann und Schmold's jüngerer Schweidnitzer Amtsb Bruder Scharff leidenschaftliche Abwehreschriften gegen die Pietisten verfaßten. Aber pietistisch ist bei ihm seine schwärmerisch verzüchte Jesusliebe, die oft genug an die Brautmystik der „Heiligen Seelenlust“ erinnert, sowie der mystische Wundenkult:

„Ich lege meinen Mund an Jesus Wunden hier.
Kein Tod, kein Teufel kann mir diesen Brunn verstopfen,
Aus diesem Felsen quillt der Lebensstrom herfür.
Führ mich, du rotes Meer, nach dem gelobten Lande
Und lösch in meiner Brust der Sünden Flammen aus.
Hingegen sei das Öl zu meinem Liebesbrande
Und reinige mein Herz als dein geweihtes Haus.“

Angelus Silesius hat es ihm überhaupt angetan; ganze Gedichte von ihm hat er mit geringfügigen Änderungen herübergenommen, so daß man von geistigem Diebstahl reden möchte. Anlehnungen sind bei ihm auch sonst häufig, an Heermann, Gryphius, Gerhards, Johann Frand und andere; auch ganz abgesehen von den Stücken, die bewußte Kontrafakturen sind.

Schmold ist einer unserer fruchtbarsten geistlichen Liebedichter; die Zahl seiner Gedichte beläuft sich auf 1180. Es ist nur natürlich, daß da viel Spreu unter dem Weizen ist. Das gilt vor allem von den zahllosen eigentlichen Gelegenheitsgedichten zu Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen. Der stets gefällige Mann konnte und mochte sich den massenhaft an ihn herantretenden Wünschen nicht entziehen, obgleich er selbst nichts von diesen Sachen hielt. Das Schlimme war nur, daß dadurch seine größeren dichterischen Pläne nicht zur Reife kamen. Viele seiner Lieder aber sind lebendig geblieben, und es sind gerade die schlichtesten und innigsten. Das oft von ihm betonte Streben nach Einfachheit und Schmucklosigkeit zeigt sich in der Verwendung volkstümlicher Ausdrücke, wobei denn auch freilich gelegentliche Ungepflegtheiten zur Genüge unterlaufen. Auf der andern Seite aber ist der innere Drang, durch Sprachpomp und geistreiche Wortspiele zu wirken, so stark, daß Schmold geradezu zu den ausgesprochenen Marinisten unter den geistlichen Dichtern zu rechnen ist. Auch die oft verspotteten Namen seiner Sammlungen zeigen ihn von dieser Seite (z. B. „Heilige Flammen der himmlisch-gesinneten Seele in ersten neuen und andächtigen Liedern angezündet von dem Be-Ständigen“ 1704, „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herze für den Thron der Gnaden geleyet“ 1714, „Eines andächtigen Herzens Schmuck und Asche“ 1717, „Geistlicher Wander-Stab des Sionitischen Pilgrims“ 1717, „Freuden-Öl in Traurigkeit“ 1720, „Schöne Kleider vor einen Betrübten Geist“ 1723). Auffallend gering ist seine formbildende Kraft; am liebsten legt er seinen Gedichten die Weisen bekannter

Kirchengefänge zugrunde, wobei er manche bis zu hundertmal und darüber verwendet. In seinem letzten Lebensjahrzehnt ist ein Nachlassen des dichterischen Feuers deutlich zu beobachten: er wird in steigendem Maße trocken und lehrhaft, und rationalistische aufklärerische Teleologie macht sich breit. „Zugendlieder“ zu schreiben war sein letzter großer Plan. Neben den Liedern hat er noch eine größere Anzahl von Gebetbüchern verfaßt. Das Ansehen, das er bei seinen Lebzeiten genoß, wich bald einer unverdienten Geringschätzung, die er freilich mit manchem einst berühmten Landsmann zu teilen hatte.

Wenig ergiebig ist das schlesische Roman schaffen in dieser Zeit. Der Kunstroman verstummt gänzlich, trotz des Vorbildes, das Lohenstein gegeben hatte. Was wir aus Schlessien haben, gehört der Gattung des volkstümlichen Abenteuerromans an; ja, es ist eigentlich schon zur biographischen und Reiseliteratur zu zählen. Wer damals sich bei fremden Ländern und Völkern umgesehen hatte und über seine Erlebnisse zu berichten wußte, konnte der allgemeinen Anteilnahme sicher sein. Wissenschaftliche Darstellungen dieser Art gab es ja so gut wie gar nicht. Für die Bewohner Schlesiens hatte die Türkei, deren Heere immer wieder die Grenzen der habsburgischen Monarchie bedrohten, mit ihren fremdartigen Sitten und Gebräuchen begreiflicherweise einen besonderen Reiz. Mancher Landsmann war in österreichischem Kriegsdienst in türkische Gefangenschaft geraten und hatte eine völlig neuartige Welt kennen gelernt. Wie Lohensteins Türkendramen in der Stoffwahl die steigende Teilnahme für den Orient bekunden, so trugen auch die schlesischen Abenteuerromane diesem Umstande Rechnung. Das große Vorbild der Abenteuergeschichte war für die Zeit Grimmelhausens von den Gebildeten verachteter, aber von den breiten Lesermassen mit Begeisterung verschlungener „Simplizissimus“. Bis tief ins 18. Jahrhundert reichen die zahllosen Nachahmungen, die den Hauptwert auf möglichst abenteuerliche Geschehnisse legen, nicht etwa auf die seelische Entwicklung des Helden oder auf die religiöse Problematik, worin das Tiefste und Wertvollste des Grimmelhausenschen Werkes besteht. Auch Schlessien fehlt nicht in Grimmelhausens Gefolge. 1683 erschien der „ungarische oder Dacianische Simplizissimus“, zugleich mit seiner Fortsetzung, „Türkischer Vagant oder Umschweifend-Türkischer Handels-Mann“. Die Bezeichnungen „ungarisch“ und „türkisch“ beziehen sich nur auf den jeweiligen Hauptschauplatz der Handlung. Simplex stammt nach seiner eigenen Angabe aus Breslau und ist in den letzten Jahren des großen Krieges geboren. Eine sichere Gewähr für die schlesische Herkunft des Verfassers ist das freilich nicht. Denn wenn er auch von der Landeshauptstadt eine sehr eingehende und sachkundige Beschreibung gibt — bei dieser Gelegenheit wird zum ersten Male die Sage vom Glockenguß zu Breslau berichtet, die er als alte Überlieferung erzählt —, so hat er doch viele Ortschaften Ungarns und der Türkei und die Sitten der Bewohner mit nicht geringerer Anschaulichkeit und Tatsachenkenntnis geschildert. Der Eindruck des Selbsterlebten herrscht durchaus vor und wird auch durch einzelne mehr romanhafte Ausschmückungen nicht

beeinträchtigt. Recht als Kind seiner Zeit zeigt er sich, wenn er von einer Gespenstererscheinung in seinen Knabenjahren erzählt oder in einem ungarischen Bergwerke das „Bergmännlein“ mit eigenen Augen gesehen haben will. Nach einer als Waise im Hause eines Verwandten verbrachten Jugend, aus der er manchen Dummengungenstreich aufstischt, geht er als fahrender Schüler in die Zips, lernt dann das Trompetenblasen, tritt in die Dienste eines polnischen Edelmanns und wird, von ungarischen Adligen angeworben, im Kriege von den Türken gefangen, aber nach kurzer Zeit wieder ausgewechselt. Von Konstantinopel aus tritt er, mit einem Geleitsbrief des Sultans ausgestattet, eine Handelsreise durch Ägypten und die asiatische Türkei an; bis nach Babylon und Ninive will er gekommen sein. Über Siebenbürgen und Oberungarn kehrt er endlich wieder in seine Heimatstadt zurück. Eine Schilderung seiner weiteren Wander- und Kriegsfahrten stellt er am Schlusse in Aussicht; sie ist aber nicht mehr erschienen. Namentlich die Jugendzeit und die Erlebnisse in Ungarn sind sehr lebendig und fesselnd erzählt; in den späteren Abschnitten überwiegt die lehrhafte Schilderung von Land und Leuten.

Wenn Simplex schlecht und recht so schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, so läßt der mit Fremdwörtern gespickte „Schlesische Robinson oder Franz Anton Wenzels von E. eines Schlesischen Edelmannes Denkwürdiges Leben“ (1723/24) auf einen Verfasser aus den höheren Ständen schließen. Mylius (*Bibliotheca anonymorum et pseudonymorum*, 1740) vermutete ihn in Christian Stieff, doch ist dafür bis heute kein ausreichender Beweis erbracht worden. Der Welterfolg des Defoeschen Robinson Crusoe hatte eine Flut von Nachahmungen hervorgerufen; in Deutschland allein sind es im Laufe der Jahre weit über hundert geworden. Der „Schlesische Robinson“ gehört allerdings zu denjenigen Robinsonaden, die ihren Namen mit sehr zweifelhaftem Rechte tragen. Er ist einfach ein Abenteuerroman, wie der „Ungarische Simplizissimus“. Der Vorbericht begegnet möglichen Einwänden kurz und bündig mit der Frage, „ob eine schmällich und entseßlich ausgestandene Türkische Gefangenschaft nicht ein so lesenswürdiger Zufall sey, als die Strandung an einer wüsten Insel“. Wieder bildet ein wirkliches Lebensschicksal die Grundlage. Der Fall liegt hier sogar noch viel klarer und eindeutiger als beim „Ungarischen Simplizissimus“. Namentlich über die Vorfahren und die Jugendgeschichte des Helden, dessen Familienname nach alter, aber unverbürgter Überlieferung von Czetrith lautete, sind mit pedantischer Genauigkeit über die geringfügigsten Kleinigkeiten ausführliche Angaben gemacht, wie auch das Datum jedes Ereignisses sorgfältig vermerkt wird. So wird man Gustav Freytag, der in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ das Buch wegen seiner lebendigen und anschaulichen Schilderkunst sehr rühmt, beipflichten, wenn er die Vermutung ausspricht, daß dem Bearbeiter ein verlorengegangenes Tagebuch des schlesischen Edelmannes vorgelegen habe. Franz Anton Wenzel von E. wird durch eine Reihe unglücklicher Zufälle um den größten Teil des väterlichen Erbes gebracht, nimmt an der Verteidigung des von den Türken be-

lagerten Wien teil und fällt dann in Ungarn, während er die Feinde von dem bedrohten Polenkönige Johann Sobieski abwehrt, in ihre Hände; erst nach Jahren, bei der Einnahme von Belgrad, wird er befreit. Der Kaiserliche Rat Paul Winkler aus Breslau, Jurist und Schriftsteller, spielt als sein väterlicher Freund und Berater eine große Rolle. Manches, wie etwa das Wüten der Pest in Wien und Leipzig und die zu ihrer Bekämpfung ergriffenen Maßnahmen, ist mit geradezu ermüdender Breite geschildert. Der zweite Teil ist viel abenteuerlicher: Franz bereist halb Europa, segelt sogar nach Ostindien, fällt Seeräubern in die Hände und findet schließlich bei einem Schiffsbruche im Baltischen Meere seinen Untergang. So reiche kulturgeschichtliche Ausbeute diese schlesischen Abenteuerromane bieten, so kann man doch wegen ihrer völlig unliterarischen Haltung aus ihnen kein Urteil über die einheimische Erzählkunst der Zeit gewinnen.

Seit dem Beginne des neuen Jahrhunderts wurde die literarische Vormachtstellung Schlesiens immer fragwürdiger. Keiner der lebenden schlesischen Dichter, auch Neukirch nicht, konnte den zeitgenössischen Deutschen auch nur entfernt das bedeuten, was ihren Vätern Opitz und Gryphius, Hofmannswaldau und Lohenstein gewesen waren. Und dazu verblaßte unter dem Einflusse einer veränderten Geschmacksrichtung der Ruhm der Größen des Hochbarock zusehends; ja bald begann man sie gerade als Geschmacksverderber zu empfinden. In wunderlichem Gegensatz zu diesem Wandel des allgemeinen Urteils über Schlesiens literarische Bedeutung stand die Auffassung im Lande selbst. So lange hatten die Schlesier bewundernde Lobreden über ihre poetische Begabung als eine auszeichnende Eigentümlichkeit ihres Stammes zu hören bekommen, bis sie schließlich selbst daran glaubten und von ihrer eigenen Vortrefflichkeit überzeugt wurden. Das selbstbewusste Pochen auf die Überlegenheit der schlesischen Poesie ist wohl nie aufdringlicher in die Erscheinung getreten als in diesen Jahren des Niederganges. Für jedes noch so jämmerliche Nachwerk meinte man eintreten zu müssen, wenn ein Schlesier der Verfasser war; Kritik an einem schlesischen Dichter schien Beleidigung und Verächtlichmachung des ganzen Stammes. Und da schlesische Poeten im Vertrauen auf ihre naturgegebene Veranlagung immer häufiger mit Erzeugnissen auf den Plan traten, die zu tadelnden Ausstellungen berechtigten Anlaß boten, so konnte es nicht ausbleiben, daß die provinzielle Empfindlichkeit des öfteren arg verletzt wurde.

Mit dem sogenannten Hamburger Dichterkriege fing es an. Noch ging es hier nicht um die schlesische Poesie als solche, wohl aber um die Großmeister des Hochbarock, auf denen der schlesische Ruhm vorzugsweise mitberuhte. Christian Wernicke, aus Elbing, aber Sohn eines sächsischen Vaters und einer englischen Mutter, Schüler Daniel Morhofs, war nach längerem Auslandsaufenthalte 1696 nach Hamburg gekommen. Draußen hatte sein Blick sich geweitet, und er erkannte, daß die deutsche Dichtung mit ihrem unentwegten Festhalten an dem marinesken Zier- und Schnörkelwesen in eine Sackgasse geraten sei. Gerade in Hamburg wurde die unnatürlich gespreizte Schreibart von Operndichtern und Romanschreibern

eifrig gepflegt. So mußte Wernigke dort heftigen Anstoß erregen, als er in seinen „Überschriften“ (1701) die zeitgenössischen Lohensteinianer und ihr Vorbild ziemlich unsanft anpakt. Waren Wernigkes Epigramme auch noch keineswegs ein klarer und einwandfreier Ausdruck des ihrem Verfasser vorschwebenden neuen Dichtungsideals, so enthielten sie doch manche treffende Kennzeichnung der Gebrechen des herrschenden Stils, wie die Verspottung des sinnlos betäubenden Wortschwalles der Schwulstdichter:

„Der Abschnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geschickt.
Die Worte? in Ordnung. Nichts als der Verstand verrückt.“

Zusammen mit Neumeisters Dissertation, die etwa von Weises Standpunkt aus mit den Marinisten ins Gericht geht, bedeuten Wernigkes Überschriften den Beginn einer bewussten und unabhängigen Kritik in Deutschland. Es war verständlich, daß die Betroffenen sich zur Wehr setzten und Streitschriften gegen den Störenfried hinausgehen ließen, die freilich mehr grob als wichtig waren. Christian Heinrich Postel, einer der Textdichter der Hamburger Oper, verglich Wernigke mit dem Hasen, der auf dem toten Löwen Lohenstein herumspringe. Wernigke verhöhnte ihn dafür in dem „Heldengebichte Hans Sachs“ als Stelpo, den schlechtesten der Reimer, und gab ihn zugleich als Verfasser misratener Epen, der „Eistigen Juno“ und des „Großen Wittelind“, der Lächerlichkeit preis. Während ein anderer Operndichter, Barthold Feind, sich auf Wernigkes Seite schlug, nahm der aus Thüringen gebürtige Romanschreiber Christian Friedrich Hunold (Menantes) Postels Partei und bekämpfte Wernigke mit dem satirischen, aber recht wirklosen Schauspiel „Der törichte Pritschmeister“ (1704). Er gab dann auch noch 1707 Neumeisters Satire „Die allerneueste Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen“ heraus. Die ganze Fehde verlief in recht unerquicklichen Formen. Der eigentliche Sieger blieb Wernigke; er vertrat eben doch die Sache der neuen Zeit, der herausziehenden Aufklärung, die auch in der Poesie den gesunden Menschenverstand an der Herrschaft sehen wollte.

Hunold sollte es bald mit den Schlesiern, deren er sich gegen Wernigke so angenommen hatte, selber gründlich verderben. Der Breslauer Regierungsrat Friedrich Wilhelm Sommer hatte 1719 ein heroisches Alexandrinergebidicht erscheinen lassen, „Das glückselige Schlessien, durch die unvergleichlichen Helden-Thaten Kaiser Karls VI.“, eine überaus langweilige und von geschmacklos übertreibenden Schmeicheleien strotzende, mit mythologischem Aufpuß reichlich verbrämte Darstellung des Lebens des regierenden Herrschers. Sommer (1698–1756) war sonst ein fähiger Mann. Seine Tüchtigkeit als Verwaltungsbeamter brachte ihm 1725 den Adelsrang als von Sommersberg ein, 1747 wurde er Bürgermeister von Breslau und durch seine Forschungen über die schlesische Urgeschichte hat er sich ernsthafte Verdienste erworben. Aber zum Dichter war er nicht geboren, trotzdem er noch mit zwei weiteren Werken, dem lateinischen Epos „Silesia ante Piastum“ (1720) und der „Hohheit des Schafgottschen Geschlechts“ (1721) nach poetischen Lorbeeren rang. Hunold, der damals in Halle Dozent war, veröffentlichte in der dort erscheinenden

„Vermischten Bibliothek“ ohne Namensnennung eine sehr scharfe Beurteilung des Sommerschen Werkes. Er tabelte daran allerhand Verstöße gegen die Regeln, die ermüdende Einförmigkeit des Stils, die weit-schweifige Ausführung nebensächlicher Dinge, die fehlerhafte Reimtechnik und die Verwendung der antiken Mythologie („wer im dreißigsten Jahre noch einen Gefallen an Jupiter habe, werde auch im achtzigsten nicht flug“). Das brachte die guten Schlesier gewaltig in Harnisch. 1721 erschien von einem ungenannten Verfasser eine sehr gereizte Gegenschrift, „Die Ehre der Schlesiſchen Poesie und Poeten Gründlich und aufrichtig gerettet“. So grob und anmaßend der Ton ist, so lahm sind die Beweisgründe, die zur Verteidigung Sommers ins Feld geführt werden. Dem Rezensenten wird die günstige Aufnahme des Werkes durch den Kaiser selbst entgegengehalten und ihm gewissermaßen Unehreerbietigkeit gegen die Majestät untergeschoben. Zur Rechtfertigung des Gebrauchs der heidnischen Mythologie wird darauf hingewiesen, daß solches der Gottesfurcht des Verfassers nicht zu widerstreiten brauche, und zum Beleg werden Zitate aus Opitz, Lohenstein und andern angeführt. Die getadelten unreinen Reime und niedrigen Ausdrücke werden höchst belustigend damit verteidigt, daß auch die größten Poeten nicht frei von solchen Schwächen gewesen seien. Der Streitschrift ist noch ein Anhang beigelegt, der durch seine hohe Auffassung von der Dichtkunst aufmerken macht. Er entlarvt zunächst Hunold als Verfasser der strittigen Kritik, verhöhnt seine starke Einbildung (er glaube, „wo Apollo etwan plötzlich mit Tod abgienge, man werde ihn zu dessen Nachfolger einsetzen“) und tadelte scharf die Schamlosigkeit seiner Liebesgedichte und die innere Unwahrhaftigkeit seiner Poesie überhaupt. „Ja, ich weiß auch nicht, ob die Feder kalt oder warm zu nennen, die des Morgens eine Opersängerin zur Sonne macht und sie anbetet, des Abends aber Todesgedanken verfertigen will. Was kann wohl das allsehende Auge an einem Tartüffe vor Gefallen haben, und muß nicht das Alter und ein reifer Verstand Abscheu vor solcher Auf-führung bekommen?“ Diese Forderung nach künstlerischer Ehrlichkeit, nach Einheit von Kunst und Leben wirkt nach einem Jahrhundert einseitiger Formpflege und konventioneller Handwerksmache völlig neu und ungewohnt, fast befremdend. Aber hinter den Deckbuchs-taben E. G., mit denen der Verfasser des Anhangs eingeführt wird, verbirgt sich, wie Carl Enders einwandfrei nachgewiesen hat, niemand anders als Christian Günther, der erste Erlebnisdichter der neuen Zeit. Hunold konnte nicht mehr antworten, denn er starb schon im August desselben Jahres.

Fast noch peinlicher für das schlesische Selbstbewußtsein war der Fall Hande. Gottfried Benjamin Hande, um 1700 zu Schweidnitz geboren, war als Beamter in sächsischen Dienste getreten; er war 1727 polnisch-sächsischer Akziseſekretär und ist bis 1735 als Schriftsteller nachweisbar. Er war eine jener ehrgeizigen, von krampfhaftem Geltungsbedürfnis erfüllten Naturen, die den Mangel an eigener Bedeutung durch fanatisch-unduldsames Eintreten für eine angesehene Persönlichkeit zu ersetzen suchten. Handes erkorener Meister war Neukirch. Schon seinen „Geist-

Am 10ten September 1848
Am 11ten Sept. 1. Luft und im Nachmitt.
ist Thonstein mit Kalkpulver bestreut.

~~Salomon selbe in die Hand, die man
so sehr für sich selbst
mit seinen eigenen Händen
allein die Augen auf die Welt
als wenn man in der Hand
den großen Geist der Natur
3. Der ist es, der die Welt~~

Sinnlich ist von einem jungen
gehandelt und das Leben eines jungen
Jahres ~~schon~~ ^{früher} ist
von dem Leben eines jungen Mannes noch
mehr davon die Rede wird aber nicht
so bald auf die vorerwähnte
von mir als Lehrer abgedruckt.

I feel happy
 myself in this beautiful world
 although I am a poor
 spirit of under ground in the under
 world of our people under
 it of all our griefs
 I am the only one who
 and not my mother and father
 for me to be of use

Breslauer Stadtbibliothek

Eine Seite aus Joh. Chr. Günthers Schweidniger Taschenbuch

Joh. Bapt. Finkler m.
Post. Cap. und pub.

Günther's Unterschrift

lichen und moralischen Gedichten" (1723) hatte er eine Anzahl Neukirch'scher Dichtungen beigelegt, und die „Weltlichen Gedichte" brachten als Zugabe „des berühmten Poetens Herrn Benjamin Neukirch noch niemals gedruckte Satiren". Neukirch war wenig erbaut von dieser eigenmächtigen Huldigung seines Jüngers, zumal dadurch seine handschriftlichen Gedichte in einer unausgereiften Gestalt vor die Öffentlichkeit traten, und in späteren Auflagen mußte Hande die Neukirch'schen Poesien weglassen. In der Vorrede zu seiner zweiten Gedichtsammlung hebt Hande den Namen Neukirchs bis zu den Sternen und wendet sich heftig gegen die unfreundliche Beurteilung seines Abgotts in den „Discoursen der Mahlern". Die selbstherrliche und überhebliche Sprache des blutjungen Literaten rief den Leipziger Friedrich Wilhelm Juncker auf den Plan. In dem 1727 von ihm herausgegebenen siebenten Teile der sogenannten Neukirch'schen Sammlung brachte er eine „Untersuchung Herrn Gottfried Benjamin Handens Weltlicher Gedichte", die unter den Versen des anmaßenden Reimschmiedes eine fürchterliche Musterung abhielt. Der vernichtende Eindruck ist um so stärker, als Juncker geschickt mit Äußerungen seines persönlichen Mißfallens sehr zurückhält und allein die Thatfachen reden läßt. An die Spitze der einzelnen Abschnitte seiner Besprechung stellt er den Satz eines allgemein anerkannten Dichters — auch die Satire von Neumeister-Menantes wird herangezogen —, und dann reiht er die Hande'schen Verstöße gegen die Regeln und den guten Geschmack mit boshaftem Behagen aneinander. Da wird gezeigt, daß Hande mit der heidnischen Götterwelt sich in einem Übermaße einläßt, das dem Geschmacke der Zeit längst nicht mehr entspricht, daß er heidnische und christliche Vorstellungen sinnlos durcheinandermengt, daß er bei ernsthaften Gegenständen sich niedriger und gemeiner Ausdrücke bedient, daß Gallimathias und Phöbus bei ihm wahre Orgien feiern, daß er unsinnige Bilder und geschmacklose Übertreibungen häuft, ja daß sein eitles Sichbrüsten mit gelehrtem Wissen bei näherem Zusehen eine betrübliche Unkenntnis der Thatfachen verrät. Endlich weist ihm Juncker nach, daß er häufig berühmte Zeitgenossen in einer ans Plagiat grenzenden Weise nachbildet, und stellt die betreffenden Stellen aus Caniz, König, Besser und Neukirch den Hande'schen Kopien gegenüber. Es war eine grausame, aber wohlverdiente Abschachtung; Hande war damit erledigt. Und wieder fehlt nicht die Spitze gegen die schlesische Herkunft: Hande rühme sich, ein Schlesier zu sein, „als wenn dieses gleichsam genug wäre, ein Drackel auf dem Parnas zu seyn". Diesmal war für das unglückliche Opfer wirklich nichts zu retten.

Juncker macht es Hande zum Vorwurf, daß er, der doch sonst so gern auf die berühmten Poeten seiner Heimat rühmend hinweise, mit keinem Worte seinen großen Landsmann Günther erwähne, den er selbst ihm wiederholt als Muster entgegenhält. Darin zeigt sich Junckers sicheres Gefühl für das Echte. Denn dieser J o h a n n E h r i s t i a n G ü n t h e r war in der That ein Dichter von Gottes Gnaden, der lebte aus Schlesiens großer Zeit, und zugleich eine künstlerische Persönlichkeit von ganz neuartiger Prägung, die weit über ihr eigenes Zeitalter hinaus in eine ferne

Zukunft weist. So gewiß er in seinen Anfängen den Großmeistern des Barock verpflichtet ist, so fraglos er sich, nachdem er sich vom Schwulst freigemacht hatte, zu der Schmucklosigkeit der Opitzschen Dichtersprache bekehrte, so unzweifelhaft er Neukirch warm verehrte und in seiner Reisezeit als Anhänger des Neukirchischen Neuklassizismus gelten kann: es ist doch etwas in ihm, das ihn von allen Früheren und Mitstrebenden auf den ersten Blick unterscheidet und ihn als einen Menschen von ganz anderer Art erscheinen läßt, dem noch auf lange Zeit, zum mindesten bis auf Klopstock, nichts Verwandtes an die Seite gestellt werden kann. Einzig der Obersachse Paul Fleming darf in gewissem Sinne als sein Vorläufer gelten. Mit Günther schließt sich die Kluft, die in aller weltlichen Dichtung seit der Renaissance den Künstler vom Menschen getrennt hatte. Bei ihm ist nichts mehr von dem Abstand, den etwa Opitz oder Hofmannswaldau bewußt und absichtlich zwischen sich und ihre lyrischen Ergüsse legten. Er hat den subjektivistischen Zug, der in der religiösen und in der mystischen Lyrik immer ausgeprägter hervorgetreten war, der weltlichen Dichtung gewonnen. Aber wenn jene geistlichen Sänger die unmittelbare Beziehung der Seele zu Gott betonten, wenn sie ihrer Reue und Bußgefinnung in oft recht persönlicher Form Ausdruck gaben, so erwächst Günthers Schaffen nicht nur aus dem Empfinden der selbständig und ichhaft fühlenden Einzelpersönlichkeit, sondern aus dem Erleben des ganz bestimmten Individuums Johann Christian Günther. Seine Dichtung ist schon ganz Gelegenheitspoesie im Sinne Goethes. Sie verdankt ihren Antrieb nicht mehr geschmäclerischem Kunstwillen, nicht mehr der Freude an der meisterlichen Ausgestaltung der schönen Form, nicht mehr dem Streben nach Darbietung gelehrten Wissens, sondern der Leidenschaft des Herzens. Sein eigenes Leben wird ihm zum Lied, die Leiden und Freuden seines Daseins sind der Vorwurf aller Gedichte, die ihm von Herzen kamen und die er selber für voll nahm. Und weil diese vom Innersten seines Wesens her durchblutete Dichtung mit so schrankenloser unbedingter Ehrlichkeit die letzten Geheimnisse und Schwächen seiner Seele bekennend bloßlegt, darum wirkt sie so ergreifend echt und wahr. Dabei ist Günther weder ein besonderer Meister gepflegten sprachlichen Ausdrucks noch gewandter Formgebung, so sicher er auch die Regeln des poetischen Handwerks beherrscht. Immer wieder stößt man sich an harten, ja geschmacklosen Wendungen, und vor allem ermangelt er der Kunst des weisen Maßhaltens, der steigenden Verdichtung. So sind ihm nur wenige ganz vollendete, in sich geschlossene und abgerundete Stücke gelungen. Gegenüber der deutschen Lyrik etwa von Hagedorn ab, aber auch gegenüber manchem älteren Meister, wie Hofmannswaldau oder Abschak, wirkt er fast schwerfällig und un gelenk. Aber gegen die unerhörte Wahrscheinlichkeit seiner Poesie gehalten erscheinen diese Dinge vollkommen nebensächlich.

Der Erlebnis- und Bekenntnischarakter macht die Stärke der Güntherschen Poesie aus; er ist auch ihre Schranke. So stark ihre seelische Gewalt ist, so sehr die leidenschaftlichen Ausbrüche dieses ungebändigten.

gerwählten Menschen auch den heutigen Leser noch zu erschüttern vermögen: nur zu oft empfindet man schmerzlich die Beschränkung dieser Dichtung auf das eigene Ich, die sie nur in ihren höchsten Augenblicken eine Welt-haftigkeit erreichen läßt, wie sie etwa einem Angelus Silesius eignet. Günther ist eine ganz vorwiegend triebhafte Natur, von seinem Geschick in einem sehr rationalistischen Zeitalter zu leben verdammt; sein übermächtiger Lebenstrieb drängt ihn, sich zu verschwenden, den Augenblick mit aller Glut der Empfindung auszukosten und in rauschhafter Gefühlssteigerung Vergessen zu suchen. Darüber verblaßt ihm die objektive Welt. Nur die Religion vermag ihn über sein Ich zu erheben. Im älteren Barock noch die stärkste seelische Macht, war sie unter dem Einflusse der vordringenden Aufklärung in ihrer Wirkung auf die Gemüter merklich verblaßt und gewann erst wieder neue Kraft, als mit Klopstock die pietistische Frömmigkeit in die große Dichtung Eingang fand. Hier nun weiß Günther ganz unvergleichlich mächtiger und nachhaltiger auf die Gemüter zu wirken als alle „berufsmäßigen“ geistlichen Dichter der Zeit; freilich aber ist es doch zuletzt wieder das Persönliche, der qualvolle Aufschrei des unter seinem Schicksal leidenden Menschen zu Gott, der ihm die Zunge löst. Dem öffentlichen Leben dagegen konnte der Student Günther keine nachhaltige Teilnahme abgewinnen; mit einziger Ausnahme des Gedichtes auf den Passaroniger Frieden, das aber aus ganz bestimmtem Anlaß und zu bestimmtem Zweck geschrieben ist. Schon Goethe hat in seiner berühmten Charakteristik Günthers im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ auf diesen Punkt hingewiesen. Dort heißt es: „Betrachtet man genau, was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtnis, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Überlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter oder, wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“

Man wird diesem sachlich abwägenden Urteil im großen und ganzen auch heute noch zustimmen dürfen, ohne zu verkennen, daß der *j u n g e* Goethe sich über den ihm in mancher Hinsicht Verwandten, der eine Sturm- und Drangnatur war wie er selbst, doch wohl noch wesentlich wärmer und anerkennender geäußert haben würde. Nur der letzte Satz ist immer wieder mit vollem Rechte bestritten worden: daß Günthers Dichten zerronnen sei, kann man angesichts der starken Teilnahme, die

seine Poesie auch heute noch zu erwecken vermag, im Ernste doch kaum behaupten. Sein Leben allerdings ist ihm von Grund aus zerstört worden; und es ist wahrhaft herzerreißend zu sehen, wie dieser hochbegabte, vielversprechende, lebensfrohe und im Tiefsten seiner Seele edle Mensch so jämmerlich verkam, und gar nicht einmal so sehr durch eigene Schuld als durch die Stumpfheit und Teilnahmslosigkeit der Mitwelt, vor allem durch die Engherzigkeit und pharisäische Selbstgerechtigkeit des Mannes, der seinem Herzen der Nächste hätte sein sollen. Man muß den Männern aufrichtigen Dank wissen, die sein Bild von den Flecken gereinigt haben, durch die es böswilliger Klatsch und verständnislose Spießbürgerlichkeit entstellt hatten. Das freilich ist nicht wegzuleugnen und das hat Goethe treffend hervorgehoben: er war kein starker, kein willensmächtiger Charakter; trotzdem er hohen Ehrgeiz besaß und besten Willens war, trotzdem er bis in seine letzten Tage hinein immer wieder hilfreiche Hände fand, die bereit waren, ihn emporzuziehen, hat er sich niemals auf die Dauer halten können und ist der nie zum Ziele gelangende ewige Student geblieben.

Wie Andreas Gryphius ist auch Günther Schlesier nur von seiner Mutter her. Der Vater, der sich aus ärmlichsten Verhältnissen herausgearbeitet hatte, stammte aus Aschersleben. 1687 ließ er sich in dem schlesischen Landstädtchen Striegau als Arzt nieder. Er hat den Sohn lange überlebt und ist erst 1745 gestorben. Er war ein rechtschaffener und bürgerlich streng ehrenhafter Mann, aber hart und unnachsichtig gegen alles vom gewohnten Pfade Abweichende. So wurde er das Verhängnis seines genialen Sohnes. 1695 kam Johann Christian in Striegau zur Welt. Der Vater besaß nicht die Mittel, um den begabten Knaben studieren zu lassen. Aber ein durchreisender Berufsgenosse, der durch ein Unwetter in Striegau festgehalten wurde und dem er sein Herz ausschüttete, ermöglichte dem Jungen den Besuch des evangelischen Gymnasiums im nahen Schweidnitz, das gerade infolge der Altranstädter Konvention ins Leben gerufen worden war. Günther war bald der erklärte Liebling des Rektors Leubschers. Noch auf dem Gymnasium, 1715, erlebte es Günther, daß sein Trauerspiel „Die von Theodosio bereute Eifersucht“, das noch ganz in Lohensteins Bahnen wandelt, von seinen Mitschülern öffentlich aufgeführt wurde. Leubscher war ein freigesinnter und weitblickender Mann, und er erzog seine Schüler auch zu poetischem Verständnis und eigenem dichterischen Schaffen. Seine freiere Richtung führte zu Reibungen mit seinem Schulinspektor, dem Oberpfarrer Schmoldt, und als ein Anhänger Schmoldts, der Rechtsanwalt Theodor Krause, in seiner Zeitschrift „Vergnügung müßiger Stunden“ die Erziehungsmethoden Leubschers angriff, ließ sich der junge Günther zu scharfen poetischen Satiren gegen Schmoldt und seinen Anhang hinweisen; und sie sind es vor allem, die den ersten Grund zu der späteren Entfremdung von seinem Vater gelegt haben. Früh schon regte sich die Neigung zum weiblichen Geschlecht. Nach einer ersten kurzen Schwärmerei lernte er Leonore Jachmann kennen, die Tochter eines Schweidnitzer

Arztes; obwohl fünf Jahre älter als er, wurde sie die große Liebe seines Lebens, und der Gedanke an sie ist ihm in seiner schwersten Zeit Halt und Trost gewesen, so oft er auch im Strudel des Lebens sich an andere verlor.

Im November 1715 ging Günther zum Studium der Arzneikunde nach der Frankfurter Hochschule, wandte sich aber noch im gleichen Monat nach Wittenberg. Hier tauchte er völlig in dem wilden, ausgelassenen Studententreiben der Zeit unter und vergaß über Lebensgenuß und Poesie seine wissenschaftlichen Arbeiten. Seinen Lebensunterhalt erwarb sich der Vergewandte durch Massenanfertigung von Gelegenheitsgedichten. Dennoch geriet er in Schulden, und in Sorge um seine Zukunft vertauschte er Wittenberg mit dem gestitteteren Leipzig, wo er von 1717 bis 1719 blieb. Einer seiner Leipziger Lehrer, der angesehene Professor Burchard Mencke, wurde Günthers treusorgender Förderer: er veranlaßte ihn zu einem Gedicht auf den Frieden von Passarowitz 1718, das ihm hohe Gönner gewinnen sollte, und suchte ihm am sächsischen Hofe eine Stelle als Hofdichter, als Gehilfe Bessers zu verschaffen. Aber während des Königsbergers Valentin Pietsch steifes und mattes höfisches Lobgedicht auf den Türkenfieg des Prinzen Eugen bei diesem selbst wie bei der Allgemeinheit lebhaftere Anerkennung fand und seinem Verfasser den Professortitel einbrachte, fand Günthers schwungvolle Ode kaum Beachtung. Und bei der Vorstellung am Dresdener Königshofe versagte Günther vollständig. Es hieß, daß er betrunken gewesen sei; doch scheinen da Ränke seines Mitbewerbers König mitgespielt zu haben, der denn auch schließlich die Stelle erhielt.

Die Leipziger Jahre waren vielleicht die glücklichsten in Günthers Leben: neue Hoffnungen taten sich auf, so manches mehr oder minder ernste Herzenserlebnis gab seinem Dasein Freude und Sonne. Seine Schweidnitzer Leonore ist fast vergessen. Doch bald wird sie seine letzte Zuflucht. Die stolzen Zukunftspläne sind zerronnen, die Thür des väterlichen Hauses findet der krank und erfolglos Heimkehrende verschlossen. Er sucht Leonore wieder auf, und sie verspricht ihm auszuharren; er will sein Studium beenden und sie dann heimführen. Breslauer Freunde nehmen sich seiner an; der Kaiserliche Rat von Bresler, dessen junge Gattin er so stürmisch besingt, daß es üble Nachrede gibt, will ihm zu einer Hofmeisterstelle beim Grafen Schaffgotsch verhelfen. Doch das schlägt ebenso fehl wie der Versuch, sich in Lauban, der Heimat eines Freundes, als Arzt niederzulassen. Schwere Krankheit befällt ihn, und in Mutlosigkeit und Verzweiflung gibt er Leonore ihr Wort zurück; 1720, nach fünfjährigem Warten, reicht sie ihre Hand einem andern. Noch einmal scheint sich der Himmel zu erhellen. In Kreuzburg läßt er sich abermals nieder; Johanna Barbara Littmann, die Pfarrerstochter aus dem benachbarten Wilsdorf, schenkt seiner Werbung Gehör. Aber ihr Vater verlangt Ausöhnung mit dem alten Günther; und wieder ist alles Bemühen umsonst. Fünfmal hat Günther vergebens versucht, das starre Herz zu erweichen. Nun beginnt das unstete Wanderleben; von mit-

leidigen Freunden unterstützt irrt Günther von Ort zu Ort: Jauer, Schmiedeberg, Landeshut, Hirschberg. Wenigstens das Studium soll ordnungsmäßig zu Ende geführt werden. Der schlesische Edelmann von Eben und Brunnen verschafft ihm Unterkunft in Jena. Doch der zermürbte und ermattete Körper versagt den Dienst: ein Vierteljahr noch fristet er sich in Jena durch, dann stirbt er im März 1723, erst an der Schwelle des Mannesalters.

Die geplante Gesamtausgabe seiner Dichtungen zu besorgen war Günther nicht mehr vergönnt. Gottfried Jessel aus Breslau brachte 1724 die erste Sammlung heraus. Neue Auflagen und stattliche Nachlesen folgten rasch aufeinander, und 1735 erschien die erste vollständige Ausgabe. Günther ist so eifrig wie wenige gelesen worden, aber mit der Anerkennung des Dichters paarte sich die Verurteilung des Menschen. Der Breslauer Arzt Christian Ernst Steinbach, der 1738 die erste Güntherbiographie veröffentlichte, hat redlich das Seine zu der üblen Legendenbildung über Günther beigetragen. Die Vorstellung von dem ausschweifenden, ewig berauschten Studenten hat lange genug nachgewirkt und das Verständnis für die tiefe Tragik dieses Lebens verbaut. Am härtesten und ungerechtesten hat ihn wohl Gervinus im dritten Bande seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ beurteilt. Die neuere Forschung ist gerechter gegen Günther geworden, besonders seit der von Konstantin Wittig und Adalbert Hoffmann geleisteten Aufklärungsarbeit. Wie kein zweiter Schlesier hat Günther die Dichtung gereizt, sein Schicksal künstlerisch zu gestalten. Ludwig Fulda und Adolf Bartels haben ihn in den Mittelpunkt eines Dramas gestellt. Aber auch die jüngsten Güntherdichtungen sind dem Eigentümlichen seines Wesens nicht gerecht geworden: Robert Hohlbaums Roman „Der wilde Christian“, der ihn vor allem als den seinen Trieben widerstandslos preisgegebenen Bohemien faßt — das war Günther doch wohl nur in einer sehr kurzen Lebensspanne —, so wenig wie Enrica von Handel-Mazettis allzu engherzig moralisierendes Güntherbuch.

Die stilistische Entwicklungslinie Günthers ist in ihren Hauptzügen klar überschaubar. Ausgangspunkt war für ihn, wie das bei dem Schweidnitzer Gymnasiasten nur natürlich war, das Kirchenlied Schmolcks, den er anfangs sehr verehrte. Die beiden so eigentümlich gegensätzlichen Wesenszüge der Schmolckschen Lyrik finden sich bei dem jungen Günther noch in gesteigertem Maße. Auf der einen Seite wilde Metaphernjagd und überladenes Wortgepränge; bald findet er auch den Anschluß an Hofmanswaldau selbst, mit dem er in der Bildung kunstvoller und verwickelter Strophenformen und in gesuchter Bildersprache erfolgreich wetteifert. Trotzdem er wie sein Vorbild sich mit Vorliebe der Geschmacks- und Geruchseindrücke, kostbarer Steine und exotischer Pflanzen für seine Vergleiche bedient, wird er ebensowenig wie Hofmanswaldau unmittelbar sinnlich-anschaulich, sondern oft bedarf es umfänglicher Verstandesoperationen zum Verständnis. Eigentümlich schmolcksch ist noch die Übernahme des reichen alttestamentarischen Apparates, mit dem sich der geist-

liche Dichter einen Ersatz für die ihm versagte antike Mythologie geschaffen hatte. Auf der andern Seite, vor allem im einfachen Liede, knüpft Günther an Schmolcks volkstümliche Neigungen an; er gebraucht Wendungen der Alltagssprache und sprichwörtliche Redensarten. Diesen Zug hat Günther in seiner späteren Zeit weitergebildet, und so wird er der erste, der das gezierte Phrasenwesen wirklich innerlich überwindet, nicht einfach eine neue Manier dafür setzt wie die Hofdichter; und weil er immer mehr danach strebt, natürlich und wahr zu sein, findet er Töne, die wirklich zum Herzen sprechen. In Leipzig macht er sich unter Mendels Einfluß den neuen „natürlichen“ Stil zu eigen und sagt sich vom Marienismus unzweideutig los:

„Mein Phöbus liegt noch krank, ich hab ihn in der Kur
Und will ihm nach und nach die schwülstige Natur,
Die seine Jugend plagt, aus Blut und Gliedern treiben.“

Mendel weist ihn vor allem auf lateinische Vorbilder. Er will die *ars amandi* des Ovid übersetzen; er verdeutschte den großen niederländischen Neulateiner Johannes Secundus. In den letzten schweren Leidensjahren fällt dann alles Angelernte, alle Nachahmung fremder Muster von ihm ab; er findet nun seinen eigenen Ton, der unmittelbare schlichte Sprache der Seele ist.

Zu diesen erschütternden Selbstbekenntnissen muß man greifen, wenn man den echten Günther kennen lernen will. Vieles von seiner Lyrik kann man unbedenklich beiseite lassen, vor allem die zahllosen Gelegenheitsgedichte, die er um äußeren Erwerbes willen schrieb und in denen nichts Eigenes ist. Aber auch viele der Lieder seiner Studentenjahre, die in überschäumender Daseinslust Wein und Liebesgenuß verherrlichen oder mit frivolem Zynismus Welt und Leben betrachten, rühren noch nicht an das Innerste seines Wesens. Übrigens darf man gerade bei Günther nicht den kleinlichen Sittenrichter spielen, wenn auch manche der erotischen Gedichte über die Stränge schlagen und ein feineres Gefühl verletzen. In einer Zeit, wo angesehenen Männer in öffentlichen Stellungen mit Behagen im Sumpfe plätscherten, war es wirklich kein so furchtbares Verbrechen für einen Studenten, wenn ihn die ungewohnte Freiheit übermütig machte. Zudem zeigt sich in solchen Stücken gerade wegen ihrer ungeschminkten Derbheit eher eine ungehändigte gesunde Kraft und nicht die faunische Lüsterheit, in der sich so viele Dichter von Ruf gefielen. Mit Liedern wie „Brüder, laßt uns lustig sein, weil der Frühling währet“ oder „Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt“ hat Günther geradezu das neuere Studentenlied geschaffen. Auch die galanten Lieder der Leipziger Zeit empfand Günther als ihm nicht gemäße Spielerei. „Man lügt bisweilen nach der Mode, und nach der Mode lüg' auch ich.“

Sein Bestes aber gibt er dort, wo ihm persönlichstes Erleben zum Gedicht wird: in den Ergüssen an seine Leonore, in den Neu- und Bitterversen an den Vater, in den Klagen um sein verpfushtes Leben. Und das macht ihn menschlich so liebenswert, daß sein Kummer sich nicht in wildem,

verbittertem Toben entläßt, sondern in milder, ergreifender Klage. Selten nur kommt es vor, und auch nur in früherer Zeit, daß er die Geliebte mit harten Worten kränkt, wie in jenen Eifersuchtsversen:

„Wie gedacht,
Vor geliebt, ißt ausgelacht.
Gestern in die Schoß gerissen,
Heute von der Brust geschmissen,
Morgen in die Gruft gebracht.

Dieses ist
Aller Jungfern Hinterlist:
Viel versprechen, wenig halten,
Sie entzünden und erkalten
Ofter, eh ein Tag verfliehet.“

Es ist dieselbe Volksweise, die durch Hauffs Reiterlied unsterblich geworden ist. Wie anders klingt seine Sprache, wenn er, der Verlorene, in bitterem Weh die Geliebte freigibt:

„Nimm also, liebstes Kind, dein Herz,
O schweres Wort, zurücke
Und kehre dich an keinen Schmerz,
Womit ichs wieder schicke;
Es ist zu edel und zu treu,
Als daß es mein Gefährte sei
Und wegen fremder Plage
Sein eignes Heil verschlage.“

oder sie um ein liebevolles Gederken bittet:

„Gedenk an mich und meine Liebe,
Du mit Gewalt entrißnes Kind,
Und glaube, daß die reinsten Triebe
Dir jetzt und allzeit dienstbar sind,
Und daß ich ewig auf der Erde
Sonst nichts als dich verehren werde.“

Die wiederholte Abweisung durch den Vater entpreßt ihm die verzweifelten Verse:

„Mit dem im Himmel wär es gut,
Ach, wer versöhnt mir den auf Erden,
Wosern es nicht die Liebe tut,
Wird alles blind und fruchtlos werden.
Wer glaubt wohl, hartes Vaterherz,
Daß so viel Unglück, Flehn und Schmerz
Der Eltern Blut nicht rühren sollen.
Ich dächt', ich hätt' in kurzer Zeit
Die allerhärteste Grausamkeit
Bloß durch mein Elend beugen wollen.

Ich bin und bin auch nicht verwaist,
 Dies Rätsel kostet mich viel Tränen;
 Ach Vater, bist du, was du heist,
 So höre mein gerechtes Sehnen!
 Ich küsse dich mit Mund und Hand,
 Du kannst ja wohl dies Ehrfurchtspfand
 Nicht ganz und gar zurückeschlagen . . .

. . . Versöhnt dich weder Mund noch Kiel,
 So ist doch nichts umsonst geschrieben;
 Die Welt erfährt den treuen Sinn,
 Womit ich dir ergeben bin,
 Du magst mich hassen oder lieben."

In einem gereimten Briefe an Bresler schrieb er sich aus düsterster Stimmung heraus seine Grabchrift:

„Hier starb ein Schlesiener, weil Glück und Zeit nicht wollte,
 Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
 Mein Pilger, lies geschwind und wandle deiner Bahn,
 Sonst steckst dich auch sein Staub mit Lieb und Unglück an."

Aus den letzten Gedichten klingt es immer gelöster, immer geläuterter. Die „Bußgedanken“ legen mit erschütternder Offenheit die geheimsten Fäden seiner Seele bloß:

„Mein Gott! Wo ist denn schon der Lenz von meinen Jahren
 So still, so unvermerkt, so zeitig hingefahren?
 So schnell fliegt nimmermehr ein Segel durch das Meer,
 So flüchtig dringt wohl kaum ein heißes Blei zum Ziele;
 Es dünkt mich ja noch gut der ersten Kinderspiele:
 Wo kommt denn aber schon des Körpers Schwachheit her? . . .

Die Geister sind verraucht, die Nerven leer und trocken,
 Die Luft will in der Brust, das Blut in Adern stocken,
 Das Auge trämt und zieht die scharfen Strahlen ein.
 Das Ohr klingt fort und fort und läutet mir zu Grabe,
 Und da ich überall viel Todeszeichen habe,
 So jagt dabei mein Herz in ungemeiner Pein . . .

Allein wer hat hier Schuld? Ich, leider wohl am meisten,
 Ich, welchen Glück und Wahn mit süßen Träumen speisten,
 Als würd' es stets so fein und niemals anders gehen;
 Ich, der ich so viel Zeit nicht klüger angewendet,
 Gesundheit, Stärk' und Kraft so lieberlich verschwendet.
 Ach Gott, verzeih es doch dem redlichen Gestehn!"

Und so sucht er, aller Hoffnung bar und von den Menschen verlassen, seine Zuflucht bei dem Gekreuzigten, mit Worten, vor deren schlichter, zu Herzen gehender Eindringlichkeit aller frühere Fehl sich verflüchtigt:

„Dein armer Dichter kommt schon wieder
Und fällt mit seiner Würde nieder
Und sieht dich, weil er sonst nichts kann,
Mit Augen voller Schwermut an.

Er hat kein Blut mehr zu den Tränen
Und kann vor Schwachheit nicht mehr schrein:
Mein Heiland, laß das stumme Sehnen
Ein Opfer um Erbarmung sein!“

Ganz für sich steht das große Gedicht auf den Passarowitzer Frieden. Hier wendet sich Günter nicht persönlich an einen kleinen Kreis mitfühlender Seelen, hier will er in der breiten Öffentlichkeit Widerhall erwecken, doch nicht mit mühsam gebrechelten kunstvollen Phrasen, sondern mit einem kühnen, lobernden Schwung, der deutlich zeigt, daß er auch zum Epiker das Zeug gehabt hätte. An Größe des Wurfs steht diese Ode vielleicht unter seinen Gedichten an erster Stelle. Wie lebendig führt er den Leser mitten in Kampf und Krieg hinein:

„Eugen ist fort. Ihr Musen, nach!
Er steht, beschleust und ficht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er so Grenz' als Glieder.
Sein Schwert, das Schlag und Sieg vermählt,
Und, wenn es irrt, aus Großmut fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken
Und stärkt der Völker Herz und Macht . . .
Nur drauf, du Kern der deutschen Trenn,
Nur drauf, du Kraft aus Hermanns Hüften!
Beweise, wer dein Ahnherr sei,
Und krön' ihn auch noch in den Gräften! . . .
Es rauscht wie Panzer und Gewehr.
Es ist ein römisches Geisterheer,
Es sind die Seelen alter Helden;
Sie kommen, deinen Mut zu sehn,
Und werden, was durch ihn geschehn,
Der Ewigkeit voraus vermelden.“

Günter ist der letzte der großen Schlesier, an dichterischer Urkraft, an Ausdrucksmacht und Innerlichkeit wohl der größte unter ihnen, und sicherlich der einzige deutsche Lyriker von Rang im frühen 18. Jahrhundert überhaupt. Von barockem Stilwillen ausgehend, wie er sich bei ihm in Sprache und Vers, in der Freude am erklügeltsten Bild und Gleichnis, an mythologischem und allegorischem Aufputz namentlich in den Frühgedichten so vielfach kundtut, gelangt er zu völlig neuartiger und von seiner Zeit kaum verstandener eigenwüchsiger Gestaltung; nicht durch die kluge Verstandesweisheit der Aufklärung, sondern indem er Dichtung als unmittel-

bare Seelensprache verstehen lernt. Damit steht er unter den Mitlebenden noch völlig einsam da, und er erscheint als früher Vorbote einer viel späteren Entwicklungsstufe. Erst Goethes *Lyrik* hat die letzte Erfüllung dessen gebracht, was in Günther sich angekündigt hatte.

Aber der Ruhm der schlesischen Dichtung stirbt mit ihm dahin. Schon Günther steht nur noch mit seinen Anfängen in der heimischen, vom österreichischen Barock her bestimmten Überlieferung; dann machen sich die Einwirkungen der sächsischen Literatentreife geltend, ohne daß sie freilich die Entwicklung dieser durchaus ursprünglichen, in allem Wesentlichen ganz auf sich selbst gestellten Begabung auch nur annähernd bestimmen können. Und an Sachsen, das längst eifersüchtig emporstrebend bemüht war, Schlesiens Erbe anzutreten, geht nun die literarische Führung endgültig über. Von Leipzig aus setzt Gottsched, der Ostpreuße, im Anschlusse an die Franzosen die ästhetische Grundlegung der neuen Bestrebungen in der Literatur ins Werk. Schlessen hat daran keinen Anteil mehr. Für das weitere 18. Jahrhundert ruht die schlesische Dichtung auf ihren alten Lorbeeren selbstgefällig aus, in provinzieller Abgeschlossenheit ohne Fühlung mit der lebendigen Entwicklung des geistigen Deutschland. Bald kommt hinzu die Trennung von dem alten österreichischen Kulturboden, aus dem das Land so lange seine besten Kräfte gezogen hatte. Wenn schon Schlessen in den letzten Jahrzehnten in steigendem Maße den Blick wieder nach dem nördlichen Deutschland gewandt hatte, mit Preußen, in dessen Staatsorganismus es jetzt eingegliedert wurde, wuchs es zu einer geistigen Einheit so bald nicht zusammen. Erst das Zeitalter der Befreiungskriege lehrte auch die Schlesier wieder sich als Glied eines großen Ganzen fühlen. Bis dahin aber bleibt das schlesische Schrifttum der alten Gemeinschaft entfremdet, der neuen, die zudem an geistigen Werten noch kaum etwas zu bieten hatte, noch nicht hinreichend aufgeschlossen, ein landschaftliches Sondergebilde, mit engem Horizont und ohne großes Ziel.

Quellenverzeichnis

Abkürzungen

- ADB == Allgemeine Deutsche Biographie, 1875/1912, 56 Bde.
 BBr == Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von M. Koch und G. Sarrazin, 1904/19, 50 Hefte.
 BGPhM == Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters, herausgegeben von El. Baumeister, 1891 ff.
 BLVSt == Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, 1842 ff.
 Cod. dipl. Sil. == Codex diplomaticus Silesiae, herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens, 1857 ff.
 Corr. ev. K. == Correspondenzblatt des Vereins für Geschichte der evangelischen Kirche Schlesiens, 1882 ff.
 DD == Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts, herausgegeben von R. Goedeke und J. Tittmann, später von Goedeke und E. Göke, 1869/85, 15 Bde.
 DQ == Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte, herausgegeben vom Verein für Geschichte Schlesiens, 1906 ff.
 DVj == Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, herausgegeben von P. Kluckhohn und E. Rothacker, 1923 ff.
 Euph == Euphron, Zeitschrift für Literaturgeschichte, begründet von A. Sauer, herausgegeben von J. Nadler und P. Stefanski, 1894 ff.
 GA == Germanistische Arbeiten, herausgegeben von G. Daesede, 1914 ff.
 GAbh == Germanistische Abhandlungen, begründet von R. Weinhold, fortgeführt von Fr. Vogt, herausgegeben von W. Steller, 1882 ff.
 GB == Germanische Bibliothek, herausgegeben von W. Streitberg, 1896 ff.
 GH == Glaser Heimatblätter, herausgegeben von M. Tschitschke, 1914 ff.
 GRM == Germanisch-Romanische Monatsschrift, herausgegeben von H. Schröder, 1909 ff.
 GSt == Germanische Studien, herausgegeben von E. Ebering, 1919 ff.
 Klemenz, Glag; Klemenz, Meiß; Klemenz, Oberschlesien == P. Klemenz, Der Anteil der Grafschaft Glag an der deutschen Literatur, 1910; Der Anteil des Meißner Landes an der deutschen Literatur, 1913; Der Anteil Oberschlesiens an deutscher Geisteskultur und Dichtung, 1918/19.
 K == Deutsche Nationalliteratur, herausgegeben von J. Kürschner, 1882/99, 163 Bde.
 LF == Literarhistorische Forschungen, herausgegeben von J. Schid und M. von Waldburg, 1897 ff.
 LJG == Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, herausgegeben von G. Müller, 1926 ff.
 mal. == mittelalterlich

- Merker-Stammler = Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, herausgegeben von P. Merker und W. Stammler, 1925/29, 3 Bde.
- MGH = Monumenta Germaniae Historica.
- MGPaed = Monumenta Germaniae Paedagogica.
- MSGV = Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Th. Siebs.
- MVDB = Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1864 ff.
- NBI = Berliner Neudrucke, 1888/90, 12 Hefte.
- NBr = Neudrucke deutscher Literatur-Werke des 16. und 17. Jahrhunderts, herausgegeben von W. Braune, 1876 ff.
- N. F. = Neue Folge.
- NLM = Neues Lausitzisches Magazin, herausgegeben unter Mitwirkung der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften, 1822 ff.
- Pal = Palästra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, 1899 ff.
- PB = Schlesische Provinzialblätter, 1785/1849, 130 Bde.
- Scr. rer. Sil. = Scriptorum rerum Silesiacarum, oder Sammlung Schlesischer Geschichtsschreiber, begründet von J. A. Stenzel, 1835 ff.
- SM = Schlesische Monatshefte, Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat, begründet von E. Voellich, herausgegeben von F. Landsberger, 1924 ff.
- SL = Schlesische Lebensbilder, herausgegeben von F. Andreae, M. Hippe, P. Knötel, D. Schwarzer, 3 Bde., 1922, 1926, 1928.
- SThG = Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, 1902 ff.
- StvglLg = Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte, herausgegeben von M. Koch, 1901/9, 9 Bde.
- WB = Wort und Brauch. Volkskundliche Arbeiten, namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, herausgegeben von Th. Siebs und M. Hippe, 1908 ff.
- ZfdA = Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur, begründet von M. Haupt, herausgegeben von E. Schroeder, 1841 ff.
- ZfdPh = Zeitschrift für deutsche Philologie, begründet von J. Zacher, herausgegeben von P. Merker und W. Stammler, 1868 ff.
- ZvglLg = Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte, herausgegeben von Max Koch, 1886/1900, 15 Bde.
- ZVGSch = Zeitschrift des Vereins für Geschichte (bis 1905: und Altertum) Schlesiens, 1855 ff.

Quellen

Die bisher umfassendste und grundlegende Darstellung der schlesischen Literaturgeschichte ist das verdienstvolle, freilich längst veraltete Werk von August Kahlert, *Schlesiens Anteil an deutscher Poesie*, Breslau, 1835. In der Einleitung eine Übersicht über die älteren Hilfsmittel. Spätere kürzere Gesamtdarstellungen: Max Koch, *Literaturgeschichte Schlesiens* (Flech-Kampers, *Schlesische Landeskunde*, Breslau 1913; Bd. II, XVIII, 265/89); Hermann Janken, *Schlesische Dichter* (Festgabe für die dreizehnte Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Breslau 1903) und: Überblick über das schlesische Schrifttum bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts (A. wing Schläsch, hg. von E. Hartmann, Bd. I, Breslau 1922). Die literarische Entwicklung einzelner Landesteile behandeln die drei Schriften von Paul Klemen: *Der Anteil der Grafschaft Glatz an der deutschen Literatur*, Glatz 1910; *Der Anteil des Neiße Landes an der deutschen Literatur*, Neiße 1913; *Der Anteil Oberschlesiens an deutscher Geisteskultur und Dichtung, in der Zeitschrift „Oberschlesien“*, XVII, Heft 1–5. — Vgl. im übrigen auch die einschlägigen Abschnitte bei Josef Nabler, *Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften*, Bd. I und II, Augsburg 1923, 2. Aufl.

Für die geschichtliche Darstellung dienen als Grundlage: G. Stenzel, *Geschichte Schlesiens*, Breslau 1853; E. Grünhagen, *Geschichte Schlesiens*, 2 Bde., Gotha 1884/86; bei Flech-Kampers: F. K. Seppelt, *Mittelalterliche Geschichte* (II, 27/58) und J. Ziefursch, *Die neuere Geschichte Schlesiens* (II, 59/85); in *Die Kunst in Schlesien*, 23/54: M. Laubert, *Schlesiens geschichtliche Entwicklung. Für kunstgeschichtliche Angaben*: F. Landsberger, Breslau, Leipzig 1926 (*Berühmte Kunststätten* Bd. 75) und das Sammelwerk *Die Kunst in Schlesien*, Berlin 1927 (darin u. a. A. Griesbach, *Zur Baugeschichte*; E. Wiese, *Die Plastik*; F. Landsberger, *Ein Kapitel schlesischer Malerei*). Zur Volkskunde: J. Klapper, *Schlesische Volkskunde*, Breslau 1925.

Für die Erstdrucke sowie überhaupt als Ergänzung dieser Anmerkungen verweise ich auf meine in Vorbereitung befindliche Bibliographie der schlesischen Literaturgeschichte, die im Rahmen der von der Historischen Kommission herausgegebenen *Schlesischen Bibliographie* erscheinen wird.

- E. 1. *Vorgeschichte*: O. Martins, *Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens*, 2. Aufl., Breslau 1906. H. Seger, *Die vorgeschichtlichen Bewohner Schlesiens*, MSGV Heft 17 (1907), S. 1 ff.; *Urgeschichte* (Flech-Kampers, II, 1/27); *Vorgeschichtliche Zeit* (Kunst in Schlesien, 1/21). B. v. Richtshofen, *Die ältere Bronzezeit in Schlesien*, *Vorgesch. Forschungen*, I, 3, Berlin 1926.
- E. 3. M. Hellmich, *Die Besiedlung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit*, Breslau 1923. O. Schrader, *Begraben und Verbrennen im Lichte der Religions- und Kulturgeschichte*, MSGV XII, 1 (1910), 48/73.
- E. 4. K. Tadenberg, *Die Vandalen in Niederschlesien*, *Vorg. Forschungen*, I, 2, Berlin 1925.
- E. 5. Die Notiz über Gelimer bei F. Dahn, *Die Könige der Germanen*, München 1861, I, 178.
- E. 7. A. Holkmann, *Über den Polenfeldzug Friedrich Barbarossas vom Jahre 1157 und die Begründung der schlesischen Herzogtümer*, ZVGsSch 56 (1922), 42/55.

- §. 8 ff. Deutsche Besiedlung: K. Weinhold, Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien, Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 2, Heft 3, Stuttgart 1887. W. Schulte, Die Anfänge der deutschen Kolonisation in Schlesien, in *Silesiaca*, Grünhagenfestschrift des VGSch, Breslau 1898. W. Schulte, Beiträge zur Geschichte der ältesten deutschen Besiedlung in Schlesien, ZVGSch 34 (1900), 289 ff. Zivier, Zur Geschichte der Besiedlung und Germanisierung Oberschlesiens, Oberschlesien II (1904), 587 ff. W. Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens (WB 17), Breslau 1928. — Der Streit um die Echtheit der Leubuser Stiftungsurkunde: W. Schulte (Die Anfänge der deutschen Kolonisation in Schlesien) suchte die Urkunde als Fälschung zu erweisen. Vgl. ferner zu dieser Frage: D. Meinardus, Das Neumarkter Rechtsbuch und andere Neumarkter Rechtsquellen, Breslau 1906 (DQ 2); darin Ertus I, Die Echtheit der Leubuser Stiftungsurkunde von 1175, S. 75/76. W. Seidel, Der Beginn der deutschen Besiedlung Schlesiens, Breslau 1913 (DQ 17). D. Gorka, Über die Anfänge des Klosters Leubus, Breslau 1913 (DQ 18).
- §. 11 ff. Schlesiſche Mundart: H. Rückert, Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesiſchen Mundart im Mittelalter (ursprünglich in der ZVGSch 7/9 und 11 erschienen). Mit einem Anhang enthaltend Proben altschlesiſcher Sprache, herausgegeben von P. Pietsch, Paderborn 1878. W. v. Unwerth, Die schlesiſche Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt (WB 3), Breslau 1908. W. v. Unwerth, Das Entwicklungsgebiet der schlesiſchen Mundart, MSGV XIII/XIV (Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität Breslau), 155 ff. W. von Unwerth, Die schlesiſche Mundart, Schles. Jahrbuch für 1913, Berlin 1912, 99 ff. Vgl. auch S. Daefcke, Einleitung zum Wiener Oswald, S. XCIII, Anm., und S. 65. Th. Siebs, Schles. Volkskunde, Teil III: Sprache und Dichtung (Fisch-Kampers, II, 370 ff.).
- §. 16 ff. Geschichte der Mönchsorden: J. Winter, Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland, Berlin 1866. J. Winter, Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschlands, 3 Bde., Göttingen 1868/71.
- §. 18. Die ersten Niederlassungen der Augustiner-Chorherren: W. Schulte, Die Anfänge des St. Marienstifts der Augustiner-Chorherren auf dem Breslauer Sande: Kritische Studien zur schlesiſchen Geschichte, Heft 1, Groß-Strehlik 1906. W. Eypionka, Das Marienkloster der Augustiner Chorherren in Gorkau am Zobten, ZVGSch 58 (1924), 17/42. E. Blasel, Geschichte von Kirche und Kloster St. Adalbert in Breslau, Breslau 1912 (DQ 16).
- §. 19. Leubus: Vgl. die Anm. zu §. 8. Ferner: J. G. Büsching, Die Urkunden des Klosters Leubus, Breslau 1821. W. Thoma, Die kolonialisatorische Tätigkeit des Klosters Leubus im 12. und 13. Jahrh., Leipzig 1894. W. Schulte, Nachrichten der Zisterzienser über Kloster Leubus, ZVGSch 33 (1899), 209 ff. P. Wels, Geschichte des Klosters Leubus und seine Bedeutung für Schlesien, 2. Aufl., Liegnitz 1923.
- §. 20. Heinrichau: W. Pfister, Versuch einer Geschichte des vormaligen Cistercienser-Stiftes Heinrichau, Breslau 1846.
- §. 21. Rauden: J. Klapper, Geistiges Leben bei den Zisterziensermönchen im Kloster Rauden, Gleiwitz 1921 (In: Aus Oberschlesiens Vergangenheit, Beiträge zur schlesiſchen Geschichte, herausgegeben vom VGSch). — Schönwald: K. Gusinde, Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien, WB 17.
- §. 22. Trebniker Psalmen: hg. von P. Pietsch, Breslau 1881. — Über Peter von Patschkau in Hoffmanns Monatschrift, 675/76 und bei Rückert-Pietsch 20/21; Proben bei Rückert-Pietsch, Anh. 16/19.

- E. 23. *Frater Rudolfus*: J. Klapper, *Deutscher Volksglaube in Schlesien in ältester Zeit*, MSGV XVII (1915), 1. Heft, 19/57.
- E. 24. *Geschichtsschreibung*: Martini Galli Cronicon, hg. von J. W. Wandtke, Warschau 1824. — *Heinrichauer Gründungsbuch*: G. A. Stenzel, *Liber foundationis claustrii St. Mariae Virginis in Heinrichow*, aus der Handschrift herausgegeben, erläutert und durch Urkunden ergänzt, Breslau 1854. Paul Bretschneider, *Das Gründungsbuch des Klosters Heinrichau*, aus dem Lateinischen übertragen und mit Einleitung und Erläuterungen versehen, Breslau 1927 (DQ 29). Das Zitat E. 24 unten aus der Einführung S. 8. W. Schulte, *Das Heinrichauer Gründungsbuch nach seiner Bedeutung für die Geschichte des Urkundenwesens in Schlesien*, ZVGsch 34 (1900), 143/70.
- E. 25. *Chronica Polonorum*, herausgegeben von G. A. Stenzel, Breslau 1835 (Scr. rer. Sil. I, 1/32). — *Chronica principum Poloniae*, ebenda 38/172. — *Wisionsliteratur* f. Baefede, Wiener Oswald, Einleitung S. XCVI f. — *Philosophie*: Cl. Baumeister, Witelo, ein Philosoph und Naturforscher des XIII. Jahrhunderts, Münster 1908 (BGPhM III, 2). Enthält im Anhang den *liber de intelligentiis* und Teile der *Perspektiva*. Cl. Baumeister, *Zu Biographie des Philosophen und Naturforschers Witelo*, *Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft*, 33 (1912), 359/61.
- E. 27. *Hedwigslegende: Vita St. Hedwigis*, herausgegeben von G. A. Stenzel, Breslau 1839 (Scr. rer. Sil. II, 1/126). E. Hora, *Die ehemalige Schlackenwerter Handschrift der Hedwigslegende*, MVDB Bd. 219 (1911), 540 ff. A. Ritter von Wolfstorn, *Die Bilder der Hedwigslegende*, nach einer Handschrift vom Jahre 1353 in der Bibliothek der P. P. Piaristen in Schlackenwert, Wien 1846. Über die deutsche Übersetzung Freytags von 1451: J. G. Büsching, *Beschreibung einer noch unbekannten deutschen Handschrift des Lebens der heiligen Hedwig mit Federzeichnungen*, Breslau 1811. Alice Dehmelt, *Sprachliche Beurteilung einer Handschrift der Hedwigslegende von 1451*. Dissertation Breslau 1920 (Maschinenschrift). Der älteste Breslauer Druck (1504) befindet sich auf der Breslauer Staats- und Universitätsbibliothek. H. Luchs, *Die Bilder der Hedwigslegende*, Breslau 1861. Eine noch ältere, 1424 in Erfurt entstandene deutsche Übersetzung behandelt B. Obermann, *daz lebin sent hebewigis*, Handschrift der Bibliothek des Schleusinger Gymnasiums, Osterprogramm Schleusingen (Thüringen) 1880. Fr. A. Seppelt, *Mal. dt. Hedwigslegenden*, ZVGsch 48 (1914), 1/18 behandelt eine Handschrift aus dem 14. Jahrhundert in der Fürstl. Ottingen-Wallersteinschen Bibliothek zu Mähingen. Das Leben der hl. Hedwig, übersetzt von Konrad Megger und Franz Megger, Breslau 1927.
- E. 29. *Versus Lubenses*: in *Monumenta Lubensia*, herausgegeben von W. Wattenbach, Breslau 1861. — *Das Ave Maria* E. 29 bei J. Klapper, ZfdPh 47 (1916), 83/87. — *Konrad von Queinfurt*: vgl. Hoffmann von Fallersleben, *Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit*, 3. Aufl., Hannover 1861, S. 78/83 und H. J. Moser, *Geschichte der deutschen Musik*, 3. Aufl., Stuttgart-Berlin 1923, I, 220/21. — Karl Jakubczyk, *Denk Jesu nach! Ausgewählte deutsche Christusgedichte aus allen Jahrhunderten*, Freiburg i. Br. 1920, gibt Strophen 3 bis 5 in neuhochdeutscher Übertragung, nach der hier zitiert ist.
- E. 30. *Johannes von Frankenstein: Der Kreuziger des J. v. F.*, herausgegeben von Ferdinand Khull, Tübingen 1882 (BLVSt CLX). Ferdinand Khull, *Über die Sprache des J. von F.*, Graz 1880.
- E. 32. *Erste Ansätze zum geistlichen Drama*: J. Klapper, *Das mal. Volksschauspiel in Schlesien. Der von mir noch im Manuskript benutzte Aufsaß erscheint* MSGV XXIX (1928).

- E. 33. Osterfestspiel: J. Klapper sucht ZfdPh 50, 46 ff., wo er die betreffenden Stellen der Osterfeier aus dem *Ordo divini officii per totum annum* der Kreuzherren veröffentlicht, nachzuweisen, daß die kirchliche Osterfeier ihren Ursprung in Jerusalem habe und von Pilgern nach dem Abendlande gebracht worden sei.
- E. 35. Ursprung des Minnesangs: R. Burdach, Über den Ursprung des mal. Minnesangs, Liebesromans und Frauendienstes, Sitzungsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften, 1918, XLV und XLVII. H. Brinkmann, Entstehungsgeschichte des Minnesangs, Halle 1926. — Mittelalterliche Weltanschauung: G. Müller, Gradualismus, DVj II (1924), 681/720. H. Brinkmann, Diesseitsstimmung im Mittelalter, DVj II, 721/52. A. v. Martin, Das Problem der mal. Weltanschauung, DVj III (1925), 485/500. — H. Brinkmann, Zur geistesgeschichtlichen Stellung des deutschen Minnesangs, DVj III, 615/41.
- E. 36. Die Zweinfresken im Wohnturm zu Bober-Röhrs-dorf: W. Klose, Das Schloß zu Bober-Röhrs-dorf, in Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Bd. 4, 595 ff. Die Fresken wurden zuerst bedeutet von P. Knötel, Schlesiens Zweinbilder aus dem 14. Jahrhundert, MSGV XX (1918), 72/98. — Über schlesische Personennamen, die dem ritterlichen Epos entstammen, verdanke ich nähere Angaben der Liebenswürdigen des Herrn Professors Paul Knötel in Breslau. Die vorkommenden Namen sind: Glotriand, Ganwyn, Parzifal, Iwan (wohl nicht = slavische Form von Johann, sondern = Iwein); Walwan (= Walewein), Striftram, Ifolde (Ysalbe). Die Namen der deutschen Heldensage waren über ganz Deutschland verbreitet, dagegen begegnen die den modischen Ritterspielen entnommenen naturgemäß nur in den höheren Schichten. Man darf darin einen Beweis für die Lesung dieser Dichtungen in Schlesien sehen; dafür spricht auch das paarweise Auftreten solcher Namen in mehreren Familien.
- E. 37. Die Minnelieder des Herzogs von Pressela: Eine erschöpfende Übersicht und kritische Würdigung der bisherigen Literatur gibt R. Wutke, Der Minnefänger Herzog Heinrich von Pressela in der bisherigen Beurteilung, ZVGSch 56 (1922), 1–32. Während die ersten, die über diese beiden Minnelieder schrieben, Melchior Goldast und Henel von Hennensfeld, sich überhaupt nicht darüber äußern, welcher der Breslauer Heinrich als Dichter in Frage komme, nennt Hofmanswaldau (Vorrede zu seinen deutschen Übersetzungen und Gedichten 1679) ohne nähere Angabe von Gründen Heinrich V. Bodmer in seiner Ausgabe des Manessischen Kober (Sammlung von Minnefängern usw., Zürich 1758) entschied sich für Heinrich IV., und diese Ansicht blieb bis heute allgemein in Geltung, wo man nicht, wie Kahlert und Heinrich Rüdert (in dem Anhang zu dem Werke von H. Luchs, Schlesiens Fürstenbilder im Mittelalter, Breslau 1872) die Verfasserfrage überhaupt offen ließ. Ein Aufsatz von R. Eberth, Die Minnelieder Heinrichs von Breslau (PB 126 [1847]), 481 ff., der für Heinrich III. eintritt und für diese Ansicht beachtenswerte Gründe beibringt, blieb unbeachtet. Zeitgenössische Zeugnisse über die dichterische Tätigkeit eines Breslauer Herzogs haben wir überhaupt nicht. Tannhäuser, der zudem höchstwahrscheinlich Heinrich III. im Auge hatte, sowie der sogenannte Steirische Neimchronist (früher auch als Ottokar von Hornegg bezeichnet) preisen Heinrichs Freigebigkeit; die Verse Heinrichs von Meissen (Frauenlob) beklagen seinen frühen Tod, da er um seiner vorzüglichen Charaktereigenschaften willen von allen deutschen Fürsten der beste Nachfolger Rudolfs von Habsburg als König gewesen wäre. Wutkes eigene Meinung, deren schriftliche Darlegung er in der genannten Abhandlung in Aussicht stellt, hat er in einem im Verein für Geschichte Schlesiens zu Breslau abgehaltenen Vortrage ausgesprochen: den Angaben der Manessischen Handschrift ist nicht zu trauen, da sie zahlreiche Fürsten als Minnefänger anführt, deren Persönlichkeit sagenhaft ist

oder bei denen aus andern Gründen an dichterische Betätigung nicht gedacht werden kann. Er vermutet als Dichter irgendeinen namenlosen Sänger, der die beiden Minnelieder nach damaliger höfischer Gepflogenheit dem vornehmen Gönner seiner Kunst nur zugeeignet habe. Reicht meines Erachtens das beigebrachte Material auch nicht voll aus, um dem schlesischen Herzog die Verfasserschaft mit unbedingter Sicherheit abzusprechen, so ist doch jedenfalls das Zeugnis der Großen Heidelberger Handschrift allein nicht ausreichend, um einen Beweis für Heinrich auf ihm zu begründen. Ich lasse also die Frage offen. Nimmt man Wuttes These an, so ist damit zugleich, da ja die Fahrenden überwiegend aus Oberdeutschland kamen, die schlesische Herkunft der Lieder überhaupt in Frage gestellt. Das Fehlen jeder mitteldeutschen Elemente könnte diesen Zweifel nur verstärken.

- E. 37.** Volko I. von Schweidnitz-Jauer-Münsterberg als literarischer Anreger: Das Verdienst, als erster die schlesischen Volkstonen in ihrer Bedeutung für die mittelhochdeutsche höfische Dichtung Schlesiens erkannt zu haben, kommt G. Baefede zu (Einleitung zu seiner Ausgabe des Wiener Oswald, LXXXVIII f.). Allerdings zieht B. Schrift Denkmäler heran, wie die Trebnitzer Psalmen, Peter von Patzschkau und das Wiener Orchesterspiel, deren Verwertung in diesem Zusammenhange doch wohl auf recht erhebliche Bedenken stoßen dürfte, und ist sich offenbar auch nicht klar darüber, daß Volko II. von Münsterberg und sein gleichnamiger Schweidnitzer Neffe, der ihn lange überlebte, zwei verschiedene Personen gewesen sind. (Einen zuverlässigen Überblick über die Verwandtschaftsverhältnisse der schlesischen Pfaffen gibt K. Wutte, Stamm- und Übersichtstafeln der schlesischen Pfaffen, 2. Auflage, Breslau 1910/11.) Daß der Auftraggeber von Ludwigs Kreuzfahrt nicht der damals dreißigjährige Volko II. von Münsterberg gewesen sein kann, sondern es sich um seinen Vater Volko I. handelt, hat H. Naumann (s. unten) einwandfrei nachgewiesen. Bs. Hypothese bedarf demnach erheblicher Korrekturen.
- E. 38.** Der Vorte: Der Vorte des Dietrich von Glaz, herausgegeben von J. H. von der Hagen, Gesamtabenteuer I, 20. R. Drendel, Über das mittelhochdeutsche Gedicht Der Vorte von Dietrich von der Glezze. Dissertation Halle 1906. P. Klemenz, Der Anteil der Grafschaft Glaz usw., 3 ff. O. R. Meyer, Der Vorte des Dietrich von der Glezze, Untersuchungen und Text, Heidelberg 1915 (GA 3). O. R. Meyer, Die Quelle des Vorten, ZfdA 59 (1922), 36/46. P. Klemenz, Ist Dietrich von der Glezze der älteste Dichter des Glazer Landes? GlH VI (1920), 3. Heft.
- E. 40.** Ludwigs Kreuzfahrt: Erste Ausgabe von v. d. Hagen, Leipzig 1854. R. Kinzel, Das Gedicht von des Landgrafen Ludwig Kreuzfahrt nach Sprache und Komposition, ZfdPh 8 (1877), 380/418. R. Köhricht, Erläuterungen nach der historischen Seite, ebenda, 419/56. H. Janken, Untersuchungen über die Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen, ZfdPh 36 (1904), 1/58. H. Naumann, Zu Ludwigs Kreuzfahrt, ZfdPh 49 (1921), 78/82 (gibt den genauen Nachweis des Entstehungsjahres), Die Kreuzfahrt des Landgrafen Ludwigs des Frommen von Thüringen, herausgegeben von H. Naumann, Berlin 1923 (MGH, Deutsche Chroniken IV 2). — Deutsche Dichtung in Böhmen: R. Wolkau, Böhmens Anteil an der dt. Literatur des 16. Jahrhunderts, 3 Bde., Prag 1890/94. R. Wolkau, Geschichte der dt. Literatur in Böhmen und den Sudetenländern, Augsburg 1925.
- E. 43.** Wiener Oswald: Der Wiener Oswald, herausgegeben von G. Baefede, Heidelberg 1912 (GB III, 2). A. Berger, Die Oswaldlegende in der deutschen Literatur, Dissertation Leipzig 1886. E. Schulze, Die Entwicklung der deutschen Oswaldlegende, Dissertation Halle 1888. Vgl. auch die ausführlichen Darlegungen bei G. Chrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters II, 1, München 1922, 328/37, mit weiteren reichen Literaturangaben über die Oswaldbichtungen überhaupt.

- Spielmannsbichtung: H. Naumann, Versuch einer Einschränkung des romantischen Begriffes Spielmannsbichtung, DVj II (1924), 36/46.
- E. 49. Karl IV.: H. Friedjung, Karl IV. und sein Anteil am geistigen Leben seiner Zeit, Wien 1876. Werunsky, Geschichte Karls IV. und seiner Zeit, Innsbruck 1880/86.
- E. 51. Bildende Kunst: E. Wiese, Schlesiſche Plastik vom Beginn des XIV. bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts, Leipzig 1923. – Miniaturmalerei: M. Drorak, Die Illuminatoren des Johann von Neumarkt, Wien 1901.
- E. 52. Böhmiſche Frührenaissance: K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation, I, Halle 1888. K. Burdach, Deutsche Renaissance, 2. Aufl., Berlin 1918. K. Burdach, Reformation, Renaissance, Humanismus, 2. Aufl., Berlin 1926. K. Burdach, Die Kulturbewegung Böhmens und Schlesiens an der Schwelle der Renaissance, Euph. XXVII (1926), 493/521.
- E. 53. Rienzo: K. Burdach und Paul Piur, Briefwechsel des Cola di Rienzo, Berlin 1912. K. Burdach, Rienzo und die geistige Wandlung seiner Zeit, Berlin 1913.
- E. 54. Johann von Neumarkt: J. Klapper, Zur Lebensgeschichte des Humanisten J. v. N., Kanzlers Kaiser Karls IV., MSGV XXVIII (1927), 148/164 (bringt den Nachweis seiner böhmischen Herkunft. H. Schlecht Studien über J. v. N., Dissertation Freiburg i. B. 1923. A. Hanſel, J. v. N.s kirchliche Laufbahn, Dissertation Breslau 1925.
- E. 55. Schlesiſche Formularbücher: H. Jäckel, Die Kanzlei Herzog Heinrichs IV. von Breslau, ZVGsch 14 (1878), 124 ff. Formelbuch des Breslauer Domherrn Arnold von Progen (aus der Zeit von 1302 bis 1332), mitgeteilt von W. Wattenbach, Cod. dipl. Sil. V 1862. Mar Unterlauff, Ein schlesiſches Formelbuch des 14. Jahrhunderts, ZVGsch 27 (1893), 310/55. Glogauer Formelbuch im Kloster Admont, mitgeteilt ZVGsch 12 (1874), 487/90. J. Klapper, Ein schlesiſches Formelbuch des 14. Jahrhunderts, ZVGsch 69 (1927), 157/77. K. Wutke, Über schlesiſche Formelbücher des Mittelalters, Breslau 1919 (DQ 26). K. Burdach, Schlesiſche Briefmuster aus der Wende des 14. Jahrhunderts. Unter Mitwirkung G. Webermeyers herausgegeben und mit einleitenden Untersuchungen begleitet, Berlin 1926 (Vom Mittelalter zur Reformation V). – Die Summa cancellariae: Th. Lindner, Das Urkundenwesen Karls IV. und seiner Nachfolger, Stuttgart 1882. Die S. c. herausgegeben von J. Tadra, Wien 1886, Prag 1895. G. Lulvès, Die S. c. des J. v. N., Berlin 1891, E. Schiewe, Ein Schweidniſcher Formularbuch J. v. N., ZVGsch 61 (1927), 312/360.
- E. 56. Dante: E. H. Kother, Dante in Schlesien, Breslau 1921.
- E. 57. Erwähnung des Nibelungenliedes: Germania 9, 152; Neues Lauf. Magazin 23, 153; ZfdA 6, 27. – Überſetzung des Gedichtes Frauenlobs: Friedjung, a. a. O. 325 f.; ZfdA 6, 29; ZVGsch 9, 192. – Die Soliloquien herausgegeben von A. Sattler, Graz 1904. – Humanistischer Hieronymuskult: J. Klapper, Aus der Frühzeit des Humanismus, Dichtungen zu Ehren des hl. Hieronymus, in: Bausteine, Feſtſchrift zum 70. Geburtstag von Mar Koch, Breslau 1926, 255/81. – Hieronymusleben: Das Leben des heiligen Hieronymus in der Überſetzung des Biſchofs Johannes VIII. von Olmütz, herausgegeben von A. Benedikt, Prag 1880 (Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen III).
- E. 58. Einwirkung der Sprache der kaiſerlichen Kanzlei auf Schlesien: B. Arndt, Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei, Breslau 1898 (GAbh 15). Vgl. dazu K. Burdach, Die älteste deutsche Kanzleisprache

- Breslau und die frühneuhochdeutsche Schriftsprache, Worspiel I, 2, 243/52, Halle 1925. A. Vernt, Ein Beitrag zur mal. Vokabularien, in: Prager Deutsche Studien, Heft 8, Prag 1908. K. Gufinde, Konrad von Heinrichau und die Bedeutung der altschlesischen Vokabularien für die Mundartforschung und Volkskunde, MSGV XIII/XIV (1911/12), 374/400.
- E. 59. Deutsche Gebete: J. Klapper, Das deutsche Privatgebet im Mittelalter (Vortragsreferat), Korrespondenzblatt des Gesamtverbandes der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 62 (1914), Heft 6/7.
- E. 60. Erste Bibelübersetzungen: K. Burdach, Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie, Halle 1924.
- E. 61. Kampf um die deutsche Bibel: J. Klapper, Im Kampf um die deutsche Bibel. Zwei Traktate des 14. Jahrhunderts, Breslau 1922. — Johannes von Saaz: Der Adernmann aus Böhmen, herausgegeben von A. Vernt und K. Burdach, Berlin 1917. Neuhochdeutsche von A. Vernt in der Inselbücherei, Nr. 198. G. Zedler, Der A. aus B.: 16. Jahresbericht der Gutenberg-Gesellschaft, Mainz 1918. K. Burdach, Der Dichter des A. aus B. und seine Zeit, I, Berlin 1926. W. Rehm, Zur Gestaltung des Todesgedankens bei Petrarca und Johann von Saaz, DVj 5 (1927), 431/455.
- E. 62. Entwicklung des schlesischen Schulwesens: G. Baugh, Geschichte des Breslauer Schulwesens vor der Reformation, Breslau 1904. (Cod. dipl. Sil. 25.)
- E. 63. Entwicklung Oberschlesiens: Klemenz, Oberschlesien, 3/8.
- E. 65. Nikolaus von Kosel: J. Klapper, Kirchliches Leben in Oberschlesien vor 500 Jahren. Bruder Nikolaus von Kosel. In: Aus Oberschlesiens Vergangenheit, Heft 2, Gleiwitz 1922, 3/20. Hoffmanns Monatschrift 738/51.
- E. 67. Vagantendichtung: M. Buedinger, Über einige Reste der Vagantenpoesie in Österreich, Wien 1854 (In: Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften). J. Feislalif, Studien zur Geschichte der altböhmischen Literatur, V: Die altböhmischen Gedichte vom Streite zwischen Seele und Leib. Nebst Beiträgen zur Geschichte der Vagantenpoesie in Böhmen, Wien 1861 (In: Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, 36, 2. Heft, 158 ff.). H. Palm, Lateinische Lieder und Gedichte aus schlesischen und österreichischen Bibliotheken: Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, 1862, Heft 2, 74 ff.
- E. 68. Ludolf von Sagan: Catalogus Abbatum Saganensium, herausgegeben von G. A. Stenzel, Scr. rer. Sil., Bd. I, Breslau 1835, 173/528.
- E. 69. Geistliche Spiele: J. Klapper, Das mal. Volksschauspiel in Schlesien, MSGV XXIX (1928). — Breslauer Marienklagen: Die erste Klage, herausgegeben von A. Schulz, Bruchstücke eines Passionsspiels Bartshs Germania 16 (1871), 57/60. Die zweite Marienklage und Auferstehungsspiel bei J. Klapper, Mitteldeutsche Texte aus Breslauer Handschriften, ZfdPh 47 (1918), 83/98. Ebenda auch Angaben über das Saganer Passionsspiel.
- E. 70. Wiener Osterspiel: Abgedruckt bei Hoffmann von Fallersleben, Fundgruben für Geschichte der dt. Sprache und Literatur, II, Breslau 1837, 296/336. A. Höpfer, Untersuchungen zu dem Innsbrucker, Berliner und Wiener Osterspiel, Breslau 1913 (GAbh 45).
- E. 71. Dorotheenspiel: H. Schachner, Das Dorotheenspiel, ZfdPh 35 (1913), 157/96. — Schlesier an der Prager Hochschule: Tomek, Geschichte der Prager Universität, Prag 1849. A. W. E. Th. Henschel, Schlesiens wissenschaftliche Zustände im 14. Jahrhundert. Ein Beitrag insbesondere zur Geschichte der Medizin, Breslau 1850. A. Franz, Schriften der schlesischen artistischen Dozenten in Prag, Katholik 1898,

I, 1 ff. A. Müller, Hochschüler aus dem Fürstentum Meisse an der Prager und Leipziger Universität im Mittelalter: 39. Bericht der Philomathie in Meisse, Meisse 1928, 1/19. M. macht in Prag 71, in Leipzig bis 1557 80 Meisser namhaft.

- E. 72. Nikolaus Magni: A. Franz, Der Magister N. M. de Jawor. Ein Beitrag zur Literatur- und Gelehrtengegeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts, Freiburg i. B. 1898.
- E. 74. Zur Verfasserschaft des *speculum artis bene moriendi* vgl. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation I (1888), 50 und Anm. E. 135. F. Falk, Die Deutschen Sterbebüchlein von der ältesten Zeit des Buchdruckes bis zum Jahre 1520, Köln 1890.
- E. 75. P. Pfotenhauer, Schlesier als Rektoren der Universität Leipzig in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens, ZVGSchl 17 (1883), 177/229.
- E. 77. R. Koebner, Der Widerstand Breslaus gegen Georg von Podiebrad, Breslau 1918 (DQ 22).
- E. 78. Oberdeutsche Einwanderung: E. Fuhrmann, Die Bedeutung des oberdeutschen Elements in der Breslauer Bevölkerung des 15. und 16. Jahrhunderts. Dissertation Breslau 1913.
- E. 79. Peter Eschentoer: *Historia Wratislaviensis et quae post mortem regis Ladislai sub electo Georgio de Podiebrad Bohemorum rege illi acciderant prospera et adversa*, herausgegeben von H. Markgraf, 1872 (Script. Rer. Sil. VII). *Geschichten der Stadt Breslau 1449/79*, herausgegeben von J. E. Kunisch, Breslau 1827/28. ADB 6 (Markgraf).
- E. 82. Enea Silvio: K. Burdach, E. S. und der deutsche Frühhumanismus, Vorpiel I 2 (Halle 1925), 262 ff. G. Voigt, E. S. de Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter und die Wiederbelebung des klassischen Altertums, Berlin 1856/63. A. Weiß, E. S. de Piccolomini als Papst Pius II. Sein Leben und sein Einfluß auf die literarische Kultur Deutschlands, Graz 1897. — E. Lyan: K. Dziakfo, Kaspar E., Breslaus erster Drucker, ZVGSchl 15 (1881), 1/31.
- E. 83. Johann Roth: J. Schneid, Johann IV. von Roth, Sammelblatt des historischen Vereins Eichstätt 23, 1 ff. ADB 14 (Markgraf). — Das Breslauer Domkapitel und der Humanismus: Baugh, ZVGSchl 38 (1904), 292/342. Die wissenschaftliche Erforschung des schlesischen Humanismus ist bisher in der Hauptsache von Gustav Baugh geleistet worden. Ein großer Teil seiner zahlreichen kleineren Aufsätze sind unter dem Sammeltitel „Zur Literaturgeschichte des schlesischen Humanismus“ in verschiedenen Jahrgängen der ZVGSch erschienen. Die betreffenden Aufsätze sind hier nur mit Bandzahl, Jahrgang und Seite angeführt. — Merbotz: Baugh, ZVGSch 40 (1906), 141/168. — Wigand von Salza: Baugh, ZVGSch 31 (1897), 142/143 und 40 (1906), 181/183.
- E. 84. Sauer mann: G. Baugh, Ritter Georg S., der erste adelige Vorfahr der Grafen Saurma v. Jeltzsch, ZVGSch 19 (1885), 146/81. — Schlesische Studenten in Bologna: P. Pfotenhauer, Schlesier auf der Universität Bologna, ZVGSch 28, 443/46; 29, 268.
- E. 87. Schlesische Studenten in Krakau: G. Baugh, Deutsche Scholaren in Krakau zur Zeit der Renaissance, 78. Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, Breslau 1900; 2/76. G. Baugh, Schlesien und die Universität Krakau im 15. und 16. Jahrhundert, ZVGSch 41 (1907), 99/180. — Midisch: Baugh, ZVGSch 40 (1906), 178/81. — Tausan: Baugh, ZVGSch 40, 168/78. — Celtis: F. Roth, C. Celtis Protucius, Kolding 1898. G. Baugh, Die Rezeption des Humanismus in Wien, Breslau 1903. W. Seliger, Die gelehrte Donaugesellschaft und die Anfänge des Humanismus in Wien, Olmütz 1876.
- E. 89. Longinus Eleutherius: Baugh, ZVGSch 31 (1897), 123/137.

- E. 90. *Schlesische Studenten in Erfurt*: P. Pfotenbauer, *Schlesier auf der Universität in Erfurt im Mittelalter*, ZVGSch 30 (1896), 307/13. G. Bauch, *Zu Erfurt als Artisten promovierte Schlesier 1450–1521*, ZVGSch 40 (1906), 325/32. — Gregorius Agricola: Bauch, ZVGSch 30 (1896), 157/64. — Sauer: Bauch, ZVGSch 40, 181/83. — Jagilucus: Bauch, ZVGSch 30 (1896), 128/57. — Wittenberg: G. Friedensburg, *Geschichte der Universität Wittenberg*, Halle 1917.
- E. 91. Corvinus: G. Bauch, Laurentius Corvinus, der Breslauer Stadtschreiber und Humanist, ZVGSch 17 (1883), 230/302.
- E. 92. *Aufführungen antiker Komödien in Breslau*: Bauch, ZVGSch 40 (1906), 183/84.
- E. 93. *Plan einer Breslauer Universitätsgründung*: E. Th. Gaupp, *Die Stiftungsurkunde des Königs Wladislaw von Böhmen und Ungarn vom 20. Juli 1505 für die in Breslau zu gründende Universität*, mit Einleitung und Anmerkungen ZVGSch 1 (1856), 229/44. H. Wuttke, *Der Versuch der Gründung einer Universität in Schlessien*, PB 112 (1830), 412 ff. und 501 ff. (Sonderdruck Breslau 1841). — *Nationalgefühl der schlesischen Humanisten*: P. Thierse, *Der nationale Gedanke und die Kaiseridee bei den schlesischen Humanisten*, Breslau 1908. Gibt in der Einleitung eine Übersicht über die Geschichte des Humanismus in Schlessien.
- E. 94. Fegge: Bauch (1903), 120/31. — Vulturinus: *Der Panegyricus Silesiacus* zuerst abgedruckt von Chr. G. Hoffmann in Bd. IV der *Script. rer. Lusatiarum* 1719, 13 ff. Der Abschnitt über Hirschberg wurde von K. G. Lindner abgedruckt und in *deutsche Alexandriner übertragen*: *Deutsche Gedichte und Übersetzungen*, Breslau-Leipzig 1743, S. 551 ff. H. Meuß, *Des W. Lobgedicht auf Schlessien von 1506*, herausgegeben und überseht, MSGV XXVIII (1927), 38/81. Auch W. zählte zu den Schülern des Celsus. Dieser erwähnt ihn 1502 als Mitglied seines Wiener Poetenkollegiums. Corvinus, der sein Lehrer gewesen zu sein scheint, wird ihn auf E. hingewiesen haben. Vgl. Bauch, Corvinus, ZVGSch 17, 260.
- E. 95. *Sthenus*: J. G. Kunisch, *Barthol. Stein und seine Beschreibung der Stadt Breslau*, Hoffmanns Monatschrift, 94/112 und 564/65. H. Markgraf, *Barth. Steins Beschreibung von Schlessien und seiner Hauptstadt Breslau 1512/13* überseht, Breslau 1902 (*Mitteilungen aus dem Archiv und der Stadtbibliothek zu Breslau* 6). Bauch, ZVGSch 26 (1892), 225/38. — Johann Thurzo: ADB 14 (Markgraf). E. Otto, *De Joanne V. Turzone episcopo Wratislaviensi commentatio*, Breslau 1865.
- E. 96. Ursinus: ADB. 39 (Bauch). Bauch, Caspar u. Velius, der Hofhistoriograph Ferdinands I. und Erzieher Maximilians II., Budapest 1886.
- E. 99. Logau: Bauch, *Der humanistische Dichter George von Logau*: 73. Jahresbericht der Schlessischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, Breslau 1895.
- E. 100. Werner: Bauch, ZVGSch 32 (1898), 82/104.
- E. 101. *Reformation in Schlessien*: A. D. Meyer, *Studien zur Vorgeschichte der Reformation. Aus schlessischen Quellen*, München-Berlin 1903. Daraus auch das Zitat von Rybisch E. 103. E. F. Arnold, *Schlessien am Vorabend der Reformation*. Corr. ev. K. 9 (1904), 65/89. P. Konrad, *Die Einführung der Reformation in Breslau und Schlessien*, Breslau 1917 (MQ 24).
- E. 104. Heß: E. A. J. Kolbe, Johann H., der schlessische Reformator, Breslau 1846. J. Köstlin, J. H. der Breslauer Reformator, ZVGSch 6 (1864), 97/131; 6. 2 (1865), 181/265. Bauch, ZVGSch 26 (1892), 213/25. ADB. 48 (Bauch). Bauch, Joh. Thurzo und J. H., ZVGSch 36 (1902), 193/224. Bauch, *Zur schlessischen Reformationsgeschichte*, ZVGSch, 41 (1907), 336/52. — Moibanus: ADB 22 (Schimmelpfennig). P. Konrad, Dr. A. M., Halle 1891. — *Schulwesen*: G. Bauch, Ge-

- sichte des schlesischen Schulwesens in der Zeit der Reformation, Breslau 1911 (Cod. dipl. Sil. 26). — Nigier: *Vauch*, Das Leben des Humanisten Anton N., ZVGSch 16 (1882), 180/219.
- E. 105. Mehler: *Vauch*, ZVGSch 32 (1898), 49/81.
- E. 106. Faber: *Vauch*, ZVGSch 26 (1892), 240/48.
- E. 109. Türkengefahr: H. Wendt, *Schlesien und der Orient*, Breslau 1916 DQ 21. — Kybischs Bericht: *Vauch*, ZVGSch 31 (1897), 162/64. Zu R. ferner: *Vauch*, ZVGSch 26 (1892), 238/40. R. Joerster, Heinrich und Seyfried N., ZVGSch 41 (1907), 181/240. R. ist nicht Schlesier, wonach die Angabe auf E. 102 zu berichtigen ist. Er ist 1485 zu Büdingen in Oberhessen geboren, studierte in Leipzig und wurde 1514 Breslauer Syndikus. 1525 trat er als Rentmeister für Schlesien und die Lausitz in den Dienst Ferdinands I. und brachte es bis zum Kgl. Rat. Er starb 1544. Sein Sohn Heinrich R. (1530–1584) hat sich um die schlesische Geschichtsschreibung Verdienste erworben. — Über Moibus Türkenfahrt s. Thierse a. a. O.
- E. 112. Wirtschaftliche Entwicklung: H. Wendt, *Ergebnisse der schlesischen Wirtschaftsgeschichte*, Breslau 1925.
- E. 113. Hans von Schweinichen: ADB 33 (Wutke). Die erste vollständige Ausgabe der Lebenserinnerungen als „Lieben, Lust und Leben der Deutschen des 16. Jahrhunderts usw.“ von J. G. Büsching, Breslau 1820/23, 3 Bde. Denkwürdigkeiten des H. v. S., herausgegeben von H. Desterley, Breslau 1878. Memorialbuch der Fahrten und Taten des schlesischen Ritters H. v. S. Nach seiner eigenhändigen Aufzeichnung aufs neu an Tag geben durch Engelbert Hegaur (d. i. W. E. Desterding), München 1911. Eine populäre Überarbeitung bis zum Tode Herzog Heinrichs brachte E. v. Wolzogen, Leipzig 1885; er hat aus H. v. S. den Stoff geschöpft für sein Bühnenspiel „Eine fürstliche Maulschelle“ (Uraufführung Breslau 1912). Auch Julius Gesellhofen hat die Abenteuer des schlesischen Ritters dichterisch behandelt („Fahrten und Leiden eines fröhlichen Gefellen“, 1884). Ferner: *Werkbuch des H. v. S.*, zum erstenmal herausgegeben von A. Wutke, Berlin 1895 (enthält Aufzeichnungen über höfische Festveranstaltungen usw.).
- E. 115. Brieger Gymnasium: K. F. Schönwälder und J. J. Guttmann, *Geschichte des Kgl. Gymnasiums zu Brieg*, Breslau 1869. — Gürtler: *Vauch*, Hieronymus G. von Wildenberg, der Begründer der Goldbergener Partikularschule, ZVGSch 29 (1895), 159/96.
- E. 116. Trezendorf: ADB 38 (Meister). Hoffmanns Monatschrift 209/26. K. E. Löschke, W. Tr. nach seinem Leben und Wirken, Berlin 1856. G. *Vauch*, W. Tr. und die Goldbergener Schule, Berlin 1921 (M. G. Paed. 17). E. Maetschke, ZVGSch 56 (1922), 159/96.
- E. 117. Henel von Hennenfeld: H. Markgraf, Hs. v. H. Leben und Schriften, ZVGSch 25 (1891), 1/41. J. G. Kuniß, De Nicolai Henelii Breslographia, Programm des Friedrichs-Gymnasiums, Breslau 1841. — Schröder: ADB 32 (Noethe).
- E. 118. Adam: ADB 45 (Rehner). — Hieronymus Arconatus: PB Lit. Weil. 1799; 225 (Scheibel). — Die Brüder Reusner: ADB 28 (Eisenhut). — Seccerwig: ADB 33 (Pyl). S. Treichel, Leben und Worte des Johannes Seccerwigius, Diss. Greifswald 1928 (mit chronologischem Verzeichnis der Werke). Das Geburtsjahr des S. ist danach bedeutend später als bisher üblich anzusetzen; auf etwa 1530. S. weist eine fortschreitende Entwicklung bei S. auf von äußerlich gewandter und eleganter Formkunst zu steigender Vertiefung und innerer Anteilnahme in den Schöpfungen der Greifswalder Zeit. Rehder: ADB 27 (Markgraf). A. Wachler, Th. R. und seine Büchersammlung in Breslau, Breslau 1828. G. Baeder, Th. R., Der Mann und sein Werk. Dissertation Breslau 1921 (Maschinenschrift).

- E. 120. **Kirchenlied**: H. Hoffmann (v. Gallersleben), Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit, Breslau 1832; 2. Aufl. Hannover 1854, 3. Aufl. 1861. Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, 5 Bde, Leipzig 1874 ff. J. Mühsell, Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16. Jahrhundert, 3 Bde, Berlin 1855. — Serpilius, Historische Untersuchung, wer doch des alten Sterbeliedes: O Welt, ich muß dich lassen, eigentlicher Autor sei. Regensburg 1716. — Weiße: K. Woltan, Das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder, Prag 1891. ADB 41 (Woltan).
- E. 122. **Knoll**: ADB 16. — Hoffmann von Gallersleben, Zur Geschichte der schlesischen Poesie, Hoffmanns Monatschrift 1/48. Behandelt u. a. Liebig, Richter, Titus.
- E. 123. **Reinmann**: ADB 27. — Kinner: ADB 15 (K. Eitner). — Moller: ADB 22. — Martin Böhme ist in der ADB merkwürdigerweise zweimal behandelt: als Kirchenliederdichter M. Behemb ADB 2 (P. Pressel), als Dramatiker Martinus Bohemus ADB 3 (Scherer).
- E. 124. **Heermann**: Seine geistlichen Lieder herausgegeben von Ph. Wackernagel, Stuttgart 1856. H. Schubert, J. H., ZVGSch 19 (1885), 185/234. W. A. Bernhard, Beiträge zur Biographie des Liederdichters J. H., ZVGSch 21 (1887), 193/218. E. Hühneroth, J. H., Marburg 1907. G. Blümel, J. H., SL 3 (1928), 36/42.
- E. 126. **Meistergesang**: W. Stammer, Die Wurzeln des Meistergesangs, DVj 1 (1923), 532/56. H. Ellenbeck, Die Sage vom Ursprung des deutschen Meistergesangs, Dissertation Bonn 1911.
- E. 130. **Link**: P. Klemenz, Glag 7/18. — Über eine Meister Reimchronik aus der Mitte des 16. Jahrhunderts von meisterfingertlichem Charakter s. Klemenz, Meise 20/22. — Breslauer Meistersinger: H. Seidel, Die Meistersingerschule in Breslau, Diss. Breslau 1925 (Maschinenschrift).
- E. 131. **Puschmann**: Die Meistergesänge von A. P. auf das Straßburger Münster, abgedruckt von E. Martin, in: Hans-Sachs-Forschungen, herausgegeben von A. L. Stiefel, Nürnberg 1894, 382 ff. Der „Gründliche Bericht“, neu herausgegeben von R. Jonas, NBr 73, Halle 1888. Das Eingebuch des A. P., herausgegeben von G. Münzer, Berlin 1906. ADB 26 (Noeße). Hoffmann v. Gallersleben, A. P., Breslau 1834. E. Göhe, Der Meistersinger A. P. in Görlich, NLM 53 (1877), 59/157. G. Sieg, Der Meistersinger A. P. und der Kantor Zacharias P., NLM 98 (1922), 99 ff. R. Buchwald, Zu Puschmanns Lehre vom Sprechvers, Euph. 13 (1911), 755 ff. K. Drescher, Einige Gesichtspunkte metrischer Betrachtung, II. Der Hans-Sachs-Vers, Daufseine, Festschrift für Max Koch, Breslau 1926, 173/90.
- E. 134. **Breslauer Schulordnung**: Ißunna und Hermode, Breslau 1813, Nr. 11: Entdeckung einer Meistersingerordnung der Breslauer Schule (Abt.).
- E. 135. **Freudenberg**: Der Lobspruch auf die Stadt Breslau, wieder abgedruckt von J. G. Büßing, Breslau 1812.
- E. 136. **Drama**: H. Palm, Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, Breslau 1877. Darin: Das deutsche Drama in Schlessien bis auf Gryphius, 113/28. — **Weihnachtsspiel**: Fr. Vogt, Die Schlessischen Weihnachtsspiele, Leipzig 1901. Vogt, Weihnachtsspiele des schlessischen Volkes, Berlin 1914 (Terte).
- E. 137. **Fastnachtsspiel**: O. Günther, Ein Bruchstück aus einem unbekannten Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts. Aus einer Breslauer Handschrift mitgeteilt, MSGV XXVI (1925), 189/96. W. Jungandreas, Die Munkart des Breslauer Fastnachtsspielbruchstückes, MSGV XXVI, 196/99. W. Jungandreas, Die Grundlagen des schlessischen Fastnachtsbruchstückes, MSGV XXVII (1926), 151/78.

- E. 138. Meisterfingerstücke: Über Puschmann siehe die Literatur zu E. 131.
— In Zvgllg N. F. 13 (1899), 205/5 teilt Max Koch das Gutachten des Pfarramts über eine Komödie von Hans Kurf mit.
- E. 140. Calaminus: ADB 3 (Schimmelpfennig). J. Erüger, Zur Straßburger Schulkomödie. In: Festschrift des protestantischen Gymnasiums zu Straßburg, Straßburg 1888, 307/54. Bringt u. a. den Text des Carnius.
- E. 142. Deutsches Schuldrama. Stoffe des Schuldramas: R. Pilger, Die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert, Halle 1879. H. Holstein, Das Drama vom verlorenen Sohn, Halle 1880. J. Spengler, Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts, Innsbruck 1888. A. v. Weilen, Der ägyptische Joseph im Drama des 16. Jahrhunderts, Wien 1887. A. Wist, Tobias in der dramatischen Literatur Deutschlands, Dissertation Heidelberg 1899.
- E. 143. Habelschwerdter Aufführungen: P. Thamm, Aus der guten alten Zeit, Wf. für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz 3 (1883/84), 244/48. P. Klemenz, Glatz, 19/20. — Mundart im Drama: A. Lowack, Die Mundarten im hochdeutschen Drama bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1905 (BBr 7). Daraus sei den im Text behandelten Stücken, die die schlesische Mundart verwenden, noch ein handschriftlich auf der Breslauer Stadtbibliothek aufbewahrtes Drama aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges angereicht: Lob- und Freudenfest, welches dem treuen Gott und Vater für alle absonderlich Anno 1634 seinen liebsten Leutenbergern erzeugte Rettung und Wohlthaten zum Dank und Ehren, Erstlich mit einer Deutschen Oration (dreimal so lang als das Stück) und hernach mit einem Schred- und Trostspiele auf einem in der Kloster Kirchen sonderlichen dartzu aufgebawten Schawplaze d. 27. Juli 1634 gehalten. Wf: Chrysostomus Schulke, beyder Rechten Candidat und selbiger Schulen Rektor. — Eine Übersicht der älteren schlesischen Dialektliteratur gibt G. Werther, Quellen der schlesischen Mundart bis auf Holtei, MSGV XXVI (1925), 152/65. — Göbel: A. Lowack, Die älteste Probe schlesischen Volksdialekts im Drama, MSGV, Heft XIII (Bd. VII, 1905), 58/63.
- E. 144. Martin Böhme: ADB 3 (Scherer). J. Spengler, Martinus Bohemus. In: Xenia Austriaca, Festschrift der österreichischen Mittelschulen zur 42. Versammlung dt. Philologen und Schulmänner, Wien 1893. II. Abt.: Deutsche Sprache und Literatur, 43/66. A. Lowack, Drei Dramen mit Verwendung der schlesischen Mundart aus dem Jahre 1618, MSGV XI (1909), 141/73.
- E. 146. Kätel: ADB 27 (J. Volte). — Calagius: ADB 3 (Palm).
- E. 147. Lieboldt: A. Müller, Die Theaterdichter J. L. aus Silberberg und Hieronymus Lind aus Glatz. Nur der erste Teil über L. ist erschienen: Programm Strehlen 1891. M. macht L. zum Schüler der Engländer und stellt ihn neben Ayres. Englische Komödianten sind aber erst lange nach Erscheinen von Ls Stück nach dem deutschen Osten gekommen. Die abwegige Hypothese, daß Shakespeare als Mitglied einer Bande in Deutschland gewesen sei, bei dieser Gelegenheit Ls Werk kennen gelernt habe und dadurch zum Cymbelin angeregt worden sei, weist M. selbst zurück.
- E. 148. Kober: ADB 16. — H. Palm, Die älteste Probe schlesischen Volksdialekts (er hält noch Kobers „Idea“ dafür), PB N. F. VI (1867), 7 ff.
- E. 150. Jrenäus: ADB 14 (G. Brand). — Volkslied: J. Günther, Die schlesische Volksliedforschung, Breslau 1916 (WB 13). Deutsche Volkslieder in Schlessien vor und nach 1603: Hoffmanns Monatschrift 542/55. Soldatenlob im Dreißigjährigen Kriege: ebenda, 689/95. H. Grosser, Die Breslauer Niederh. von 1603, MSGV XXVI (1925), 166/88.
- E. 151. Elisabeth: D. Kinkeldey, Ein schlesisches Dialektlied aus dem 16. Jahrhundert, Schlessisches Jahrbuch 1913, Berlin 1912, 105/7.

- S. 152. *Mystik*: J. Bernhart, Einleitung zu seiner Ausgabe der „Deutschen Theologie“, Leipzig 1920. E. Seeberg, *Zur Frage der Mystik*, Leipzig 1921. M. Grabmann, *Wesen und Grundlagen der katholischen Mystik*, München 1922.
- S. 157. *Schwenckfeld*: ADB 33 (D. Erdmann). A. Wähler, *Leben und Wirken Caspar S.s von Ossig während seines Aufenthaltes in Schlesien*, PB 97 (1833), 119/30, 209/21, 301/11, 381/89, 477/83; 98 (1833), 16/24, 118/27. Fr. Hoffmann, *E. S.s Leben und Lehren*, Programm, Berlin 1897. K. Ede, *S., Luther und der Gedanke einer apostolischen Reformation*. Berlin 1911. Kluge, *Leben und Entwicklungsgang E. v. S.s*, Corr. ev. K. 15 (1917), 220/44; E. v. S.s *Stellung zu Theologie und Kirche*, Corr. ev. K. 16 (1918), 7/29.
- S. 158. *Krautwald*: ADB 4 (Schimmelpfennig). G. Eberlein, *Zur Würdigung des W. K.*, Corr. ev. K. 8 (1902), 268/86.
- S. 161. *Schwenckfelder*: D. Kadelbach, *Ausführliche Geschichte K. v. S.s und der S.der in Schlesien, der Oberlausitz und Amerika nebst ihren Glaubensschriften*, Lauban 1860. K. Ede, a. a. O. 260/323. E. F. Arnold, *Zur Geschichte und Literatur der S.der*, ZVGSSch 43 (1909), 291/303.
- S. 162. *Schlesische Schwärmer*: Umfängliche Notizen, z. B. in der Einleitung zu W. E. Peuckerts *Böhmebuch*. G. Koffmann, *Die religiösen Bewegungen in der evangelischen Kirche Schlesiens während des 17. Jahrhunderts*, Breslau 1880.
- S. 164. *Rosentkruzer*: W. E. Peuckert, *Die Rosentkruzer*, Jena 1927.
- S. 165. *Jakob Böhme*: Die erste Aufgabe seiner Schriften veranstaltete 1682 in 10 Bänden Johann Georg Sictel. Gesamtausgabe von Schiebler, 7 Bände, 1831/47; 2. Aufl. 1861 ff. Neudrucke: Vom dreifachen Leben des Menschen, herausgegeben von L. Schreyer, Hamburg o. J.; *Sex Puncta Theosophica*, Leipzig 1921 (Insel-Bücherei Nr. 337). Auswahl: von Hans Kayser, Leipzig 1920 (in: *Der Dem, Bücher der deutschen Mystik*; mit Franckenbergs Biographie); von J. Gräbisch (*Die Fruchtshale VIII*); P. Hankamer, *Das Böhme-Lesebuch*, Berlin 1925. ADB 3 (Hamburger). H. Fechner, J. B., *Sein Leben und seine Schriften*, NLM 33 (1857), 313/446; 34, 27/138. H. Martensen, J. B., *Theosophische Studien*, aus dem Dänischen von A. Michelsen, Leipzig 1882. P. Deussen, J. B., *über sein Leben und seine Philosophie*, 2. Aufl., Leipzig 1911. Gedentgabe der Stadt Görlitz zu B.s 300jährigem Todestage, herausgegeben von R. Jeht, Görlitz 1924. Darin: E. Adler, *Zur Feststellung der Geburtsstätte J. B.s in Alt-Seidenberg*; R. Jeht, *Die Lebensumstände J. B.s*; F. Voigt, *Beiträge zum Verständnis J. B.s: Vom Wesen seiner Persönlichkeit und seiner Gedankenwelt*. J. B. und Görlitz, ein Bildwerk, herausgegeben von R. Jeht, Görlitz 1924. P. Hankamer, J. B., *Gestalt und Gestaltung*, Bonn 1924. E. Lohmeyer, J. B., *Getrenkte*, Breslau 1924. W. E. Peuckert, *Das Leben J. B.s*, Jena 1924. E. F. Arnold, *Beiträge aus der schlesischen Kirchengeschichte zur J. B.-Forschung*, Corr. ev. K. 17 (1924), 147 ff.
- S. 174. *Verhältnis zu Luther*: H. Bornkamm, *Luther und B.*, Bonn 1925. — *Zu den Alchymisten*: A. v. Harleß, J. B. und die Alchymisten, 2. Aufl., Leipzig 1882.
- S. 175. *Über B.s Verhältnis zur Sprache* vgl. P. Hankamer, *Die Sprache, ihr Begriff und ihre Deutung im 16. und 17. Jahrhundert*, Bonn 1927.
- S. 176. *Böhmes Nachwirkung*: E. Ederheimer, J. B. und die Romantiker, I. und II.: J. B.s Einfluss auf Zed und Novalis, Heidelberg 1904.
- S. 179. *Deutsche Dichtung seit Opitz*: D. F. Gruppe, *Leben und Werke deutscher Dichter*, Geschichte der deutschen Poesie in den letzten drei Jahrhunderten, Bd. 1, 1864. E. Lemke, *Von Opitz bis Klopstock*, Leipzig 1882. Th. S. Perry, *From Opitz to Lessing, a study of pseudo classicism in literature*, Boston 1885. H. Hettner, *Geschichte der*

- deutschen Literatur vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich des Großen, 5. Aufl., Braunschweig 1909.
- E. 181. Slavische Einflüsse: H. Nitschmann, Geschichte der polnischen Literatur, 2. Aufl., Leipzig 1889. K. Brückner, Geschichte der polnischen Literatur, Leipzig 1901.
- E. 185. Literarische Reformbestrebungen: E. Höpfer, Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts, Göttingen 1866.
- E. 186. Hoeck: H.s Schönes Blumenfeld herausgegeben von Max Koch, NBr 157/59, Halle 1899. — Weckherlin: Gesamtausgabe von H. Fischer: BLVSt 199, 200, 245 (1894 ff.). Auswahl von K. Goedeke, DD 5.
- E. 187. Sprachgesellschaften: H. Wolff, Der Purismus in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts, Straßburg 1888. H. Schulz, Die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, Göttingen 1888. F. W. Barthold, Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft, Berlin 1848.
- E. 188. Heidelberg: J. Fr. Hauk, Geschichte der Universität Heidelberg, Mannheim 1862. D. u. H., Mannheimer Geschichtsblätter 5, 165 f. — K. H. Wels, D.s politische Dichtungen in H., ZfdPh 46 (1915), 87/95. — Zinkgraf: Fr. Schnorr von Carolsfeld, Julius Wilhelm Z.s Leben und Schriften. Archiv für Lg. 8, 1 ff; 446 ff. — Dpiß: ADB 24 (Münster). H. Strehle, M. D. Leipzig 1856. H. Palm, Beiträge usw., Breslau 1877: V. M. D. 129/260. K. Weinhold, M. D. von Boberfeld, Kiel 1862. Fr. Gundolf, M. D., München 1923. E. Ernatinger, M. D., SL 3 (1928), 1/10. M. Rubensohn, Der junge D., Euph. 2 (1900), 57 ff.
- E. 189. Bunzlau: E. Wernicke, Chronik der Stadt Bunzlau, Bunzlau 1884. Fr. Weber, Magister Fabian Brand, der erste deutsche Orthograph, ZVGSch 5 (1863), 361/72.
- E. 190. Schönaichianum: D. H. Hering, Geschichte des ehemaligen berühmten Gymnasiums zu Beuthen a. O., Breslau 1784/89. E. D. Klopsch, Geschichte des berühmten Schönaichischen Gymnasiums zu Beuthen a. O., Glogau 1818.
- E. 192. Dpißens theoretische Schriften: Aristarch und Buch von der deutschen Poeterei herausgegeben von G. Witkowski, Leipzig 1888. Buch von der deutschen Poeterei, herausgegeben von D. Fritsch, NBr 1. Buch von der deutschen Poeterei, herausgegeben von E. W. Berghoeffer, Frankfurt a. M. 1888 (mit Quellenangabe). K. Borinski, Die Kunstlehre der deutschen Renaissance in D.s Buch von der deutschen Poeterei, München 1883. K. Borinski, Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland, Berlin 1886. J. Heydtmann, Über Enoch Hanmanns Anmerkungen zu D.s Buch von der deutschen Poeterei, Kofod 1882. D. Fritsch, Zu Dpißens deutscher Poeterei, Paul und Braunes Btr. X, 591 ff. D. Fritsch, M. D.s Buch von der deutschen Poeterei, ein kritischer Versuch (Parallelen mit Vorgängern), Diss. Halle 1884.
- E. 193. Dpiß und Fischart: E. Höpfer, Amadis, nicht Dienenforb, ZfdPh VIII (1877), 467/77. Dpiß, D. als Denuker Fischarts, ebenda 477/82. — Schwabe von der Heyde: P. Schulke, M. D. und Ernst Schw. v. d. H., Archiv für Lg. XIV, 241/47. K. Schlösser, Konrad und Schw. v. d. H., Euph 6 (1904), 271 ff.
- E. 194. Schlesier in der Fruchtbringenden Gesellschaft: F. Friedensburg, ZVGSch 27 (1893), 117/39. F. zählt 24 schlesische Mitglieder auf, darunter acht Fürstlichkeiten. Außer Dpiß, A. Gryphius und Logau werden u. a. genannt: der Satiriker Paul Winkler (1630–1686; vgl. E. 355 und 366), hier als Verfasser des „Schlesischen Robinson“ bezeichnet, was unbedingt falsch ist, da dort bereits W.s Tod berichtet wird; Johann Georg Wende, geb. 1635 in Breslau, gest. 1705 als Rektor in

- Thorn. Er hat die Fruchtbringende Gesellschaft 1670 in einem Schuldrama behandelt und ein historisches Drama „Die zerstörte Irmenfäule“ hinterlassen. Der junge Kuhlmann war sein Schüler. — Verhältnis Opizens zu Konrad und Heinzius: G. Wenderoth, Die poetischen Theorien der französischen Plejade in M. O.s Deutscher Poeterei, Euph 13 (1911), 445 ff. B. Muth, Über das Verhältnis von M. O. zu Daniel Heinzius, Leipzig 1872. R. Bachherrn, O., Konrad und Heinzius, Königsberg 1888. B. Veranek, M. O. in seinem Verhältnis zu Scaliger und Konrad, Programm Wien 1883.
- E. 198. Der Dichter Opiz: Von der Opizausgabe von Bodmer und Breitinger (Zürich 1745) ist nur ein Band erschienen. Auswahl von J. Zittmann, DD 1, 1869. Weltliche und geistliche Dichtungen, herausgegeben von H. Desserley, K 27. Deutsche Poemata, herausgegeben von G. Witkowski, Halle 1902 (NBr 189/92). M. v. Walberg, Die deutsche Renaissance-Lyrik, Berlin 1888. E. Heilborn, Der Wortschatz der ersten schlesischen Dichterschule, Diss. Berlin 1890.
- E. 199. Sprache und Metrik: J. Kehrlein, M. O., einige Bemerkungen über seine Sprache, als Beitrag zur historischen Grammatik, Archiv f. d. Unterricht im Deutschen, II 2, 31/02. H. Veran, Wort- und Versakzent bei M. O., Programm Wien 1906. K. Bursch, Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache, Vorspiel II 1, 1/33. K. Bursch, Zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, ebenda 34/69.
- E. 202. Naturgefühl: P. Neuenhuser, Untersuchungen über M. O. im Hinblick auf seine Behandlung der Natur, Diss. Bonn 1904. H. Abmaier, Der Frühling in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts, Diss. Greifswald 1912. — Kriegsdichtungen: K. Wels, Die patriotischen Strömungen in der deutschen Literatur des Dreißigjährigen Krieges, nebst Anhang: Das tyrätische Lied bei O. und Weckherlin in ihrem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis, Diss. Greifswald 1913.
- E. 203. Besuvius: L. Langer, Der W. von M. O., Jahresbericht des 2. deutschen Obergymnasiums Brium 1895/96.
- E. 205. Hercynie: A. Hübner, Das erste deutsche Schäferidyll und seine Quellen, Diss. Königsberg 1910.
- E. 206. Dramenübertragungen: A. Mewyn, Vorbarocker Klassizismus und Griechische Tragödie. Analyse der Antigone-Übersetzung des M. O. Neue Heidelberger Jahrbücher 1926, 3/63.
- E. 207. Daphne: H. H. Vorherdt, Beiträge zur Geschichte der Oper und des Schauspiels in Schlessen bis zum Jahre 1740, ZVGSch 43 (1909), 217/42 Daphne 223/36. — Judith: A. Mayer, Euph 20 (1913), 39/53, weist des Florentiners Andrea Salvadori „Giubitta“ (aufgeführt 1626) als Quelle nach. Vorherdt a. a. O. 236/41.
- E. 208. Köler: M. Hippe, Christoph K., ein schlesischer Dichter des 17. Jahrhunderts, Breslau 1902 (Mittlgen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek zu Breslau 5).
- E. 210. Tscherning: ADB 38 (Hippe). H. H. Vorherdt, Andreas Tsch., München-Leipzig 1912.
- E. 211. Apelles von Löwenstern: H. Steinig, Über das Leben und die Kompositionen des Matthäus A. v. L., Diss. Rostock 1892. ADB 19. P. Epstein, A. v. L.s deutsche weltliche Lieder: Ztschr. f. Musikwissenschaft, X (1928), 363 ff. P. Epstein, M. A. v. L., ZVGSch 62 (1928), 1/30. P. Epstein, M. A. v. L., SL 3 (1928), 42/47. Die Arbeiten Epsteins, die ich nur zum Teil noch in letzter Stunde für meine Darstellung verwenden konnte, lassen L.s Aareger- und Mittlertätigkeit im geistigen Leben bedeutsam hervortreten. Sein ausgebehnter Briefwechsel (seine eigenen Briefe sind leider verloren) zeigt den erstaunlichen Umfang seiner Beziehungen. Mit Harsdörffer, Michael Wackner, Köler, Henel von Hennenfeld u. a. stand

er in Verbindung. Zih sendet ihm aus Danzig Werke Kaldenbachs; er selbst schickt dem Delfer Hofprediger Christoph Freitag Schriften Rists. Mit Scherffer war er eng befreundet: „Der Götter und Göttinnen Hochzeit-Lieber“ sind zum Teil für L.s zweite Hochzeit 1637 geschrieben worden, wenn sie auch erst, bedeutend vermehrt, in der Gedichtsammlung von 1652 veröffentlicht wurden. Ezepto beantwortet die Übersendung von Harsdörffers Gesprächsspielen mit einem beachtenswerten Briefe über den Wert der deutschen Sprache für die Dichtkunst. Von dem geselligen Leben im Hause des A. während seiner letzten Breslauer Jahre geben die Tagebuchaufzeichnungen seines Freundes Elias Major ein gutes Bild.

- E. 214. Andreas Scultetus: ADB 33 (Markgraf). Dziakto, der Übertritt des Dichters A. S. von Bunzlau zum Katholizismus im Jahre 1644, ZVGsch 12 (1874), 439/53. Ludwig Sittenfeld in der Zeitschrift „Der Osten“ 1902, 37/40. Das Dunkel, das bisher über den Schicksalen des Dichters seit seinem Weggange aus Breslau ruhte, lichtet zum ersten Male K. Schindler in einer noch ungedruckten Heidelberger Diss. „Der schlesische Barockdichter A. S.“ (erscheint als Bd. 62 der GAbh).
- E. 216. E n r a d: M. Hippe, Christian E., ein vergessener schlesischer Dichter, in: Silesiaca, Festschrift für Grünhagen, Breslau 1898, 253/88. — D o r o t h e a E l e o n o r e v. R o s e n t h a l: ADB 29.
- E. 217. Z i h: Deutsche Gedichte gesammelt und herausgegeben von L. H. Fischer, Halle 1888. ADB 38 (Markgraf). G. Ellinger, Einige Bemerkungen zu Johann Peter Z.s deutschen Gedichten, ZfdPh 21 (1889), 309/28.
- E. 218. K a l d e n b a c h: ADB 15. Den im Text genannten Dpizianern ist noch anzufügen der jungverstorbene Georg G l o g e r aus Habelschwerdt (1603 bis 1631), der vertraute Freund Paul Flemings während seiner Leipziger Universitätszeit. Seine Gedichte (75 an der Zahl, davon 41 lateinische) hat Lappenberg 1865 herausgegeben, im Anschluß an seine Ausgabe der Gedichte Flemings (in BLVSt 73, 82 und 83). Über Gloger: ADB 9 (Palm) und Klemenz, Glag, 23/26. — S c h e r f f e r: P. Drechsler, Wenzel Sch. von Scherffenstein, Diss. Breslau 1886. P. Drechsler, W. Sch. v. Schf. und die Sprache der Schlesier, Breslau 1895 (GAbh 11). Herr Dr. G. Kersten in Brieg teilt mir mit, daß das Geburtsjahr Sch.s entgegen der bisherigen Annahme vor 1600 anzusehen sei, wofür er demnächst in einer größeren Arbeit über Sch. den Beweis erbringen wird.
- E. 221. L o g a u: Sämtliche Sinngebichte herausgegeben von G. Eitner, Tübingen 1873 (BLVSt 113). Auswahlen z. B.: DD 3, K 28, Neclam 706. K. Haehnel, Fr. v. L., eine literarhistorische Charakteristik, Pilsen 1883. H. Denker, Ein Beitrag zur literarischen Würdigung Fr. v. L.s, Diss. Göttingen 1899. W. Meßger, L.s Sprache, Versuch einer systematischen Darstellung des Laut- und Formenstandes in L.s Sinngebichten, Diss. München 1904. P. Hempel, Die Kunst Fr.s v. L., Berlin 1917 (Pal 130).
- E. 222. M a r t i a l: K. Levy, M. und die deutschen Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts, Stuttgart 1903. — O w e n: E. Urban, Ouenus und die deutschen Epigrammatiker des 17. Jahrhunderts, Diss. Berlin 1899.
- E. 227. L e s s i n g s A u s w a h l: W. Heuschkel, Untersuchungen über Ramlers und Lessings Bearbeitung von Sinngebichten L.s, Jena 1901.
- E. 228 ff. B a r o c k: H. Eysarz, Deutsche Barockdichtung. Renaissance, Barock, Rokoko, Leipzig 1924. E. Ermatinger, Barock und Rokoko in der deutschen Literatur, Leipzig 1926, 2. Aufl. 1928. W. Weisbach, Barock als Kunst der Gegenreformation, Berlin 1921. Fr. Strid, Der lyrische Stil des 17. Jahrhunderts: Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte, Festschrift für Frz. Munder (1916), 21/53. J. H. Scholte, Barockliteratur, Merker-Stammeler I, 111/24. A. Hübscher, Barock als Gestaltung antithetischen Lebensgefühls, Euph. 24 (1922), 517/62 und 759/805. H. Eysarz, Vom

- Geist des deutschen Literatur-Barock, DVj 1 (1923), 243/68. W. Weisbach, Barock als Stilphänomen, DVj 2 (1924), 225/56. W. Stammeler, Das Zeitalter des Barock 1600–1750, Zeitschr. f. Deutschkunde, 1921, 64/71 und 336 ff. R. Vietor, Vom Stil und Geist der deutschen Barockdichtung, GRM 14 (1926), 145/84. W. Schulte, Renaissance und Barock in der deutschen Dichtung, LJG I (1926), 47/61. E. Ermatinger, Zeitsstil und Persönlichkeitsstil, Grundlinien einer Stilgeschichte der neueren deutschen Dichtung, DVj 4 (1926), 615/50.
- E. 235. **William:** A. Knoblich, Leben und Werke des Malers M. W., Breslau 1868. E. Klossowsky, M. W., Breslau 1902. D. Maul, M. W., Strassburg 1914. E. Kloss, M. W., SL 3 (1928), 95/104.
- E. 236. **Mucius:** E. Kirsch, Von der Persönlichkeit und dem Stil des schlesischen Zifferzylinder-Komponisten Johannes M., Breslau 1926. — Andreas Gryphius: Gesamtausgabe von H. Palm, BLVSt 138, 162, 171. Auswahlen: DD 4 und 14, K 24 (Palm) ADB 10 (Palm). G. Bredow, Hinterlassene Schriften, Breslau 1823, 67/118. J. Herrmann, Über A. G., Programm Leipzig 1851. Fr. Strehlke, Leben und Schaffen des A. G.: Herrigs Archiv 22 (1857), 81 ff. Th. Wissowa, Beiträge zur Kenntnis von A. G.s Leben und Schaffen, Programm Glogau 1876. G. Breuder, Zur Würdigung des A. G., Programm Trarbach 1889. P. Haake, A. G. und seine Zeit, Herrigs Archiv 103 (1911), 1/46. Fr. Gundolf, A. G., Heidelberg 1927. Paul Merker, A. G., SL 3 (1928), 109/19.
- E. 238. **Weltanschauung:** W. Schied, Studien zur Lebensanschauung des A. G., Diss. Greifswald 1924. J. Liebe, Die Deutung des Gotteswillens in der Religion und im Drama des A. G., Diss. Leipzig 1923 (Maschinenschrift).
- E. 239. **Epen:** Fr. W. Jahn, Über „Herodis furiae et Rachelis lachrymae“ von A. G., Programm Halle 1883. E. Gnerich, A. G. und seine Herodesepen (mit Text und Quellennachweisen), Leipzig 1906 (BBr 2). Olivetum, übersetzt von Fr. Strehlke, Weimar 1862.
- E. 240. **Lyrik:** Sonn- und Feiertagesonette, herausgegeben von H. Welti, Halle 1883 (NBr 37/38). Auswahlen: von D. Wernatsch, Glogau 1916; von Klabund: Das dunkle Schiff, 2. Aufl., München 1921. B. Mannheimer, Die Lyrik des A. G., Berlin 1904 (mit Text der Lissaer Sonette von 1637).
- E. 241. **Sonett:** H. Welti, Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung, Leipzig 1884. — Ode: E. Keppler, Die Pindarische Ode in der deutschen Poesie des 17. und 18. Jahrhunderts, Diss. Tübingen 1911. R. Vietor, Geschichte der deutschen Ode, München 1923 (Barockode 45/84).
- E. 244. **Theater:** W. Flemming, A. G. und die Bühne, Halle 1921.
- E. 246. **Jesuitenkomödie:** W. Hanning, A. G. und das Drama der Jesuiten, Halle 1907.
- E. 248. **Elias Major:** M. Hippe, Aus dem Tagebuche eines Breslauer Schulmannes im 17. Jahrhundert, ZVGSch 36 (1902), 159/92. — Seneca: P. Stachel, S. und das deutsche Renaissancedrama, Berlin 1907. R. Wrettska, S. und das antike Drama, Mitteilungen des Vereins klassischer Philologen in Wien, 1925/26, 79/83.
- E. 249. **Holländer:** R. A. Kollerwijn, Über den Einfluß des holländischen Dramas auf A. G., Heilbronn 1887.
- E. 250. **Trauerspiele:** Ausgaben: DD 4 (Rittmann), Leipzig 1870; BLVSt 162 (Palm), Tübingen 1862. D. Kloppe, A. G. als Dramatiker, Programm Denabrück 1850. L. G. Wysocki, A. G. et la tragédie allemande au XVII. siècle, Paris 1893. J. Spina, Der Vers in den Dramen des A. G. und sein Einfluß auf den tragischen Stil, Programm Braumau 1895. P. Knüppelholz, Der Monolog in den Dramen des A. G., Diss. Greifswald 1911. H. Steinberg, Die Reyen in den Trauerspielen des A. G., Diss. Göttingen 1914. M. Blakemore Evans, The attitude of A. G. toward

the Supernatural: Studies in German literature, Madison 1925 (University of Wisconsin studies in language and literature 22), 97/106. L. Wolff, A. G. und das Volksschauspiel vom Doktor Faust, ZfdA 62 (1925), 99 ff. E. Keppler, G. und Shakespeare, Diss. Tübingen 1923 (Maschinenschrift).

- E. 254. Leo Armenius: A. Heisenberg, Die byzantinischen Quellen von G.s „L. A.“, Zvgllg N. F. 8 (1895), 439/46.
- E. 255. Katharina: Quellenstudien zu A. G.s Trauerspiel „E. v. Georgien“, Zvgllg N. F. 5 (1892), 207/13. R. M. Werner, Schiller und G., Stvgllg 5 (1905), Ergänzungsheft, 60/63.
- E. 256. Papinian: W. Flemming, Der Prolog zum „Hamlet“ der Wandertruppen und A. G., Euph 24 (1922), 659/62. E. Heine, Eine Bearbeitung des P. auf dem Repertoire der Wandertruppen, ZfdPh 21 (1889), 280/309.
- E. 257. Cardenio und Celinde: herausgegeben von Ludwig Tieck: Deutsches Theater, 2. Bd., Berlin 1817, 83/144. K. Neubauer, Zur Quellenfrage von A. G.s „Cardenio und Celinde“, Stvgllg 2 (1902), 433/51. Vogeler, Cardenio und Celinde des A. G. und Shakespeares Romeo und Julia, Herrigs Archiv 79 (1887), 391/402.
- E. 259. Piafius: Th. Paur, Über den P. des A. G., ZVGSch 2, (1858), 167/81.
- E. 260. Lustspiele: herausgegeben von H. Palm: BLWSt 138, H. Hühner, A. G. als Lustspielsdichter, Progr. Wittenberg 1885. — Peter Squenz: herausgegeben von L. Tieck, Deutsches Theater 2, 233/71; NBr 6 (Braune). R. A. Kollwijn, Über die Quelle des P. Squ., Schnorrs Archiv f. Lg. 9 (1880), 445 ff. F. Meyer von Walbeck, Der P. Squ. von A. G., eine Verpötlung des Hans Sachs, Wj. f. Lg. 1 (1888), 195/212.
- E. 261. Verliehtes Gespenst und gel. Dornrose: herausgegeben von H. Palm, Breslau 1855. R. A. Kollwijn, G.s Dornrose und Vondels Leuandalers, Schnorrs Archiv f. Lg. 9 (1880), 56/63. — Volkstundliches in den übrigen Werken: M. Koch, Volkstundliches bei A. G., MSGV XIII/XIV (1911/12), 337/59.
- E. 262. Horribilicribrifax: herausgegeben von L. Tieck, Deutsches Theater 2, 145/231; NBr 3 (Braune).
- E. 263. Schlesische Mystiker des 17. Jahrhunderts: G. Koffmane, Die religiösen Bewegungen in der evangelischen Kirche Schlesiens während des 17. Jahrhunderts, Breslau 1880.
- E. 265. Spanische Mystik: D. Eberz, Aktive und passive Katholizität in Spanien, Hochland 9, XIX 2 (1922), 319/332.
- E. 266. Schweinik: ADB 33 (Hippe). — Frankenberg: ADB 7 (Schimmelpfennig). H. Schrader, Beiträge zu den deutschen Mystikern des 17. Jahrhunderts: A. v. F., Dissertation Heidelberg 1923 (Maschinenschrift). W. E. Peuckert, Die Entwicklung A.s v. Fr. bis zum Jahre 1641, Dissertation Breslau 1927.
- E. 269. Poser: M. Hippe, Aus alten Stammbüchern der Breslauer Stadtbibliothek, Das Stammbuch des Heinrich von P., SM 1925, 132/39.
- E. 270. Tschesch: ADB 38 (Schimmelpfennig).
- E. 271. Ezeplio: Die drei ersten Centurien der Monodisticha abgedruckt bei G. Koffmane, Corr. ev. K. I (1882), 66/91. A. Kahlert, Prug' lithist. Taschbuch, 1844, 131/52. H. Palm, Beiträge usw., Breslau 1877, 127/28 und 261/303. G. Koffmane, D. v. E., Corr. ev. K. I (1882), 27/40; 65/93. (ADB 4 (Palm). Th. Straßer, Der junge E., Diss. Göttingen 1912. W. Wyrski, E., im Mannesalter, Diss. Breslau 1919 (Maschinenschrift).
- E. 279. Angelus Silesius: Gesamtausgaben: Sämtliche poetische Werke, herausgegeben von D. A. Rosenthal, Regensburg 1862, 2 Bde.; von H. L. Held, München 1922, 2 Bde.; München 1925, 3 Bde.; Sämtliche poetische Werke und Auswahl aus den Streitschriften, herausgegeben von

- G. Ellinger, Berlin 1924, 2 Bde. — ADB 1 (Lemke). E. J. Gaupp, Die römische Kirche beleuchtet in einem ihrer Profelyten, Dresden 1840. P. Wittmann, A. E. als Konvertite, als mythischer Dichter und als Polemiker, Augsburg 1842. A. Kahler, A. E., Breslau 1853. W. Lindemann, A. E., Bild eines Konvertiten, Dichters und Streittheologen, Freiburg i. Br. 1876. A. Treblin, A. E., ein Vortrag, Breslau 1877. E. Seltmann, A. E. und seine Mystik, Breslau 1896. K. Reinhardt, Die Mystik in Leben und Dichtung des A. E., Jahrbuch des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker, 1922, 112/26. H. Heckel, A. E., Hochland XXII 1 (1924/25), 290/305, G. Ellinger, A. E., Breslau 1927. K. Vietor, Johann Scheffler, SL 3 (1926), 78/89.
- E. 282. Versuch, zwischen A. E. und Scheffler zu unterscheiden: W. Schrader, A. E. und seine Mystik, Programm Erfurt 1852. I. Beweis, daß A. E. nicht mit Johann Scheffler identisch ist.
- E. 283. Cherubinischer Wandersmann: herausgegeben von G. Ellinger, Halle 1895 (NBr 135/38); von W. Bölsche, Jena und Leipzig 1905 (Die Einleitung sucht die Mystik des A. E. im Sinne des Monismus zu deuten). Zahllose Ausgaben.
- E. 286. Heilige Seelenlust: herausgegeben von G. Ellinger, Halle 1901 (NBr 177/81).
- E. 288. Sinnliche Beschreibung: neu herausgegeben als zweite Nummer der Theatinerdrucke, München 1924.
- E. 290. Streitschriften: K. von Kralik, J. Sch. als katholischer Apologet und Polemiker, Frier 1913.
- E. 291. Gründliche Ursachen usw.: herausgegeben von H. L. Held als Nr. 4 der Urkunden zur deutschen Reformationsgeschichte, München 1912.
- E. 293. Schlegels Aufsatz: Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens, nach den Sprüchen des Cherubinischen Wandersmannes, herausgegeben von H. L. Held, München-Leipzig 1917.
- E. 294. Knorr von Rosenroth: ADB 16. Fuchs, Chr. K. v. R., Zeitschrift für Kirchengeschichte 35 (1914), 548/83. E. E. Paulig, Corr. ev. K. 16 (1919), 100/171, 177/242.
- E. 296. Butschky: vgl. Hoffmanns Monatschrift 321/336, 369/93. ADB 3 (Palm).
- E. 298. Kuhlmann: ADB 17 (P. Tschudert). W. Mahrholz, Deutsche Selbstbekenntnisse, ein Beitrag zur Geschichte der Selbstbiographie von der Mystik bis zum Pietismus, Berlin 1919, 110/17. J. H. Scholte, Qu. K. als Dichter des Hochbarock: Vom Geiste neuer Literaturforschung, Festschrift für Walzel, Potsdam 1924, 38/42. W. E. Peudert, Qu. K., SL 3 (1928), 139/44.
- E. 303. Gesellschaft: E. Eohn, Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts (GSt 3).
- E. 304. Lyrik des Hochbarock: Ausgaben: W. Unus, Die Deutsche Lyrik des Barock, Berlin 1922; H. Fischer, Die Vergessenen, Berlin 1926. — M. v. Waltherberg, Die galante Lyrik, Beiträge zu ihrer Geschichte und Charakteristik, Straßburg 1885. G. Müller, Geschichte des deutschen Liedes, München 1925, 81/162.
- E. 305. Italiener: K. Brokmann, Giambattista Marini und sein Hauptwerk Abone, Programm Liegnitz 1898.
- E. 306. Hofmanswaldau: Ausgaben: W. Müller, Leipzig 1838; K 36 (F. Bobertag); F. P. Greve, Leipzig 1907. — ADB 12 (Palm). J. Ettlinger, Christian Hofman von Hofmanswaldau, Halle 1891. K. Friebe, Chronologische Untersuchungen zu H.s. Dichtungen, Greifswald 1896; Über die Entstehungszeit der Liebesgedichte H.s.: Wissenschaftliche Aufsätze zur Feier des 350jährigen Jubiläums des Gymnasiums und der Realanstalt zu Greifswald, Greifswald 1911, 81/91. W. Schuster, Metrische Untersuchungen zu Chr. H. v. H., Dissertation Kiel 1913. Fr. Mayer, Chr. H.

- v. H. und die französische Literatur, Diss. München 1923 (Maschinenschrift).
 H. Hedel, Ehr. v. H. H., SL 3 (1928), 119/26.
- E. 308. Getreuer Schäfer: L. Nischli, E. B. Guarinis Pastor fido in Deutschland, Diss. Leipzig 1908. K. Friebe, Über H. und die Umarbeitung seines Getreuen Schäfers, Diss. Greifswald 1886.
- E. 309. Epigramme: K. Friebe, H.s Grabchriften, Greifswald 1893. — Heldenbriefe: Max Jellinek, H.s Heldenbriefe, Wj. f. Lg. 4 (1891), 1/40. G. Ernst, Die Heroide in der deutschen Literatur, Diss. Heidelberg 1901. K. Franke, Die Kulturwerke der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung, Bd. 2: Von der Reformation bis zur Aufklärung, Berlin 1923, 360/68.
- E. 315. Mühlpyfort: ADB 22 (E. Schmidt). K. Hofmann, Heinrich M. und der Einfluss des Hohen Liedes auf die zweite Schlesiſche Schule, Heidelberg 1893. — Zum Hohen Lied ferner: A. Dypel, Das Hohe Lied Salomonis und die deutsche religiöse Liebeslyrik, Diss. Freiburg i. Br. 1911; M. Goebel, Die Bearbeitungen des Hohen Liedes im 17. Jahrhundert, nebst einem Überblick über die Beschäftigung mit dem Hohen Liede in früheren Jahrhunderten, Diss. Halle 1914.
- E. 316. Absaß: Auswahl in K 36. — ADB 1 (v. Liliencron). E. H. Wegener, Hans Asmann Frh. von A., Marburg 1907.
- E. 320. Affig: Auswahl in K 36. ADB 1 (H. Palm).
- E. 321. Zu Lohensteins Lyrik: E. Speyer, Eine literarische Fälschung aus dem Jahre 1693, Neue Heidelberger Jahrbücher 1926, 78/83.
- E. 322. Jesuitendrama: L. Pfandl, Einführung in die Literatur des Jesuitendramas in Deutschland, GRM 2 (1910), 445/56. W. Flemming, Artikel Jesuitendrama und Jesuitentheater bei Merker-Stammeler, II, 17/24; Geschichte des Jesuitentheaters in den Landen deutscher Zunge, Berlin 1923 (StHG XVI).
- E. 325. Jesuitentheater in Breslau: A. Wiffowa, Über eine Anzahl Schulbramen aus der Bibliothek des katholischen Gymnasiums, Programm des Breslauer katholischen (Matthias-) Gymnasiums 1861. K. Kolitz' Hallmannsbuch (f. u.), 6/18.
- E. 326. Glogau: D. Warnatſch, Beziehungen Glogaus zur deutschen Dramatik bis Schiller, Programm des katholischen Gymnasiums Glogau 1905. Hermann Hoffmann, Die Jesuiten in Glogau, Breslau 1926. — Glogau: E. Veß, Schauspiele des Glogauer Jesuitenkollegs, Programm Glogau 1893. P. Prohasel, Das Schultheater am Gymnasium zu Glogau: Festschrift zur Feier des 300jährigen Jubiläums des Königlichen katholischen Gymnasiums zu Glogau, Glogau 1897, 27/73.
- E. 327. Meisse: May, Schulkomödien der Jesuiten in Meisse (1706–1709), Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte III (1893), 194/97. — Troppau: K. Knaflitzsch, Einiges über die schauspielerische Tätigkeit der Troppauer Ordensleute, Zeitschrift des deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens, 6 (1902), 301/11; 9 (1905), 172/93.
- E. 328. Lohenstein: ADB 19 (E. Schmidt). K. Müller, Beiträge zum Leben und Dichten Daniel Caspers von L., Breslau 1882 (CABh 1). H. Eysarz, D. C. v. L., SL 3 (1928), 126/31. — Trauerspiele: W. A. Passow, D. C. v. L., seine Trauerspiele und seine Sprache, Meiningen 1852. A. Kerckhoffs, D. C. v. L.s Trauerspiele, mit besonderer Berücksichtigung der Cleopatra, Paderborn 1877. D. Muris, Dramatische Technik und Sprache in den Trauerspielen D. C.s v. L., Diss. Greifswald 1911. W. Martin, Der Stil in den Dramen L.s, Diss. Leipzig 1927.
- E. 330. Ibrahim Bassa: abgedruckt bei L. Tiedt, Deutsches Theater 2, 273/344.
- E. 332. Cleopatra: abgedruckt in K. 36. A. Kerckhoffs, a. a. O. K. Müller, a. a. O. (Vergleich der beiden Fassungen der Cleopatra). G. H. Möller,

- Die Auffassung der Kleopatra in der Tragödienliteratur der romanischen und germanischen Völker, Ulm 1888.
- E. 333. Sophonisbe: P. Veit, S. in Geschichte und Dichtung, Programm Lübeck 1888.
- E. 336. Elias Major: M. Hippe, Aus dem Tagebuche eines Breslauer Schülmannes im 17. Jahrhundert, ZVGSch 36 (1902), 159/92.
- E. 337. Hallmann: ADB 10 (Erich Schmidt). R. M. Werner, Joh. Chr. H. als Dramatiker, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 50 (Wien 1899), 673/702. H. Steger, Joh. Christ. H., Diss. Leipzig 1909. R. Kolik, J. Chr. H.s Dramen, Berlin 1911. Werner Richter, Liebeskampf 1630 und Schaubühne 1670, Berlin 1910 (Pal 78) enthält als Anhang (S. 343/413) drei Beiträge zu H.: I. Die Szenare zu H.s in Breslau aufgeführten ungedruckten Stücken, II. H.s Übersetzungen (Abelheide und Heraclius), III. Zur Entstehungszeit von H.s Werken und ihrer literarischen Stellung.
- E. 339. Mariamne: M. Landau, Die Dramen von Herodes und Mariamne, Zvgllg N. F. 8 (1895), 175/212 u. 279/317; 9 (1896), 185/223.
- E. 340. Antiochus und Stratonica: F. Kunke, Zur Geschichte von dem kranken Königssohn, Grenzboten 49 (1890), I, 227/38; 287/92.
- E. 341. Adonis und Rosabella: Prolog, abgedruckt in K 36.
- E. 343. Lohensteins Arminius: L. Cholevius, Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts, Leipzig 1866, 310/408. L. Laporte, L.s Arminius, ein Dokument des deutschen Literaturbarocks, Berlin 1927 (GSt 48). P. von Hofmann-Wellenhof, Zur Geschichte des Arminiuskultus, Graz 1887/88. W. Creizenach, Armin in Poesie und Literaturgeschichte, Preussische Jahrbücher 36, 332/40.
- E. 349. Männling: ADB 20 (J. Franck).
- E. 350. Vohse: E. Schubert, Augustus Vohse, genannt Talandier, ein Beitrag zur Geschichte der galanten Zeit in Deutschland, Breslau 1911 (BBr 27). ADB 4 (Meyerdorf).
- E. 351. Peucker: Nicolaus P.s Wollklingende Pauke (1650–75) und drei Singspiele Christian Reuters (1703 u. 1710), herausgegeben von Eg. Ellinger, Berlin 1888 (NBI 1. Serie, Bd. III). Eng befreundet mit P. war der Dichter Heinrich Held aus Guhrau; über ihn ADB 11 (Jentsch).
- E. 354. Neukirch: Auswahl in K 39 (L. Fulda). ADB 23 (E. Schmidt). W. Dorn, B. N., Weimar 1897 (LF 4).
- E. 357. Die sog. Neukirch'sche Gedichtsammlung: (Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte). A. Hübscher, Die Dichter der N.schen Sammlung, Euph. 24 (1922), 1/28; 259/87. Vgl. auch Dorn, Neukirch, 24/32 und Eitlinger, Hoffmannswaldau, 257.
- E. 358. Hamann (Oheim des Magus). ADB 10 (Werthlam). — Scharff: ADB 30 (Wagenmann). — Stolle: ADB 36 (M. v. Waldberg).
- E. 360. Christian Gryphius: ADB 10 (Palm). Zeit, Chr. G.s Rätselweisheit, ZVGSch 41 (1907), 241/271.
- E. 361. Stieff: ADB 36 (Markgraf). — Kirchenlied: Gütling, Schles. Kirchenliederdichter, Programm Liegnitz 1906. E. E. Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs, 6 Bde., Stuttgart 1866 ff. — Neumann: ADB 23 (Schimmelpfennig). G. E. Guhrauer, Leben und Verdienste Caspar N.s, nebst seinem ungedruckten Briefwechsel mit Leibniz, PB N. F. II (1863) 7 ff.; 141 ff.; 202 ff.; 263 ff.; P. Conrab, E. N., Corr. ev. K. 7 (1900), 49 ff. B. Schubert, E. N., 1903. M. Schian, E. N. als geistlicher Redner, Corr. ev. K. 12 (1912), 29 ff. R. Müller, E. N., SL 3 (1928), 131/38. — Acoluth: ADB 1. — Calisius: ADB 3 (Pressel). — Neunherz: ADB 23 (Drümmer).
- E. 362. Schmolz: S.s geistliche Lieder, herausgegeben von R. F. Ledderhose, Halle 1857. L. Grote, B. S.s Lieder und Gebete, Leipzig 1855 und 1860.

- W. Jürgensen, B. C., Schleswig, 1826. Hoffmann von Fallersleben, Bartholomäus Ringwald und B. C., Breslau 1833. Th. Schmidt-Nuland, B. C., Schlesiens geistlicher Volksdichter, Hamburg o. J., ADB 32 (Erdmann). N. Nicolai, B. C., Liegnitz 1909 (Beiheft zu Corr. ev. K. 11, Heft 2).
- E. 364. Ungarischer Simplizissimus: Der U. C., nach dem Original bearbeitet von N. Urbanek, Breslau 1906. Wendt, Schlesien und der Orient, 100/101.
- E. 365. Schlesischer Robinson: Rippenberg, Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg, Hannover 1892. H. Ulrich, Robinson und die Robinsonaden, Weimar 1898 (Bd. I: Bibliographie), 227. Wendt, Schlesien und der Orient, 144/45.
- E. 366. Zum Hamburger Dichterkrieg: Die Überschriften Bernigkes herausgegeben von Bodmer (Zürich 1763); Auswahl in K 39 (L. Fulda). Vollständige kritische Ausgabe W.s von N. Pechel (Pal 79; 109). J. Elias, Chr. W., München 1888.
- E. 367. Sommer (von Sommersberg): ADB 34 (Markgraf). — Hunold-Menante: H. Vogel, H., sein Leben und seine Werke, Leipzig 1898.
- E. 368. Gottfried Benjamin Hanke: ADB 10 (Palm). Kahlerl wirkt den Verehrer Neukirchs zusammen mit dem gleichnamigen Breslauer Pastor (1673–1727), dem einzigen Sohne des gelehrten Rektors am Elisabethan Martin Hanke (1630–1709), der weniger durch seine poetischen Versuche — er schrieb geistliche und Gelegenheitsgedichte — als durch wissenschaftliche Arbeiten sich einen geachteten Namen erwarb. (Für den schlesischen Literaturhistoriker besonders wichtig: De Silesiis eruditus indigenis, Leipzig 1702/7.) Über Martin H. s. ADB 10 (H. Kaemmel). Kahlerls Annahme ist schon deshalb unhaltbar, weil der von Junder angegriffene Autor ein junger Mann war, während der Breslauer Hanke damals die Fünfzig längst überschritten hatte.
- E. 370. G ü n t h e r: Von den zahlreichen Auswahlen seien hier genannt: DD 6, Leipzig 1874 (J. Fittmann); in K 38 (L. Fulda); Reclam 1295/96 (B. Lihmann); von W. von Scholz: Strophien, Leipzig 1902; von Ab. Hoffmann und W. Maydorn (in zeitlicher Folge), Leipzig 1909. G.s Leben auf Grund seines handschriftlichen Nachlasses. Erste unverfälschte Ausgabe von G.s Taschenbüchern, von A. Heyer, mit ergänzender Einleitung und Anmerkungen von Ab. Hoffmann, Leipzig 1909. Drei Leonoren-Lieder und Ergänzung zu den Taschenbüchern Chr. G.s, herausgegeben von Ab. Hoffmann, Berlin 1922. — Die erste Biographie G.s schrieb der Breslauer Arzt Dr. Chr. E. Steinbach (Pseud. Siebrand), Leipzig 1738. Hoffmann von Fallersleben, J. E. G., Breslau, 1832. O. Roquette, Leben und Dichten J. E. G.s, Stuttgart 1860. M. Kalbeck, Neue Beiträge zur Biographie des Dichters J. E. G., Leipzig 1879. ADB 10 (G. Eitner). B. Lihmann, Zur Textkritik und Biographie J. E. G.s, Frankfurt a. M. 1880. G. K. Wittig, Neue Entdeckungen zur Biographie J. E. G.s, Striegau 1881; Urkunden und Belege zur G.-Forschung, Striegau 1895; J. E. G., ein Beitrag zu seinem Charakterbilde, Jauer 1909. Ab. Hoffmann, Zu J. E. G.s 200. Geburtstag, ZVGsCh 29 (1895), 305 ff.; Deutsche Dichter im schlesischen Gebirge, Neues aus dem Leben von Goethe, G. und Körner, Warmbrunn 1898; G.s Schulzeit und Liebesfrühling, Jauer 1908; Die Wahrheit über Chr. G.s Leonore, Breslau 1925; weiter zahlreiche kleinere Aufsätze. W. Schliebig, J. E. G., Striegau 1895. E. Enders, Zeitfolge der Gedichte und Briefe J. E. G.s, Dortmund 1904. Grotshupp, Die Sprache J. E. G.s, Annaberg 1900. D. F. Volkmann, J. E. G. im Rahmen seiner Zeit: sein Stil und seine Technik, Diss. Bern 1907. J. Klewik, Die Natur in G.s Lyrik, Diss. Jena 1910. W. von Scholz, J. E. G., SL 3 (1928), 166/78.

Personen-Verzeichnis

- Abraham a Santa Clara 289
 Abshak, Hans Adam, Frh. von 309,
 316–319, 358, 361, 370
 Adermann, Statius 309
 Adoluth, Andreas 361
 Adam, Melchior 118
 Adalbert, Bischof von Prag 6
 Adamari, Alessandro 316
 Adolph, Johann Baptist 324
 Agricola, Gregorius, s. Lengsfeld
 Agricola, Rudolphus 97, 106
 Agrippa von Nettesheim 164, 175
 Albert, Heinrich 218, 219
 Alberti, Valentin 358
 Albertus Magnus 27
 Albrecht II., Kaiser 77
 Albrecht von Eyb 82
 Aleuthner, Tobias 117
 Alexander VI., Papst 89
 Alexander Gallus 92
 Alexander, König von Polen 93
 Alhagen 26
 Amasaeus, Romulus 94
 Andrae, Johannes 57
 Andrae, Valentin 164, 269
 Angelus Silesius s. Scheffler, Johann
 Anselmus 31
 Antoninus Liberalis 38
 Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig
 343, 344
 Anton von Burgund 119
 Apelles von Löwenstern, Matthäus
 211–212, 213, 236, 293, 361
 Arconatus, Hieronymus s. Vogner
 Ariost 38
 Aristoteles 26, 62, 194, 196
 Arler, Peter 52
 Arndt, Johann 125
 Arnim, Adam von 133, 258
 Arnold, Gottfried 288, 293
 Aschylus 84, 142, 256
 Assarino, Lucas 340
 Assig, Hans von 320, 358, 361
 Augustinerchorherrn 18, 20, 33, 59, 63,
 68, 71, 74
 Augustinereremiten 52, 56, 59, 94
 Augustinus 26, 52, 57, 59
 Aurispa, Giovanni 82
 Avancini 323
 Aventinus s. Turmair, Johannes
 Baader, Franz von 176
 Bach, Sebastian 211
 Bahr, Jakob 113
 Balbus, Hieronymus 88
 Balbe, Jakob 243, 324
 Barclay, John 204
 Barläus 213, 214
 du Bartas 186
 Bartels, Adolf 258, 374
 Bauhuis 243
 Baumgarten, Konrad 29, 31
 Bebel, Heinrich 92, 93
 Becanus 191
 Beer, Johannes 163, 165
 Bembo, Pietro 100
 Bendonski, Simon Symonowicz 181
 Benedikt XIII., Papst 75
 Benediktiner 8, 16, 21
 Bernharden 77
 Bernhard von Clairvaux 18, 23, 156
 Bernhard von Meise 87
 Besser, Johann von 353, 354, 358, 369
 Bethlen, Gabor, Fürst von Sieben-
 bürgen 191
 Bidermann, Jakob 243, 324
 Biondi 306
 Birk, Sigt 144
 Boccacio, Giovanni 82, 83, 147, 148,
 218
 Bodmer, Johann Jakob 37, 199, 205
 Boethius 91
 Bogislaw X., Herzog von Pommern 118
 Vogner, Hieronymus 118
 Böhme, Jakob 27, 148, 152, 163,
 165–176, 179, 189, 231, 263, 264,
 266–270, 279, 281, 283, 286, 292,
 297, 298, 302
 Böhme, Martin 123, 125, 144–146,
 149

- Böhse, Augustus 349, 350, 358
 Boileau 351, 353, 354, 356
 Boleslaw Chabri, König von Polen 6
 Boleslaw I., Herzog von Breslau 7, 8, 24
 Boleslaw II., Herzog von Liegnitz 24, 25
 Boleslaw III., König von Polen 7, 18, 19, 24
 Boleslaw IV., König von Polen 7
 Bolko I., Herzog von Schweidnitz, Jauer und Münsterberg 20, 21, 36–38, 40, 41, 44
 Bolko II., Herzog von Münsterberg 40, 44, 54
 Bolko II., Herzog von Schweidnitz-Jauer 13
 Bonaventura 189
 Bosh, Michael 141
 Bossuet, Jacques Bénigne 266
 Brauner, Kaspar 91
 Breitingen, Johann Jakob 199, 205
 Brentano, Clemens 133
 Bresler, Ferdinand Ludwig von 373, 377
 Bretislav, Herzog von Böhmen 7
 Brown, Thomas 294
 Bruno von Olmütz 64
 Buchholzer, Abraham 115
 Buchner, August 193, 197, 205, 211, 212, 217
 Bucholz, Andreas Heinrich 343, 344
 Buchwald, Siegmund 90–91, 92, 95
 Buchwälder, Christoph 146
 Bunkel, Markus 131
 Bürger, Johann 351
 Burnacini 294
 Butsch, Samuel von 296–297, 298
 Calagius, Andreas 146–147, 149, 185
 Calaminus, f. Köhricht, Georg
 Calderon de la Barca, Pedro 252, 305, 339
 Calisius, Johann Heinrich 361
 Calprenède de la Coste, Gautier 339, 343
 Canig, Friedrich Ludwig Freiherr von 353, 356, 358, 369
 Caricinus, f. Ferge, Bernhardinus
 Cartolari, Giovanni Battista 340
 Cato 105
 Cats, Jakob 217, 351
 Cassinus, Nikolaus 251, 259, 324, 325, 340
 Celtes, Konrad 82, 87–90, 91, 92, 95, 96–98, 230
 Cervantes, Miguel de Saowedra 205
 Ceslaus, hl. 65
 Chennik, Christian 290
 Cialbini 258
 Cicero 105, 229
 Clajus, Johann 185, 194
 Clemens IV., Papst 24, 27, 28
 Clemens VII., Papst 85, 86, 99, 100
 Comenius, Amos 163, 181, 269
 Cordus, Euricius 104, 223, 230
 Coritius, Janus 97, 100
 Corneille, Pierre 252, 253
 Corneille, Thomas 259, 340
 Cornelius, Peter 258
 Corvinus, Laurentius, f. Kabe, Lorenz
 Creiswicz, Franziskus 72
 Creuk, Jakob 193, 209
 Christian, Herzog von Liegnitz 259
 Christian, Kurfürst von Sachsen 245
 Crato von Krafftheim, Johannes 106, 113
 Cunrad, Christian 216
 Cunrad, Johann Heinrich 216
 Cunrad, Kaspar 190, 216
 Cyrillus 57
 Czepl, Johannes 137
 Czepl, von Reigersfeld, Daniel 152, 176, 223, 235, 238, 270, 271–279, 280, 281, 283, 284, 286, 293
 Czigan, Barbara Dorothea von 271
 Dach, Simon 198, 207, 217, 218, 358
 Dante Alighieri 53, 56, 289
 Dantiskus, Johannes, Bischof von Kulm 115
 Debekind, Friedrich 220
 Defoe, Daniel 365
 Denaisius, Peter 188, 193
 Dienkenhofer 235
 Dietmar von Medebach 54, 55, 58, 80
 Dietrich von Freiburg 27
 Dietrich von der Klesse 38–39, 41
 Dietrichstein, Franz von 111
 Dionysius Areopagita 154
 Dohna, Hannibal von 169, 191, 202, 209, 271
 Dominikaner 65
 Dorothea, hl. 71
 Drabiz 298
 Drändorff, Johannes 73
 Drayton, Michael 309
 Dülberg, Franz 258
 Dürer, Albrecht 57, 96, 97
 Dyherrn, Georg von, Freiherr 290
 Eß, Adam von 147
 Eß, Valentin 100, 107
 Eßel, Fabian 158, 160
 Eichenborff, Josef Freiherr von 347
 Elckhart, Meister 27, 50, 154–156, 170, 174, 274, 277, 283

- Elenfon, Sophie Julie 257
 Eliae, Erasmus 72
 Elisabeth, hl. 41, 42
 Elisabeth, Königin von England 233
 Elisabeth, Markgräfin von Mähren 57, 59
 Elsbeth, Thomas 151
 Eltester 358
 Elyan, Kaspar 82, 83
 Ender, Johannes 163
 Ender, Karl von 165, 168
 Engelbert, Abt von Leubus 27
 Erasmus von Rotterdam 81, 85, 98 bis 100, 105, 106, 115
 Erdmann, Martin 110
 Eriugena, Scotus 154
 Ernst von Pardubitz, Erzbischof von Prag 53
 Eschenloer, Peter 79, 83, 151
 Eugen, Prinz von Savoyen 373
 Euripides 141, 142, 206
 Eusebius 57
 Everaerts, Jan Nikolai 375
 Faber, f. Köckrig, Franz
 Fabri, f. Smed, Georg
 Fagilucus, f. Buchwald, Sigismund
 Feind, Barthold 358, 367
 Fénelon, François de Salignac de la Motte 266, 356
 Ferdinand I., Kaiser 87, 98, 99, 101, 107, 109–113, 130, 160, 163, 182, 292
 Ferdinand II., Kaiser 183, 191
 Ferdinand IV. von Habsburg, römischer König 259
 Ferdinand, Prinz von Braunschweig 326
 Fessel, Gottfried 374
 Feyge, Bernhardus 94
 Ficinus 88
 Fischart, Johann 185, 192
 Fischer von Erlach 235
 Flacius Illyricus 150
 Flavius Josephus 135
 Flemming, Paul 198, 207, 208, 213, 215, 223, 354, 370
 Folz, Hans 128
 Frand, Fabian 161, 190
 Frand, Johann 363
 Frandenberg, Abraham von 163, 165 bis 167, 175, 176, 215, 264, 266–270, 274, 276, 279–282, 283, 290, 298
 Franz von Assisi, hl. 52
 Franziskaner 65, 68
 Frauenlob, Heinrich 128, 133
 Freitag, Christoph 270, 281
 Freudenberg, Elias 135
 Freitag, Gustav 365
 Freitag, Petrus 28
 Friedrich I., Kaiser 7, 41, 42
 Friedrich I., König von Preußen 353
 Friedrich II., Kaiser 23
 Friedrich II., König von Dänemark 118
 Friedrich II., König von Preußen 322, 326, 354
 Friedrich II., Herzog von Liegnitz 93, 113, 158, 162
 Friedrich III., Kaiser 82, 83, 87
 Friedrich III., Herzog von Liegnitz 116, 162
 Friedrich IV., Kurfürst von der Pfalz 188
 Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz 118, 183, 270
 Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meissen 75
 Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 239, 352
 Friedrich Wilhelm I., König von Preußen 354
 Friedrich von Sonnenburg 40
 Frischlin, Mikodemus 140, 146, 147
 Fulda, Ludwig 374
 Fuscinus, f. Drauner, Kaspar
 Gart, Ziebold 144
 Gebauer, Georg Christian 343, 347
 Gebhard, Jan 193
 Gebhard, Sebald 151
 Geisa II., König von Ungarn 11
 Gelimer, König der Vandalen 5
 Gellert, Christian Fürchtegott 205
 Georg II., Herzog von Brien 113, 115, 222
 Georg III., Herzog von Brien 260
 Georg Ludwig, Reichsgraf von Freiburg 161
 Georg Rudolf, Herzog von Liegnitz 222
 Georg Wilhelm, Herzog von Liegnitz 302, 317
 Gerhardt, Paul 363
 Gerstenberg, Heinrich Wilhelm 318
 Gerstenmayer 298
 Gerstmann, Martin, Bischof von Breslau 324
 Gertrud, hl. 281
 Gesner, Konrad 185
 Glaeser, Enoch 216
 Gloger, Georg 397
 Gnappheus 144
 Göbel, Georg 143–144
 Goethe, Johann Wolfgang von 114, 205, 250, 277, 370–372, 379
 Goldast, Melchior 193, 196

- Gossinger, Sigmund 90
 Gottfried von Bouillon 42
 Gottsched, Johann Christoph 137, 199,
 217, 244, 342, 353, 357, 358, 379
 Goudimel 191
 Greff, Joachim 144
 Gregor XI., Papst 68
 Gregor XII., Papst 75
 Gresser, Jakob 324
 Grillparzer, Franz 40, 142
 Grimmelehausen, Christoph von 237,
 279, 364
 Groh, Jakob 112
 Grotius Hugo 192, 204, 209, 249
 Gruter, Jan 188, 191, 209
 Gryphius, Andreas 123–125, 189, 206,
 208, 215, 221, 223, 228, 230, 231,
 236–263, 272, 299, 303, 304, 306,
 307, 314, 321, 327–331, 335, 338,
 340, 355, 358, 360, 362, 363, 366,
 372
 Gryphius, Christian 316, 358, 359,
 360–361
 Guarini, Battista 205, 306, 316
 Guarin, Christian 212
 Gähler, Martin 297
 Guido, König von Jerusalem 41
 Günther, Christian 231, 262, 357, 358,
 368, 369–379
 Gustav Adolf, König von Schweden 225,
 256
 Gütler, Hieronymus 115–116
 Guyon, Frau von 266
- Habrecht, Isaak 193
 Hadrian VI., Papst 85, 98
 Hageborn, Friedrich von 370
 Hager, Georg 134
 Hägenicht, Gottfried 269
 Hallmann, Johann Christian 263, 322,
 325, 327, 329, 330, 336–342, 358
 Hamann, Johann Georg (Magus aus
 Norden) 176
 Hamann, Johann Georg (Oheim des
 Magus) 358
 Haughton 191, 193
 Handt, Gottfried Benjamin 368, 369,
 403
 Handel-Mazetti, Enrica von 374
 Hanisch, Franz 106
 Hanke, Martin 358, 403
 Hanman, Enoch 212
 Hartmann von Aue 36
 Hausdörffer, Georg Philipp von 200,
 212, 269
 Hartlieb 269
 Hartmann von Eptingen 93, 94
- Haugwitz, August Adolf von 336
 Haunold, Johannes 93
 Hebbel, Friedrich 339
 Hedwig, heilige, Herzogin von Breslau
 8, 9, 10, 19, 20, 27, 28, 29, 41, 42,
 259
 Heermann, Johannes, 123–126, 211,
 214, 215, 236, 240, 293, 362, 363
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 176
 Heinrich I., deutscher König 259
 Heinrich I., Herzog von Breslau 8, 9,
 10, 18, 19, 20, 28
 Heinrich II., Herzog von Breslau 10, 13,
 20, 40, 259
 Heinrich III., Kaiser 7
 Heinrich IV., Herzog von Breslau 13,
 37, 55, 63, 385, 386
 Heinrich VII., Kaiser 53
 Heinrich VIII., König von England 341
 Heinrich XI., Herzog von Liegnitz 113,
 114
 Heinrich von Valois, König von Polen
 151
 Heinrich, Herzog von Braunschweig 149,
 245
 Heinrich von Meissen 36
 Heinrich von Mügeln 54, 60
 Heinrich Wenzel, Herzog von Münster-
 berg 201, 211
 Heinsius, Daniel 190, 191, 193, 194,
 200, 203, 204, 213, 249
 Held, Heinrich 402
 Heller, Jakob 96
 Helmont, vom 294
 Hellwig, Gotthard 165
 Hendel von Donnersmark, Lazarus 274
 Henel von Hennensfeld, Nikolaus 117,
 190, 214
 Hennig, Hans 136
 Heräus, Karl Gustav 353
 Herberger, Valerius 124, 236
 Hermann, Nikolaus 125
 Hermes Trismegistos 279
 Herodot 135, 142
 Herolt, Wolfgang 130–131, 134
 Herrnhuter 120
 Hesiod 135
 Hesus, Eobanus 104, 106, 230
 Hess, Johannes 90, 97, 104, 105, 120,
 160
 Hevelius, 268
 Hieronymus, hl. 56, 57–58
 Hildebrandt, Lukas 235
 Hillebrand, Matthias, von Liegnitz 72
 Hoed, Theobald 185, 188
 Hoffmann, C. L. 257
 Hofmann, Johann, von Schweidnitz 75

- Hofmannswaldau, Christian Hofman von
 117, 192, 199, 201, 209, 215, 218,
 227, 231, 233, 240, 241, 253, 286,
 303, 305–314, 315–318, 320, 321,
 327, 329, 336, 351, 353–357, 361,
 366, 370, 374
 Hohendorff, Mari a Elise von 217
 Hohlbaum, Robert 374
 Homer 89, 135, 198, 354
 Hondorff, Andreas 135
 Hooff 249
 Horaz 190, 194, 195, 201, 203, 354
 Horn, Johann 122, 293
 Hornig, Antonius 28
 Proffwirth von Sandersheim 89
 Hübener, Johannes 72
 Hübener, Tobias 186, 193, 198
 Hunold, Christian Friedrich 350, 367–
 368
 Hus, Johann 61, 68, 72
 Husiten 64, 75–77, 93, 101, 107, 120,
 157, 179
 Hutten, Ulrich von 80, 84, 86, 91, 92,
 105, 230, 344
 Hyginus 38

 Ignatius von Loyola, hl. 265
 Immermann, Karl Lebrecht 258
 Innocenz III., Papst 32, 65
 Jrenäus, Christoph 150
 Jachmann, Leonore 372, 373, 375, 376
 Jakob von Salza, Bischof von Breslau
 104, 110
 Jänicke, Karl 37
 Jesuiten 111, 124, 136, 149, 161, 181,
 184, 191, 215, 234–236, 243–245,
 246–247, 248, 250–254, 259, 265,
 282, 291, 321–327, 337, 340, 342,
 346
 Joachim Friedrich, Kurfürst von Bran-
 denburg 182
 Joachim von Fiore 52
 Jobelle 249
 Johann I., König von Böhmen 13, 51,
 108
 Johann IV., Bischof von Breslau 79,
 83, 90, 95, 96
 Johann V., Bischof von Breslau 83, 87,
 95–96, 97–100, 102–104, 112,
 115
 Johannes Antonii 90
 Johannes a Capistrano 77
 Johannes, Bischof von Breslau 6
 Johannes, Erzbischof von Gnesen 32
 Johannes Annus von Viterbo 186
 Johannes Gallici 72
 Johannes Medici aus Liegnitz 72
 Johannes Secundus, s. Everaerts, Jan
 Nikolai
 Johannes vom Kreuze 265, 286
 Johannes von Frankenstein 30, 31, 32
 Johannes von Saaz 61
 Johannes von Schweidnitz 72
 Johann Christian, Herzog von Brieg 221
 Johann Georg, Herzog von Jägerndorf
 182, 183
 Johann Georg, Kurfürst von Sachsen
 184, 207
 Johann Heinrich II., Markgraf von
 Mähren 57
 Johann Hofmann von Schweidnitz 75
 Johanniter 30, 95
 Johann Otto von Münsterberg 74–75
 Johann Sigismund, Kurfürst von Bran-
 denburg 161
 Johann von Dalberg, Bischof 88
 Johann von Jenzenstein, Erzbischof von
 Prag 56
 Johann von Neumarkt 53–59, 72, 82
 Johann von Wartenberg 84
 Johnius, Sigismund 117
 Jolippus, Joris 257
 Joseph I., Kaiser 294, 350, 360
 Joseph, Georg 288
 Jovius, Paulus 100
 Julius Caesar 4, 29, 99, 345
 Juncker, Gottlob Friedrich Wilhelm 357,
 369
 Justinus 135

 Kahlert, August 119, 150, 288, 361
 Kaldenbach, Christoph 219
 Kamper, Georg 358
 Karl der Große 5, 150
 Karl der Kahle 154
 Karl II., Herzog von Münsterberg-Dels
 182
 Karl IV., Kaiser 13, 49–55, 57, 59,
 60, 65, 67, 68, 71, 76, 79, 180, 184
 Karl V., Kaiser 85, 86
 Karl VI., Kaiser 161 362
 Karl X., König von Schweden 272
 Karl, Erzherzog von Österreich 183
 Karlstadt 158
 Karthäuser 16, 59
 Katharina, hl. 71
 Kaym, Paul 298
 Kedd, Jodokus 291
 Keller, Gottfried 37
 Kinner von Scherffenstein, Martin 117,
 123, 219
 Kircher, Athanasius 251
 Kirchner, Kaspar 191, 193, 208, 211
 Kirsten, Rektor 140

- Klipfisch, Kaspar 135
 Klopstock, Friedrich Gottlieb 318, 345, 370, 371
 Kluniazenser 16
 Knoblauch, Bartholomäus 150
 Knoll, Christoph 122
 Knorr von Rosenroth, Christian 269, 293–296, 358, 361
 Kober, Tobias 148–149, 165, 169, 266
 Kochanowski, Jan 181, 221
 Ködrik, Franz 101, 106–108, 111
 Kolbenheyer, Erwin Guido 166
 Köler (Colerus), Christoph 117, 208–210, 217, 271, 280, 306, 315
 König, Johann Ulrich von 353, 358, 369, 373
 Konrad, Bischof von Breslau 77
 Konrad III., deutscher König 7
 Konrad von Montferrat 41
 Konrad von Queinfurt 29, 30
 Konrad von Soltow 73
 Konrad von Waldbausen 72
 Konrad von Würzburg 39
 Konstantin de Warbançon 281
 Konstantin, Kaiser 150
 Kopernikus, Nikolaus 92
 Koppe, Adam 146
 Kosciol, Nikolaus 72
 Kotter, Christoph 163, 298
 Krause, Friedrich 266
 Krank, Georg 358
 Krause, Theodor 372
 Kraitwalb, Valentin 90, 97, 106, 158, 162
 Kreul, Nikolaus 83
 Kuhlmann, Quirinus 175, 298–302
 Kurek, Hans 393
 Ladislaus Postumus, König von Böhmen 77, 83, 151
 Lang, Matthäus, Bischof von Gurk 97
 Lange, Johannes 238
 Langer, Johannes 106
 Laotse 152
 Lassus, Orlandus 236
 Lauremberg, Johann 231
 Leander aus Schleffen, I. Stolle, Gottlieb
 Lee, Eduard 105, 106
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 176, 293, 294
 Lengsfeld, Gregorius 83, 90
 Leo X., Papst 85, 97
 Leopold I., Kaiser 259, 294, 306, 323, 325, 331, 333, 341, 342, 347
 Leschte, Bartholomäus 139, 144
 Lessing, Gottfried Ephraim 176, 215, 223, 226, 227, 251
 Libanius 84
 Leubsker, Johann Christian 327
 Liebig, Melchior 122
 Liebholtz, Zacharias 147, 148
 Lind, Hieronymus 130, 135
 Lingelsheim, Georg Michael 188, 193, 208
 Littmann, Johann Barbara 373
 Livius 130
 Lohkowitz von Hassenstein, Bohuslaus 84
 Lobwasser, Ambrosius 188, 191
 Loeber, Valentin 222
 Logau, Friedrich von 198, 219, 221–227, 233, 238, 241, 243, 262, 273, 304, 309, 317
 Logau, Georg von 86, 96, 97, 99–100, 221
 Logau, Kaspar von, Bischof von Breslau 99, 110
 Logus, Georgius, f. Logau, Georg von
 Lohenstein, Daniel Caspar von 204, 231, 233, 240, 246, 248, 250, 252, 253, 257, 263, 296, 298, 299, 304, 306, 307, 314, 316–318, 321, 327–336, 338–341, 343–349, 350, 350, 351, 353–355, 357, 358, 360, 364, 366–368, 372
 Longinus Cleutherius, Vincentius 89–90
 Loredano, Giovanni 309, 337
 Lotichius Secundus, Petrus 230
 Lucan 239
 Lucilius 203
 Ludolf, Abt zu Egan 68
 Ludolfinger 41, 42
 Ludwig der Bayer, Kaiser 55
 Ludwig II., König von Ungarn 80, 87, 98–100, 109, 236
 Ludwig III., der Fromme, Landgraf von Thüringen 40–42
 Ludwig IV., Landgraf von Thüringen 41, 42
 Ludwig IV., Herzog von Liegnitz 222
 Ludwig XII., König von Frankreich 97
 Ludwig XIV., König von Frankreich 233, 251, 319
 Ludwig, Fürst von Anhalt-Köthen 187, 243, 279
 Ludwig von Medlitz 41
 Luis de Gongora y Argote 305
 Luise, Herzogin von Liegnitz 334
 Lukas Hezer von Liegnitz 72
 Luther, Martin 84, 86, 96, 101, 103, 104, 106, 107, 116, 119–124, 129–131, 140, 143, 144, 146, 152, 157–162, 165, 168, 174, 180, 182, 183, 188, 230, 231, 234, 237–239, 264, 268, 270, 279, 281, 291–293, 297, 356

- Lupa, Georg von 100
 Lyle, John 305
 Macropebius 146
 Magni, Nikolaus 72–74
 Magnus von Langenwalde 158
 Major, Elias 208, 209, 248, 269, 280, 306, 315, 336
 Major, Georg 135, 144
 Mannlich, Eilgerus 309
 Männling, Johann Christoph 349
 Mariensfus, Bartholomäus 87
 Marino, Giovanni 305
 Marner 128, 192
 Marot, Clément 188
 Martial 214, 222, 223, 243, 273–309
 Martin I., Abt von Sagan 102
 Martin von Haynau 72
 Martin von Troppau 24
 Martinus Gallus 24, 25
 Martinus Strepus (Polonus) 24
 Masen 324, 338
 Matthäus von Kralau 73, 74
 Matthias, Kaiser 182, 190, 306
 Matthias Corvinus, König von Ungarn 77–80, 83, 90, 111
 Matthias Hillebrand von Liegnitz 72
 Mauersberger, Johann Leopold 358
 Margaretha Maultasch, Gräfin von Tirol 57
 Maximilian I., Kaiser 85, 88, 90, 97
 Maximilian II., Kaiser 99 110
 Mazarin 251
 Medici, Johannes, aus Liegnitz 72
 Mela, Antonius 105
 Melanchthon, Philipp 80, 89, 94, 96, 105, 106, 110, 115, 116, 123, 135, 150, 189, 206, 230
 Melidäus, Jonas 116
 Melissus f. Schebe, Paul
 Mendel, Burchard 353, 358, 373, 375
 Mendelssohn, Moses 348
 Mähler, Hans 105–106
 Merboth, Nikolaus 83
 Methodius, Apostel der Slaven 6
 Milton, John 186
 Miseko, Herzog von Oppeln 7
 Moibanus, Ambrosius 104, 105, 110, 120, 160
 Molinos, Michael de 266, 285
 Moliere, Jean Baptiste Poquelin 305
 Moller, Martin 123, 125, 165
 Montalvan, Juan Perez de 258
 Montemayor, Jorge de 205
 More, Henry 294
 Morenberg, Georg 93
 Morgenstern, Georg 131, 134–135
 Morhof, Daniel 353, 366
 Moritz, Kurfürst von Hessen 245
 Moritz, Kurfürst von Sachsen 112
 Mühlpsfort, Heinrich 209, 315–316, 358
 Müller-Eberhart, Waldemar 29
 Münzer, Sebastian 135
 Mussato 249
 Mutianus Rufus 90
 Mylius, Christlob 365
 Nanter, Bischof von Breslau 33
 Neukirch, Benjamin 227, 307, 310, 314, 315, 343, 354–358, 359, 362, 366, 369, 370
 Neumann, Caspar 358, 361, 363
 Neumeister, Erdmann 358
 Neunherz, Johann 361
 Niedermayer, Michael 163
 Niger, Antonius 104–105
 Nieborowski, Paul 29
 Niklas von Wyle 87
 Nikolaus, Herzog von Oppeln 64
 Nikolaus von Kofel 32, 65–68
 Nikolaus Stör von Schneidnitz 72
 Norbert von Xanthen 17
 Novalis 176
 Nüßler 205
 Nucius, Johannes 236
 Opecz, Peter 189
 Opitz, Christoph 190
 Opitz, Martin 92, 117, 124–126, 130, 137, 142, 146, 147, 150–152, 175, 179–181, 185, 186, 188–208, 209 bis 224, 226–230, 232–234, 236 bis 244, 248–251, 254, 259, 262, 271–274, 280, 286, 304–306, 309, 314, 315, 343, 351, 354, 356, 358, 361, 366, 368, 370
 Oswald, König der Northumbrier 43–45
 Otfried 60
 Otto I., Kaiser 6, 150
 Otto III., Kaiser 6
 Otto, Johann, von Münsterberg 74–75
 Ottokar I., König von Böhmen 40
 Ottokar II., König von Böhmen 40, 64
 Ovid 38, 96, 195, 239, 309, 310, 375
 Owen, John 214, 222, 223, 273, 309
 Paracelsus, Theophrastus 164, 165, 169 174, 264, 279
 Pariculus, Eschiel 315
 Paracelsus, Theophrastus 164, 165, 169, 174, 175, 264, 279
 Pauli, Johannes 133
 Parys, du 359

- Peschwig, Gottfried von 218
 Perger, Bernhard 88, 89
 Peri, Jacopo 207
 Peter I., Abt von Heinrichau 25
 Peter, Bischof von Breslau 77
 Peter von Brieg 73
 Peter von Patschkau 22
 Peter Wlast 18
 Petrarca, Francesco 53, 54–57, 195
 Petrus Cappleri de Sulewicz 72
 Petrus Elewmy 72
 Petrus von Liegnitz 72
 Peuter, Kaspar 135
 Peuter, Nikolaus 351–353
 Pfeffer, Otto Christian 351
 Piccolomini, Enea Silvio 79, 82–83, 87
 Piesch, Valentin 217, 353, 357, 373
 Pietisten 161, 293, 295, 302, 363
 Pindar 198, 241
 Pirckheimer, Willibald 85, 86, 90
 Pistoris, Simon 91
 Pius II., Papst s. Piccolomini, Enea Silvio
 Pius III., Papst 83
 Pilander von der Linde, s. Mendte, Burchard
 Plato 26, 27, 62, 88, 153–155, 164, 166, 171, 174, 175, 195, 264, 279, 282, 293, 297, 306, 308
 Plautus 89, 92, 139, 140, 185
 Plinius 135
 Plotin 26, 27, 153, 156, 170, 174
 Plunsklau, A. 135
 Plutarch 105, 135
 Pobiebrad, Georg, König von Böhmen 77–79, 83, 95, 151, 182, 280
 Poggio Bracciolini, Gian Francesco 82, 83
 Poleus, Zacharias 146
 Polich, Martin 91
 Pomponius Laetus 88, 89
 Porta, Johann Baptist 294
 Poser, Heinrich von 269
 Postel, Christian Heinrich 367
 Prämonstratenser 17, 18, 19, 26, 56, 63
 Primko Herzog von Glogau 108
 Proklus 26
 Promnitz, Balthasar von, Bischof von Breslau 110
 Prunner, Heinrich 270
 Przemysliden 5, 12, 13, 40, 129
 Ptolemäus, Claudius 491
 Puschmann, Adam 106, 128–130, 131 bis 134, 138–139, 144
 Puy, du 306
 Pythagoras 279
 Quinault, Philipp 261, 340
 Rabe, Lorenz 89, 91–92, 93–95, 97, 103, 105, 106, 115, 139
 Rachel, Joachim 355
 Ramler, Karl Wilhelm 227
 Razzi, Girolano 259
 Rätel, Heinrich 146–150
 Rehmun, Paul 147, 185
 Rebern, Friedrich von 107, 108
 Regenbogen 128
 Regent, Karl 326
 Rehbig, Thomas von 113, 118, 119
 Reinmann, Georg 117, 123
 Reinmar von Zweter 40
 Rej, Nikolaus 181
 Reuchlin, Johannes 89, 90, 97, 98, 164
 Reusner, Elias 118
 Rhagius, Johannes 89, 92, 104
 Richelieu 251
 Richy, Michael 358
 Richter, Gregorius 168, 169
 Richter, Zacharias 122
 Rienzo, Cola di 52, 53, 55, 56
 Rindfleisch, Daniel 190
 Ringwaldt, Bartholomäus 114
 Rinuccini, Ottavio 207
 Rist, Johann 211, 256, 269, 286
 Robertin, Robert 217
 Robert von Molesme 17
 Röhrich, Georg 140–142, 249
 Roll, Georg, 137, 143
 Rolle, Jakob 251
 Ronfard, Pierre 181, 194, 197, 198, 200, 241, 359
 Rosa, Bernhard, Abt von Grüssau 282, 290
 Rosenkreuz, Christian 164
 Rosenkreuzer 164, 165
 Rosenthal, Dorothea Eleonore von 216, 217
 Rostock, Sebastian von, Bischof von Breslau 236, 281, 282, 291, 292
 Roth, Johann, s. Johann IV., Bischof von Breslau
 Rothe, Johannes 165, 298
 Rudolfus, Frater 23, 29
 Rudolf I., deutscher König 13, 55, 87, 111, 148
 Rudolf II., Kaiser 164, 182
 Rudolf, Herzog von Liegnitz 182
 Ruprecht I., Kurfürst von der Pfalz 73
 Rybisch, Heinrich, 102, 103, 109, 112
 Sachs, Hans 67, 82, 128, 130–133,

- 135, 136, 138, 139, 142, 148, 229, 260, 339
 Sabolato, Jacopo 100
 Saladin, Sultan 42
 Sannazaro, Jacopo 204
 Sappho 198
 Sarbiewski (Sarbivius), Mieczysław 181, 243
 Sartorius, Joachim 123
 Sauer, Stanislaus 83, 86, 90, 97, 112
 Sauermann, Georg 84–86, 94, 100
 Sauermann, Johannes 84
 Sauermann, Sebolt 84
 Sauravius, Johannes 84
 Saurma-Jeltsch, Johann Theodor von 269
 Sauromannus, Johannes 84
 Scaliger, Julius Cäsar 194–196
 Schaffgotsch, Hans Ulrich Graf 205
 Scharff, Gottfried Walthasar 358
 Schede, Paul 188, 190, 191, 193, 197
 Scheffler, Johann 27, 152, 156, 176, 208, 209, 223, 231, 234, 235, 237, 264, 269, 270, 276, 279–293, 295, 302, 361, 363
 Scheffler, Stanislaus 280
 Scheidt, Kaspar 220
 Schellendorf, Freiherr von 324
 Schelling, Friedrich Wilhelm 176
 Scherffer von Scherffenstein, Wenzel 117, 219–221, 222, 233, 236, 269, 351
 Scherger, Adam 290
 Scheurl, Christoph 85, 104
 Schickfus, David 124
 Schiller, Friedrich von 255
 Schirmer, Michael 351, 358
 Schlegel, Christoph 215
 Schlegel, Friedrich 176, 293
 Schmoldt, Benjamin 358, 362–364, 372, 374
 Schneider, Hans 112
 Scholz, Hieronymus 215
 Scholz, Ambrosius 214
 Scholz, Andreas Clemens 214
 Scholz, Johannes 33
 Schottel, Justus Georg 212
 Schönaich, Georg von, Freiherr 190
 Schönborn, Philipp von 236
 Schopenhauer, Arthur 176
 Schröder, Thomas 117
 Schubert, Zacharias 211
 Schulk, Christoph 161
 Schük, Heinrich 207, 218
 Schwabe von der Heide, Ernst 193, 194
 Schwarz, Daniel 282, 290
 Schweinich, Hans von 113, 114, 165, 169, 266, 269
 Schweinik, David von 215, 266
 Schwendfeld, Kaspar von 111, 113, 157–162, 164, 165, 173, 179, 189, 268
 Schwenter, Daniel 260
 Scudéry, Madelaine de 330, 343, 359
 Scultetus, Andreas 214–216, 239, 280
 Scultetus, Friedrich 216, 238
 Scultetus von Dregoschütz, Tobias 190, 209
 Seccervik, Johann 118
 Seidel, Martin 163
 Seidel, M. B. 140
 Seneca, 62, 90, 140, 142, 149, 185, 206, 248, 249, 250, 252–254, 256, 296, 297
 Senfleben, Valentin 146, 190, 208
 Seuse, Heinrich 155
 Shakespeare, William 147, 148, 248, 250, 260, 305, 309
 Sibney, Philipp 204, 205, 2
 Sigher, Meister 40
 Sigismund, Kaiser 76
 Sigismund III., König von Polen 280
 Sigismund August, König von Polen 113
 Simon, Josef 254
 Simplicius 26
 Slevny, Petrus 72
 Smed, Georg 91
 Smil von Pardubic 67
 Smolius, Melchior 118
 Socinianer 163
 Sokrates 100, 307
 Soliman, Sultan 99, 109, 149, 331
 Sommer, Fedor 161
 Sommer, Friedrich Wilhelm 367–368
 Sommerfeld, Abraham von 165
 Sophokles 142, 206, 254, 354
 Spangenberg, Wolfgang 206, 249
 Spinola 191
 Spreng, Johann 128
 Statius 239
 Steinbach, Christian Ernst 374
 Stölker, Thomas 235
 Sturm, Johannes 206
 Sudermann, Daniel 161, 276
 Stabius, Johannes 97
 Staupitz, Johann von 157
 Stein, Bartholomäus 95
 Steinhövel, Heinrich 82
 Sthenus, f. Stein, Bartholomäus
 Stieff, Christian 358, 361, 365
 Stitny, Thomas 57
 Stolle, Gottlieb 358–359
 Stof, Weit 79
 Strider, Johannes 114
 Stromer, Heinrich 109

- Sturm, Gottfried 269
 Sueton 135
 Sylvius Nimrod, Herzog von Württemberg und Oels 280, 281

 Tacitus 4, 89, 344
 Talander, f. Böhse, Augustinus
 Tasso, Torquato 205
 Tauchan, Nikodemus 87, 91
 Tauler, Johannes, 125, 157, 267, 270, 283
 Terenz 82, 89, 92, 139, 140, 142, 143, 185, 248
 Teresa von Jesus, hl. 265, 285
 Terstegen, Gerhard 288, 293
 Theokrit 204
 Thomas von Kempis 359
 Tied, Ludwig 176
 Thietmar von Merseburg 6
 Thomas I., Bischof von Breslau 10, 20
 Thomas von Aquin 27
 Thou, Jacques Auguste de 306
 Thurzo, Johann f. Johann V., Bischof von Breslau
 Thurzo, Stanislaus, Bischof von Olmütz 98—100
 Tilenus, Georg 118
 Titus, Peter 123
 Tiz, Johann Peter 209, 212, 217—219, 222, 309
 Torstenfon 271
 Triller, Valentin 123
 Trissino 194, 241, 249
 Troger 104, 105
 Trojendorf, Valentin 116, 141, 150
 Tschesch, Johann Theodor von 266, 268, 269, 270—271, 280
 Tscherning, Andreas 192, 208, 209, 210—214, 217, 218, 223, 281, 293, 358
 Tscherning, David 211
 Tscherning, Martin 210
 Tscherning, Paul 211
 Turmair, Johannes 142
 Tycho de Brahe 118

 Ulrich von Eschenbach 40
 Ulrich von Neuhaus 41
 Ulrich von dem Türkin 40
 Ursinus Velius, Caspar 90, 96—99

 Vadianus, f. Watt, Joachim von
 Varnhagen von Ense, Karl August 293
 Velten, Johannes 245
 Venator 193, 205, 209
 Vergil 90, 91, 141, 196, 198, 201, 204, 229, 239

 Viau, Theophile de 306, 308
 Vida, Hieronymus 194
 Vietor, Hieronymus 100
 Vincentius, Petrus 141
 Vincenz von Pogarell 18
 Virbung, Michael 249
 Vischer, Peter 79
 Witez, Johann, Bischof von Westphalen und Wien 88
 Voiture 359
 Vondek, Jost van den 200, 249, 256, 259, 261
 Vos, Jan 250
 Vulturnus, Pancratus 94, 95

 Wagenfeil, Johann Christoph 132
 Wagner, Richard 132
 Walbus, Petrus 60, 73
 Wallenstein, Albrecht von 116, 183, 256
 Walther, Balthasar 165, 168, 169, 266
 Walther, Bischof von Breslau 19
 Walther von Espelen 41
 Walther von der Vogelweide 128, 196
 Watt, Joachim von 97
 Weber, Ananias 272, 279
 Wedderlein, Georg Rudolf 186, 188, 193, 195, 198, 223, 241
 Weigel, Valentin 165, 174, 179, 274, 283
 Weinhold, Karl 11
 Weise, Christian 351, 360, 362, 367
 Weise, Michael 120—122
 Wenzel, Bischof von Breslau 93
 Wenzel, Kaiser 65, 75, 76, 78
 Wenzel I., König von Böhmen 40
 Wenzel II., König von Böhmen 13, 20, 40, 61
 Werder, Dietrich von dem 198
 Werner von Freiburg 74
 Werner von Kreuzburg 72
 Werner von Patschkau 96
 Wernicke, Christian 227, 366—367
 Wessel, Balthasar 193
 Widram, Jörg 133
 Wiclef, John 60, 61, 68, 72, 73
 Wigand von Salza 83—84
 Wilhelm, Markgraf von Meissen 75
 Wilhelm von Moerbete 26, 27
 Wilhelm von Oranien 249
 Wilhelm von Weimar 279
 Willmann, Michael 235
 Wimpina, Konrad 91
 Winkler, Paul 355
 Witelo 25—27
 Wladislaw, Herzog von Oppeln 21
 Wladislaw, König von Böhmen 80, 93
 Wladislaw, König von Polen 7

- Wolff, Christian 361
 Wolff, Nikolaus 83
 Wolfram von Eschenbach 40, 42
 Zapolya, Johann, König von Ungarn 98
 101
 Zedlig, Christoph von 148, 149
 Zebrenus 254
 Zesen, Philipp von 212, 217, 224, 240,
 269, 294, 297, 330, 343, 344, 349
 Seydenberg, Hieronymus 72
 Zigler, Heinrich Ansholm von 341
 Zindler, Johannes 117
 Zinkgraf, Julius Wilhelm 188, 191,
 193, 201, 208, 209, 222
 Zinzendorf, Nikolaus Ludwig von 161,
 287, 288
 Zitta, Johann 107
 Zisterzienser 8, 16, 17—18, 19—21, 23,
 27—29, 44, 64, 235, 236, 290
 Zonaras 254
 Zwingli, Huldreich 121
 Zyrk, Christian 139

Geographisches Verzeichnis

- Aachen 43
 Afton 41, 42
 Altdorf 260
 Altenkampen 18
 Altranstädt 372
 Altsieidenberg 166
 Altvatergebirge 2
 Alsfeld 69
 Amsterdam 237, 250, 251, 258, 269,
 270, 280, 298
 Andreow 21
 Ansbach 354, 356
 Aensdorf 164
 Arrovaise 18
 Artois 18
 Aschersleben 372
 Assisi 52
 Athen 154
 Augsburg 101, 112, 128—130, 131,
 134, 302
 Aufschwik 7
 Avignon 53
 Basel 82, 83, 93, 98, 164, 190
 Belgrad 83
 Berlin 29, 70, 351, 353—355
 Bernstadt 211, 361
 Bertelsdorf 161
 Beuthen (Niederschlesien) 123, 190—192
 Beuthen (Oberschlesien) 7, 13, 182
 Viele 38
 Birawa 271
 Bischdorf 373
 Bober 2, 19, 20, 21, 36, 148, 163, 189
 Bober-Rasbachgebirge 163
 Bober-Röhrsdorf 36
 Böhmen 2, 4—6, 12—14, 28, 34, 36,
 40, 41, 49—52, 54—62, 64, 65,
 67—72, 74, 75—80, 82, 84, 107 bis
 109, 111, 113, 120, 121, 129, 143,
 145, 151, 157, 166, 180, 182, 183,
 185, 229
 Bojanowo 354
 Bollenhain 113
 Bologna 51, 57, 84, 89, 94, 96, 97, 99,
 104, 105
 Brabant 39
 Brauchitschdorf 362
 Bremen 222
 Breslau 5, 6, 10, 13, 18, 25, 29, 32,
 33, 36, 37, 40, 51, 52, 54, 55, 58,
 62, 63, 65, 68—72, 76—80, 82—84,
 87, 89—95, 97, 101—107, 109—121,
 124, 130, 131, 133—137, 139, 140,
 141, 143, 146, 148, 151, 158, 160,
 166, 182—184, 190—192, 208, 209,
 211, 213—217, 235, 236, 246—248,
 269, 271, 280, 281, 288, 291, 296,
 298, 299, 315, 320, 321, 324, 325,
 327, 328, 334, 336, 337, 341, 351,
 354, 355, 358, 360, 364, 367, 373,
 374
 Abalbertkirche 18, 65
 Bernhardinerkloster 77

- Corpus Christi, St. 235
 Dominzel 19
 Dom zu St. Johann 62, 83, 87,
 102, 104, 110, 235
 Domschule zu St. Johann 62, 91
 Dorotheenkirche 52, 71, 104, 105,
 235
 Elisabethkirche 78, 104, 112, 139,
 272
 Elisabethschule (Elisabethgymnasium)
 63, 91, 104–106, 115, 124, 143,
 146, 208, 209, 211, 214, 215, 217,
 248, 257, 280, 306, 315, 336, 339,
 354, 360
 Hl. Geistsschule 106
 Kollegiatstift zum Hl. Kreuz 63
 Magdalenenkirche 78, 104, 209
 Magdalenenerschule (Magdaleneum)
 63, 94, 104, 109, 115, 141, 146, 190,
 248, 327, 331, 336, 337, 338, 340,
 351, 360
 Martinskirche 19
 Matthiaskirche (Gymnasium) 281,
 282, 291
 Matthiaskirche (Universität) 235
 Rathaus 78, 92, 134, 248
 Sandkirche 235
 Sandstift 10, 18, 20
 Stadtbibliothek 51, 119, 272
 Universität 235, 325
 Vincenzkirche 235
 Vincenzkloster 19, 63, 109
 Brieg 13, 25, 28, 51, 64, 72, 73, 95,
 113, 124, 134, 136, 137, 140, 143,
 158, 182, 185, 211, 219, 221–223,
 235, 260, 270, 271, 297, 302, 327,
 334, 337, 358
 Brodut bei Nimptsch, Gut 221
 Brünn 215
 Budapest 98, 101
 Buzlau 122, 140, 146, 189–191, 193,
 208, 210, 214, 299
 Camenz 18, 20
 Cîteaux 17, 18
 Clugny 16
 Cölln an der Spree 351
 Crécy 51
 Cremona 194
 Czaslau 65
 Egenstschau 214
 Danzig 129, 134, 192, 217, 218, 236,
 239, 251, 268, 270, 280, 306
 Darmstadt 207
 Debschütz 164
 Dobrosławitz, Kreis Cosel 271, 274
 Donau 2, 88, 99, 107
 Dresden 164, 169, 183
 Eferding 134
 Eger 69, 71
 Elbe 17, 107
 Elbing 270
 Eperies 101
 Erfurt 87, 90, 93, 104, 106
 Erzgebirge 12
 Falkenberg 64
 Ferrara 89
 Florenz 88, 89, 187, 207, 239, 251
 Frankenstein 20, 30–32, 123, 146, 163
 Frankfurt am Main 131, 257
 Frankfurt an der Oder 64, 91, 93, 151,
 191–193, 208, 237, 239, 354, 372
 Fraustadt 124, 236, 251, 294, 360
 Freiburg (in Württemberg) 161
 Freystadt 89, 123
 Friedersdorf bei Görlitz 117
 Genua 148
 Glaz 2, 38, 123, 136, 146, 150, 162,
 270, 324–327
 Glaz, Grafschaft 150, 160, 270
 Glaser Meisse 12
 Glaser Schneeberg 38
 Gleiwitz 21
 Glogau 13, 33, 63, 72, 108, 115, 138,
 165, 183, 184, 235–237, 251, 260,
 261, 324–326, 354, 355
 Gnesen 6, 24, 32, 33, 40, 101
 Goldberg 10, 19, 90, 116, 118, 147,
 163, 190, 266, 337
 Gorkau 18
 Görlitz 79, 112, 116, 117, 123, 128,
 131, 136, 143, 148, 161, 163, 164,
 165, 166, 168, 169, 211, 236, 267,
 299
 Gotha 90, 360
 Gran 98
 Greifswald 118
 Griffober 20
 Großalbersdorf 294
 Grottkau 64, 118, 291
 Grünberg 2, 13, 115
 Grüssau 20, 21, 51, 235, 290
 Guhrau 316
 Gurf 97
 Habelschwerdt 143
 Halle 349, 354, 368
 Hallstatt 3
 Hamburg 227, 269, 357, 366, 367
 Harpersdorf im Ober-Ragbachgebirge 163
 Haynau 72

- Heidelberg 37, 69, 73, 74, 87, 88, 118, 141, 181, 188, 190, 191, 193, 208, 234, 237
 Heinrichshau 20, 24, 25, 38, 44, 51, 235
 Helmsfeldt 216
 Hengersdorf 164
 Heringen 236
 Hilbburghausen 359
 Himmelwitz 64, 236
 Hirschberg 84, 94, 115, 216, 238, 362, 373
 Hohenmauth 54
 Hohnsdorf 164
 Jglau 134
 Innsbruck 70, 99, 244
 Jsergebirge 2
 Jägerndorf 64, 65, 123, 182, 183, 246
 Jauer 13, 36, 37, 72, 74, 151, 183, 235, 272, 291, 351, 373
 Jauernig 96
 Jena 117, 118, 124, 290, 298, 299, 337, 359, 360, 373
 Johannesberg bei Jauernig 96
 Jungbunzlau (Böhmen) 120
 Justingen 92, 161
 Kagbach 163
 Kiel 353
 Köben 124
 Kolmar 133
 Köln 87, 97, 99, 105, 115, 119, 257
 Königgrätz 20, 141
 Königsberg (Preußen) 122, 137, 143, 217, 218, 219, 353, 373
 Konstantinopel 298, 365
 Konstanz 73, 82
 Kopenhagen 245
 Koschitz bei Liegnitz 271
 Kosel 271
 Kottwitz 122
 Kralau 7, 13, 73, 75, 78, 79, 87, 89–95, 97, 99, 100, 104, 106, 113, 151, 181, 280
 Kreuzburg (Oberschlesien) 72, 118, 373
 Krnowia s. Jägerndorf
 Kroytschütz bei Wittenberg 123
 Krossen 12
 Krummendorf 44
 Kulm 115, 116
 Kupferberg 361
 Landeshut am Bober 20, 216, 271, 373
 Landekron (Böhmen) 120, 121
 Landekrone bei Görlitz 166
 Langenau bei Görlitz 163
 Lauban 123, 136, 144, 373
 Laudenburg 74
 Lauffen an der Salzach 97
 Lebus 12
 Leiden 191, 217, 237, 240, 280, 306, 316
 Leipzig 75, 84, 87, 90–93, 97, 102, 104–106, 107, 116, 124, 148, 271, 290, 294, 299, 315, 320–328, 343, 350, 353, 357–359, 362, 366, 369, 373, 375, 378
 Leitmeritz 84
 Leitomischl 54, 57, 121
 Leobschütz 64, 117, 122, 219, 298
 Leopoldsdorf 164
 Leubus 8, 18, 19, 20, 27, 29, 235
 Lichtenburg 150
 Liebenthal 100
 Liegnitz 10, 13, 19, 25, 28, 29, 63, 64, 72, 93, 113, 114, 116, 118, 131, 151, 158, 161, 162, 182, 185, 191, 192, 214, 217, 222, 227, 235, 270, 271, 298, 299, 302, 316, 324, 334, 337, 339, 350, 358, 361, 362
 Linz 97, 141, 142
 Lissa 122, 124, 163, 236, 240
 Lissabon 112
 Lomnitz 164
 London 72, 186
 Löwen 85, 98
 Löwenberg 10, 20, 29, 51, 90, 118, 148, 150, 163
 Lüben 158
 Lublin 113
 Ludwigsdorf bei Dels 266, 267, 280
 Lüttich 19, 161
 Lützen 299
 Magdeburg 10, 57, 111, 144
 Mähren 12, 49, 57, 64, 67, 129, 183, 271, 292
 Mährisch-Sternberg 137, 271
 Mailand 53, 113
 Mainz 6, 82, 127
 Marburg 270
 Marklissa 150
 Merseburg 257
 Meissen 21, 23, 36, 49, 56, 73, 146, 165
 Mittelwalde 20
 Mohacs 87, 98, 100, 109
 Montpellier 84
 Morimund 18
 Moskau 298, 302
 München 43, 45, 323
 Münsterberg 13, 20, 30, 37, 40, 44, 74, 75, 117, 141, 182, 183, 201, 211

- Mamslau 18, 122, 151
 Naumburg am Oker 19
 Naumburg an der Saale 299
 Neapel 204
 Neisse 7, 10, 33, 64, 70, 72, 83, 87, 91,
 106, 107, 111, 121, 150, 235, 246,
 281, 291, 324, 327
 — St. Maria in Kosis 33
 Neuhaus bei Görlitz 163
 Neumarkt 10, 53, 56, 91
 Neusohl 105
 Neustadt (Franken) 151
 Neustadt (Oberschlesien) 64, 117, 211
 Nimptsch 123, 221, 327
 Nördlingen 274
 Nürnberg 78, 79, 85, 87, 88, 90, 99,
 104, 105, 112, 116, 119, 128–135,
 197, 200, 223, 286
 Oberglogau 64, 65
 Obergund bei Zuckmantel 137
 Oder 2, 5, 12, 19, 21, 95
 Oderberg 182
 Ofen 78
 Oslau 18, 163
 Olmütz 41, 54, 55, 64, 65, 98, 111,
 246, 271
 Oels 13, 158, 182, 185, 211, 248, 264,
 266, 267, 269, 280, 302, 328, 349
 Opawitz bei Königgrätz 20
 Oppeln 7, 10, 13, 21, 63, 64, 65, 76,
 183
 Orsha 97
 Ossig bei Lüben, Gut 158
 Ottmachau 10, 13, 33, 64, 70, 106
 Oxford 68
 Padua 25, 83, 89, 94, 96, 270, 280
 Pantenau 123
 Paris 51, 73, 192, 233, 250, 251, 306,
 343, 353
 Passarowitz 371, 373, 378
 Patzschkau 22, 87, 96, 100
 Petrikau 26
 Porta 8, 18, 19, 29
 Pilsen 205
 Pitschen 221
 Prag 6, 14, 24, 25, 40, 49, 51–54, 56,
 58, 59, 66, 67, 71–76, 77, 78, 80,
 87, 93, 111, 164, 166, 180, 182, 184,
 192, 236, 246, 324, 325
 Pregel 218
 Preßburg 97
 Quedlinburg 7
 Queinsfurt 29
 Radewitz 118
 Ratibor 7, 21, 63, 64, 76, 183
 Rauden 21, 22–24, 29, 64, 236
 Raubnitz, Burg 53
 Raubten 124, 293
 Regensburg 88
 Reichenstein 105, 272
 Reichensteiner Gebirge 20
 Reink 354
 Rhein 5, 18, 43, 107
 Rhön 11
 Riesengebirge 2, 4, 36, 205, 349
 Schneekoppe 2
 Zadenbach 205
 Rom 53, 60, 77, 83–86, 88, 89, 96,
 97, 100–102, 107, 117, 204, 237,
 251, 328, 334
 Rostock 211–213, 217
 Rotenburg 29
 Rotterdam 81
 Ruda 21
 Saalburg (Thüringen) 147
 Sacrau 4
 Sagan 13, 19, 33, 68, 71, 102, 136,
 146, 150, 163, 183, 324, 325
 Salzbürg 67
 Salzammergut 3
 Sankt Gallen 97
 Saros, Burg 101
 Schlackenwerth 28
 Schlägl, Stift 56
 Schlaupitz bei Schweidnitz 99
 Schlettstadt 144
 Schmalkalden 161
 Schmiedeberg 373
 Schneeberg in Sachsen 56
 Schönberg 40
 Schönwald 21, 23
 Schreibersdorf 83
 Schweidnitz 13, 19, 20, 36, 37, 55, 72,
 75, 92, 96, 99, 107, 115, 123, 136,
 150, 163, 183, 184, 216, 235, 271,
 272, 291, 297, 324, 358, 362, 363,
 368, 372–374
 Schweißhaus, Burg 113, 163, 266
 Schwiebus 12, 20, 219, 320
 Seitendorf bei Hirschberg 216
 Siebenbürgen 101
 Siebeneichen am Oker, Schloß 148
 Silberberg 141, 147
 Sommerfeld in der Lausitz 92, 164
 Speyer 74, 271
 Sprottau 122, 123, 163
 Steinau 13
 Steinkirchen am Queis 29
 Stargard (Pommern) 349

- Stettin 237, 294
 Steyr 134
 Stockholm 272, 353
 Straßburg 124, 131, 134, 136, 141,
 160, 188, 198, 206, 208–210, 216,
 237, 249, 271, 280, 316, 360
 Strehlen 44
 Striegau 19, 271, 372
 Striesha, Gut, bei Breslau 118
 Stuhlweißenburg 98
 Stuttgart 186
 Sudeten 2, 136, 151
 Sulzbach 294

 Zentschín 13
 Tepl, Kloster 60
 Teschen 7, 13, 183
 Thorn 78, 92, 115, 192, 354
 Torgau 207
 Trebnitz 19, 20, 22, 28, 235
 Trient 110
 Trier 69
 Troppau 40, 61, 111, 183, 215, 216,
 324, 327, 342
 Troßschendorf bei Görlitz 116
 Tübingen 98, 219, 328

 Udine 54
 Ujest 10
 Ulm 131, 161
 Upsala 237
 Urleben bei Heringen 236

 Venedig 78, 85, 89, 239
 Versailles 343
 Viterbo 25, 186
 Vogelsberg 11
 Vogtland 49
 Voigtsdorf 270
 Vorarlberg 105

 Wabnitz bei Dels 349
 Voigtsdorf 270
 Wahlstatt 10
 Waldburger Gebirge 20
 Waltersdorf bei Kupferberg 361
 Wartenberg 84
 Wartha 20, 164
 Weidenau 38, 41
 Weichsel 5, 218
 Weigelsdorf bei Münsterberg 117
 Weimar 150, 230, 279
 Weisenburg 139, 191
 Wels 134
 Wesprim 88
 Wien 25, 30, 43–45, 59, 70, 73, 75,
 82, 87–90, 92, 96–99, 104, 105,
 109, 118, 142, 148, 149, 162, 184,
 187, 191, 233, 234, 236, 244, 296,
 303, 305, 306, 323, 341, 353, 366
 Witow 26
 Wittenberg 84, 88–91, 93, 95, 100,
 103–105, 110, 116, 123, 160, 193,
 206, 211, 215, 271, 294, 296, 372,
 373
 Wohlau 18, 64, 124, 185, 216, 222,
 272, 303, 316, 334, 361
 Wolfenbüttel 245
 Worms 74, 158, 220
 Würbitz, Gut 316
 Würzburg 39

 Zator 7
 Zittau 351, 360
 Zlatna 201, 202
 Zobten 2, 4, 18, 42, 107, 108, 163, 165
 Zschopau 165
 Zuckmantel 137
 Züllichau 12
 Zwickau, Gut 164
 Zwickau 130, 185

Von demselben Verfasser erschienen ferner:
Im Verlage der J. W. Mecklerschen Buchhandlung
in Stuttgart:

Das Don=Juan=Problem in der neueren Dichtung

(Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von
Max Koch und Gregor Sarrazin, Nr. 47).

Im Verlage von M. und H. Marcus in Breslau:

Die Schlesiſchen Provinzialblätter von 1785 bis 1849 in ihrer literargeschichtlichen Bedeutung

(Wort und Brauch, volkſkundliche Arbeiten herausgegeben von
Theodor Siebs und Max Hippe, Nr. 15).

Im Verlage von Preuß und Jünger, Breslau:

Bauſteine

Festschrift zum 70. Geburtstag von Max Koch,
unter Mitwirkung von Sachgenossen herausgegeben von
Ernst Boehlich und Hans Heckel.

Inhalt: Hans Heckel, Das Bild des Künstlers im neueren deutschen Roman.
— Oswald Floeck, Der deutsche Roman der Gegenwart. — Johannes
Hönig, Wissenschaft und Dichtung. — Karl Schumacher, Das Problem der
ästhetischen Form im Lichte der Weltanschauung Hebbels. — Rudolf Unger,
Conrad Ferdinand Meyer. — Wilhelm Kofch, Robert Hohlbaum, ein
Dichter des Deutschtums. — Carl Appel, Erlebnis und Dichtung bei Giosuè
Carducci. — Karl Drescher, Einige Gesichtspunkte metrischer Betrachtung.
— Theodor Siebs, Zur Geschichte der deutschen Hochsprache. — Hermann
Janßen, Friedrich Jaricks altdeutsche Studien. — Joseph Klapper, Aus der
Frühzeit des deutschen Humanismus. Dichtungen zu Ehren des heiligen
Hieronymus. — Ernst Boehlich, Johann Elias Obentraut. Zur Geschichte
und Legende des deutschen Michel. — Walther Steller, Das Wiegenband,
ein Beitrag zur sudeten-deutschen Volkskunde.

Einzelschriften zur Schlesiſchen Geſchichte

Herausgegeben von der
Historiſchen Kommiſſion für Schleſien

Erſter Band

**Heinrich Wendt: Ergebnisse der ſchleſiſchen
Wirtſchaftsgeſchichte**

Preis: geheftet 1 Mk.

Zweiter Band

**Hans Heckel:
Geſchichte der deutſchen Literatur
in Schleſien**

1. Band

Preis: geheftet 10 Mk., gebunden 13 Mk.

Dritter Band (demnächst erſcheinend)

**A. M. Koſler: Die preuſſiſche
Volksſchulpolitik in Oberſchleſien
von 1742 bis 1848**

Preis: etwa 10 Mk.

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000692831



II 578

Pracownia Śląska